

**Nach zwanzig Jahren.
Roman in 3 Theilen.
von
Philipp Galen.**

ERSTER THEIL.

ERSTES KAPITEL. DIE BÖSE FRAU ELSTER.

Wenn es der Phantasie des Reisenden, mag er die Alpen der Schweiz, die schottischen Hochlande, die Granitklippen Scandinaviens oder irgend ein anderes Gebirge durchstreifen, oft auch einen eigenthümlichen Reiz gewährt, tagelang einsam durch öde Steintrümmer und baumlose Schluchten zu klettern, oder über ausgestorbene Moore und kahle Hochebenen zu wandern, so wendet er doch immer wieder gern seine Schritte thalwärts, und höher auf schlägt sein Herz, fröhlicher leuchtet sein Auge, wenn er Berge und Hügel sich wieder mit grünen Matten bedecken, wenn er schattige Wipfel sich um trauliche Wohnstätten gruppiren sieht und, freundlich grüßend, ein menschliches Antlitz ihn erinnert, daß er in die belebte Welt zurückgekehrt ist und von den unläugbaren Wohlthaten der Civilisation den ihm gebührenden Theil beanspruchen darf.

Das Fürstenthum Wales in England gehört nun freilich nicht zu denjenigen Gebirgsländern, deren Felsriesen bis zur Höhe von zehntausend Fuß aufragen und mit ewigem Schnee bedeckt sind, allein dennoch ist es überreich an wilden Scenerien und großartigen Naturschöpfungen allerlei Art. Oede Moore, steile Klippen und schwer zugängliche Pässe ermüden zuletzt des rüstigsten Wanderers Auge und Fuß, und wenn er, von naßkalten Winden, die ihn von allen Seiten umsausen, bis in das Herz

durchfröstelt, zu dem bewohnteren Binnenlande niedersteigt, so fühlt er sich wunderbar angeheimelt, sobald er die grünen Bäume, die stolzen Schlösser und die stillen Städte und Dörfer desselben in bunter Reihe vor seinen Blicken auftauchen sieht.

Von Neuem belebt und gekräftigt, überschreitet er nun mit Behagen die Gränze des wilden, von drei Meeren umgürteten Wales, und wendet sich mit uns der Grafschaft Herefordshire zu, die dem romantischen Schmuck Altenglands manch edle Perle liefert, und unter diesen zeichnet sich vor allen der Fluß Wye aus, dessen Ufer sowohl mit Gaben der Natur wie mit Werken der Menschenhand überaus reich bedacht sind.

Dieser Fluß entspringt aus dem Plynlimon in Montgomeryshire und rauscht, nachdem er sich anfangs mühsam durch Sümpfe und Moore gearbeitet, munter schäumend und sprudelnd in ein lachendes Thal hinab, welches zu beiden Seiten majestätische Berge begränzen. Später, von zahlreichen Sturzbächen fast überfüllt, verwandelt er sich in einen wild brausenden Strom, der, in wirbelnden Sprüngen von Fels zu Fels stürzend, male- risch Wasserfall an Wasserfall reiht. Sobald er aber das zerklüftete Wales verläßt, scheint ihm die nahende Civilisation zu imponiren, er zwingt sich zu stillerem Gebahren und tritt nun sanfter und gelassener in die hügelreiche und schön bewaldete Grafschaft Herefordshire ein, aus der er sich in mannigfachen Windungen, als könne er nur allmählig von seinem Ungestüm lassen, bei dem Städtchen Chepstow in die mächtigere Severn ergießt, mit der

er gemeinsam dem gewaltigen Meerbusen von Bristol zuströmt, um so endlich an das Ziel seines Strebens: in den atlantischen Ocean zu gelangen.

Nach den Ufern dieses reisenden Flusses sind schon häufig Maler und Dichter aller Länder gepilgert, er muß also an Schönem und Begehrenswerthem keinen Mangel leiden. Auch wir vermehren die Zahl jener beutegierigen Wanderer, indessen wir sind bescheiden, wir erschöpfen seine Reize nicht, vielmehr begnügen wir uns, Augen und Phantasie des Lesers nur auf einen Punkt zu lenken, der in der That einer der lieblichsten und gesuchtesten Altenglands ist.

Wir meinen hiermit das stille grüne Thal, welches man von dem breiten Bergrücken erblickt, der das Städtchen Ross mit leichter Mühe zu tragen scheint. Tief unten windet sich der blaue Wye in kühnen Krümmungen zwischen bewaldeten Bergen und saftigen Wiesen hin. Malerisch geordnete Baumgruppen: Buchen, Erlen und Weiden, arbeitsame Menschen und wohlgenährte Heerden tauchen darin auf und beleben auf mannigfaltige Weise die lachende Landschaft. Auf zwei Punkten in der Höhe aber haftet der bewundernde Blick mit längerem Behagen, und diese sind die Gipfel zweier lieblich abgerundeten Berge, von denen der eine, vom Scheitel bis zur Sohle mit Buchen bewachsen, ein stolzes schönes Schloß trägt, welchem wir den Namen Doward-Court beilegen wollen, der zweite, benachbarte dagegen, mit grünem Rasen bedeckt, die Ruinen einer alten Burg zeigt, deren einstige Bewohner längst zur Ruhe gegangen sind,

deren Nachkommen es aber vorgezogen haben, sich seit einigen Jahrhunderten auf jenem ersten bewaldeten Gipfel anzubauen und von da aus die nächste Umgebung in einen reizenden Park, ihren moderneren Wohnsitz aber in einen beneidenswerthen Sammelplatz von Schätzen umzuwandeln, zu denen alle Zeitalter, und Weltgegenden, die Continente im westlichen Meere und im ostindischen Ocean mit einbegriffen, ihre Beisteuer geliefert haben.

Es ist in der Mitte Octobers im Jahre 184*, Nachmittage gegen vier Uhr, wo wir die eben beschriebene Gegend zum ersten Male betreten; und die Gelegenheit ist günstig, um von ihr einen angenehmen Eindruck zu erhalten. Denn es ist einer jener schönen Herbsttage, der alle Welt erfreut. Die Sonne scheint warm vom fast wolkenlosen Himmel nieder und die südwärts heraufströmende Seeluft trägt eine belebende Frische auf ihren leichten Schwingen heran, so daß die Wellen des Wye sich störrisch kräuseln und die noch immer grünen Blätter des nahen Waldes ein munteres Rauschen ertönen lassen.

Letzteres aber ist auch fast der einzige Laut, den wir in der ungestörten Einsamkeit vernehmen; nur dann und wann hört man aus der Tiefe des Thals herauf einen Hund kläffen und noch seltener führt der Wind den hellen Schall einer Glocke herüber, die am Halse einer weidenden Kuh hängt. Auf der Höhe des grünen Hügels aber, auf welchem die epheumrankten Ruinen der alten Burg stehen, ist Alles still und nichts Lebendiges erblickt unser

Auge, so scharf und aufmerksam wir auch in der Runde umherspähen mögen.

Indessen sollten die alten Mauern nicht lange unbelebt bleiben, und noch dazu von verschiedenen Seiten bewegten sich zwei Menschen heran, die der launige Zufall heute an diesem stillen Orte zusammenzuführen beschlossen hatte.

Zunächst wenden wir uns der Höhe des Bergrückens zu, auf welchem das Städtchen Ross mit seinem spitzen Kirchthurm thront, und nehmen einen Mann wahr, der bedächtig den schmalen Weg nach der Ruine herabschreitet und nur von Zeit zu Zeit stehen bleibt, um sein Auge an dem reinen blauen Himmel, dem im Sonnenlicht schimmernden Walde und dem in der Tiefe rieselnden Flusse zu weiden, deren Anblick in ihrem jetzigen Zustande ihm einen großen Genuß zu gewähren scheint. Offenbar ist der leicht auf einen Rohrstock sich stützende Mann ein Geistlicher, das erkennen wir schon von Weitem an seinem langen schwarzen Rock, seinem weißen Halstuch und dem eigenthümlich gestalteten Hut mit breiten Rändern, der etwas tief in die Stirn gedrückt ist und ein wohlgenährtes, aber sanftes und intelligentes Gesicht ohne Bart beschattet, und außerdem an den langsam gemessenen Schritten, die, in Gemeinschaft mit der geraden Haltung des ansehnlich großen Mannes, ihm einen Anstrich von edler Würde und zugleich behaglicher Ruhe verleihen.

Wir haben uns in dem Berufe desselben auch nicht geirrt, es ist in der That der Rector Mildness aus Ross, ein in

der Umgegend beliebter und mit Recht geschätzter Mann von tiefer Gelehrsamkeit und doch humaner Denkungsart, der seinen Nachmittagsspaziergang nach der Ruine unternimmt, um sich des schönen Tages zu freuen, und von den alten Schloßtrümmern aus die Sonne hinter die westlichen Berge sinken zu sehen.

Kaum aber hatte der fast sechszig Jahre alte, wiewohl noch sehr rüstige Herr einen schmalen Fußpfad erreicht, der sich allmählig nach der Ruine emporschlängelte, so blieb er auf seinem Wege stehen und schaute seitwärts nach dem andern Berge hinüber, auf dessen buchenbewachsener Höhe, wie wir schon gesagt, das schöne Doward-Court seine weißen Thürme und Zinnen erhob. Das scharfe Auge des ehrwürdigen Geistlichen hatte eine zweite Gestalt erblickt, die auf einem breiten Kieswege durch das Parkthor vom Schloßberge herabkam und, wie es schien, mit ihm dem gleichen Ziele zustrebte. Es war eine kleine, wohlbeleibte Gestalt, die auch uns jetzt sichtbar wird. Sie bewegte sich zwar nicht schwerfällig heran, aber doch lag eine merkliche Steifheit in dem vorsichtigen Gange, die auf den ersten Blick erkennen ließ, daß die bequeme Person lieber auf ebenem Boden und weichen Teppichen einherging, als bergab und bergauf stieg, was in der That für verwöhnte Leute und namentlich in der ersten Stunde nach dem Mittagstisch seine Schwierigkeit hat.

Auch dieser kleine Mann war schwarz, aber in einen etwas altmodischen Frack mit auffallend breiten Schößeln gekleidet; seine runden fetten Beine steckten in

atlassenen Kniehosen und straff gezogenen seidenen Strümpfen, und auf seinen glänzenden Schuhen blitzten im Scheine der Sonne beim Gehen große Silberschnallen, die bei uns nur selten noch getragen werden und eine verzeihliche Vorliebe für ›die gute alte Zeit‹ verrathen, in der man viel auf dergleichen Zierrathen gab.

In den Bewegungen und der Haltung dieses behäbigen Mannes lag ein gewisses, unbeschreiblicher Etwas, was ihn auf der Stelle für einen Diener des Schlosses erkennen ließ, und damit stimmte auch die demüthige Miene seines glatten Gesichts und der Ausdruck seiner gutmüthigen Augen überein, die unter starken, fast schneeweißen Brauen hervor, gleichsam unterthänig in die Höhe zu blicken pflegten. In der That sehen wir in ihm den ersten und ältesten Diener von Doward-Court, den Haushofmeister Mr. Coldwell, einen Mann von einigen sechzig Jahren, der schon über die Hälfte davon in seinem Amte zugebracht, niemals in dieser Zeit den Ort seines Wirkens verlassen hatte und in der pünctlichsten Erfüllung des ihm zugewiesenen leichten Dienstes die schönste Ausgabe seines ganzen Lebens erkannte.

Als der Geistliche diesen ihm wohlbekannten Mann dem Ziele zuwandeln sah, welches er selbst im Auge hatte, blieb er leutselig stehen und erwartete ihn. Sobald derselbe aber ins Anrufweite gekommen war, winkte er freundlich mit der Hand und rief dem rascher Herantretenden zu:

»Langsam, langsam, Mr. Coldwell – ich habe Zeit und versäume nichts. Guten Tag, mein alter Freund, wie

geht's? Und wie kommt es, daß Ihr in dieser Stunde, Euren Berg verlaßt und einen so ungewohnten Spaziergang antretet?«

Der also freundlich Angeredete nahm ehrerbietigen Hut ab und reichte seine rechte fleischige Hand dem Geistlichen, wozu dieser durch Ausstrecken der seinigen Veranlassung gegeben hatte, und an der damit verbundenen Antwort erkennen wir, daß Mr. Coldwell sich eines wälischen Ursprungs erfreute, was wir jedoch nur andeuten, ohne es in dem nächstfolgenden Gespräche bemerkbar hervorheben zu wollen, da wir kein Freund in der ängstlichen Nachahmung verschiedener Dialecte sind.

»Ehrwürden,« entgegnete der kleine Mann keuchend, indem er sich mit einem weißen Tuche die schwitzende Stirn trocknete und dabei den wohlgepuderten Kopf ergebungsvoll niederbeugte, »ich erlaube mir, Ihnen mein gehorsamstes Compliment zu machen. Es geht mir ganz wohl, aber – wie geht es Ihnen? Ah, auch gut, ich sehe es. Ach ja, freilich ist es heute warm, aber ich muß doch da hinaus nach den Steinen, so sauer es mir wird.«

»Und warum wenn man fragen darf?«

Der wohlbeleibte Haushofmeister lächelte bedeutungsvoll, wiegte seinen Kopf hin und her, legte dann den rechten Zeigefinger um das glänzende Kinn und sagte in bescheidenem Flüstertone: »Ei ja, ei ja, Ehrwürden, das hat so seine eigene Bewandtniß. Aber da es kein Geheimniß ist, will ich es Ihnen sagen. Mit einem Wort: die wichtige Stunde wird bald schlagen, Doward-Court wird seinen neuen Herrn sehen, und ich gehe eben, um von dort oben

nach dem Flusse hinabzublicken, wo vielleicht ein Boot den lange Erwarteten am Landungsplatze absetzt.«

Der Geistliche fuhr rasch mit dem Kopfe in die Höhe, und mit verwunderter Miene rief er: »Wie, Sir Charles kommt – wirklich?«

»Ja, ja doch, Ehrwürden, er kommt, ganz gewiß, und bald. Vor einigen Tagen traf ein Brief aus London ein und verkündete seine Ankunft für heute oder morgen. Das ist das Neuste von Doward-Court und ich denke, es wird wichtig genug sein, um uns Alle etwas besorglich zu machen. Haha!«

Der Rector von Ross blieb einige Augenblicke stehen und sah nachdenklich und gleichsam geistesabwesend vor sich hin. Dann aber lebhaft weitergehend, rief er, wie zu sich selbst redend, noch einmal: »Also, er kommt – er kommt wirklich, Sir Charles – endlich! Und Doward-Court wird wieder einen Herrn haben! Also, das ist allerdings etwas Neues! Und Ihr wollt ihn anlangen sehen, Mr. Coldwell! O, o, das ist recht. So kommt denn, kommt rasch da hinauf, wir versäumen sonst gar den rechten Moment.«

Und der rüstige Mann schritt so rasch den etwas steilen Bergpfad hinaus, daß der kurzathmige Haushofmeister ihm kaum folgen konnte und mühselig eine Strecke hinter ihm her keuchte. Allein da sollte der gute Rector durch einen eigenthümlichen Vorfall in seinem raschen Vorschreiten aufgehalten werden. Er mochte etwa zwanzig Schritte vor seinem Begleiter voraus sein, als dieser plötzlich ein lautes ängstliches ›Halt!‹ vernehmen ließ

und augenblicklich, wie an den Boden gefesselt, stehen blieb.

Mr. Mildness drehte sich überrascht um und gewahrte auf der Stelle, um was es sich handelte. Von der Seite des Schloßbergs her war aus dem Buchenwalde eine einzelne Elster den beiden Männern nachgeflogen, und hatte sich, als sie dieselben erreicht, mitten auf dem Wege, welchen sie verfolgten, etwa zehn Schritte vor dem Haushofmeister nieder gelassen. Hier saß sie nun, den Kopf nach ihm hin gekehrt, sperrte weit den Schnabel auf, sah ihn mit ihren klugen, blitzenden Augen, gleichsam herausfordernd an und ließ dreimal rasch hinter einander einen krächzenden Schrei ertönen.

Nun muß man aber wissen, daß die Begegnung einer einzelnen Elster gewissen Leuten in England stets als ein böses Omen erscheint und daß diese den Tag für verloren oder unheilbringend halten, an welchem sie ihnen sichtbar wird. Mr. Coldwell, als geborener Walliser abergläubig und vorurtheilsvoll, gehörte zu dieser noch heutzutage zahlreichen Klasse seiner Landsleute, und so war er auch diesmal augenblicklich in Angst und Besorgniß versetzt. Wäre er allein gewesen oder nur von seinem Gefährten unbeobachtet geblieben, so hätte er ohne Zweifel nach Art gewisser drastischer Fatalisten dreimal ausgespien und ›Hol Dich der Teufel, Elster!‹ ausgerufen, in der Meinung, damit das ihm drohende Unheil möglichst abgewendet zu haben. So aber befand er sich in der Gesellschaft und Angesichts eines Geistlichen, vor dem er überdieß einen großen persönlichen Respect hatte, und

demgemäß erinnerte er sich der Manieren eines Gentlemans in diesem Falle, blieb wie angenagelt auf dem Flecke stehen, nahm höflich den Hut ab und sagte, indem er sich verbindlich verbeugte: »Wie geht es, Frau Elster?«¹

Allein selbst durch diesen bedeutungsvollen Gruß wollte sich die störrische Elster in ihrem Gebahren nicht stören lassen. Sie kreischte nur um so lauter und durchdringender, schlug heftig mit den langen Flügeln und sperrte ihren Schnabel noch weiter auf, so daß Mr. Coldwell ihr bis tief in den rothen Schlund sehen konnte.

Der arme Mann blieb wie niedergedonnert noch immer auf seinem Platze stehen, und erst als der Rector ihm näher trat und dadurch die Elster verscheuchte, die laut krächzend in den Wald zurück flog, schien er zur Besinnung zu kommen und stieß aus tiefster Brust einen beklommenen Seufzer aus.

»Aber mein lieber Mr. Coldwell,« begann jetzt der Geistliche mit lächelnder Miene zu reden, »was macht Ihr da? So kommt doch weiter, Ihr verfehlt sonst Euern Herrn.«

Der Haushofmeister hob sein blaß gewordenes Gesicht mit einer Art verduztter Starrheit gegen den Redner empor. Er konnte die stoische Ruhe des Mannes nicht begreifen, der doch bemerkt haben mußte, was ihm eben begegnet war. »Aber Ehrwürden,« brachte er endlich mit

¹»How do you do, Mrs. Magpie?«

heiserem Stimmtone hervor, »haben Sie denn nicht das infame Ding da gesehen, was mir eben seinen rothen Rachen zeigte, wüthend mit den Flügeln schlug und zehnmal hinter einander den kläglichen Unglücksschrei ausstieß?«

Der Rector lächelte milde und erwiderte mit sanfter überredender Stimme: »Gewiß habe ich den lustigen Vogel gesehen, Mr. Coldwell, aber wie kann man davor so erschrecken? Ihr werdet doch nicht so abergläubig sein, daß Ihr denkt –«

»Abergläubig?« unterbrach ihn der bebende Haushofmeister fast heftig. »Nennen Ew. Ehrwürden eine ausgemachte Wahrheit Aberglauben? O, o, Sir, wie weh thut mir das, und ich will Gott bitten, daß er Sie mein heutiges Unglück, das gewiß nicht ausbleibt, auf keine Weise theilen läßt.«

Der Geistliche wurde ernst und stand eben im Begriff seine Ansicht der Sache auf eindringliche Weise zu äußern, als Mr. Coldwell mit energischer Lebhaftigkeit in seiner Rede fortfuhr:

»Nein, nein, Ehrwürden, ich weiß Alles, was Sie sagen wollen und was auch schon andere kluge Leute darüber gesagt haben. Aber die Erfahrung spricht gegen Sie und das will ich Ihnen beweisen. Sehen Sie, mein Großvater – ach, er war ein bibelfester Mann – sah eines Morgens eine Elster, wie wir sie eben sahen, und am Abend brach er ein Bein, gerade als er ins Bett steigen wollte. Und mein Vater – er war auch eine fromme, grundehrliche Seele – sah sie ebenfalls eines Tages am Mittag, und am Abend

erkrankte meine jüngste Schwester und starb zwei Tage darauf. Sind das nicht Beweise, wie? Und ich sollte nicht erschrecken, wenn dieser Satan mir heute, gerade an einem so wichtigen Tage, in den Weg tritt? Nein, nein, Sir, geben Sie Acht, das hat etwas Ernstliches zu bedeuten, und ehe wir im Bette liegen – wenn wir noch dahin gelangen – wird das Unheil geschehen sein.«

»Aber was für ein Unheil soll uns denn begegnen?« fragte der Geistliche mit ernstem Kopfschütteln, indem er es schon im Stillen aufgab, gegen die eingewurzelten Vorurtheile des alten Wallisers anzukämpfen. »Seid doch, vernünftig, Coldwell, – nein, Mann, schaut nicht mehr nach dem Vogel um, er ist verschwunden – und setzt mit mir Euern Weg fort. Seht, die Sonne sinkt rasch den Bergen entgegen und wir dürfen den schönsten Moment des ganzen Tages nicht versäumen.«

Der Haushofmeister, der sich nun allmähig zu beruhigen anfing, zumal er seinen Begleiter gleichmäßig ruhig bleiben sah, schneuzte sich dreimal laut mit seinem Taschentuche und spie rasch hinter dem Rücken des Vorangehenden aus, in der festen Ueberzeugung, das helfe am Ende mehr als alle Höflichkeit, dann aber schritt er, so rasch er es vermochte, dem Geistlichen nach, fluchte jedoch insgeheim noch immer über ›den Racker von Elster‹ und blickte sich wiederholt nach allen Seiten um, als wolle er die ihm nahende Gefahr so bald wie möglich wahrnehmen, um ihr bei Zeiten aus dem Wege zu gehen. Allein von einer Gefahr war nirgends eine Spur zu bemerken, und so langten Beide, ohne weiter ein Wort

zu wechseln, am Fuße der Ruine auf dem Berggipfel an, wo sie einen Augenblick stehen blieben und das liebliche Thal betrachteten, welches nun in seiner abendlichen Stille vor ihnen lag.

»Schön, über Alles friedlich und doch erhaben!« sagte der Geistliche mit ergriffener Miene und blickte sich gemächlich nach einem Ruhesitze um. »Ja, ja, Mr. Coldwell, das kann man alle Tage sehen und alle Tage ist es wieder von Neuem erfrischend und wohlthuend. So, Mann, wollen wir uns dort hinter der Mauer auf die Rasenbank setzen oder lassen wir uns auf diese bemoosten Steine nieder, die der Sturm und die Fruchtbarkeit der Zeit für uns zu Ruhesitzen zurechtgelegt hat?«

Der Haushofmeister warf einen verdächtigen Blick auf die mit dichtem Epheuschmuck verzierte Mauer, die, von einer kleinen Oeffnung durchbrochen, welche ehemals ein Fenster gewesen sein mochte, den Männern zur Rechten einige Fuß breit vorsprang und die Aussicht nach dem Süden halb und halb verdeckte. Gleich darauf sagte er:

»Nein, nein, Ehrwürden, lassen Sie uns hier bleiben und auf den Steinen Platz nehmen. Dieser Mauervorsprung schützt uns gegen den Wind und die Rasenbank ist ewig feucht und kühl. Wir sind Beide vom Gehen warm geworden und die verteufelte Elster – ich wollte sagen, verzeihen Sie –«

»Laßt doch die Elster fliegen!« entgegnete der Geistliche, mit abgewandtem Gesichte lächelnd, indem er sich auf das vor vielen Jahren abgebrochene Mauerstück niederließ. »Sie ist ja gänzlich verschwunden. Richtet lieber

Eure Blicke auf den Landungsplatz da unten. Seht, da liegt er, aber kein Schiff ist weit und breit zu sehen, das Euern Herrn bringen könne.«

»Hm!« ließ sich der Haushofmeister vernehmen, während er nun auch Platz nahm. »Es sollte mich nicht wundern, wenn er an diesem Unglückstage durch die Luft angeritten käme. Sir Charles mag sich am Ende afs solche Hexenpassage verstehen, wenn die Leute die Wahrheit von ihm sagen. Aber Sie haben Recht, Ehrwürden, der Fluß liegt still vor uns; kein Schiff, nicht einmal ein kleines Boot ist darauf sichtbar. Ich werde den steilen Berg vergebens erklettert haben – ach, und die Elster!« brummte er still vor sich hin, denn er wagte jetzt nicht mehr, vor dem ernst gewordenen Geistlichen noch ein lautes Wort darüber fallen zu lassen.

Dieser hatte auch keine Ohren mehr für eitles Geschwätz. Völlig in Anspruch genommen von der wunderbaren Schönheit des vor ihm liegenden landschaftlichen Gemäldes gab er sich ganz seinen stillen Betrachtungen hin und sog mit Entzücken die süße Luft ein, die von aromatischem Heugeruch geschwängert war, der von den Wiesen aufstieg, wie ein Opferduft, den die dankbare Erde von ihrem grünen Altare zum blauen Aetherhimmel emporsandte. Nachdem er aber geraume Zeit sich diesem Genuß überlassen, wandte er sein von Rührung schimmerndes Auge mehr nach Westen hin, wo sich der Untergang des Tagesgestirns allmählig vorbereitete und der ganze Horizont bereits wie ein Flammenmeer von Purpur

und Gold leuchtete, das die hinter Dunstschleiern schwebende Lichttugel ringsum auszugießen begann. Plötzlich trat sie noch einmal fast ganz klar hervor, sandte ihre Strahlen bis zu den am Fuße der Ruine sitzenden Männern und vergoldete zugleich mit feurigem Schimmer die Spiegelfenster von Doward-Court, welches dadurch einen feenartigen Glanz annahm.

»Da seht,« nahm jetzt der Geistliche leise redend das Wort, als wolle er den feierlichen Vorgang, der sich nun am Himmel entwickelte, nicht durch lautes Sprechen stören, »das ist ein herrlicher Anblick. Dies Gemälde malt der liebe Gott da droben und was will dagegen das gerühmteste Bild von Menschenhand besagen!«

»Ja, ja,« entgegnete viel lauter Mr. Coldwell, »Sie haben sehr Recht, Ehrwürden, schön ist es. Ha, und wie sich unser Schloß dabei ausnimmt! Wahrhaftig, wie eine Schöne im Ballstaat, die alle Augen verführerisch anlockt und besticht! Na, nun wird es hoffentlich bald lebhafter darin zugehen; die Fenster werden sich aufthun, die Flagge mit der Rose und dem alten Wahlspruch wird hoch auf der Zinne flattern und man wird wieder Menschenstimmen hören und Menschengesichter sehen, wo jetzt – wo jetzt – ach, wenn nur die Elster nicht gekommen wäre!«

»Wer weiß!« versetzte der Geistliche bedächtig, ohne auf die letzten Worte des abergläubigen Mannes zu achten. »Wenn Ihr diesmal die Rechnung nur nicht wieder ohne den Wirth gemacht habt! Vor zwölf Jahren, als Sir William Goodrick starb und Sir Everard, sein Bruder, ihm als Erbe folgte, habt Ihr und alle Eure Hausgenossen ganz

Dasselbe gedacht, und doch ist Doward-Court nie verwaister gewesen als unter seinem vorigen Herrn.«

»Ja,« sagte Mr. Coldwell gedehnt und traute sich mit der Rechten hinter dem Ohre, »das ist freilich und leider wahr, Ehrwürden. Aber Sir Everard war auch eine Ausnahme von der Regel, und Gott gebe, daß wir einen solchen Herrn auf Doward-Court nie wiedersehen. In den zehn Jahren, wo er Besitzer des schönen Gutes war, ist er nur zwei oder dreimal hier gewesen und selbst da hat er kein Wort mit uns gesprochen, nur mit dem Rentmeister sich gezankt und über den schlechten Koch und die sauren Weine geklagt, obgleich, weiß es Gott! Mr. Wilson seine Kunst versteht wie einer und der Keller doch auch nicht zu verachten ist. Hm, das weiß ich besser.«

»Vielleicht am besten!« schaltete der Rector lächelnd ein.

Mr. Coldwell achtete nicht auf den Einwurf, sondern fuhr eifrig zu reden fort, denn er war jetzt auf sein Lieblingsthema gerathen: über die Vergangenheit im Bereiche der Familie seiner Herrschaft zu plaudern, der er bei alledem mit ganzer Seele ergeben war. »Wunderbar!« sagte er, sich dabei vorsichtig nach allen Seiten umblickend, als suche er etwas, »höchst wunderbar, daß es solche närrische Leute in der Welt geben muß, wie dieser Sir Everard war! Und doch kommt dergleichen in unserem Lande nicht so gar selten vor, wie man mir schon oft gesagt hat. Das rührt aber meiner Meinung nach davon her,« setzte er mit etwas leiserem Tone hinzu, denn er sprach immer

sehr laut – »Sie müssen mich nicht mißverstehen, Ehrwürden, ich spreche ja nicht aus Neid so: es rührt daher, daß unsre Herren zu reich und zu begütert sind. Sie haben des irdischen Mammons zu viel, um die edle Gottesgabe genügend zu schätzen, und anstatt *ein* Dach zu besitzen, wo sie ihr Haupt in Ruhe niederlegen könnten, wie so Viele gar keins haben, zählen sie drei oder vier, und selbst das ist ihnen noch nicht genug, denn sie streifen in aller Welt herum und verschleudern den Haufen Goldes in der Fremde, anstatt es – in der Heimat denen zu geben, die einen besseren Gebrauch davon machen könnten, als sie selber. Habe ich nicht Recht, Ehrwürden?«

Der Rector seufzte und sagte dann ruhig: »Ach ja wohl habt Ihr Recht, wenigstens zum Theil. Allein es giebt auch noch einen anderen Grund, warum diese Herren, wie der verstorbene Sir Everard, ihre Heimat so wenig lieben. Einmal verlassen sie sie in früher Jugend und lernen sie eigentlich nie ganz kennen, und dann hält sie London, das große Babel, die Circe, die Lurley, alle fest, bezaubert, verführt sie, und sind sie erst in den betäubenden Strudel hinabgezogen, dann tauchen sie nicht wieder auf – für ihre Scholle sind sie verloren. Ach ja, Männer wie der älteste Bruder Sir Everard's, mein alter unvergeßlicher Freund, sind seltene Erscheinungen. Er lebte, nachdem er seine Reisen vollbracht, nur auf seinem Landsitz; für ihn gab es keine Circe, keine Lurley; sein Haus war ihm Alles, und wenn er auch große Summen darauf verwandte, es mit Kunstschatzen aller Art zu

füllen, so mag ihm das Niemand verdenken, denn er warf sein Geld doch nicht weg, wie so viele Andere es thun.«

»Ei nein, ich verdenke ihm das gar nicht, wer wohnt nicht gern in einem schön aufgeputzten Hause! Haha! Aber dennoch war Ihr Sir William ein etwas närrischer Kauz, nehmen Sie mir's nicht übel, Ehrwürden. Er hätte seinen kleinen Bruder etwas besser erziehen sollen. Und warum, wenn er ein gutes Gewissen hatte, fürchtete er sich denn vor aller Welt, so daß er sein Zimmer fast nie verließ?«

»Er hatte ein sehr gutes Gewissen, Mr. Coldwell, das könnt Ihr mir glauben, und er fürchtete sich auch so eigentlich nicht. Bewahre, ich kenne ihn gewiß am besten, der ich so lange Jahre sein Begleiter auf weiten Reisen war. Ihn quälte und ängstigte nur das Geräusch der Welt, er wollte Ruhe und Frieden haben um jeden Preis, er haßte die Zwietracht, die leider fast überall unter den Menschen herrscht, und darum zog er, um nichts zu hören und zu sehen, wie eine Schnecke sich in sein Haus zurück. Soll ich ihn aber tadeln, das heißt, die Wahrheit von ihm sprechen, so bedauere ich nur Eins, und das ist, daß er nicht Mann genug war, die ihn umgebenden Verhältnisse zu beherrschen, vielmehr sich von ihnen beherrschen ließ. Gegen den einen Bruder zu milde und nachsichtig, bekümmerte er sich um den andern zu wenig, und das hat oft genug Anlaß zu ernstern Worten zwischen uns gegeben.«

»Ja, ja, das mag wohl so sein, doch das ist ja nun Alles vorbei. Seine Sonne ist untergegangen –«

»Wie diese da,« sagte der Geistliche sanft und fast traurig, indem er mit der Hand nach dem westlichen Horizont deutete, wo eben der letzte goldene Strahl der Feuerkugel verschwand. »Ja, sie ist fort,« sprach er weiter, »aber sie kommt wieder und morgen giebt es einen neuen schönen Tag.«

»Wir wollen es hoffen, Ehrwürden – wenn nur die –«

Der Geistliche unterbrach ihn, denn er ahnte, was kommen sollte. »Ja, ja« sagte er schnell. »Doch so recht weiter von Euerm ehemaligen guten Herrn. Oder nein, laßt von ihm ab. Ich weiß ja so ziemlich Alles von ihm. Sagt mir lieber Eure Gedanken über den neuen Herrn, den Ihr heute oder morgen erwartet. Ist Euch irgend Etwas über ihn bekannt geworden? Sprecht, Ihr redet zu einem Freunde, der gegen Niemand ein Arg und Nachsicht für Alle hat.«

Der Haushofmeister zuckte die Achseln, als habe er nicht viel Gutes zu sagen, oder als hoffe er von dem neuen Herrn nichts Besseres, als der verstorbene geleistet. Dann aber räuspege er sich und sagte mit pffiffig zugekniffenen Augen: »Nun, Ehrwürden, ich weiß nur sehr wenig von ihm, was ich aber da und dort aufgeschnappt, ist auch nicht gerade so beschaffen, daß es mich glänzende Erwartungen hegen läßt. O nein, durchaus nicht. Nach Allem, was man sagt, wird er auch kein Mann für unser Herefordshire sein, noch weniger vielleicht, als sein Bruder, Sir Everard. Es klingt nicht erbaulich, was über ihn bisher aus dem Munde der Leute gekommen ist.«

»Der Mund der Leute!« versetzte der Geistliche mit einer fast verächtlichen Kopfbewegung »Aus dem kommt oft genug ungewaschen Zeug!«

»Mag sein, aber hier liegt doch einiger Grund vor, den Glauben der Leute zu theilen.«

»So? Nun so erzählt doch, was Ihr von ihm wißt. Ihr macht mich neugierig mit Eurer langen Zögerung und ich habe bisher noch fast gar nichts von ihm gehört.«

»O, ich auch nur sehr wenig, Herr Rector, aber aus diesem Wenigen schon kann man leicht auf das Uebrige schließen. Doch ich muß etwas weit ausholen, damit Sie mich nicht falsch verstehen. Sehen Sie: Der alte Baronet, Sir Henry Goodrick, der Vater der verstorbenen beiden Brüder und des jetzigen neuen Herrn, den wir erwarten, war ein guter alter Herr von ähnlichem Schlage, wie sein ältester Sohn William, den Sie ja so gut kennen, da er Ihr Freund gewesen ist. Er lebte fast das ganze Jahr auf Doward-Court und war in erster Ehe mit einer Lady Denham sehr glücklich verheirathet. Von ihr sind die beiden ältesten Knaben, William und Everard, geboren. Sie starb früh und ihr Tod machte den guten Herrn traurig und still, so daß er sich von der Welt und ihrem Treiben immer mehr und mehr zurückzog. Da redeten ihm siebzehn Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau einige Freunde zu, sich noch einmal zu vermählen, um einen Trost und eine Stütze im Alter zu haben. Er war damals nämlich schon fünfzig Jahre alt. Er ging auf den Vorschlag ein und seine Wahl fiel auf ein schönes, gutes und sanftes

Mädchen, Miß Eveline Samter, die Waise eines benachbarten Squires, der ein braver und wohlhabender Mann gewesen. Seine beiden Söhne erwiesen sich mit dieser zweiten Heirath durchaus nicht einverstanden und ließen den alten Herrn oft genug ihr Mißvergnügen merken, besonders der Everard, obgleich der Junge damals erst siebzehn Jahre zählte. Aber er war herrschsüchtig, hochmüthig bis zum Dünkel und über die Maaßen habgierig, und weil er sein künftiges Einkommen nun geschmälert glaubte, grollte er über des Vaters Entschluß. Aus dieser zweiten Ehe nun stammt Charles her, der des Vaters Augapfel wurde, wie das bei spät geborenen Kindern so oft der Fall ist. Aber gerade das war vielleicht mit der Grund seines spätern Mißgeschicks. Als der kleine Charles fünf Jahre alt war, starb seine schöne Mutter, und darüber verfiel sein Vater in einen so trostlosen Trübsinn, daß man ihm einen Arzt zum Beistand geben mußte. Doch auch der Arzt konnte ihn nicht am Leben erhalten, er bekam eine abzehrende Krankheit und schon nach einem Jahre war Sir Henry eine Leiche. Es folgte ihm als Erbe Sir William, Ihr Freund. Nun, über den brauche ich Ihnen nichts zu sagen, Sie kennen ihn besser als ich. Man hatte ihn zum Vormund des kleinen Charley gewählt, aber er war es eigentlich nur dem Namen nach. Sir William übergab seinem Bruder Everard die Leitung des Knaben – das war ein neues Unglück für den Kleinen – dann ging er mehrere Jahre auf Reisen – mit Ihnen – und lebte, als er zurückkehrte, fast als Einsiedler auf Doward-Court, wie Sie wissen. Von dem Charley erfuhr er aber

nur das, was ihn Everard, dem er ein großes Vertrauen schenkte und der ihn gänzlich beherrschte, wollte wissen lassen, und der gestrenge Herr Everard ließ ihm nicht viel Gutes über den kleinen Ausbund zu Ohren kommen, den er sehr bald in eine Pension nach Eton geschickt hatte, um ihn dort erziehen, und später ein Geistlicher werden zu lassen: Haha! das wäre ein schöner College von Ihnen geworden, Ehrwürden.«

»Das kann man nicht wissen,« unterbrach ihn der Rector. »Die wildesten Burschen werden oft die besten Sittenprediger. Doch was Ihr da sagt, ist Alles ganz richtig, und bis hierher kenne ich das Verhältniß ziemlich genau.«

»Nun sehen Sie,« fuhr Mr. Coldwell fort, der immer wärmer und lebhafter wurde. »Vor zwölf Jahren starb Ihr Freund, Sir William, und da er niemals verheirathet, also kinderlos war, wurde Everard Baronet, und das Ziel seines ehrgeizigen Strebens war somit erreicht. Aber ach, diesen meinen letzten Herrn kann ich nicht loben und ich will ihn nicht tadeln, denn das ziemt sich nicht für mich. Ich habe ihn selbst nur selten gesehen, und, aufrichtig gesprochen, ich bin noch heute sehr froh darüber. Sir Everard war Soldat geworden und lebte schon als Cornet wie ein großer Herr in London, denn er stand bei dem Leibregiment Sr. Majestät. In seiner Art soll er zu Zeiten recht lustig gewesen sein, dem Aussehen nach aber war er sehr stolz, sehr hart und fast rauh. Das mag auch oft genug der kleine Charley erfahren haben, den er haßte wie den Tod, weil er ihn eines unbedeutenden

Theils seiner Erbschaft beraubt hatte. So sagte man, aber ich weiß nicht, ob man Recht darin hatte. Sir Everard verheirathete sich auch nicht. Er lebte wie ein Herzog in Saus und Braus, und seine Equipagen, seine Rennpferde, seine Diener und Tafelfreuden sollen ihm ein ungeheures Geld gekostet haben. Das hat mir der Rentmeister oft genug erzählt. Darum mußte er ihm auch Summen auf Summen nach London schicken, doch Sir Everard bekam nie genug. Niemand litt mehr darunter, als seine armen Pächter in Herefordshire. Die wurden gequält und gepreßt und geschraubt, daß sie schier in Verzweiflung geriethen, aber Sir Everard drohte und schalt ohne Unterlaß, und, so kam es, daß die ehemals wohlhabenden Leute arm, unzufrieden und aufsässig und die Ländereien und Bergwerke ausgesogen wurden. So blieb es bis zu seinem Tode, der in Folge eines Pferdesturzes vor zwei Jahren aller Welt sehr unerwartet, erfolgte.«

Der Erzähler machte eine Pause und horchte nach der Mauerlücke zur Seite hin, als habe er dort ein Geräusch vernommen. Da er aber weiter nichts hörte, fuhr er eifrig im Sprechen also fort: »Nun war kein Erbe vorhanden, denn Sir Everard hatte keine Kinder und sein jüngster Bruder, eben der kleine Charley, war verschollen und Niemand hatte von ihm ein Sterbenswörtchen gehört. Natürlich wurde er in allen Zeitungen aufgerufen und siehe da, vor einem Jahre etwa langte ein Brief aus Ostindien an und Sir Charles war gefunden.«

Da der Erzähler wieder im Sprechen inne hielt, nickte der Geistliche mit dem Kopfe und sagte: »Ja, so ist es,

aber das weiß ich ja schon. Ihr wolltet mir vielmehr etwas Genaueres über diesen Charley, jetzt Sir Charles erzählen – wie? Was wißt Ihr von ihm?«

Der Haushofmeister wollte eben zu sprechen beginnen, da hielt er mit geöffnetem Munde den Athem an und horchte scharf auf. »Was war das?« sagte er leiser. »War es nicht, als ob ein Mensch nieste?«

Der Geistliche lächelte und versetzte. »O nein, Ihr irrt Euch. Hier ist Niemand in der Nähe. Erzählt ruhig weiter.«

Mr. Coldwell seufzte, indem er ohne Zweifel wieder an die Elster dachte, dann aber fuhr er mit erregter Miene fort: »Was ich von ihm weiß, von dem Sir Charles? Haha! Nicht Viel, und wenig Gutes, Ehrwürden. Er soll schon in frühester Jugend ein wahrer Ausbund von Schelmerei und Leichtsinn gewesen sein, nichts Ordentliches gelernt und sein reichliches Taschengeld, wie ein geborener Verschwender, auf die Gassen geworfen haben. In Eton hat der junge Herr nichts wie dumme Streiche gemacht und deshalb hat man ihn fortgeschickt oder, wie Andere sagen, er ist der Schule entlaufen, weil ihm die strenge Zucht nicht behagte. Dann ist er Schiffsjunge oder dergleichen geworden, hat sich mit Schmugglern eingelassen und ist – ein Jammer für die ganze Familie – in irgend ein Grafschaftsgefängniß gesteckt. Wie er da herausgekommen weiß ich nicht, genug, plötzlich ist der junge Teufel als reisender Musikant aufgetreten, hat sich in London oder sonst wo umhergetrieben und ist dann

mit einem Mal verschwunden, ganze Jahre lang. Endlich hat man ihn irgend wo in Deutschland ausgefunden, und da sich die Familie seiner bemächtigen wollte, wahrscheinlich um ihn auf bessere Wege zu führen, ist er ganz und gar abhanden gekommen, bis er vor einem Jahre wieder in Indien auftaucht, von wo er jetzt als Sir Charles Goodrick und Besitzer eines der schönsten Landgüter Altenglands zu uns zurückkehrt. Haha! Ist das nicht ein hübscher Lebenslauf, Ehrwürden?»

»Ich glaube davon nicht Alles, mein lieber Mr. Coldwell,« erwiderte der Geistliche mit seiner gewöhnlichen, nachsichtigen Milde, »es mag Manches, vielleicht sehr Vieles ein wenig übertrieben sein, wie dies so oft geschieht.«

»Das will ich hoffen,« versetzte der Haushofmeister mit bedeutsamem Kopfnicken, »denn wenn es sich ganz somit ihm verhielte, wie man sagt, so würden wir uns zu einem seltsamen Herrn gratuliren können. Na, Ende gut, Alles gut, pflegt man zu sagen! In Indien soll er große Schätze zusammengescharrt haben, und das glaube ich, denn sonst würde es nicht in der Times zu lesen gewesen sein. Nun ja, die kann er gerade hier gebrauchen, er wird manches Loch in des Rentmeisters Kasse zu stopfen finden, und von den armen Pächtern kann er nichts mehr herauspressen, bei denen hat sein Herr Bruder ihm nichts übrig gelassen. O mein Gott, Ehrwürden, Sie sehen, die Aussichten sind nicht die besten und Unsereins hat Grund genug zur Angst, daß eine neue tolle Wirthschaft der alten folgt.«

»O, o,« nahm Mr. Mildness das Wort, »Ihr malt Euch die Sache zu schwarz aus, mein lieber Freund. Wo man viel hofft, da täuscht man sich oft, aber noch häufiger ist man zu ängstlich besorgt. Ich sehe die Lage der Dinge zwar nicht ganz rosig, doch nicht so traurig an wie Ihr. Die Erfahrung hat mich belehrt, daß Wildheit in der Jugend oft Weisheit im Alter zur Folge hat, und so kann es leicht auch hier sein.«

»Gebe Gott, daß es so ist wie Sie sagen. Ich möchte auch einmal wieder einen guten Herrn haben, der Vertrauen und Liebe zu uns hegt, wir wollen ihm dann auch vertrauen und ihn lieben, wie es unsere Pflicht ist. Ich bin alt, mein Leben neigt sich dem Ende zu und ich möchte 'mal wieder frohen Muthes zu Bette gehen, was ich, seitdem der gute Sir William die Augen geschlossen, also seit zwölf Jahren, nicht gethan habe. Ach, das ist eine schöne Sache, Ehrwürden, aber sie wird alle Tage seltener.«

»Das Letztere kann ich nicht von mir behaupten. Ich gehe alle Abend ruhig und wohlgenuth zu Bett, im Bewußtsein, meine Pflicht redlich erfüllt zu haben. Das kräftigt und befriedigt, mein Lieber. Die Sorge aber, die mir Gott schickt, werde ich mit seiner Hülfe auch noch besiegen können, ohne mich darum zu kümmern, bevor sie da ist.«

»Ach ja!« seufzte der Haushofmeister. »Sie sagen das so ruhig und getrost, daß man ordentlich seine Freude daran hat, aber so weit ist es mit mir noch nicht gekommen. Gerade heute bin ich am wenigsten dazu geneigt. Pfui doch, das war heute – ein ärgerliches Begegniß.«

»Das mit mir?« fragte der Rector lächelnd.

»O Gott bewahre! Mit dem Ding da – Sie wissen es ja. Und geben Sie Acht, das Unglück wird nicht ausbleiben; das schreckliche Vorgefühl davon kribbelt und krabbelte mir schon von dem Rücken bis zu den Zehen hinab. Von Wem, frage ich nun, kann das anders kommen, als von unserm neuen Herrn, wie? Geben Sie Acht, sage ich: Sir Charles hat in seiner Jugend nicht umsonst der wilde oder tolle Charley geheißen, und wir werden das bald bewahrheitet finden. Ich bin überzeugt – ja, lächeln Sie nur – es liegt mir ganz bleischwer in den Gliedern – sein erster Schritt in das Haus beginnt mit einem Donnerwetter oder irgend einem tollen Streich, und mich vor Allen – ich weiß es vorher – trifft er mitten auf den Kopf. O weh!«

Der Geistliche wollte eben einige tröstende Worte erwidern, als sowohl er wie sein Gefährte von einem unerwarteten Ereigniß überrascht wurden. Denn kaum hatte Mr. Coldwell sein ›O weh!‹ über die Lippen gebracht, so erscholl hinter dem Mauervorsprung, wo die Rasenbank lag, in unmittelbarer Nachbarschaft des Redenden, ein herzliches lautes Lachen, was durchaus nicht wie Hohn oder eine Herausforderung klang, aber doch so unerwartet kam, daß beide Männer zusammenfuhren und wie durch einen gemeinsamen Antrieb von ihren Sitzen aufsprangen.

Auf dem Gesichte des Geistlichen zeigte sich mehr eine Art krampfhafter Spannung als der Ausdruck von Furcht; der Haushofmeister aber war wie vom Schreck gelähmt,

er zitterte am ganzen Leibe und seine weit aufgerissenen Augen rollten gläsern in ihren Höhlen, indem sie bald auf den Rector, bald nach der Fensteröffnung blickten, durch welche der verhängnißvolle Laut zu ihren Ohren gedrungen war.

»Was war das?« sagte möglichst ruhig der Geistliche, obwohl seine Stimme leise dabei bebte.

»Ehrwürden!« stotterte Mr. Coldwell mit Mühe, »da haben wir's – die Elster – mehr kann ich nicht sagen. O!«

»Thorheit, Mann! Das war nicht das Krächzen einer Elster, das war das Lachen eines Menschen. – Wer ist da?« fragte er nun laut und trat muthig um die Mauerecke, um nach dem Urheber jenes Ausbruchs guter Laune zu spähen.

Er brauchte nicht weit zu gehen. Fast in demselben Augenblick trat ihm, bei der vorgeschrittenen Dämmerung, nicht mehr genau in seinen einzelnen Zügen zu erkennen, ein Mann von leidlich hohem Wachse entgegen, der hellfarbige Reisekleider, einen leichten Filzhut und an der Seite, durch einen Brustriemen befestigt, einen kleinen Ranzen, trug. Seine Rechte stützte sich auf einen kurzen, dicken Stock und seine von heiteren Empfindungen leuchtenden Augen schienen dem armen Haushofmeister wie feurige Kohlen zu funkeln. Sein edles, etwas längliches Gesicht faßte ein starker grauer Bart ein und unter seinem Hute quollen dichte lockige Haare von gleicher Farbe hervor, wobei nicht zu übersehen war, daß das ganze Aeußere des Unbekannten ein durchaus fremdes, ja ausländisches Gepräge trug.

»Guten Abend, meine Herren!« sagte da eine frische, höchst wohl lautende Stimme, die keineswegs eine Spur von Groll oder Zorn erkennen ließ. »Ich muß um Entschuldigung bitten,« fuhr er mit herzugewinnendem Lächeln fort, welches den Geistlichen fast augenblicklich beruhigte, »daß ich wider meinen Willen ein Zuhörer Ihrer ganzen Unterhaltung war. Aber Alles, was ich von Anfang an vernahm, war so interessant und lehrreich für mich, da ich mich nicht enthalten konnte Ihrem Gespräche bis zum Ende beizuwohnen. Verlassen Sie sich darauf, ich werde für mich selbst und Andere Vortheil daraus zu ziehen wissen. – Doch halt, ich sehe, Sie wissen nicht, wer vor Ihnen steht. Vor allen Dingen liebe ich Klarheit und Wahrheit in allen Verhältnissen. Ich bin also mit Ihrer Erlaubniß Sir Charles Goodrick selber – und wen habe ich die Ehre in Ihnen Beiden vor mir zu sehen?«

Die beiden Männer standen wie an den Boden gewurzelt. Selbst dem schon halb gefaßten Geistlichen fehlten die Worte und versagte die Stimme in den ersten Augenblicken; endlich aber sprach er, ehrerbietig den Hut ziehend und das würdige Haupt vor dem Herrn beugend:

»Sir Charles – ich bitte zunächst um Vergebung. Sodann aber heiße ich Sie willkommen in Ihrer Heimat. Ich bin Mr. Mildness, der Rector von Ross, dem Städtchen da drüben, und dieser –«

»O bitte,« unterbrach ihn mit heiterem Lächeln der Baronet, »lassen Sie ihn selbst mir das sagen. Zunächst aber will ich *Sie* begrüßen, als den ersten Mann in meiner mir

fremden Heimat, der mir mit Aufrichtigkeit und Wohlwollen entgegentritt. Darf ich Ihnen meine Hand zur Bestätigung dieser Worte bieten?«

Der Geistliche faßte von Augenblick zu Augenblick mehr Muth und sein klarer Geist gewann bald die Herrschaft über sein lebhaft schlagendes Herz. Sir Charles Goodrick hatte eine Art und Weise zu sprechen, die unwiderstehlich war. Er reichte seine Hand hin und fühlte sie gleich darauf herzlich und warm geschüttelt. Dann aber wandte sich der zurückgekehrte Gutsherr an den Haushofmeister und sagte, ihm nähertretend und mit einem heiteren Lächeln auf dem in der Dämmerung blaß erscheinenden Gesicht:

»Und nun, Sir, wen habe ich das Vergnügen in Ihnen zu begrüßen?«

Der Haushofmeister hatte seinen Hut aus der Hand fallen lassen, ohne es vielleicht selbst zu wissen, und stand nun, vor Schreck und Angst zitternd, vor dem ihn so gültig Anredenden.

»Reden Sie dreist, lieber Mann!« ermunterte ihn da eine feste und klangvolle Stimme, die sogar dem gänzlich Entmuthigten einige Kraft und Entschlossenheit wiedergab.

»O Sir – Sir Charles,« stotterte er in gränzenloser Verlegenheit – »die Elster – die Elster – ich wußte es wohl – daß ein Unglück passiren würde – aber ich bitte – ich bin – ich habe die Ehre – der Haushofmeister von Doward-Court zu sein. Mein Name ist – Coldwell, und ich bitte

tausendmal um Vergebung – ich habe ja, nicht gewußt, gedacht –«

Sir Charles wollte die Angst des armen Mannes nicht länger dauern lassen. Er trat an ihn heran, legte die Rechte fest auf seine Schulter und sagte, indem er sich leicht zu dem kleinen Mann niederbeugte: »Mein lieber Mr. Coldwell, sparen Sie alle Ihre Entschuldigungen, Sie haben nicht nöthig, sie gegen mich auszusprechen. Ich bin in meiner Jugend allerdings ein Wildfang gewesen, aber mit den Jahren bin ich verständig geworden, verständig genug, um Ihre Erzählung vorher aus dem rechten Gesichtspunkt zu betrachten. So, nun geben auch Sie mir Ihre Hand und lassen Sie jede Sorge schwinden. Einen treuen Diener, der sich das Wohl seiner Herrschaft zu Herzen nimmt, weiß ich zu schätzen – o ja! Um Ihnen aber mein plötzliches Erscheinen zu erklären, will ich Ihnen sagen, daß ich ohne Begleitung und unerkannt unter das Dach meiner Väter treten wollte, um mich zu überzeugen, wie es darunter beschaffen ist, ehe man mich daselbst vermuthete. Das Glück hat mir wohlgewollt und mich an den richtigen Platz geführt; ich bin eine halbe Stunde vor Ihrer Ankunft von Bristol her hier unten gelandet, und die schöne Aussicht über das Thal fesselte mich an jene Bank, als Sie meine Betrachtungen unterbrachen. So, jetzt habe ich Ihnen alles vor der Hand Nothwendige gesagt. Lassen Sie uns nun nach Doward-Court aufbrechen. Darf ich Sie, Herr Rector, bitten, mich zu begleiten? Ich halte es für eine besondere Gunst des Schicksals mit Ihnen zugleich

über die Schwelle eines Hauses zu treten, das ich in meinem fünften Lebensjahre verlassen mußte und welches mir also in jeder Beziehung fremd geworden ist. Bitte führen Sie mich und lassen Sie uns gleich heute Abend Brod und Salz mit einander theilen, so kehre ich nicht freundlos heim und der erste Abend unter meiner Väter Dach wird mir nicht einsam und traurig verstreichen, wie es Ohne Sie gewiß geschehen wäre.«

ZWEITER KAPITEL. DER WILDE CHARLEY.

Man erlasse uns, den Gefühlstumult vollständig zu beschreiben, in welchem der Haushofmeister von Doward-Court an diesem verhängnißvollen Abend in Gemeinschaft mit den beiden Herren den Rückweg nach dem Schlosse antrat. Trotz der so freundlichen Aufmunterung, die ihm von Seiten seines neuen Gebieters zu Theil geworden war, fühlte er sich dennoch innerlich wie zerknirscht und sein Herz ward von Reue über seine Unvorsichtigkeit und von immer wieder neu aufsteigender Besorgniß in Bezug auf die möglichen Folgen seiner Schwatthaftigkeit fast zerrissen. »Die Elster! Die nichtswürdige, verteufelte Elster!« wiederholte er wohl hundertmal in Gedanken, »o hab' ich's nicht gleich gesagt? Ja, ja, sie ist ein Unglücksweib, ich will es beschwören, denn daß ich meinen neuen Herren mit der Erzählung seiner eigenen Schandthaten, gleichsam mit einem Schlag in's Gesicht hinein, im ersten Augenblick entgegentrat, daß er mich von vornherein für ein Klatschmaul und für einen unberufenen Moralprediger halten muß,

das ist doch gewiß wahr, und Niemand, ich selber am wenigsten, wird es bestreiten. O!«

In solchen Monologen sich ergebend, wobei seine Miene einen wahrhaft tragischen Ausdruck trug, den leider Niemand bemerkte, ging er anfangs hinter den beiden Herren her, da der schmale Weg es nicht gestattete, daß alle Drei neben einander schritten; als die beiden Männer aber, in ein eifriges Gespräch gerathend, von Zeit zu Zeit stehen blieben, gelangte der Haushofmeister, auf einen Wink Sir Charles' an die Spitze des Zuges, und nun mußte der Tumult seines Innern wohl in seine Beine gefahren sein, denn allmählig, er wußte selbst nicht, wie es kam, fingen sie an schneller zu gehen, und als er erst einen bedeutenden Vorsprung gewonnen und die Herren, immer länger auf einem Flecke stehen blieben, ohne seiner im Geringsten zu achten, lief er zuletzt in wahrem Sturmschritt voran, ohne Bewußtsein, daß er einen steilen Berg hinab und einen eben so steilen wieder hinauftrabte, wobei es nur wunderbar war, daß seine Kurzathmigkeit wie durch Hülfe eines Zaubermittels gänzlich geschwunden schim.

Sir Charles bemerkte den Dauerlauf seines Haushofmeisters endlich wohl, auch dem Geistlichen entging er nicht, beide jedoch waren vielleicht unbewußt so von einander gefesselt und gaben sich mit solcher Lebhaftigkeit ihren Mittheilungen hin, daß sie die Gesellschaft des Unglückspropheten auf keine Weise vermißten.

Wie zuerst Mr. Mildness das Gespräch führte und dem Baronet mit scharfen kurzen Strichen die gegenwärtigen

Zustände seiner Bestizungen beschrieb, sich dann mit schonendster Milde über die verschiedenen Persönlichkeiten verbreitete, mit denen der neue Gutsberr es zu thun haben würde, und endlich eine Characteristik der Landbewohner lieferte, so schilderte Sir Charles, als der Geistliche schwieg, die Eindrücke, die er empfangen, als er nach so langer Trennung sein Vaterland zum ersten Mal wiedersah, und sprach sodann seinen sehnlichsten Wunsch aus, mit aller Welt jetzt in Frieden und Eintracht zu leben, das Wohl aller ihm nahe Stehenden möglichst zu fördern und nur Dies als die höchste Aufgabe seiner ferneren Existenz zu betrachten.

Der Rector hörte dem mit großer Ruhe und doch mit wahrer Empfindung Sprechenden mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und der höchsten Befriedigung zu. Alle seine Gedanken entwickelten sich so logisch und klar, einer nach dem andern, daß es nicht die geringste Mühe machte, seinen oft überraschenden Anschauungen zu folgen. Unläugbar war der Baronet ein Mann von großer Herzensbildung und im Besitz mannigfacher Kenntnisse, die zwar nicht von der Schule herkommen mochten, die ihn aber das Leben selbst gelehrt und die er an diesen entfernten Theilen der Erde gesammelt hatte, von denen er eben nach Europa zurückgekehrt war.

Aber auch Sir Charles war von der einfachen schlichten Redeweise des Rectors von Ross angenehm berührt, und das milde Urtheil desselben, auch über Dinge, die von Leuten seines Berufes minder duldsam aufgefaßt zu werden pflegen, nahm ihn gleich von Anfang an für den

biederer Mann ein, wenn wir auch hinzufügen müssen, daß die Worte, die der Geistliche vorher im Zwiegespräch mit Mr. Coldwell vorgebracht, das Vertrauen und die Neigung des Baronets bereits angebahnt hatten.

Waren Beide schon langsam den vielfach gewundenen Pfad von der Ruine in's Thal hinabgestiegen, so verzögerte sich ihr Schritt noch mehr, als es den Schloßberg hinan ging, und so kam es, daß sie, mitunter noch einige Zeit stehen bleibend und im hell schimmernden Mondlicht die Umgegend betrachtend, erst weit nach acht Uhr aus dem Schlosse selbst anlangten, bis zu welcher Zeit Mr. Coldwell Muße genug gehabt hatte, die ihm nöthig scheinenden Vorbereitungen zum würdigen Empfange seines Herrn zu treffen.

Namentlich die letzte Strecke den Berg hinauf hatte die beiden Herren lange aufgehalten. Dem Baronet war Alles neu und mit merkbarer Aufregung schritt er durch den herrlichen Buchenwald auf den geebneten Pfaden dahin und sprach wiederholt seine Freude darüber aus, hier am nächsten Morgen und bei hellerer Beleuchtung sein Auge zu weiden, da er den hochstämmigen Wald, den grünen Rasen und eine schöne Fernsicht von hochgelegenen Orten über Alles liebe.

Auf dem obersten Plateau angelangt, wo sich das Schloß auf einen anmuthigen Gewirr von Blumen, Springbrunnen und Laubengängen erhob, blieben die beiden Männer zum letzten Male stehen und während Mr. Mildness die einzelnen Theile des vom Mondlicht bestrahlten Gebäudes bezeichnete und die Gemächer nannte, die

sein Inneres enthielt, schaute Sir Charles voll Spannung auf die dicken Mauern, die spitzbogigen Thürme und die malerisch ausgezackten Zinnen hin, die in der jetzigen Dämmerbeleuchtung noch viel bedeutender und umfassender erschienen, als sie in Wirklichkeit waren.

Das Schloß selbst war im Style früherer Jahrhunderte aufgeführt und erschien, da zu verschiedenen Zeiten verschiedene Bauherren ihr ein persönlichen Gefallen gefolgt waren, im Ganzen mehr romantisch und malerisch, als harmonisch und einfach, ein Umstand, der, wie der Geistliche bemerkte, durchaus nicht störend auf die innere Einrichtung eingewirkt hatte, da man in keiner Weise Harmonie, Geschmack und Comfort darin vermisse.

Mag diese kurze Andeutung der architectonischen Verhältnisse von Doward-Court dem Leser genügen; wir haben es in dieser Erzählung mehr mit den inneren Vorgängen im Schlosse zu thun, als mit der Beschreibung seiner äußern Vorzüge, die jedenfalls so beschaffen waren, daß ein neuer Erbe, wenn er sie zum ersten Male sah, seine Freude daran haben konnte.

Als die beiden Herren die mit sammetartigen Rasenstricken und Blumenbeeten geschmückte Rampe betreten, welche das ganze Schloß wie ein Wall umgab, strahlte ihnen aus den offenen Thüren desselben ein fast blendendes Licht entgegen. Denn die große Halle war es, die Mr. Coldwell dazu ausersehen, den Erben festlich zu empfangen und ihm die ganze versammelte Dienerschaft

vorzustellen, die schon am Morgen dieses wichtigen Tages ihre Festkleider angelegt hatte. Daß diese Versammlung, in der sich auch verschiedene weibliche Personen befanden, sehr zahlreich war, brauchen wir kaum zu erwähnen, denn die englischen Landgüter vornehmer und reicher Grundbesitzer zeichnen sich ja bekanntlich dadurch aus, daß sie eine so große Menge dienstbarer Geister beherbergen, daß ein kleiner deutscher Fürst daran seine Freude haben könnte.

Da standen sie nun in dem gewaltigen runden, mit Rüstungen und Waffen aller Art und aller Zeitalter reich verzierten Raume, der von zahllosen Kerzen fast tageshell erleuchtet war, und blickten mit pochenden Herzen und vor Neugierde fast starren Augen auf den neuen Gebieter hin, der eben mit Mr. Mildness unter den Bogen der mittleren Eingangsthür trat und mit ehrfurchtsvoller Verneigung des sich auf seinen silbernen Stab stützenden Haushofmeisters begrüßt wurde. Sir Charles blieb einen Augenblick am Eingange stehen, nahm seinen Hut ab und blickte ruhig, wiewohl mit einiger Spannung im Kreise umher, die aber sogleich einer sichtbaren Ueberraschung wich, als er die große Zahl der ihn Erwartenden bemerkte. Kaum gönnten sich diese so viel Zeit, die übliche ehrerbietige Verbeugung bis zu dem gehörigen Maße auszudehnen, da hoben sich auch schon ihre Köpfe wieder empor, um die Gestalt und die Gesichtszüge des neuen Gebieters zu mustern.

Allein, was sie jetzt sahen, entsprach den gehegten Erwartungen – die wir lieber Befürchtungen nennen sollten

– durchaus nicht und Niemand war in dem ganzen Kreise, der sich den letzten Erben der Goodricks so vorgestellt hatte, wie er jetzt vor seine verwunderten Augen trat.

Ein maaßloses Erstaunen, welches beinahe in ein lautes Murmeln des Beifalls übergegangen wäre, ergriff Jedermann. Denn hier sahen sie keinen stillen, unbeweglichen, wortkargen und menschenscheuen Herrn, wie es früher Sir William gewesen; es war auch nicht jener wie der erste Lord des Königreichs sich geberdende Sir Everard, der mit eisigem Blick, mit vornehmer Gleichgültigkeit und finsterem Stirnrunzeln einst unter sie getreten war, nein, es war eine Erscheinung, wie sie keiner der hier Versammelten jemals an diesem Orte gesehen zu haben sich erinnern konnte.

In seiner einfachen Reisekleidung, den Ranzen noch an der Seite tragend, den Stock in der Linken und den Hut in der Rechten haltend, stand Sir Charles Goodrick vor ihnen, und gerade unter dem reich mit Kerzen besteckten mittleren Kronleuchter, so daß seine Züge von den Lichtstrahlen desselben voll und scharf beleuchtet wurden.

Was zunächst seine Gestalt betrifft, die auch wir jetzt genauer betrachten müssen, so war sie, wie schon bemerkt, nicht übermäßig groß und dabei etwas hager, wie man sie oft bei Leuten findet, die lange Jahre in einem tropischen Klima zugebracht haben. Aber diese Gestalt entbehrte nicht der festen männlichen Kraft, die zugleich mit einer gefälligen Haltung und bei schönem Ebenmaaß

der Glieder mit angenehm in die Augen fallenden Bewegungen gepaart war. Sein von der südlichen Sonne gebräuntes Gesicht war von einem starken wohlgepflegten Bart umschlossen und von seinem edel geformten Kopfe fiel eine schwere Lockenwucht bis fast auf die Schultern nieder. Aber obgleich dieser Bart und dieses Haar für einen vierundvierzig Jahre zählenden Mann auffallend gebleicht waren, so verliehen sie ihm doch keineswegs den Ausdruck abnehmender Männlichkeit und welkender Frische. Ja, diese braunen, noch immer sanft gerötheten Wangen trugen fast jugendliche Züge, ein augenblicklich auffallender Vorzug, der durch die Lebhaftigkeit und den feurigen Glanz des großen Auges, dessen lichtvolle Bläue mit der dunklen Gesichtsfarbe seltsam contrastirte, nur noch sichtbarer hervortrat. Außerdem aber lag in diesem Auge, in dessen Winkeln zuweilen ein kleiner Schalk zu lauern schien, eine unendliche Herzengüte und wohlwollende Milde, und wenn man auch die feineren Linien um Mund und Nase wegen des starken Bartes nicht genauer entziffern konnte, so klang doch die Stimme, die aus diesem Munde tönte, so kraftvoll und angenehm, daß sie fast augenblicklich Jedermann zum Herzen drang und nur Empfindungen des Muthes, der Hoffnung und der freudigsten Zuversicht für die Ereignisse der Zukunft erregte.

Ja, es war augenscheinlich, Sir Charles Goodrick war ein Mann von festem Willen und großer Thatkraft, aber zugleich auch ein Mensch von sanftem, empfindungsreichem Herzen, und daher vollkommen geeignet, auf den

ersten Blick und das erste Wort das Vertrauen der Seini-
gen zu gewinnen.

Nachdem von beiden Seiten Blicke genug ausgetauscht waren, wandte sich Sir Charles zu seinem Haushofmeister, und dankte ihm für diesen Empfang. Sodann aber richtete er einige freundliche Worte an seine versammelte Dienerschaft und begrüßte sie warm und herzlich. Diese Anrede, obgleich nur kurz und bündig, rief ein neues Erstaunen hervor, denn dergleichen war man hier nicht gewohnt, es stimmte nicht mit den gebräuchlichen Sitten, weder des Engländers noch des Gebieters auf Doward-Court überein, und doch fühlte man sich allgemein dadurch wohlthätig berührt. Vor Allen erschien Mr. Coldwell davon tief ergriffen. Dem alternden Manne standen Thränen in den Augen und er mußte sich stillschweigend gestehen, daß der ›wilde Charley‹ etwas ungemein Zahmes an sich habe, obgleich er einen starken Bart und langes Haar trug, was die Bewohner von Doward-Court niemals an ihren Herren wahrgenommen hatten.

Als diese erste Vorstellung vorüber, wandte sich Sir Charles zu seinem Begleiter, dem Rector von Ross, der bescheiden einige Schritte hinter ihm stehen geblieben war, und sprach leise einige Worte mit ihm. Dies nahm der Haushofmeister als ein Zeichen auf, daß es Zeit sei, die Dienerschaft zu verabschiedete, und er gab ihnen einen Wink mit seinem silbernem Stabe, worauf sich Alle noch

einmal sie verbeugten und dann den Ausgang in das Innere des Hauses suchten, um alsbald ihren überschwellenden Empfindungen durch jubelnde Worte Luft zu machen.

Als die letzte schmucke Küchenmagd die blitzende Halle verlassen – was nicht eher geschah, als bis sie sich noch einmal scheu nach dem freundlichen Erben umgesehen hatte – näherte sich Mr. Coldwell demselben, verbeugte sich abermals sehr unterthänig und fragte nach Sr. Gnaden weiteren Befehlen.

»Kommen Sie her,« sagte des Sir Charles leutselig, »und geben Sie mir noch einmal Ihre Hand. So! Sie haben das Alles ganz hübsch gemacht. Aber was haben denn diese Leute alle im Schkosse zu verrichten?«

Mr. Coldwell riß seine kleinen Augen weit auf und starrte den mit stillem Lächeln fragenden Herrn verwundert an. Da er aber durchaus keine versteckte böse Laune in seinem offenen Gesicht entdeckte, sagte er bescheiden: »Sie stehen alle Ew. Gnaden zu Diensten und werden jeden Augenblick thun, was Sie befehlen. Es waren die Reitknechte und Kutscher, die Lakaien und Tafeldecker, der Koch und seine Gehülfen, der Kellermeister und die Küper, der Büchsenspanner, der Forstwart und seine Jungen, die Hundewärter und Botenjungen, der Gärtner mit seinen Lehrlingen, der Hauswart und der Glockenzieher, sodann die Stubenmädchen und Waschfrauen, die Gemüse- und Milchdirnen und – und was sonst noch zu einem großen Haushalt Nothwendiges und Unentbehrliches gehört. Nur der Rentmeister war leider

nicht dabei, denn der wohnt in Ross und liegt augenblicklich am Podagra krank.«

Sir Charles sah den bei dieser langen Aufzählung, seltsam ernst bleibenden Geistlichen geraume Zeit bedenklich an, dann aber, da dieser bei der verständlichen Prüfung zu lächeln begann, lächelte er auch und sagte ohne alle Ironie:

»Ich danke Ihnen, mein lieber Mr. Coldwell. Ersparen Sie sich die Aufzählung der Uebrigen, ich habe genug amtliche Würden vernommen und wahrlich kaum gedacht, daß es so viel in diesem Haushalt zu thun geben könne. Nun, nun, die guten Leute sollen sich bei mir nicht überarbeiten, ich wünsche das nicht, gönnen Sie ihnen also einige Ruhe. Wenn ich Jemanden gebrauche, werde ich Sie davon in Kenntniß setzen.«

Der Haushofmeister blieb mit offenem Munde vor dem also Redenden stehen, denn er wußte nicht, ob er im Ernst oder im Scherz rede. Erst der laut auflachende Rector überzeugte ihn, daß sein Herr bei guter Laune sei, und so faßte er sich männlich und erwiderte: »So soll es geschehen, Sir Charles, obgleich ich der Meinung bin, daß alle Leute hier im Hause bisher mehr Ruhe- als Arbeitstage im Leben gehabt haben. Doch – wo befehlen Ew. Gnaden den Thee einzunehmen?«

»Das ist mir einerlei, Mr. Coldwell, ich kenne ja die Gemächer im Hause nicht. Doch da wir einmal hier sind, lassen Sie uns hier bleiben, es gefällt mir an diesem Orte wohl und erst morgen will ich mir das Haus – meines Vaters besehen.«

»In der Halle wollen Sie Thee trinken? Wo kein Feuer im Kamin brennt?« fragte der Haushofmeister erstaunt.

»Gewiß in der Halle. Wir frieren nicht, es ist ja Sommerwetter.«

Mr. Coldwell verbeugte und entfernte sich.

Während nun Sir Charles mit dem Rector im Gespräch vertieft die Halle auf- und abschrift und bald diese, bald jene Waffengruppirung betrachtete, rollten einige Diener ohne alles Geräusch zwei mit rother Seide überzogene Sessel aus dem Nebenzimmer in die von Möbeln leere Halle, trugen Tische und anderes Nothwendige herbei, und bald siedete, wie der seltsame Herr es befohlen, das Wasser im silbernen Theekessel und wohl eine halbe Stunde ging damit hin, daß die Herren speisten und tranken, wobei sie von zwei sehr neugierigen Lakaien in großer Livree mehr gemustert als bedient wurden.

Als Sir Charles aber mit seinem Gaste gespeist, zog er Cigarren hervor, bot dem Rector eine davon dar und ging nun rauchend und plaudernd in der Halle mit ihm auf und nieder, zur höchsten Verwunderung der beiden Diener, die gar nicht begreifen konnten, warum Sir Charles hier so viel Dampf mache, da er doch ein besonderes Rauchzimmer zu diesem Zweck unter seinen Wohngemächern hatte. Allein ihre Verwunderung half ihnen nichts, er kehrte sich nicht im Geringsten daran und in den nächsten Tagen und Wochen sollten noch oftmals verwunderete Gesichter im Schlosse gemacht werden, denn der jetzige Herr lebte wie es ihm behagte, that, was ihm gefiel, und kümmerte sich nicht darum, ob sein Thun und

Lassen dem Herkommen gemäß war, was nun einmal in England, dem seltsamsten Lande der Welt, fast bis zur Manie in allen Zweigen und Verhältnissen des Lebens als die einzige Richtschnur feiner Sitte betrachtet wird.

Erst nach zehn Uhr gab Mr. Mildness dem Baronet seinen Wunsch zu erkennen, das Schloß zu verlassen und nach Ross zurückzukehren.

»O,« sagte der Wirth und ergriff des so schnell liebgewonnenen Gastes Hand, »ich hatte über Ihre angenehme Gegenwart ganz vergessen, daß Sie noch einen so weiten Weg zurückzulegen haben.«

»Er ist nicht so gar weit,« erwiderte der Rector verbindlich. »Ueberdieß scheint der Mond hell, und ich werde mir denselben noch durch angenehme Erinnerungen an diesen Abend zu verkürzen suchen.«

»Wohl! Fügen Sie denselben auch einige gute Hoffnungen für die Zukunft bei, dann wird er Ihnen noch kürzer vorkommen – Also Sie wollen fort? Wohlan denn, gehen Sie mit Gott und kommen Sie bald wieder. Das war ein hübsches Begegniß heute Abend, und es soll Folgen haben. Ich stehe Ihnen dafür. Gute Nacht!«

Er geleitete seinen Gast bis auf die Rampe, dann kehrte er in die strahlende Halle zurück und fand, als er die sinnenden Augen erhob, den Haushofmeister schon an der hinteren Thür mit einer neuen Frage auf den Lippen stehen. »Was giebt es?« fragte er, den aufmerksamen Mann freundlich herbeiwinkend.

»Von morgen an, Sir Charles, werde ich Ihren Befehlen in jeder Weise zu Gebote stehen und mögen Sie dann

Ihre Bestimmungen für alles Einzelne nach Belieben treffen – für heute aber nehme ich Ihre Nachsicht für die bereits getroffenen Einrichtungen in Anspruch. Befehlen Sie demnach vielleicht in dem Zimmer zur Ruhe zu gehen, welches ich für Sie ausgewählt?«

Sir Charles nickte zustimmend, und indem er mit Mühe ein ihn plötzlich überfallendes Gähnen unterdrückte, sagte er: »Ja, ich bin von der Reise ermüdet. Kommen Sie.«

Der Haushofmeister ließ es sich in seinem heute verdoppelten Amtseifer nicht nehmen, seinen Herrn am ersten Abend ganz allein zu bedienen. Er nahm zwei silberne Leuchter mit Wachskerzen vom Theetisch und schritt dem ihm folgenden Sir Charles mit langsamer Gemessenheit durch einige Gemächer voran. Endlich trat er in ein geräumiges Zimmer ein, und, die beiden Leuchter auf einen mit dunklem Teppich bekleideten Tisch stellend, blieb er vor dem Baronet schweigend stehen, der mit seinen Gedanken, so beschäftigt war, daß er sich in dem ihm unbekanntem Raume noch nicht einmal umgeblickt hatte.

»So,« sagte Dieser endlich, als ihn die Stille um ihn her zu sich selbst zurückgebracht hatte, »also da sind wir. Gut. Nun, Ihr Dienst mag heute beendet sein. Ich danke Ihnen für Ihre Mühwaltungen. Ich habe in keiner Weise Ihr Vorhaben gestört. Morgen aber werde ich Ihnen sagen, wie ich zu leben gewohnt bin und auch hier zu leben wünsche. Mein alter Diener Harry wird morgen mit

meinem Gepäck eintrefen, dann sollen Sie und die Andern es leicht haben. Er kennt meine Liebhabereien und wird sie Ihnen ebenfalls mittheilen. Gute Nacht denn!«

»Ich wünsche Ew. Gnaden eine recht sanfte Nacht. Nur noch eine Frage möchte ich mir erlauben. Was befehlen Sie morgen zum Frühstück und um welche Zeit soll es servirt werden?«

»Ja so – ich bin ja in England!« sagte Sir Charles leise lächelnd, wie zu sich selber. »Wohlan denn, so geben Sie mir um sechs Uhr Kaffee, Weißbrod und Butter. Weiter nichts.«

«Weiter nichts? Kein Fleisch, keinen Fisch, keine Eier, Honig und Käse – und um sechs Uhr schon?«

»Punct sechs Uhr und weiter nichts als Kaffee, Brod und Butter. Das Fleisch und das Uebrige spare ich mir bis zum Mittag auf, und das Mittagessen bitte ich mir um zwei Uhr fertig zu halten.«

»Um zwei Uhr!« sagte der Haushofmeister mit wachsendem Staunen. »Wie Sie befehlen. Gute Nacht!«

Mit unmerklichem Kopfschütteln über die seltsamen Gewohnheiten des ›wilden Charley‹ entfernte sich Mr. Coldwell. Indessen war ihm an diesem ›grauenvollen‹ Tage so viel Neues begegnet, daß er sich um eine Hand voll mehr davon nicht den Kopf zerbrach. Aber um sechs Uhr frühstücken, wo noch das ganze noble und gentile England im Bette lag, und blos Kaffee und Brod, das war doch ganz unerhört. Und nun gar schon um zwei Uhr zu Mittag essen – o!

Sobald er das Zimmer verlassen und Sir Charles sich allein sah, erhob dieser die Augen und blickte sich zum ersten Male ringsum. Er fand sich in einem kostbaren Gemach, hoch, breit und tief, die Wände mit golddurchwirkten Ledertapeten bekleidet, die Decke von gebeiter Holzschnitzerei strotzend die Fenster mit grünen Damastvorhängen verhüllt und auf dem getäfelten Fußboden einen Teppich ausgebreitet, auf dem man so weich wie auf Sammet trat. In einem breiten Alkoven, dessen schwere Portiere zurückgeschlagen war, stand ein wahrhaftes Paradebett unter einem Baldachin von grüner Seide, von so bedeutendem Umfange, daß sich drei Menschen behaglich darin hätten lagern können.

Sir Charles, nachdem er einen raschen Blick über die mit Perlmutter ausgelegten Ebenholzmöbel geworfen, ging näher an das Bett heran, betrachtete es genauer und lächelte dann wehmüthig. »Ja, ja,« sagte er, die Arme vor der Brust kreuzend und eine Weile in Nachdenken stehen bleibend, »ich bin also zu Hause – endlich – und im Hause – meines Vaters! O, ich danke Dir, Gott, daß Du mich dahin gebracht hast. Meine Irrfahrten haben lange gedauert, aber jetzt soll die Ruhe auch um so süßer sein. Nun gieb Du mir, gütige Vorsehung, eine friedliche Nacht, denn nie so wie heute habe ich nach Ruhe und Frieden mit mir selber und aller Welt getrachtet. Amen!«

Das erste sichtbare Zeichen, welches am nächsten Tage der Nachbarschaft von Doward-Court die Anwesenheit des neuen Schloßherrn verkündete, war das große Familienbanner der Goodricks, welches sich auf der höchsten Thurmspitze stolz im frischen Morgenwinde blähte und seine schweren Falten nach langer Zeit zum ersten Male wieder in den Strahlen der Sonne leuchtete ließ. Die Farbe des Tuches war weiß, das Wappen in der Mitte ein großes silbernes Schild von zwei mächtigen, gelben, auf den Hinterläufen stehenden Doggen gehalten. Auf dem Helme darüber sproßten zu jeder Seite zwei volle goldene Aehren hervor, den Mittelpunkt des Schildes selbst, aber nahm eine dunkelrothe Rose ein und um das ganze Wappen rief in purpurnen Buchstaben der schöne Wahrspruch: ›*Love me little, love me long.*‹¹

Der Erbe hatte nach einer ungestörten Nachtruhe schon vor fünf Uhr Morgens seine Augen geöffnet und war gleich darauf aufgestanden, denn so war er es gewohnt seit seiner Jugendzeit. Von den Fenstern seines Schlafgemachs aus hatte er in den klaren Octobermorgen hineingeblickt und sich der prachtvollen Landschaft erfreut, die weit und breit vor seinen Augen ausgebreitet lag. Eigentlich, so viele Gegenstände auch sein Gesichtskreis umfaßte, sah er nur zwei verschiedene und in ihrer Verschiedenheit sich doch harmonisch verschmelzende Farben vor sich: den blauen weitgespannten und fast

¹Liebe mich ein wenig, aber liebe mich lange.

durchsichtig klaren Himmel und unzählige im Morgen-
sonnenlichte smaragdgrün erscheinende Hügel, die mit
Ausnahme des Ruinenberges üppiges Laubholz schmück-
te, und zwischen denen sich bis in unabsehbare Ferne
helleuchtend grüne Anger hinzogen.

Punkt sechs Uhr aber, wie ihm befohlen, erschien
der Haushofmeister, wünschte seinem Herrn einen guten
Morgen und fragte bescheiden, wo Sir Charles das Früh-
stück einzunehmen beliebe. »Hier am Fenster, wo ich sit-
ze,« lautete die Antwort. »Es kann kaum einen schöneren
Platz in Doward-Court geben und ich danke Ihnen für Ihre
Wahl meines Schlafzimmers. Ich habe vortrefflich ge-
ruht.«

Fünf Minuten später brachte ein Diener das befohlene
Frühstück herein und Mr. Coldwell erhielt den Auftrag, in
einer halben Stunde wiederzukommen und seinem Herrn
das Innere des Schlosses zu zeigen, vorher aber alle Thü-
ren zu öffnen, da er es liebe, ungehindert aus einem Zim-
mer in das andere zu schreiten. Diesen Befehl nahm der
Haushofmeister mit Freuden hin und mit fast strahlen-
dem Gesicht holte er zu der festgesetzten Zeit Sir Charles
ab, den er wunderbarer Weise bei Tage in eben so guter
Laune fand, als am Abend zuvor, was bei seinen früheren
Gebiern selten – fast nie der Fall gewesen war.

Auf dem weiten Spaziergange durch das geräumige
Schloß wollen wir den Erben nun nicht begleiten, nur
müssen wir kurz andeuten, welche Herrlichkeiten der-
selbe in Doward-Court fand, die der wohlunterrichte-
te Haushofmeister, mit dem Inventarium in der Hand,

sämmtlich der Reihe nach bei Namen nannte, die Art und Weise, und wer sie gesammelt, beschrieb und dabei die Orte und Personen bezeichnete, von welchen sie ihren Ursprung herleiteten.

Im Ganzen war in den prachtvollen Sälen eine ungeheuer reichhaltige Sammlung seltsamer und schöner Merkwürdigkeiten enthalten. Namentlich Waffen und Rüstungen aus allen Orten und Zeiten waren in reichlichster Auswahl vorhanden. Während nun einige Räume Producte des Abendlandes bewahrten, zeigten sich in anderen Geräthe und Trachten aus überseeischen Ländern zusammengehäuft. Auch eine kostbare Bildergalerie fand sich vor, in der die Portraits der Herrscher Englands bis zu den ältesten Zeiten, und schließlich die der Familie Sir Charles Goodrick's in langer Reihe prangten.

Unter allen Räumlichkeiten aber zeichneten sich drei besonders aus. Zuerst der prächtig decorirte Banketsaal, dessen Wände mit wohlerhaltenen Rüstungen und Waffen der Vorzeit bis zur Decke hinauf geschmückt waren, und aus dessen Fenstern man eine herrliche Aussicht nach dem schimmernden Wye mit seinem grünen Thale genoß. So dann das sogenannte Frühstückszimmer, im Geschmack des Zeitalters der Königin Anna eingerichtet, und endlich auch die Bibliothek, die dicht an Sir Charles' Schlafzimmer stieß und prachtvolle Deckengemälde, Büsten von Philosophen, Dichtern und Geschichtsschreibern aufwies und überdieß mit einem wahren Schatz werthvoller Handschriften und Büchern angefüllt war. Alle diese Räume zeigten sich, je nach ihrer Einrichtung mit dazu

passenden Gemälden, Statuen, Vasen und sonstigen Zierathen fast überladen, und diesen entsprechend waren die Möbel, die Teppiche, die Vorhänge von gesuchtester Eleganz und Schönheit ausgewählt.

Hätte Sir Charles alles Einzelne genau betrachten und genießen wollen, so würde er Tage zu seinem Rundgang gebraucht haben; so aber schritt er nur flüchtig durch die weiten Räume, ließ sein Auge zwar gedankenvoll, aber nicht übermäßig erfreut darüber hinschweifen, nickte bei den Erzählungen des Haushofmeisters leicht mit dem Kopfe und ließ nur selten eine Frage laut werden, die aber stets von warmer Theilnahme für das Vorhandene zeugte, was Mr. Coldwell ein großes Vergnügen gewährte, der sich mit Recht für den obersten Hüter und Bewahrer der gesammelten Reichthümer betrachtete, worin ihm allerdings ein gewisses Verdienst nicht abgesprochen werden konnte. Nachdem nun die zwei Stockwerke des Hauptgebäudes und einige Thürme durchwandelt waren, kehrte man auf der kostbaren, mit italienischem Broncegitter versehenen Marmortreppe in das Untergeschoß zurück, welches die eigentlichen Prunk- und Wohngemächer des Familienhauptes enthielt, während die oberen Stockwerke eine endlose Reihe wohlausgestatteter Gastzimmer zeigten.

»Sind wir fertig, mein lieber Mr. Coldwell?« fragte Sir Charles, als er mit seinem Begleiter wieder vor der Thür der Bibliothek angelangt war.

»Mit dem Innern des Schlosses, ja, so ziemlich, Sir Charles. Aber ich erlaube mir die Bemerkung, daß noch die Ställe, die Pferde und Equipagen zu besichtigen sind.«

»Auch das noch!« mochte der fast übersättigte Erbe denken, als er sogleich, ohne ein Wort zu sprechen, an der Seite seines Führers in den Hof hinabstieg und sich zu einer neuen Betrachtung einer ganzen Reihe vorhandener Schätze anschicken mußte. In der That fand er eine so große Menge verschiedener Equipagen und ausgesuchter Racepferde vor, daß er nicht begreifen konnte, wie sein Vorgänger im Besitz sie alle hatte verwenden können, zumal er so selten in Doward-Court gewesen war, und mit ernster Miene, auf der ein sinnendes Grübeln zu liegen schien, kehrte er endlich mit dem ihm noch immer folgenden Haushofmeister in das Schloß zurück, wobei dieser dem nur noch halb aufmerksamen Gebieter erzählte, daß im Hafen von Bristol eine fast neue Dampfyacht liege, die Sir Everard noch ein Jahr vor seinem Tode habe bauen lassen.

In seinem Zimmer angekommen, blieb Sir Charles vor dem noch neuer Befehle harrenden ersten Diener seines Hauses stehen, sah ihn fest, doch milde an und sagte:

»Mein lieber Mr. Coldwell! Ich danke Ihnen für Ihre Mühe und auch für die Sorgfalt, mit der Sie den Nachlaß meines Vaters und meiner Brüder im Stande gehalten haben. Vor allen Dingen hat mir die Ordnung und Sauberkeit gefallen, die ich an allem Vorhandenen wahrgenommen. Ich finde in der That einen schönen Besitz

vor, viel schöner, als ich ihn zu finden erwartet. Ich habe es mir in meiner Jugend nicht träumen lassen, einst der Herr so seltener Schätze zu sein. Ich bin mehr als befriedigt, alle meine Erwartungen sind bei Weitem übertroffen. Insbesondere aber gefällt mir die Ruhe und Stille hier. London hat mich fast krank gemacht, so gesund ich auch sonst bin. Ich liebe das Getreibe und Gelage nicht, wie ich es dort gefunden habe. Mein ganzes Leben bisher ist unruhig, ja stürmisch genug gewesen, ich bedarf also der Ruhe. Wenn Sie dazu beitragen können, diese Ruhe um mich her zu bewahren, so werden Sie mir einen großen Gefallen erweisen. Im Uebrigen werden wir uns bald verstehen lernen, und Sie werden finden, daß ich wenig Ansprüche mache, denn ich habe mich von jeher mit Geringem begnügen gelernt. Das Einzige, was mir hier nicht behagt, ist die übermäßige Anzahl von Dienern und Handlangern. Ich werde sie unmöglich alle beschäftigen und für mich selbst verwenden können. Allein die Hinterlassenschaft meiner Vorgänger wird mir heilig sein, den Leuten soll ihr Brod und ihre bisherige Lage vollständig bewahrt bleiben. Ich selbst bringe, wie ich Ihnen schon gesagt, nur einen Diener mit, und der wird mir auch ferner für die meisten Fälle genügen. Jetzt begeben Sie sich in Ihr Zimmer und ruhen Sie von dem ermüdenden Gange aus. Die Thüren der Gemächer im unteren Stockwerk lassen Sie offen – für mich selbst nehme ich nur dieses Gemach und die Bibliothek in Anspruch und in diesen beiden Ränmen will ich ungestört schalten und

walten können. Guten Morgen, ich danke Ihnen nochmals.«

Den Rath, den Sir Charles dem Haushofmeister gegeben: sich nach dem ermüdenden Gange auszuruhen, schien er, was seine eigene Person betraf, vor der Hand nicht befolgen zu wollen. Freilich, der jederzeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend rastlos thätige Mann fühlte so leicht keine Ermüdung, und diesmal hielt ihn noch viel mehr ein innerer lebhafter Trieb in Spannung. So begab er sich denn nach kurzem Alleinsein in die Bibliothek und durchschritt dann, von Niemanden gestört und beobachtet, noch einmal die offen vor ihm liegenden Räume seines herrlichen Besitzes. Je länger er aber diesen einsamen Gang fortsetzte und je genauer er jeden einzelnen kostbaren Gegenstand betrachtete, um so nachdenklicher und ernster wurde er, und endlich hätte ein scharfer Beobachter den Ausdruck einer sanften Trauer auf seinen sprechenden Gesichtszügen wahrnehmen können.

Als er am Ende der letzten Galerie angekommen war, hatte dieser Ausdruck seine höchste Höhe erreicht, und nun blieb er stehen, kreuzte nach alter Gewohnheit die Arme vor der Brust und indem er einen fast schmerzlichen Blick durch die lange Reihe geöffneter Gemächer und die in unbeweglicher Ruhe stehenden Schätze warf, sagte er zu sich mit einem leisen Seufzer:

»Ja, o ja, meine Vorfahren haben mit Geschmack, und Einsicht ihr Haus mit kostbaren Gegenständen gefüllt und sind eifrig im Sammeln dieser von vielen Menschen

so hoch geschätzten Dinge gewesen. Das muß ich eingestehen und ich verkenne den Werth derselben gewiß nicht. Aber je länger mein Auge darauf ruht und je mehr ihre Schönheit und Seltenheit mir zum Bewußtsein kommt, um so beklommener fühle ich mich und desto lauter spricht eine innere Stimme in mir, daß damit sehr wenig Rühmenswerthes gethan ist. Was nützt es der Welt, was nützt es den Meinigen, daß es hier blitzt und funkelt von Gold und Marmor, daß es hier strahlt von Farben und sonstigen das Auge bestechenden Dingen –, es ist zu Viel, zu Viel, um nur das Wohlgefallen eines Einzelnen zu erregen und den Kitzel seiner Besitzlust zu befriedigen. Haben meine Vorfahren, hat mein älterer Bruder, der das Letzte an der Vollendung dieses Kunstwerkes gethan, wohl an seine Pächter und Arbeiter gedacht, als er Tausende und nochmals Tausende blinkender Goldstücke in die ferne Welt sandte, um diese Schätze zu bezahlen? Ich glaube nicht, und doch hatten sie den ersten, den gerechtesten Anspruch an sein Nachdenken und seine Sorge. O, die armen Leute – ich habe es ja gestern in jener gesegneten Stunde gehört – haben vielleicht oft kein Brod gehabt und mit Thränen im Auge auf ihre Kinder geblickt, wenn sie an ihre Erziehung dachten. Nein, dieses schreckliche Bild kann ich nicht wieder loswerden, seitdem es mir einmal vor der Seele aufgestiegen, und ich muß handeln, thätig sein, um es zu bannen in ewige Vergessenheit. Ja, ja, ja, so soll es sein, es soll anders werden mit Denen, die darben – bei mir, unter den Meinigen soll

Niemand hungern und weinen, so lange ich es verhindern kann. Und das soll bald geschehen, schon morgen beginne ich mit meinem Werk, und nicht eher will ich ruhen und mich der Ruhe freuen, bis ich das Recht, diese Ruhe zu genießen, mir redlich erworben habe. Nicht leben allein und das Leben einschlürfen mit vollen Zügen soll der Mann, nein, er muß nützen, nützen, wo er kann, und vor allen Dingen, wo er muß, sonst ist er nicht das Geringste werth und hat, wenn er auch hundert Jahre lebt, den ganzen Zweck seines Daseins verfehlt!«

Als er nach diesem Selbstgespräch sich noch einmal im Kreise umblickte, fiel sein stolz und freudig schimmerndes Auge auf die ernstesten Bilder seiner Vorfahren, und sie scharf betrachtend, nickte er den ihn wie fragend einschaltenden Gesichtern mit einem unbeschreiblich würdevollen Lächeln zu, das eine Bekräftigung seiner so eben gesprochenen Worte zu enthalten schien. Dann aber kehrte er mit schnelleren Schritten und freudigerer Miene in seine Wohnung zurück, wo er sich eben am Fenster niederlassen wollte, um seine Pläne genauer zu überlegen, als ein ihm wohlbekanntes Pochen an der Thür sich vernehmen ließ.

»Ha!« rief er, lebhaft seinen Kopf erhebend, »das ist Harry, ich kenne seine leichte Hand. Immer herein mit Dir, mein Alter!«

Die Thür ging auf und herein trat ein kleiner behender Mann, dessen fünfzig Jahre seiner Beweglichkeit und einer auf den ersten Blick bemerklichen Raschheit in allem Thun keineswegs Abbruch thaten. Sein von der Luft und

von der Sonne gebräuntes Gesicht war sorgfältig glatt geschoren, kurzes graues Haar bedeckte seinen Kopf und seine blauen Augen schauten klar und klug in die Welt. In seiner schwarzen Kleidung machte sich eine außerordentliche Sauberkeit bemerkbar und obgleich er so eben seine Reise beendigt, sahen seine weiße Halsbinde und Weste so rein und blendend aus, als ob sie in diesem Augenblick erst aus den Händen der Wäscherin gekommen waren.

»Nun, Harry,« rief Sir Charles in deutscher Sprache, die er für einen Engländer sehr rein und fließend sprach, und begrüßte den treuen Diener, der sich ihm mit ehrerbietiger Verbeugung näherte, mit ungewöhnlicher Herzlichkeit – »Du bist also wohlbehalten angekommen – das fruet mich.«

»Ja, Herr,« erwiderte Harry, der noch nicht gewohnt war, seinen Gebieter mit dem in England gebräuchlichen ›Sir Charles‹ anzureden, ebenfalls in deutscher Sprache, »ich bin da und Alles ist in Ordnung und bereits im Schlosse, obgleich man den Koffern und Ballen ansieht, daß sie eine weite und lange Seereise gemacht haben.«

»Gut, gut, mein Lieber, Sie haben jetzt Zeit zur Ruhe, für's Erste reisen wir nicht mehr. Aber höre, o Harry, wir sind nun in Herefordshire und werden uns wieder an unsere Muttersprache gewöhnen müssen. Das wird uns freilich nicht schwer werden, doch Eins sage ich Dir: wenn wir allein sind, sprechen wir Deutsch, ich möchte kein Wort von der lieben Sprache verlernen und will also immer in Uebung bleiben. Was die Leute hier betrifft, so

mußt Du Dich in ihre Manieren schicken lernen, die etwas weit von denen abweichen, die wir bisher befolgt. In der That, es ist uns hier Vieles, fast Alles neu und wir müssen uns erst allmählig daran gewöhnen, es natürlich und vernünftig zu finden. Ein großer Luxus kann uns fast eben so bedrücken, wie eine unverhoffte Armuth uns anfangs beengt, so geht es mir wenigstens. Wie man es hier in allen Dingen treibt, haben wir es selbst im Lande der Perlen und Diamanten nicht treiben sehen, also füge Dich und zeige Dich den Andern gegenüber gelassen, damit sie Dich nicht für einen Kleinstädter halten. Das ist eine ganz eigene Sünde in den Augen von Leuten, die auf dem Gipfel der civilisirten Welt zu leben und immer mit stolzem Blick in das niedere Land der Barbarei hinabzusehen glauben, und sie wird uns oft schwerer vergeben als ein wirkliches Verbrechen. Also paß auf, ich sage Dir das gleich im Anfang, damit Du auf Dich aufmerksam bist. Im Uebrigen ist es auf Doward-Court hübsch und wir werden nach unserer Art ganz behaglich leben können. Jetzt aber will ich Dich allein lassen – die Bibliothek dort und diese Zimmer bewohne ich. Dort ist ein Cabinet für meine Kleider. So, nun rühre Dich und packe aus, damit ich mich nachher umkleiden und den Leuten zeigen kann, daß ich nicht mit *einem* Rock in ihre Mitte getreten bin. Haha!«

Mit diesen scherzhaften Worten begab er sich durch eine Glasthür auf die Rampe hinaus; Harry dagegen, von dem dienstfertigen Haushofmeister unterstützt, der sich freiwillig zu Gebote gestellt, ließ seines Herrn Koffer

hereinschaffen, und begann dann dieselben auszupacken und das Wohlerhaltene in den Truhen und Schränken zu ordnen, worin er eine eben so große Gewandtheit wie Umsicht besaß, so daß er Sir Charles, wie er ihm Alles war, auch die Hausfrau ersetzen was dieser, wenn er recht heiter war, schon oft genug an ihm gerühmt hatte.

DRITTES KAPITEL. WIE SIR CHARLES SEINE PFLICHTEN ALS GUTSHERR AUFFASST.

Wer die Einförmigkeit und pedantische Regelmäßigkeit täglichen Lebens und Genießens auf den englischen Landgütern kennt, wo der große und kleine Haushalt wie ein wohlgeöltes Uhrwerk abläuft, das nur alle Jahrhunderte vielleicht einmal aufgezogen zu werden braucht, der wird es begreiflich finden, daß fast sämtliche Bewohner von Doward-Court in ein maaßloses Staunen geriethen, als der ohne alle Heiligkeit, aber mit um so größerer Sicherheit und Bestimmtheit auftretende Wille des letzten Erben so Manches umriß, was Herkommen und Gewohnheit, die granitnen Götzen englischer Sitte, bisher bei ihnen für unumstößlich und unwandelbar hatten erscheinen lassen. Unter den vielen trägen und bisher faullenzenden Dienstleuten waren daher nicht wenige, die offen oder insgeheim über die unerhörten Neuerungen murrten und ihr altes, verbrieftes Recht für angetastet erklärten, wenn sie statt neun Uhr Morgens schon um sechs Uhr aufstehen und statt um zwölf schon um

zehn Uhr ihr zweites Frühstück verzehren sollten, allein es ward dennoch schon am zweiten Tage der Anwesenheit Sir Charles' in Doward-Court Alles so pünktlich und gewissenhaft nach seinem Wunsche verrichtet, als ob die strengste Zuchtruthe über den Häuptern der Betheiligten geschwebt hätte. Diese schnelle Gefügigkeit fand ihren Grund nicht etwa in der geharnischten Rede, welche Mr. Coldwell seinen Untergebenen am Tage nach dem Eintreffen seines Herrn zum Besten gegeben, sondern ganz allein darin, daß dieser neue Herr einen gewaltigen und nachhaltigen Eindruck auf die Gemüther sämtlicher Hausbewohner hervorgebracht hatte. Trotz aller Freundlichkeit und Leutseligkeit, die sich gleich in seinen ersten Worten verrathen und Jedermann wohlgethan, umso mehr, da früher fast Niemand durch einen Blick oder ein Wort der Herrschaft beglückt worden war, lag doch in dem funkelnden Auge Sir Charles' ein Etwas, was das Blut aller Derer schneller kreisen machte, die er damit durchdringend ansah, und diese magische Gewalt, die manchen Menschen von der Natur verliehen ist, bewirkt in den meisten Fällen bei Weitem schneller den geforderten Gehorsam und Fügung in den fast nur gedachten Willen, als Strenge in Worten und Leidenschaftlichkeit in Geberden, mit denen so viele Gebieter ihren Anordnungen Nachdruck geben zu müssen glauben.

So geschah es denn, daß Sir Charles wirklich von der ersten Stunde seines Aufenthalts in Doward-Court an auf seine Weise behaglich genug lebte, und als erst ein paar Wochen vergangen waren und seine Unternehmungen in

dieser Zeit seine Diener hinreichend belehrt hatten, daß er ein wahrhaft edler, freundlicher und wohlwollender Herr sei, da schlugen ihm alle Herzen ohne Ausnahme mit voller Ergebenheit entgegen, da hatte er, ohne daß er es selber wußte, die gehorsamsten und lenkbarsten Vollstrecker seines Willens vor sich und Niemand war im Hause, der seine Stellung freiwillig aufgegeben hätte, so sehr es sich auch Sir Charles angelegen sein ließ, die ruhenden Hände mit einer Arbeit zu beschäftigen und die trägen Geister auf irgend ein gemeinnütziges Thun zu lenken.

So rollte denn das neu aufgezogene Uhrwerk des Haushalts in Doward-Court auf eine ganz andere, kurz vorher für unmöglich gehaltene Weise ab, als es früher geschehen war, und die neue Regelmäßigkeit, die Einfachheit des Lebens im Großen und Kleinen erschien allen Beteiligten so behaglich, daß sie es nicht geglaubt haben würden, wenn ihnen Jemand gesagt hätte: es herrschten jetzt mehr deutsche als englische Sitten auf dem reichen Herrensitze in Herefordshire.

Seinem Entschlusse getreu, begann Sir Charles schon am zweiten Tage nach seiner Ankunft daselbst seine gutherrliche Thätigkeit und Pflichterfüllung in einer Weise zu üben, wie er sie allein für recht erkannt und als einzige Richtschnur seines Handelns aufgestellt hatte. Schon um neun Uhr Morgens wurde ihm ein schnelles Pferd vorgeführt und ein der Gegend kundiger Reitknecht mußte ihm den Weg nach den von ihm gesuchten Ortschaften zeigen. Der langsam abreitende Baronet folgte dem

Führer auf dem Fuße und sein treuer Harry, der sich wie sein Herr freute, einmal wieder auf einem feurigen Renner sitzen zu können, begleitete ihn. Sein erster Besuch galt dem Rentmeister in Ross, bei dem er nothwendig die ihm zu seinem Werke nöthigen Erkundigungen einziehen mußte.

Mr. Coleridge war ein alter gichtbrüchiger Herr, der nur selten aus seinem behaglichen Stübchen kam, aber seine Pflichten als Beamter der Herrschaft auf Doward-Court mit der pünktlichsten Gewissenhaftigkeit und der aufopferndsten Treue erfüllte. Der arbeitsame Mann, obgleich von einem neuen gichtischen Anfall geplagt, saß dennoch am frühen Morgen schon am Arbeitstisch und erstaunte nicht wenig, als er einen Diener in der wohlbekannten Livree und gleich hinter ihm zwei fremde Männer vor seinem Hause halten und absteigen sah. Denn, wenn er auch bereits der Ankunft des neuen Herrn auf Doward-Court entgegengesehen, so hatte er ihn doch keineswegs in seinem eigenen Hause erwartet, da bisher alle Geldgeschäfte entweder nur brieflich oder im Schlosse selbst abgemacht worden waren, wohin den kränkelden Rentmeister stets ein bequemer Wagen zur gehörigen Zeit abzuholen pflegte.

Kaum war Sir Charles durch den Reitknecht dem Beamten gemeldet, so trat er auch schon selber bei ihm ein, und letzterer fand nicht einmal Zeit seinen Schlafrock abzuwerfen, da er vom Baronet schnell und ernstlich daran gehindert wurde.

»Mein lieber Mr. Coleridge,« redete ihn dieser mit seiner gewinnenden Freundlichkeit an, »ich bitte vor allen Dingen, sich nicht in Ihrer Bequemlichkeit durch mich stören zu lassen. Ich weiß schon, daß Sie leider krank sind, da ich aber völlig gesund bin, so komme ich zu Ihnen, um Sie persönlich kennen zu lernen und mir zugleich Ihren freundlichen Rath und Beistand in ernstesten Angelegenheiten zu erbitten.«

Diese von einem seiner früheren Herren nie gehörte Sprache klang dem Rentmeister so seltsam, daß er fast die Antwort darüber vergaß, und nur mit offenem Munde die angenehme Persönlichkeit seines Besuches einer näheren Musterung unterwarf, gleichsam als wollte er sich durch seine Augen überzeugen, ob ihn seine Ohren auch nicht getäuscht hätten.

Gleich darauf hatte sich Sir Charles neben den Sessel des Arbeitenden einen Stuhl vor den Tisch gerückt, an welchem derselbe vorher gesessen hatte, und in wenigen Minuten waren die üblichen Eingangsreden beendet und der Baronet ging ohne Umstände auf das Geschäft über, welches ihm so sehr am Herzen lag.

»Jetzt aber zur Hauptsache meines heutigen Besuches!« sagte er. »Wie steht es mit Ihrer Kasse und auf welche Summen kann ich bei dem Unternehmen, welches ich Ihnen sogleich mittheilen werde, rechnen?«

Den alten Renteneister durchfuhr zuerst ein heilloser Schreck, als der neue Herr, gerade wie die alten, seine erste Frage eine Geldfrage sein ließ. Etwas verworren blickte er zu dem Redenden auf, da er aber ein offenes

Gesicht, so ehrliche Augen und anstatt der gefürchteten Habsucht nur Güte und Milde wahrnahm, so faßte er frischen Muth und erwiderte, anfangs mit unsicherer, allmählig aber fester werdender Stimme, daß die Kasse wohlgefüllt sei, da seit zwei Jahren keine Ansprüche an dieselbe erhoben und nach Abzug der laufenden Ausgaben sämtliche Einnahmen zurückgelegt worden seien.

Ueber Sir Charles' gebräuntes Gesicht flog ein lebhafter Freudenschimmer. »Seien Sie außer Sorge,« fuhr er fort, »daß ich Ihre Kasse zu meinen Gunsten in Anspruch nehmen will; das ist glücklicher Weise nicht nöthig, denn ich bin für meine Person reichlich mit selbsterworbenen Mitteln versorgt. Mir liegt vielmehr etwas ganz Anderes am Herzen. Ich hege die Absicht, das ersparte Geld zum Besten Derer zu verwenden, die in den letzten Jahren mehr als billig in Anspruch genommen worden sind, und hoffe darin Ihre Beistimmung zu finden.«

Des Rentmeisters halb erloschenes Auge flog mit einem seltsamen Leuchten über die ernsten Gesichtszüge seines Herrn. Er glaubte seinen Ohren abermals nicht trauen zu dürfen, und doch klang aus der Stimme des Baronets ein Ton heraus, der sein menschenfreundliches Herz froh erbeben machte.

»Wie steht es mit meinen Pächtern?« fuhr Sir Charles ruhig fort. »Ich bitte, sagen Sie mir die Wahrheit. Ich habe schon gehört, daß nicht Alles so ist, wie, es sein soll, also sprechen Sie dreist.«

Der Rentmeister zuckte die Achseln. Seine Lippen wagten nicht auszusprechen, was schon lange auf seinem

Herzen lastete. Aber auf einen ermunternden Wink des Baronets sagte er zögernd und vorsichtig: »Wenn Sie es doch schon wissen, so brauche ich Ihnen die traurige Wahrheit nicht zu verhehlen – ja, es sieht mit Ihren Pächtern schlecht, mit einigen sogar sehr schlecht aus, und die armen Leute können unmöglich lange den Druck ertragen, der seit – seit zwölf Jahren auf ihnen lastet.«

Sir Charles sprang energisch von seinem Stuhle auf und streckte dem immer mehr erstaunten Beamten seine Rechte hin. »Da haben Sie meine Hand,« rief er mit tönender Stimme, »ich habe Sie verstanden und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit. So lassen Sie uns denn ernstlich berathen, was wir thun können, um mit einem Schlage das Elend der ungerecht Duldenden zu beseitigen und ihnen Freude und Genuß am Leben zu gestatten. Denn Beides soll, so viel ich es zu erwecken vermag, von heute an unter Denen erstehen, die ich zu den Meinen zu zählen berechtigt bin. Geschwind, lassen Sie uns sogleich zu Werke geben.«

Dem Rentmeister schoß alles Blut ins Gesicht, was in seinem weiten Herzen pochte. Er fühlte sich plötzlich von allen leiblichen Schmerzen befreit, sein bisher trübes Gesicht hellte sich wunderbar auf und seine Bewunderung und Ergebenheit für diesen seltenen Herrn war von diesem Augenblick an ein Gefühl, welches nur mit seinem Leben erlöschen konnte.

Sehr bald saßen nun die beiden Männer, über die Geschäftsbücher gebeugt, wieder neben einander, besprachen und beriethen alles Nöthige, und als nach zwei

Stunden Sir Charles von seinem Beamten schied, nahm er unbewußt den heißen Wunsch desselben mit auf den Weg, daß der Herr aller Heerschaaren sein Thun allezeit segnen und ihn selber so glücklich machen möge, wie er jetzt das Dasein eines halben Dutzends ehrlicher Männer verschönern und erheitern wolle.



Tom, der Reitknecht, hatte in Ross genaue Weisung erhalten, wohin er Sir Charles an diese Tage weiter führen sollte, und so setzte sich der kleine Reitertrupp bald in Bewegung. Als man das Thal wieder erreicht, ging es in munterem Trabe in südöstlichen Richtung landeinwärts, wo die einzelnen Pachtungen, die zu den Gütern des Herrn von Doward-Court gehörten, nicht in zusammenhängender Reihe, vielmehr fremde Ländereien dazwischen gestreut lagen.

Sir Charles fand auf diesem Ritte, an dem ersten wie auch an dem folgenden Tage, hinreichende Gelegenheit, einen erfreulichen Ueberblick über seine reichen Besitzungen zu gewinnen, zumal dieselben meist in einer Gegend lagen, auf welche die Natur nicht nur die verschiedensten Reize, sondern auch sehr wünschenswerthe materiellere Gaben ausgestreut. Im Ganzen war der Boden hügelig und von kleinen, mitunter sehr wilden Bächen durchströmt, aber dennoch breiteten sich zwischen den

Bergen weite Strecken fruchtbaren Bodens aus, der bisher eine reichliche Ernte von Weizen und Roggen geliefert hatte. Den größten Raum indessen nahmen zwischen laubreichen Waldungen gelegene üppige Wiesenflächen ein und auf ihnen tummelten sich bunte Schaaren edler Pferde, wohlgenährten Rindviehs und große Schafherden, deren Cultur seit einigen Jahren einen bedeutenden Aufschwung genommen hatte. Den wälischen, höher liegenden Gebirgen boten sich freilich auch viele Torf- und Moorgründe dar, allein noch weiter westlich begann das Kohlenrevier und der Eisengrubenbau, die beide, obschon von Doward-Court am weitesten entfernt, doch den reichsten Ertrag von allen Pachtungen lieferten.

An dem ersten Tage nun war zwei Pächtern ein Besuch zgedacht, deren Bezirke dem Schlosse zunächst in den Niederungen lagen und deren Verhältnisse vergleichsweise mit am günstigsten von Mr. Coleridge geschildert waren. Als Sir Charles mit seinen Begleitern vor dem baufälligen Hause des ersten anlangte, fand man den Pächter selber abwesend, nur seine Frau war zu Hause, hatte aber die Reiter nicht bemerkt, und so trat der Gutsherr unerkannt und unangemeldet bei ihr ein. Er fand sie beschäftigt, ihre sechs Kinder zu reinigen und anzukleiden, weshalb sie in große Verlegenheit gerieth und tausendmal um Entschuldigung bat.

Sir Charles hatte auf den ersten Blick bemerkt, daß diese Leute früher bessere Tage gesehen, dafür sprachen

die Ueberbleibsel einer einst recht stattlichen Einrichtung, allein vom eigentlichen Elende, wie er schon gefürchtet, fand er zu seiner Freude keine Spur. Es herrschte Ordnung und Reinlichkeit im Innern und man merkte der Frau bald an, daß ihr Mann gerade so viel von seiner Pachtung erübrigte, als zur unmittelbaren Lebensnothdurft gehörte, aber auch keinen Strohalm mehr. Vor allen Dingen litt die Familie von der Feuchtigkeit und Enge ihres dürftigen Hauses, denn die Wohnung lag unmittelbar auf ebener Erde und ein reißender Bach bespülte fast beständig die hinteren Mauern derselben.

Sir Charles unterhielt sich ziemlich lange mit der verständigen Frau, der er sich nicht zu erkennen gab, und fragte sie nach allen Verhältnissen im Großen und Kleinen aus. Sie war aufrichtig genug, ihrem gepreßten Herzen keinen Zwang anzuthun, und erzählte von ihrem jetzigen Leben, wobei sie stets wider Willen auf frühere bessere Zeiten zurückkam, ohne jedoch irgend einen Namen, noch weniger Lob oder Tadel über die Gutsherrschaft auszusprechen. Die größte Sorge verursachte ihr und ihrem Mann, wie sie stark betonte, die Erziehung der Kinder, die allmähig heranwachsen, vollständigere Kleidung haben und etwas lernen mußten, welches Letztere ihr sehr am Herzen zu liegen schien.

Als sie im besten Flusse ihrer Rede war, kam ihr Mann in das Zimmer gestürzt, der draußen schon Harry und Tom gesehen und von diesen erfahren, was für ein seltsamer Besuch in seinem Hause sei. Der Pächter war anfangs mehr erschrocken als erfreut; als er aber Sir Charles sah,

ihn sprechen hörte und sogleich den Grund seines Besuche erfuhr, heiterte sich sein trübes Gesicht aus und eine maaßlose Freude kam bei ihm allmählig zum Durchbruch, so daß sein Gutsherr daran ein wahrhaftes Behagen fand. Dieser verweilte länger als eine Stunde bei ihm, beschritt dann in seiner Gesellschaft die Felder und unterwarf das Haus und seine sonstigen Habseligkeiten einer genauen Musterung.

Auf diesem Wege theilte er dem armen Mann seine Pläne mit und daß er gesonnen sei, ihm ein neues, an einem bessern Platze gelegenes Wohnhaus bauen zu lassen, womit in den nächsten Wochen schon begonnen werden sollte. »Außerdem,« fuhr Sir Charles fort, »hat mir Mr. Coleridge gesagt, was Ihre Pachtung einträgt, und – wieviel davon in meine Kasse fließt. Von heute an ermäßige ich Ihren Zins auf die Hälfte und ich hoffe, Sie werden dadurch bald in den Stand gesetzt werden, an Ihre eigene Befriedigung zu denken und für das leibliche und geistige Wohl Ihrer großen Familie zu sorgen.«

Als der Pächter diese humanen Worte vernahm, schienen sie ihm aus dem Himmel herabzutönen und er stand eine Weile sprachlos mit gefalteten Händen vor seinem Gutsherrn und starrte ihn wie eine höhere Erscheinung an. Dieser aber wollte den Mann nicht zu Worten der Dankbarkeit kommen lassen, sondern fuhr also fort, während er schon Tom mit den Pferden herbeiwinkte:

»Im Uebrigen, mein guter Mann, haben Sie Vertrauen zu mir. Wollen Sie mir künftig irgend einen Wunsch vortragen, so kommen Sie getrost zu mir, Sie werden

mich jeden Morgen in meinem Hause antreffen. Ich werde stets bemüht sein, gerechte Wünsche Ihrerseits nach Kräften zu berücksichtigen. Alles Uebrige, besonders was den Bau betrifft, werden Sie von Mr. Coleridge erfahren, mit dem ich meine Pläne genau verabreden will. Und nun Gott befohlen! Grüßen Sie Ihre Frau und Sie sollen bald wieder von mir hören.«

Er reichte dem Manne die Hand, der seine Lebensgeister jetzt erst zu einer längeren Danksagung zu sammeln vermochte und nun ganz verduzt sah, daß sein Herr schnell in den Sattel stieg und, noch einmal mit der Hand winkend, abtrabte.

»Was war das?« sagte er zu sich, als Sir Charles mit seinen Begleitern hinter einer Hecke verschwunden war. »War das ein Mensch wie alle übrigen, die früher in dem stolzen Schlosse da drüben geharret haben? Giebt es denn noch solche Leute in der Welt, wie ich da eben vor mir gesehen, und kann denn noch die Sonne in meine Dunkelheit scheinen? Ja, o ja, es muß wohl solche geben, denn er hat mir ja eben seine Hand gereicht, aber selten sind sie, und mir hat noch kein ähnlicher Stern geleuchtet. O mein Gott!«

Der zweite Pächter, den Sir Charles an diesem Tage besuchte, war einer der größten Viehzüchter der Grafschaft. Seine Wohnung lag zwischen niedrigen und baumlosen Hügeln, die bis zum Gipfel hinauf mit üppigem Grase bewachsen waren, auf dem man denn auch große Schaaren schöner Rinder und Pferde weiden sah.

Der Gutsherr fand in den Bewohnern nicht ganz so gefällige Leute, wie die ersten gewesen, und man merkte es ihnen an, daß sie in Arbeit und Mühe verkommen und, da sie bei aller Anstrengung nichts vor sich brachten, verdrossen und kaltherzig geworden waren. Allein auch hier wirkten die persönliche Erscheinung und seine Mittheilungen Wunder, und als er gegen Mittag nach Hause ritt, konnte er sich sagen, daß er seinen Tag wohl angebracht und zwei Familien glücklich gemacht habe.

Am zweiten und dritten Tage setzte er diese Besuche mit gleichem Eifer fort und zuletzt betrat er die entfernteren Bergregionen, wo er es sich nicht verdrießen ließ, in die Kohlengruben und Eisenschachten hinabzusteigen, um sich von allen Vorgängen darin mit eigenen Augen zu überzeugen. So hatte er in wenigen Tagen und mit geringer Mühe sein ganzes Territorium und alle darauf wohnenden Leute kennen gelernt, sich von ihren Sorgen unterrichtet und ihre Wünsche vernommen, sich selbst aber mit der Erfüllung derselben ein schönes Feld menschlicher Thätigkeit geschaffen. Er sah, daß es eine edle und belohnende Arbeit für ihn gab, und er regte Kopf und Hände, um sie wacker zu fördern und damit sich selbst und allen Uebrigen genug zu thun.

Als er den letzten Besuch hinter sich hatte, begab der sich wieder zum Rentmeister nach Ross, theilte ihm seine Erfahrungen mit, legte genauere Pläne vor und trat nun mit Baumeistern und Handwerkern in Verbindung, um seine Versprechungen zur That werden zu lassen, – und schon in wenigen Wochen hatte er die Freude, die

Bauleute eifrig am Werke zu finden, das nun, auf ernsthafte Weise betrieben, rasch seiner Vollendung entgegen schritt.

Natürlich dauerte es nicht lange, so lief das Gerücht von Dem, was auf Doward-Court und in seiner Umgebung geschah, in die Runde und erregte die höchste Verwunderung bei allen Grundbesitzern der Nachbarschaft. Diese Verwunderung war – man sollte es kaum glauben, aber es entsprach völlig den Anschauungen der betreffenden Herren – mit einem strengen Tadel gepaart, der sich überall laut erhob und maaßlose Vorwürfe über den ›tolleu Charley‹ und seine Weltverbesserungspläne ausschüttete. Dieser aber kümmerte sich nicht darum, er hatte von vornherein nicht auf den Beifall seiner Nachbarn gerechnet und war Mann genug, sein eigener Richter über Handlungen zu sein, wie sie ihm sein Gewissen, seine richtige Erkenntniß der Dinge und vor Allem sein wildes, menschenfreundliches Herz vorschrieben – Handlungen, wie er sie von dem ersten Augenblick an in seinen Wünschen vorbereitet hatte, als der für ihn so verhängnißvolle Brief in Indien eintraf, der ihm verkündete, daß er der Erbe von Doward-Court geworden sei.

Erst nachdem Sir Charles auf diese Weise seine nächste Pflicht erfüllt zu haben glaubte und damit seinen armen

Pächtern eine Wohlthat erwiesen hatte, wie diese sie bisher noch nie in ihrem mühseligen Leben genossen, wandte er sich voll regen Eifers seiner zweiten Pflicht zu, die in nichts Anderern bestand, als sich mit seinen begüterten vornehmen Nachbarn auf einen möglichst guten Fuß zu setzen, obgleich er in dieser Beziehung und in Folge seiner Kenntniß des Charakters und Wesens derselben gerade keine zu sanguinischen Hoffnungen hegte.

Natürlich war man in der ganzen Umgegend auf den vielbesprochenen Landsmann sehr neugierig geworden, mehr um über sein seltsames Benehmen gegen seine Untergebenen die angesammelte üble Laune auszugießen, als um eine in der Gesellschaft hervorragende Persönlichkeit aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Aus diesem Grunde sah man denn seinem Besuche mit leicht erklärlicher Unruhe und Spannung, aber auch eben so mit griesgrämigen Blicken entgegen, die von der Galle verschiedener egoistischer Leidenschaften bereits ihre trübe Färbung erhalten hatten.

Als Sir Charles eines Morgens zu der von der Sitte dazu angesetzten Stunde – es war in den letzten Tagen des noch immer schönen Octobers, wo er seinen ersten Besuch machte – aus der Bibliothek auf die Rampe trat, um in den Wagen zu steigen, sah er zu seinem Erstaunen vor einen kostbaren Brougham vier edle schwarze Pferde gelegt, vor denen Tom als Vorreiter im festlichsten Costüm hoch zu Rosse hielt.

»Was ist denn das?« fragte der Baronet den ihm den Schlag öffnenden Haushofmeister. »Wozu haben Sie vier

Pferde – den Vorreiter nicht gerechnet – vorlegen lassen? Sind die Wege so weit und schlecht, daß mich nicht zwei an Ort und Stelle schaffen können?»

»Gewiß, Sir Charles,« lautete die mit einiger Verlegenheit gegebene Antwort, »die Wege sind sehr bergigt, und da Sie nach Nord und Süd wollen, werden Sie rasche und starke Pferde gebrauchen.«

»Gut, gut,« erwiderte Sir Charles, mit seinem gewöhnlichen gutmüthigen Lächeln rasch in den Wagen steigend, »so mag es diesmal so sein. Künftig aber lassen Sie mich in einem leichteren Wagen nur mit zwei Pferden fahren, ich liebe es nicht, mit strahlendem Pomp vor die Augen der Leute zu treten. – Vorwärts und Ihnen einen guten Morgen!«

Die Pferde stoben davon und in weniger als einer halben Stunde war der Herr von Doward-Court vor dem prachtvollen Landsitz seines nächsten Nachbarn angekommen, während er schon lange die Bemerkung gemacht, daß sein Gefährt bei den vortrefflichen Wegen schnell und bequem von zwei Pferden hätte gezogen werden können.

Leider entsprach das Resultat dieses ersten, wie aller übrigen darauf folgenden Besuche, den glänzenden Erwartungen nicht, die der vor Glück fast übermüthige Mr. Coldwell sich davon versprochen hatte, indem er der Meinung gewesen: alle Lords und Sirs der Umgegend würden seinen gnädigen Herrn mit offenen Armen empfangen und stolz darauf sein, ihn von jetzt an zu den

Ihrigen zählen zu können. Wie auf allgemeine Verabredung empfing man den vielbesprochenen Nabob auf eine höchst kühle, an manchen Orten sogar auf eine sehr kalte Weise und ließ ihn durch Benehmen, Blick und Wort empfinden, daß er der hohen Aristokratie der Grafschaft gleich bei seiner Ankunft einen empfindlichen Schlag versetzt habe. Noch viel eisiger wurden einige vornehme Familien, als sie die Person ihres Nachbarn erst einer genaueren Musterung unterworfen hatten. Denn wenn auch seine Gestalt, sein Antlitz imponirend und gefällig genug waren, sein fremdartiges Wesen, sein Ton, seine Art und Weise, sich zwanglos gehen zu lassen und seinen Gefühlen den richtigen Ausdruck zu geben, sagten den steifen und förmlichen Herren und Damen nicht im Mindesten zu.

Dies mag Demjenigen, der die Engländer nicht kennt, seltsam erscheinen, in der That aber war es nur zu natürlich. Sir Charles Goodrick, der mehr als sein halbes Leben außerhalb seines Vaterlandes verbracht hatte, war schon von Natur mehr Mensch als Engländer. Die allgemeine Wohlfahrt ging ihm stets und überall über die persönliche, ja an diese dachte er immer zuletzt, was bei seinen Nachbarn gerade der entgegengesetzte Fall war. Ferner, was ihm gefiel, kennzeichnete er als ihm angenehm, was ihm mißfiel, beachtete er wenig oder gab unverholen sein Mißfallen darüber zu erkennen. Dabei trug er eine Offenherzigkeit zur Schau, welche die zugeknöpften Herren schaudern machte, und sein freimüthiges Wesen jagte ihnen fast Schrecken ein, als sie bedachten, daß

dieser Mann, mit so vielen Mitteln begabt, gar im Stande sein könne, bei erster Gelegenheit sein geistiges Uebergewicht über sie insgesamt geltend zu machen.

Wären diese Herren und Damen, denen Sir Charles hier in seiner ganzen Natürlichkeit entgegentrat, ihm irgendwo in der Fremde begegnet, sie hätten Wochen lang neben ihm hergehen, ihn reden hören und sehen können, ohne ein einziges Wort mit ihm zu wechseln, so seltsame Manieren schien er sich in ihren Augen angeeignet zu haben, während gerade Sir Charles fand, daß seine lieben Landsleute an einer fast unerträglichen Abgeschlossenheit, Kargheit und Gleichgültigkeit für alles Große und Schöne in der Welt krankten und nur für ihr persönliches und materielles Wohl Sinn und Neigung hatten. Jetzt, da er zu ihnen als Gast kam, mußten sie ihn freilich mit Anstand empfangen, aber sie hielten sich in vornehmer Ferne von ihm, kein theilnehmender, freundlicher Blick verrieth irgend einen Antheil, irgend einen Wunsch, ihm näher zu treten, denn er war ihnen durch die Popularität, die er sich so schnell in der niederen Klasse der Grafschaftsbewohner erworben hatte, fast widerwärtig geworden.

Sir Charles bemerkte sehr wohl die kühle Aufnahme, die ihm zu Theil wurde, und die er kaum anders erwartet, da er seine Landsleute kannte, allein er schien von diesem Betragen nicht im Mindesten betroffen zu werden. Mit seinem scharfen Auge schaute er bis tief in die Herzen dieser Menschen, aber er besaß so viel Gewalt über sich, daß seine Miene unverändert freundlich, sein

Benehmen höflich und sein Blick warm und offen blieb. Gerade erst recht und mit eiserner Consequenz schritt er jetzt auf dem eingeschlagenen Wege fort, niemals hielt er seine Meinung zurück und mit männlicher Festigkeit und Sicherheit trat er den ihm begegnenden abweichenden Ansichten entgegen, was einigen seiner Wirthe doch so weit imponirte, daß sie dem seltsamen Nachbar bei seinem Scheiden die Hand schüttelten und gute Kameradschaft für künftige Zeiten verhiessen.

Nicht gerade ermüdet, aber auch wenig erheitert durch diese lästigen Besuche, deren Ausfall fast überall derselbe war, traf Sir Charles nach Abstattung des letzten wieder auf seinem Landsitze ein. Er wurde sichtbar stiller und nachdenklicher und gab sich bisweilen sogar einem anhaltenden Grübeln hin, aus dem er nur völlig erwachte, wenn er mit seinen Gedanken zu den begonnenen Unternehmungen in Bezug auf seine Pächter und zu den Werken zurückkehrte, die er zu ihren Gunsten in's Leben gerufen.

Diese fortgesetzte Thätigkeit wurde in den nächsten Wochen nur allein durch die Gegenbesuche unterbrochen, die einige der benachbarten Grundbesitzer auf die förmlichste Weise abzustatten sich beeilten. War nun Sir Charles außerhalb seines Hauses als Gast ein höflicher Mann gewesen, so stellte er sich in seinen eigenen Räumen, die keinen anderen an Glanz und Schönheit etwas nachgaben, als ein höchst liebenswürdiger und gefälliger Wirth dar und diese Consequenz in seinem Benehmen führte ihm wieder den allmäligen Beifall einiger Männer

zu, die noch zumeist im Stande waren, einen ausgeprägten Character, dieses Schlagens zu erkennen, und füglich nicht umhin konnten, denselben nach seinem Werthe mit einiger Schätzung zu beehren.

Zu einem wahrhaft geselligen und fröhlichen Brsamensein kam es indessen nicht so oft auch die Herren sich an verschiedenen Orten trafen, denn es war ja natürlich, daß der Sitte gemäße Einladungen zu Jagden und Diners folgten, denen Sir Charles willig Folge leistete und die er mit seltener Gastfreiheit und Glanz in dem schönen Doward-Court erwiderte. Im Allgemeinen blieb man in den ersten Monaten gegen ihn gleich steif und kalt, verschlossen und zurückhaltend, und da ein solches Verhältniß auf die Dauer sattsam ermüdet, so trat – sehr bald nach den ersten gegenseitigen Einladungen eine Stockung im Verkehr ein, die Niemand weniger bedauerte als Sir Charles selber, da er Stoff genug in sich fand, sein Leben zu erheitern und die Güter zu genießen, die ihm die Vorsehung so reichlich in die Hände gelegt hatte.

Allein Sir Charles war vorzugsweise ein Mann, der dasjenige Geschenk von der Natur empfangen hatte, welches seinen Landsleuten im Allgemeinen von ihr versagt ist – wir wollen damit sagen, daß er nicht allein ein Mann von Geist und Thatkraft, sondern auch von Gemüth war. Diese schöne Herzenspflanze, deren Keim durch schlechte, mangelhafte Erziehung nur zeitweise in ihm erkrankt, durch spätere bedeutungsvolle Ereignisse aber wieder von Neuem befruchtet und belebt worden,

war durch sein bisheriges Leben und Bestreben allmählig zu einer machtvollen Potenz ausgebildet, die, mit productiver Kraft begabt, sich endlich einen größeren Tummelplatz für ihre Entwicklung suchen mußte.

Mag der Geist und die Thätigkeit des Mannes aber noch so sehr beschäftigt sein, sein Gemüth, wenn es wirklich vorhanden ist und kräftige Wurzeln geschlagen hat, will am Ende auch Nahrung haben, es strebt nach Austausch des auf der Seele lastenden Gedankens, es will sich ausgießen, wenn es, wie es so leicht in der Einsamkeit geschieht, überfließt, und wo dies nicht möglich ist, da senkt sich eine Art Traurigkeit auf die übervolle Seele, die nur mit der Ebbe zu vergleichen ist, die den Grund und Boden des Meeres in seiner ganze öden Nacktheit zeigt, wenn die Leben und Bewegung gebenden Fluthen davon weggerauscht sind und mit dem Verkehr auch zugleich die Lebenslust fortgespült haben.

Diese Traurigkeit, diese Ebbe trat auch in der Mitte des November schon bei unserm Freunde ein, als plötzlich der blaue Himmel verschwand, die klare Lust sich mit rauhen Nebeln füllte und die bisher so schöne Natur um ihn her seinen spähenden Augen nichts zeigte, als eine todte öde Wüste, die, wie sie sein Schloß, seine Zimmer in Verlassenheit und Schweigen begrub, auch seine bisher so freudige Seele mit Wolken und Schatten zu umhüllen drohte.

VIERTES KAPITEL. DER FREUND WIRD GEFUNDEN.

Es war einer jener trüben unheimlichen Novembertage, wie wir sie vorher angedeutet haben und auf den britischen Inseln so häufig finden, als Sir Charles in seiner alten Bibliothek auf einem Sessel am Fenster saß und sich bemühte, bei dem letzten Schimmer des abnehmenden Tageslichtes in einem Buche zu lesen, dessen Inhalt ihn sehr zu interessiren schien. Draußen hatte sich der dicke Nebel in feinen Staubregen verwandelt, der hörbar an die Spiegelscheiben rieselte, wenn ein heftigerer Windstoß ihn vor sich hertrieb, im Innern des Raumes aber war es um so behaglicher, denn in dem gewaltigen Kamin von braunem Granit prasselten lustig die brennenden Kohlen und eine angenehme Wärme erfüllte das große, nur noch spärlich erleuchtete Gemach.

Plötzlich hielt der Lesende in seiner Beschäftigung inne, schlug das Buch zu, und legte es auf die Fensterbank, in deren Nähe er saß. Vielleicht war ihm das Licht zum Lesen ausgegangen, vielleicht aber auch veranlaßte ihn ein anderer Umstand dazu. Jedenfalls war er an eine Stelle in dem Werke seines Lieblingsschriftstellers gekommen, die ihn zum Nachdenken aufforderte, und diesem gab er sich jetzt hin, indem er in seinen bequemen Sessel zurücksank, die Augen schloß und sich einem ungestörten Grübeln überließ.

Mit einem Male öffneten sich seine Augen weit, er sprang von seinem Sitze auf und ging einige Male rasch auf dem weichen Teppich hin und her. »Nein, nein,« rief

er wiederholt mit einer Art ängstlichen Wehgeföhls, »fort, fort von mir, ihr trostlosen Gedanken! Keine Erinnerung jetzt an die Vergangenheit, sonst halte ich es hier in dieser Einsamkeit gar nicht aus. O!«

Sinnend blieb er vor dem Kamin stehen, starrte in die Kohlengluth, schlug die Arme vor der Brust zusammen und fuhr dann in seinem Selbstgespräch also fort: »Nein nichts, gar nichts von der Vergangenheit, sie ist todt, ist begraben und der Rasen der Zeit, der über dem Grabe gewachsen ist, drückt schwer auf den Sarg, worin ich Alles zusammengehäuft, was mir einst lieb und werth und theuer war. Er läßt sich nie, niemals wieder öffnen. Nein, nur der Gegenwart will ich, darf ich leben, die mir einst, als sie noch Zukunft war, nie so glänzend vor Augen stand, als sie sich jetzt erwiesen hat. Und doch, ist sie wirklich so glänzend wie sie aussieht? Nein, sie ist es nicht. Und warum? Weil ich einsam bin und keinen Menschen neben mir habe, dessen Hand ich warm und freudig drücken möchte, und doch habe ich stets eine so große Sehnsucht danach gehabt. O, hätte ich nur *einen* von den vielen Freunden, die meine Jugend umschwärmten, jetzt hier in meiner Nähe, wie wollte ich glücklich sein. Aber es ist Keiner da, Keiner, die Freunde im Alter werden selten, das erfahre ich jetzt an mir selber, wie es schon so Viele vor mir erfahren. Doch hier mag ich heute nicht bleiben, ich muß unter Menschen gehen, sonst werde ich krank, was ich in meinem Leben nur einmal gewesen bin – ach, und wo! Doch zu Wem soll ich mich

wenden? Auf allen Gesichtern meiner hiesigen Bekannten und vielleicht auch in ihren Herzen, liegen Schatten, Nebel und Kälte, und ich – ich suche das Licht und die Wärme.«

Während er diese Worte sprach, war er wieder durch das Zimmer fortgeschritten, plötzlich aber blieb er stehen, sah zum Fenster hinaus, wo der schwindende Tag mit der schnell nahenden Abenddämmerung kämpfte, und blickte scharf nach den nächsten Bergen hinüber, von denen er jedoch nur noch undeutliche Umrisse wahrnahm.

»Ha!« rief er frohlockend, »da kommt mir ein guter Gedanke. Warum ist mir der nicht schon früher gekommen? Wie, sollte mich meine Hoffnung täuschen? Sollte mich geirrt haben in dem milden Blick des warmfühlen- den Mannes? – geirrt in dem Klange seiner wohllauten- den Stimme? Nein, ich irre mich selten darin, und so- gleich will ich die Probe wagen, will zusehen, ob mein Auge in der ersten Stunde meines Eintreffens hier von der Freude des Heimatgefühls trunken war und Blei für Gold hielt, oder ob ich wie immer in dem Buche des Men- schengesichte richtig las.«

Mit diesen Worten schritt er rasch zur Klingelschnur am Kamin und schellte laut, worauf sogleich Harry ein- trat und sofort den Befehl erhielt, zwei rasche Pferde vor den Wagen legen zu lassen, der seinen Herrn unverzüg- lich nach Ross bringen solle.

In einer Viertelstunde ward Sir Charles gemeldet, daß der Wagen bereit stehe, und nun hüllte er sich in einen

warmen Mantel, stülpte eine bequeme Mütze auf den Kopf und stieg ein, mit dem Befehl, nach dem Hause des Rectors Mildness in Ross zu fahren.

Mr. Mildness, der Rector von Ross! O, warum war ihm der nicht schon früher eingefallen? Das fragte sich Sir Charles wohl zehnmal unterwegs, aber er fand keine Antwort, wie wir uns auf viele Fragen keine zu geben wissen, als die, daß er nicht an ihn gedacht und viel zu sehr von anderen Dingen in Anspruch genommen gewesen sei.

Der bescheidene Geistliche war trotz der ihm so freundlich zu Theil gewordenen Einladung seit jenem Octobertage nicht wieder nach Doward-Court gekommen. Warum nicht? Der Grund mag eben in seiner Bescheidenheit gelegen haben, denn er gehörte nicht zu den Männern, die sich einem höher Stehenden, reicher Begüterten, Glücklichen aufzudrängen lieben. Er lebte still für sich in seinem Berufe, seinen Studien, den ganzen Tag, und darin war er zufrieden, wie kein Anderer, und kein Abend verging, wo er sich nicht freudig und getrost zur Ruhe begab, wie er schon an jenem denkwürdigen Abend, wo wir seine Bekanntschaft gemacht, zu Mr. Coldwell sagte.

Mr. Mildness war seit zehn Jahren Wittwer, dabei kinderlos und lebte einsam und zurückgezogen in seinem Pfarrhause, welches neben der Kirche fast auf dem höchsten Punkte des Berges lag. Nur eine alte verständige Haushälterin und eine eben so alte Magd bewohnten es mit ihm. Vergnügungen und Zerstreuungen nach Außen gab es für ihn kaum, als höchstens einen gemächlichen

Spaziergang bei gutem Wetter nach dem Ruinenberge oder den schönen romantischen Waldungen in der Nachbarschaft. Von Zeit zu Zeit allerdings empfing er Besuche und gab sie zurück, aber das waren nur Ausnahmen von der Regel, denn Mr. Mildness gehörte zu jenen immer seltener werdenden Männern, die es vorziehen, in friedlicher Ruhe zu Hause in ihren Büchern die Welt zu studiren, als draußen in der Unruhe und Leidenschaftlichkeit menschlichen Treibens diese geliebte Welt von einer dunklen Seite aufzufassen.

Auch heute saß er bei seiner Studirlampe am Arbeitstische und vor ihm lag ein aufgeschlagenes Buch, in dem er mit großem Eifer und sichtlichem Behagen las. Rings um ihn her an den Wänden sah man viele Bücher aufgestellt, aber die meisten davon waren arg bestäubt, und nur eine kleine Abtheilung davon, dicht an seiner Seite, bewies an ihren abgegriffenen Bänden, daß sie sich sehr häufig in den Händen des alten Studenten befand.

Da hörte er plötzlich einen Wagen rasch heranzufahren und gleich darauf vor seinem Hause halten. Noch sann er darüber nach, was dieser ungewöhnliche Vorgang zu bedeuten habe, als nach einigen, zwischen einer fremden Stimme und der seiner Magd, gewechselten Worten, die Thür aufging und mit schnellen energischen Schritten Sir Charles Goodrick hereintrat.

Die scharfen Augen unsers Freundes flogen ihm gleichsam in das Zimmer voran, als könnten sie die Zeit nicht

erwarten, die Prüfung anzustellen, von der er vorher gesprochen. Und siehe, diese Prüfung fiel ganz nach seinem Wunsche aus. Denn wie damals, am Tage seiner Ankunft in Doward-Court, brachte das Gesicht des wackeren Geistlichen einen gleich günstigen Eindruck auf ihn hervor. Dieselbe Milde, gepaart mit ruhiger Würde, dasselbe intelligente Auge mit dem Ausdruck wahrhafter Menschenliebe blickte ihm freundlich entgegen, und es dauerte keine zwei Minuten, so war das herzliche Verhältniß zwischen beiden Männern wieder hergestellt, wie es sich am ersten Abend ihres zufälligen Zusammentreffens so rasch entwickelt hatte.

Mr. Mildness, freudig überrascht, schlug flugs sein Buch zu, warf es hastig bei Seite und trat dem ankommenden Baronet mit erhobener Rechte entgegen, da ihm dieser schon von der Thür aus seine Hand hingestreckt hatte.

»Mr. Mildness,« rief Sir Charles mit herzlichem Tone, »warum haben Sie mich so lange vergeblich warten lassen, wie? Ich hatte Sie so dringend gebeten, mich nicht zu vergessen! Doch ja, ich thue Unrecht, indem ich dies sage, ich klage Sie an, daß Sie nicht zu mir kamen, und an mir war es doch, Ihnen zuerst meinen Besuch zu machen. O ja, ja, Sie haben darauf gewartet, jetzt fühle ich es, und ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich so saumselig war.«

»Entschuldigen Sie sich nicht selbst,« erwiderte der Geistliche mit freudigem Erröthen, »Sie sind bei mir schon längst durch den Mund Anderer entschuldigt. Ich

weiß, was Sie fern von mir hielt – Sie fanden mehr Geschäfte und Arbeit vor, als Sie erwarteten. Sie hatten also jedenfalls etwas Besseres zu thun, als mein stilles Pfarrhaus aufzusuchen, ich finde das natürlich und statte Ihnen dafür meinen Glückwunsch ab, denn ich weiß, daß Ihre Mühe, die Gott segnen möge, auf gute Zwecke gerichtet ist.«

Es dauerte nicht lange, so saßen die beiden Männer vor dem mit frischen Kohlen versorgten Kamin auf alten Lehnstühlen und theilten sich ihre Erlebnisse seit jenem Abend mit. Der Rector kannte so ziemlich schon die umfassende Thätigkeit des neuen Schloßherrn, indessen hörte er mit Genugthuung die Erzählung desselben an, nahm an allen seinen menschenfreundlichen Bestrebungen den wärmsten Antheil und wünschte ihnen den besten Erfolg für die Zukunft. Indem er seine Ansicht in dieser Richtung aussprach, was er auf eine so ruhige wie verständige Weise that, und Sir Charles mit kräftigen Worten zur Ausdauer ermahnte, wenn seine Bemühungen auf manche unerwarteten Hindernisse stoßen und wenig Neigung zur Nacheiferung erwecken sollten, fühlte sich dieser überaus beglückt, sein Herz öffnete sich weit und er schloß den wackern Mann schon an diesem Abend weit inniger in dasselbe ein, als dieser selbst es vermuthen mochte.

Der Baronet blieb den ganzen Abend im Pfarrhause, nahm den Thee daselbst ein und ließ es sich in dem einfachen Hauswesen so wohl sein, als hätte er nie in einem glänzenden gesessen. Ueber vielerlei Dinge, das

Land und seine Bewohner betreffend, sprachen sich die beiden Männer ausführlich gegen einander aus, und als endlich die Stunde der Trennung schlug, lud Sir Charles den Geistlichen am nächsten Tage zu Tische ein und dieser sagte, wie es schien, mit Freuden zu.

Sir Charles aber fuhr mit leichterem Herzen nach Hause, als er es lange gehabt. Auch er legte sich an diesem Abend getrost zu Bett, die Schatten und Nebel draußen kümmerten ihn nicht mehr, denn er hatte einen Freund gefunden, dem er sich zeigen konnte, wie er war, und der ihn die stolzen Lords gänzlich vergessen ließ, die schon angefangen, ihm die Heimat zu verleiden und die Hoffnungen zu trüben, die er daselbst zu verwirklichen den festen Vorsatz gefaßt hatte.



Sir Charles konnte am nächsten Morgen die Zeit kaum erwarten, bis der von ihm erst zum Mittagstisch eingeladene Gast erschien, und er hatte zu seinem Empfange Vorbereitungen treffen lassen, wie sie während seiner Anwesenheit in Doward-Court noch niemals, selbst bei den Besuchen der vornehmsten Nachbarn nicht, so umständlich und fürsorgend genossen waren. Schon um zwölf Uhr Mittags erhielt Mr. Coldwell, nachdem er seine Zurüstungen für beendet erklärt, den Auftrag, in eigener Person nach Ross zu fahren und den Herrn Rector so bald wie möglich herüberzubringen.

Der Haushofmeister unterzog sich diesem Auftrag mit sichtbarer Freude. Er hatte den Geistlichen seit jenem Octoberabend nicht wiedergesehen und es lag so Manches auf seinem Herzen, was er demselben gern gebeichtet hatte. So fuhr er denn wohlgemuth ab und fand Mr. Mildness schon vollständig zu seinem Besuch in Doward-Court gerüstet und beinahe gerührt, als er vernahm, daß Sir Charles ihm seinen Wagen schicke, damit er bei dem schlechten Wetter den nassen Weg so bequem wie möglich zurücklege.

»Nun, mein lieber Mr. Coldwell, begann der Rector das Gespräch, als Beide im Wagen saßen, »wir haben uns seit jenem bewußten Abend nicht wiedergesehen, wo Euch die Unglückselster in den Weg gelaufen kam. Haha! Das war doch ein böser Vogel, nicht wahr? Nun erzählt mir aber, wie es Euch seitdem ergangen ist. War das Unglück, welches Euch die Elster verheißten, wirklich so groß, wie Ihr fürchtetet?«

Der Haushofmeister, der die sanfte Ironie aus den Worten des Rectors wohl heraushörte, machte zuerst ein verlegenes Gesicht, dann aber versetzte er ehrlich:

»Ach nein, Ehrwürden, diesmal ist es unerwartet glimpflich vorübergegangen und bestand eigentlich nur in dem ersten Schreck, als Sir Charles so plötzlich vor uns hintrat. Aber mein Gott, der war auch groß genug, ich glaubte vor Angst und Schaam in die Erde sinken zu müssen.«

»Das glaube ich Euch gern und auch mir war anfangs nicht ganz behaglich zu Muthe. Ihr habt jedoch später

gefunden, daß Sir Charles Eure Mittheilungen über seine Person nicht übelgenommen hat, wie?»

»O bewahre, er hat mir nichts übelgenommen und mich im Gegentheil äußerst liebeich behandelt. Ich konnte das anfangs gar nicht begreifen und fürchtete immer noch ein nachfolgendes Gewitter. Aber ach, auch das war unnöthige Sorge, Gott sei Dank!«

»Nun seht Ihr wohl, daß ich Recht hatte, wenn ich sagte, es sei Vorurtheil und Aberglauben, der zufälligen Erscheinung eines so winzigen Vogels irgend eine Bedeutung beizulegen, obgleich die Ankunft Sir Charles gleich darauf allerdings von großer Bedeutung für uns Alle und die ganze Grafschaft gewesen ist. – O, macht kein so krauses Gesicht, als stimmtet Ihr mir nicht aus vollem Herzen bei – sagt mir lieber, wie gefällt Euch Euer neuer Herr?«

»Ach Gott, Ehrwürden, das ist es ja, – was ich so gern mit Ihnen ganz still besprechen wollte, und darum bin ich mit einem wahren Herzensvergnügen zu Ihnen herübergefahren. Wie mir Sir Charles gefällt, fragten Sie? Ach, dafür habe ich eigentlich keine Worte, denn solch' ein Herr hat noch nie in Doward-Court eine Suppe gegessen, und selbst der stille Sir William war gegen ihn nur ein Schatten von Güte und Freundlichkeit. O, wenn ich Ihnen Alles sagen könnte, was wir in diesen letzten vier Wochen erlebt, Sie würden es kaum glauben.«

Und nun erging sich Mr. Coldwell in einer ausführlichen Aufzählung alles Dessen, was Sir Charles im Hause und außer demselben gethan, wie er sich gegen die

Dienerschaft gezeigt und wie diese ihm schon jetzt von Grund ihres Herzens ergeben sei. Der Geistliche nickte zufrieden, er kannte den größten Theil der Erzählung des Haushofmeisters schon aus anderen Berichten.

»Nur Eins thut mir leid,« fuhr der in Eifer gerathene Mr. Coldwell fort, »und das ist, daß der arme Herr meistens so einsam in dem großen Hause leben muß. Zwar geht er alle Tage aus, empfängt auch Besuche, aber daß ihn das nicht befriedigt, sieht man ihm wohl auf den ersten Blick an. Es fehlt ihm so Etwas im Hause, was sein Herz beschäftigt und seine müßigen Stunden in Anspruch nimmt, was ihm den Mittagstisch und den Thee versüßt, wobei er nun so oft allein sitzt und kaut und kaut und am Ende gar nicht einmal schmeckt, wie es zubereitet ist. Ach, hätten wir eine liebevolle freundliche Lady im Hause, was würde das für ein frohes Leben sein – nicht wahr, Ehrwürden?«

Der Geistliche lächelte unwillkürlich, als er merkte, daß Mr. Coldwell seinen Herrn gleich verheirathet haben wollte, nachdem er eben erst seine Erbschaft angetreten hatte, doch sagte er nur, bedenklich den Kopf wiegend: »Wer kann es wissen, mein lieber Freund? Man müßte doch erst eine Gewißheit haben, daß Sir Charles sich selbst nach einer solchen Gefährtin seines Lebens sehnt?«

»O, das thut er ganz gewiß,« fuhr Mr. Coldwell noch eifriger fort, »ich denke es wenigstens. Sie glauben gar nicht, wie seltsame traurige Blicke er auf die Ladies wirft,

mit denen er in Berührung kommt und wie sein Auge dann ordentlich schwermüthig dabei aufleuchtet, obgleich Traurigkeit und Schwermuth doch sonst nicht in seinem Blute liegen. Ach, es ist doch kein Glück vollkommen in der Welt! Dieser Sir Charles hat Alles, was ein Mensch sich nur wünschen kann, und nicht einmal eine Lady steht seinem Hauswesen vor!«

»Ich habe ja auch keine Frau!« sagte Mr. Mildness wie zu sich selbst mit stillem Sinnen und vor sich hinblickenden trüben Augen.

»O, Sie haben doch eine gehabt und Gott hat sie Ihnen nur genommen.«

»Freilich, er hat sie mir genommen und ich muß mich unter seinen göttlichen Willen beugen. Und wer weiß, wie es mit Sir Charles darin steht! Doch – da sind wir, Mr. Cordwill. In der That, so rasch bin ich noch nie nach Doward-Court gekommen.«

Die Pferde flogen im Galopp auf die Rampe hinauf und der Wagen hielt. Sir Charles war der Erste, der seinem Gaste entgegentrat und ihn mit freudiger Miene und herzlichen Worten willkommen hieß. Bald darauf saßen die beiden Männer in der Bibliothek vor dem knisternden Kaminfeuer und geriethen so rasch in ein sie Beide fesselndes Gespräch, daß ihnen nach Verlauf einer Stunde der Schall der großen Eßglocke ganz unerwartet kam.

Zu gleicher Zeit trat der Haushofmeister in die Thür und lud die Herren ein, in den Speisesaal zu treten, wozu Sir Charles diesmal das kostbare Frühstückszimmer

seiner Vorfahren bestimmt hatte, da der große Bankettsaal zu geräumig für zwei speisende Herren erschien. Hier saßen sie nun ganz gemüthlich bald einander gegenüber und Mr. Mildness mußte sich gestehen, daß er lange nicht so gut gespeist und getrunken, da für diesen Tag Sir Charles die Auswahl der Gerichte und Weine selbst getroffen hatte.

Allein dieses leckere Mahl bestach den ehrlichen Geistlichen nicht, wohl aber beglückte ihn die Art und Weise, wie es ihm von seinem Wirthe dargeboten wurde, so wie die Aufmerksamkeit, mit welcher derselbe jeden seiner kleinen Wünsche zu erfüllen suchte, wobei er auf die beiden Lakaien, die zu ihrer Bedienung vorhanden, oft gar keine Rücksicht nahm, vielmehr selbst der erste Diener seines Geistes zu sein schien.

Von diesem eigenthümlichen Benehmen auf das Lebhafteste betroffen und fast gerührt, wurde der Geistliche allmählig stiller und nachdenklicher. In seiner Erinnerung stiegen die schönen Jugendtage herauf, in denen er der vielvermögende Freund und Genosse des ältesten Bruders Sir Charles' gewesen war, der aber dennoch bei aller seiner Weichherzigkeit und Freundschaft für ihn nie einen so bewältigenden Eindruck auf ihn gemacht hatte, wie Sir Charles vom ersten Augenblick an, dessen Geist viel reicher entwickelt, dessen Menschenkenntniß viel gereifter und dessen würdevolle Männlichkeit und heitere Lebensanschauung mit der physischen Schwäche und dem hinwelkenden Trübsinn seines verstorbenen Halbbruders gar nicht zu vergleichen war.

Daß Mr. Mildness in früheren Jahren mit diesem in freundschaftlicher Verbindung gestanden, wußte Sir Charles schon durch einige Mittheilungen des Haushofmeisters, auch war das Gespräch mit Ersterem schon öfter auf diesen Gegenstand gerathen, allein da Sir Charles nicht ausdrücklich bisher darauf zurückgekommen war oder bestimmte Fragen that, so schwieg auch der Rector darüber, indem es ihn bedünken wollte, als ob sein jetziger Wirth aus irgend einer Rücksicht vermiede, über seine Familienverhältnisse zu reden.

Dies mochte auch wirklich für jetzt der Fall sein, daß aber Sir Charles nicht immer über diesen Punkt schweigen würde, sollte Mr. Mildness schon in wenigen Tagen erfahren, als Jener eingesehen und erkannt hatte, daß er an dem Rector wirklich einen Freund gefunden, der ihm den Aufenthalt in seinem einsamen Hause zu versüßen, eigens von der Vorsehung in den Weg geführt zu sein schien.

Am ersten Tage seines Besuches auf Doward-Court indessen kam das Gespräch nicht weiter darauf. Es gab so Mancherlei, was die Verhältnisse der Gegenwart betraf und zwischen den beiden Männern zunächst verhandelt werden mußte, daß sie aber Genuß und Freude an einander hatten, bewies der Umstand, daß Sir Charles seinen Gast bis zum späten Abend bei sich festhielt, Mr. Mildness dagegen keinen Augenblick daran dachte, früher nach seinem Städtchen zurückzukehren als bis die Nacht hereingebrochen war und der Schlag der zehnten Stunde ihn endlich an den Aufbruch mahnte.

Von dieser Zeit an herrschte ein ununterbrochener herzlicher Verkehr zwischen den beiden verschieden garteten und doch in ihren Neigungen, Ansichten und Bestrebungen vielfach übereinstimmenden Männern. Der Rector ward, wenn keiner von Beiden nothwendig anderwärts beschäftigt war, Mittags oder Abends der tägliche Gast des Baronets, auch Sir Charles fuhr bei schlechtem Wetter, oder ritt oder ging an freundlichen Tagen nach der Pfarre hinüber; für Ersteren aber stand jederzeit ein Wagen bereit, sowohl um ihn nach Doward-Court zu holen, als um ihm wieder sonder Mühe und Beschwerde nach Hause zu bringen.

Merkwürdig war es dabei, wahrzunehmen, daß, je länger die Bekanntschaft zwischen Beiden dauerte und je vertrauter sie mit einander wurden, die Anhänglichkeit des Baronets an den zufällig erworbenen Freund erstaunlich rasch zunahm und sich zu einer seltenen Innigkeit gestaltete. Er betrachtete und behandelte ihn wie einen in späten Tagen neu gewonnenen älteren Bruder, dem er sein ganzes Vertrauen schenken konnte, und bewies dadurch – was dem Rector erst später klar wurde – einen wie reichen Keim von Neigung, Wohlwollen und Zärtlichkeit die Natur in ihn gelegt hatte, der sich jetzt plötzlich um so üppiger zur Frucht entwickelte, als er so lange ungepflegt in der einsamen Brust des alleinstehenden Mannes eingeschlossen gewesen war.

Aber sich mit der gastlichen Aufnahme in seinem Hause noch nicht begnügend, ließ es der unermüdliche Sir Charles auch an anderen sichtbaren Liebesbeweisen

schon in dieser Zeit nicht fehlen. So verging zum Beispiel fast kein Tag, besonders keiner, an dem sich die beiden Freunde nicht persönlich sehen konnten, wo nicht von Doward-Court aus die ausgesuchtesten Leckerbissen und Erfrischungen in die Speisekammer des Pfarrhauses nach Ross wanderten. Bald waren es ein paar junge Rebhühner oder ein Fasan, ein saftiger Rehrücken, bald süße Früchte und prangende Blumen aus den Treibhäusern des Schlosses, bald ein Korb köstlichen Weines, die den kurzen Weg eilends zurücklegten, und immer waren diese kleinen Sendungen von einigen herzlichen Zeilen begleitet, die Mr. Mildness mit wahrer Inbrunst las und sorgfältig aufbewahrte, weil aus jedem Worte ein neuer charakteristischer Zug seines edlen Freundes hervorging. Auch Bequemlichkeitsmöbel, an denen es dem Haushalt im Pfarrhause sichtbar gebrach, hübsche Bilder, Ansichten schöner ferner Gegenden, an denen der Rector sein Wohlgefallen geäußert, und viele andere kleine Gegenstände, mit denen ein reicher Mann seinem Freunde ein Geschenk machen oder ihm eine Aufmerksamkeit erweisen kann, ohne ihn an seine kärglichere Einnahme zu erinnern, vertauschten ihren glänzenden Wohnsitz mit der einfachen Pfarrwohnung, und es dürfte fraglich sein, wer dabei den größten Genuß empfand, Mr. Mildness, der alle diese Liebesgaben dankbar empfing, oder Sir Charles, wenn er sie eigenhändig einpackte und den Wagen mit den Augen verfolgte, der sie vorsichtig über die Berge schaffen mußte.

Einen Hauptstoff ihrer Unterhaltungen, nachdem die Verhältnisse der Pächter und die häuslichen Pflichten genügend abgehandelt, lieferten der langjährige Aufenthalt und die zahlreichen Reisen Sir Charles' in Ostindien. China und auf den umliegenden Meeren und Inseln. Hierüber konnte Mr. Mildness nie genug hören, und der Baronet war stets bereit, seinen Wünschen zu willfahren und die Länder und Leute zu schildern, die er kennen gelernt, wobei er jedoch mit seltener Geschicklichkeit vermied, von seinen persönlichen Verhältnissen zu reden und sich in den Vordergrund der Erzählung zu stellen, obgleich dadurch, in den Augen des Zuhörers wenigstens, seine Darstellungen einen viel größeren Reiz gewonnen haben würden.

Bisweilen nahmen auch andere in Doward-Court einsprechende Gäste an diesen Unterhaltungen Theil, wie der Rector seinen Freund auch dann und wann nach irgend einem benachbarten Landsitze, wo er eingeführt war, begleitete, am liebsten aber waren sie Beide allein, ohne es sich besondere zu gestehen und dann theilten sie sich ohne Zwang ihre Gedanken und Empfindungen mit. Da sie nun fast stets in den Hauptsachen, auch in politischen Dingen als liberale Parteigenossen übereinstimmten, so herrschte eine vollkommene Harmonie zwischen ihnen, und das Haus Sir Charles' war nie mehr einsam, es fehlte ihm nun nicht mehr an Gesellschaft und Unterhaltung, eine Annehmlichkeit, die vom Monat December an für den Rector dadurch ermöglicht wurde, daß zu dieser

Zeit einer seiner Neffen nach Ross kam und mit Bewilligung des Bischofs des Sprengels seinen Oheim als Vicar unterstützte, diesem selbst also damit eine größere Freiheit in der Benutzung seiner Zeit gestattete.

Ungefähr um die Mitte des Monats December nahm der Rector wahr, daß Sir Charles sich einer gewissen Thätigkeit nach Außen hingab, die er jedoch vor ihm möglichst zu verbergen trachtete. Sein Gesichtsausdruck indeß verkündete hinreichend, daß dieselbe nur einen angenehmen Gegenstand betreffen konnte. Dies bestätigte auch der Haushofmeister, der in seiner Redseligkeit Seiner Ehrwürden nicht zu verschweigen vermochte, daß der Baronet häufig Morgens in aller Frühe mit Harry nach Gloucester, der zunächst gelegenen größeren Stadt, fahre und dann erst gegen Mittag stets mit schweren Koffern und Kisten beladen zurückkehre, mit deren Inhalt er sich nur, wenn er mit Harry ungestört sei, zu schaffen mache. Allein gerade diese kleinen Geheimnisse, deren endliche Lösung der scharfsichtige Rector, der die Herzensgüte seines Freundes kannte, alsbald voraussah, schienen wieder einen besonderen Grund zur lebhafteren Heiterkeit desselben zu enthalten, und so sprach Mr. Mildness nie die Frage aus, wo der Baronet gewesen sei oder was er auswärts vollbracht habe, wenn er, was bisweilen geschah, zur Mittagszeit früher als gewöhnlich in Doward-Court eintraf und den Hausherrn noch nicht anwesend fand.

In ein viel tieferes Geheimniß war ihm dagegen ein anderer Umstand gehüllt, und dieser hatte dem guten Rector schon manches Kopfzerbrechen verursacht, ohne daß ihm auch nur ein einziger klarer Blick hinter den Schleier gelungen wäre. Wie natürlich war es also, daß er den Mittheilungen des Haushofmeisters, die wir an jenem Abend aus dessen Munde mit ihm zugleich vernahmen, doch einigen Glauben schenkte und annahm, Sir Charles' frühere Lebenslaufbahn müsse wirklich eine sehr stürmische gewesen sein.

So viel er nämlich aus dessen eigenen Berichten über seine späteren Verhältnisse erfahren, so daß er sich die Geschichte seiner letzten Jahre ziemlich zusammenreimen konnte, so war doch die frühere Lebensperiode des Baronets ihm gänzlich unbekannt geblieben. Ueber seine Jugendzeit hatte dieser noch nie gesprochen, kein Wort hatte er darüber fallen lassen, ja, wenn das Gespräch sich einmal zufällig darauf gewandt, war er sogleich geschickt davon abgesprungen und hatte es mit großer Gewandtheit auf andere interessante Punkte geleitet.

Den Pfarrer wollte es hierbei bedünken, als ob sein Freund eine gewisse schmerzliche Stelle in seinem Innern habe, die sich nicht gut berühren lasse, die stets bei der Erinnerung an seine Jugendzeit peinlich ergriffen werde und sichtbar zusammenzucke. Und doch kam es ihm wieder bisweilen vor, als wohne dem Freunde eine geheime, nur mühsam verhehlte Neigung inne, über etwas Schweres, Verhängnißvolles mit ihm zu reden, wenn

nur der Moment dazu ein geeigneter wäre und die rechte Form der Mittheilung sich finden ließe.

Da sollte sich etwa acht Tage vor Weihnachten, das Gespräch ganz zufällig in diese Richtung wenden, und zwar durch eine arglose Frage Sir Charles' nach Mr. Mildness' früheren Lebensverhältnissen herbeigeführt. »So werde ich auch endlich,« setzte der Fragende freundlich hinzu, »den Ursprung und den Umfang Ihrer Verbindung mit meinem ältesten Bruder, dem verstorbenen Sir William erfahren, deren nähere Mittheilung Sie mir noch immer schuldig sind.«

Hätte der Rector nur die geringste Ahnung gehabt, welche höchst bedeutsame Folgen die Beantwortung dieser so natürlichen Frage für Sir Charles haben und daß dadurch sein eigenes Verhältniß zu ihm in Zukunft ein noch viel innigeres werden würde, als es schon jetzt war, er würde gewiß nicht so arglos und leichthin die folgende Mittheilung gemacht und zuletzt das *eine* zündende Wort so gleichgültig gesprochen haben, wie er es nun in seiner Antwort that.

»Was ist darüber viel zu sprechen,« sagte er mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit, »ich habe in der That wenig über mich zu sagen, da mein Leben im Ganzen wie ein ruhig fließender Bach verlaufen ist und nur selten kleine und kaum fühlbare Wellen aufgeworfen hat. So einfach und unbemerkt, wie ich, haben Viele gelebt, und wirklich Interessantes und Neues kann ich Ihnen gar nicht von mir berichten. Mit einem Wort: ich bin in Ross geboren, wo mein Vater und Großvater waren, was ich

jetzt bin. Ich war der einzige Sohn und mein Vater war mein einziger Lehrer, bis ich durch die Gunst Ihres Herrn Bruders Sir William, der schon in jungen Jahren Erbe von Doward-Court geworden und in früheren Tagen, wenn er von Eton nach Hause kam, mein Spielgefährte gewesen war, bis ich durch seine Gunst und Freundschaft, sage ich, in Oxford studiren konnte, indem er, nur wenige Jahre älter als ich, meinem Vater eine namhafte Unterstützung zu meiner weiteren Ausbildung gewährte. Als ich meine Studien beendet und später ordinirt worden war, kehrte ich voll Dankbarkeit gegen Sir William nach Ross zurück, gerade zu der Zeit, wo er seine große Reise antreten wollte und sich nach einem passenden Begleiter auf derselben umsah. Ich stattete ihm natürlich meinen Besuch ab und fand den jungen Mann auffallend still, zurückhaltend und menschenscheu, zu mir aber faßte er schnell Vertrauen und so lud er mich ein, ihn auf seiner Reise zu begleiten. Ich überlegte nicht lange und sagte dankbar zu. So begann denn nun unsere jahrelange Pilgerfahrt und wir gingen zuerst nach *Deutschland*, wohin Sir William eine ganz besondere Vorliebe zog.«

Der Rector hielt mitten im Sprechen inne und schaute fast bedenklich auf den aufmerksam zuhörenden Baronet hin. Die bisher so ruhige Miene desselben hatte sich plötzlich auffallend verändert, eine fast krampfhaftere Erregtheit spiegelte sich darauf ab und sein mildes Auge nahm einen scharfen, noch nie an ihm bemerkten Ausdruck an, wobei sich ein wehmüthiges Zucken um seine Lippen nicht verkennen ließ.

»Was?« rief er mit ergriffener Stimme aus, »in Deutschland sind Sie gewesen und das haben Sie mir bis jetzt noch nie gesagt?«

»Gewiß!« erwiderte der Geistliche erstaunt, der gar nicht wußte, was er von dieser unvorhergesehenen Wirkung seiner Worte denken sollte. »Also das wußten Sie bisher nicht? Ich glaubte, wir hätten schon öfters darüber gesprochen.«

»Nein, nein, mein Lieber, durchaus nicht, kein Wort haben Sie mir davon gesagt. Daß Sie meinen Bruder auf Reisen begleiteten, wußte ich wohl, aber daß Sie längere Zeit mit ihm in Deutschland gewesen sind, davon habe ich bis diesen Augenblick keine Ahnung gehabt.«

»Aber das ist ja ganz einerlei, Sir Charles, wo ich mit ihm gewesen bin –«

»Durchaus nicht, Sir! Für mich ist das nicht einerlei, im Gegentheil, der Umstand, daß Sie in Deutschland gewesen, gewährt mir aus besonderen Gründen einen hohen Reiz. Jetzt befriedigen Sie mich schnell – wo sind Sie in Deutschland gewesen und wie lange?«

»Wir gingen zuerst nach dem Rhein und blieben einen Winter in Bonn. Den zweiten brachten wir in Heidelberg und Baden zu und den dritten in Dresden, Prag und Wien. Natürlich machten wir dazwischen viele und angenehme Reisen. Als nun Sir Willam sich endlich entschloß, durch Tyrol und die Schweiz nach Italien zu gehen, wo er viele Kunstschatze kaufen wollte, fand ich ihn schon trauriger und wortkarger denn je, aber erst in Rom bildete sich die schweigsame Melancholie aus, mit welcher

behaftet er hierher zurückkehrte und die bis zu seinem frühen Lebensende dauerte, ohne je die milde Form zu verlassen, die sich von Anfang an gezeigt hatte.«

Sir Charles blickte starr vor sich nieder und nagte mit seinen weißen Zähnen unruhig an der Unterlippe. Nur bei Erwähnung der Krankheit seines Bruders nickte er zustimmend. Plötzlich hob er den Kopf empor, lächelte auf seine alte gewinnende Weise und sagte rasch und entschieden begierig, eine bejahende Antwort zu vernehmen: »Wenn Sie so lange in Deutschland gewesen sind, wie Sie sagen, so müssen Sie doch nothwendig auch die Sprache dieses Landes sprechen, wie?«

»Gewiß, Sir Charles. Früher sogar habe ich sie sehr gut gesprochen, wie man mir sagte, seitdem aber bin ich etwas aus der Uebung gekommen. Das Lesen deutscher Bücher jedoch ist eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, denn zu schreiben verstehen die Deutschen wie keine andere Nation, und ihre Gedanken und Empfindungen entwickeln sie auf eine Weise, daß Jedermann, der ihre Sprache versteht, nothwendig Gefallen daran finden muß. So sehen Sie also in mir einen warmen Bewunderer deutscher Sprache und Poesie, ich gestehe es gern, und es sollte mich freuen, wenn wir auch in diesem Punkte etwas Gemeinsames hätten.«

»O, o!« rief Sir Charles von seinem Sitze aufspringend aus, »warum haben Sie mir das nicht früher gesagt! Das hätte mir schon längst eine große Erleichterung gewähren können. Ja, ja, ja, ich liebe und bewundere, wie Sie, nicht allein die deutsche Sprache, sondern das ganze

deutsche Wesen und Sein – und bei Gott, ich habe einigen Grund dazu! O, ich bin auch in Deutschland gewesen und habe mein ganzes Leben seitdem mit Deutschen verkehrt. Mein Compagnon in Singapore, Mr. Jefferson, hatte eine deutsche Frau, und dessen früher verstorbener Bruder ebenfalls. So habe ich fast alle Tage Deutsch gesprochen – meinen Harry habe ich auch inmitten jener Familie gefunden – und mein Herz daran gelabt, was mir in den Zeiten meiner Trübsal manchen Trost gewährte. Wissen Sie was – lassen Sie es uns jetzt auf der Stelle unter uns fortsetzen. Ich liebe diese Klänge so sehr, wie ich das Volk liebe, das sie spricht. *Ein Theil* – o welcher Theil! – meines Herzens ist sogar ganz deutsch, ach ja! Und das gerade ist es wahrscheinlich, was mir meine Landsleute hier nicht verzeihen können, da sie eine unbestimmte Ahnung davon haben mögen.«

Sir Charles hatte die letzten Sätze schon in seiner geliebten Sprache vernehmen lassen und der Geistliche antwortete ihm darin, was Jenem ein unendliches Vergnügen zu gewähren schien. Er wurde mit einem Male viel lebhafter und beweglicher und man sah, daß sein innerstes Gefühl ganz und gar in Anspruch genommen war. Da schwieg er plötzlich wieder, aber nachdem er, einen Moment in Nachdenken verbracht, rief er laut: »Doch weiter in Ihrem Bericht: wo sind Sie noch in Deutschland gewesen?«

»Nirgends als an den Orten, die ich schon genannt. Doch erlauben Sie mir eine Frage: wann waren Sie in

Deutschland, da Sie doch jetzt direct von Ostindien kommen und dort so lange gewesen sind? Sie sprechen die Sprache sehr gut und rein, wie mich dünkt.«

Der Baronet schien von der ersten Frage etwas betroffen zu sein, doch ging es rasch vorüber. Er besann sich nur kurze Zeit und sprach dann langsam und mit fast feierlicher Betonung:

»O mein Freund, ich habe vier ganze Jahre in jenem schönen Lande gelebt und im nächsten Sommer werden es zwanzig Jahre, daß ich davon geschieden bin. O, es waren die vier schönsten Jahre meines ganzen Lebens. Ach ja! Freilich fielen dieselben noch in meine Jugendzeit, aber – sehen Sie mich nicht so forschend an, ich will Ihnen nichts verhehlen – ich beschloß meine Jugend und begann mein Mannesalter daselbst, – etwas früh allerdings, doch die Noth, der beste Lehrmeister, der überzeugendste Rathgeber, brachte mich auf den richtigen Weg und seitdem – seitdem bin ich ein Mann geblieben und ein ganz anderer Mensch geworden – gerade der, wie Sie ihn jetzt vor sich sehen.«

Bei diesen Worten war er sehr ernst, fast traurig geworden. Mr. Mildness, der es bemerkte, beobachtete ihn scharf, schwieg aber. Da die Pause jedoch etwas lang wurde, sagte er, vielleicht wider Willen die wunde Stelle in seines Freundes Brust berührend: »Da haben Sie wohl eine interessantere Jugendzeit verlebt als ich?«

Der Baronet stand langsam, und wie von einer inneren Gewalt dazu gedrängt, von seinem Stuhle auf und ging mit gekreuzten Armen und auf die Brust geneigtem Kopfe

im Zimmer umher. Aber er sagte weiter nichts als mit einem schmerzlichen Seufzer: »O – ja!« und damit trat er an's Fenster, öffnete es und athmete tief und hastig die kühl hereinströmende Lust ein.

Nach einer Weite kehrte er sich wieder zu dem ihn theilnehmend beobachtenden Freunde um und sagte mit sanfter Stimme: »Sie haben mit Ihren Fragen mein Herz sehr beklommen gemacht, Mr. Mildness.«

»Dann thut es mir leid, sie gethan zu haben.«

»O nein doch, in der Beklommenheit liegt bisweilen auch ein gewisses Glück – gewiß. Und vielleicht ist auch ein mir immer klarer werdender Verlangen damit verbunden, mich einem fühlenden Herzen mitzutheilen, mir das Herz frei zu sprechen, gewissermaßen eine Art Beichte abzulegen. Sie sind ja Geistlicher – dabei mein Freund – es trifft sich also ganz gut zusammen.«

Der Rector lächelte milde und gütig. »Reden Sie: wenn es Sie erleichtert und beglückt,« versetzte er warm, »aber glauben Sie nicht, daß ich neugierig bin. Ich höre gern, was Sie sagen, aber ich bescheide mich auch gern, wenn Sie es für rathsam halten zu schweigen.«

»Ich weiß es – ich kenne Sie ja. Aber ich muß erst überlegen, ehe ich Ihnen – dem ersten Menschen auf der Welt, dem ich dies Vertrauen schenke – diese Beichte ablegen kann. Gönnen Sie mir heute Ruhe, ich muß erst mit mir zu Rathe gehen.«

FÜNFTES KAPITEL. DER WEIHNACHTSABEND.

Der Rector fuhr an diesem Abend leidlich befriedigt nach Hause. Er sah im Geiste voraus, daß Sir Charles, wenn er sein Herz erst erleichtert hätte – was er ihm auch zu eröffnen haben möchte – viel heiterer und zufriedener werden würde, als er in der letzten Zeit bisweilen gewesen war. Daß in Folge dieser Eröffnung die ganze Stellung und das gegenwärtige Verhältniß seines Freundes eine völlige Umwandlung erfahren könne, das ahnte er freilich nicht, hätte er es aber geahnt, so würde er, wie sein Gemüth einmal beschaffen war, nur um so eifriger die baldige Ablegung dieser Art von Beichte herbeizuführen gesucht haben.

Um dem Freunde jedoch wirklich Ruhe und Zeit zur Ueberlegung zu lassen, nahm er sich vor, ihn die nächsten beiden Tage gar nicht zu besuchen, was ihm, wir sagen es gern, bereits herzlich schwer wurde, und Sir Charles, als hätte er gewußt, daß der Rector in seinem stillen Pfarrhause bleibe, benutzte diese beiden Tage redlich, nicht allein um mit sich und seinen Entschlüssen auf's Reine zu kommen, sondern auch die begonnenen heimlichen Unternehmungen von denen wir bereits gesprochen, zu Ende zu führen.

Durch das so plötzlich auftauchende Gespräch über Deutschland an jenem Abend war eine Saite in seinem Innern berührt, die lange unangetastet und stumm geblieben war, jetzt aber gab sie einen Ton von sich, der mit gewaltigem Gebrause wie Orgelklang in seiner Seele

wiederhallte. Der seine Vergangenheit verhüllende Vorhang, mit festem Willen so lange geschlossen, war wie durch eine unsichtbare Hand vor seinen Augen fortgezogen und er blickte nun wider Erwarten halb staunend, halb zitternd, mit peinvoller Wonne in das seit zwanzig Jahren hinter ihm liegende Leben zurück.

Die Nacht nach der Abfahrt des Rectors war ihm sehr unruhig vergangen. Er hatte lange keine ähnliche durchgemacht und fast keine Minute geschlafen. Alte, nicht vergessene, wohl aber halb verschleierte Bilder hatten sich vor seine erwachte Seele gestellt und ihn mit wunderbaren, fast zauberhaften Blicken angeschaut, so daß er fast ängstlich wurde und bisweilen in die Täuschung verfiel, er habe überhaupt lange, lange geträumt, die letzten in der Fremde verlebten zwanzig Jahre seien nur phantastische Einbildungen gewesen, er sei noch gar nicht so alt, wie er es wirklich zu sein geglaubt, und die Jugend habe noch ihre vollen Reize, ihre ganze Wonne, ihr unbeschreibliches Glück für ihn. »Ach nein, nein, nein,« sagte er sich aber am nächsten Morgen, als ein bleicher Lichtstrahl des eben anbrechenden Decembertags durch die Vorhänge fiel und seine Umgebung in ihrem vollen Glanze erkennen ließ, »es war doch nur eine bittere Täuschung vorher, ich habe einmal wieder geträumt. Ich bin nicht arm wie damals, aber ich bin auch nicht glücklich mehr. Ich bin sogar reich, habe Alles auf der Welt, was ein begüterter Mann auf Erden nur besitzen kann, aber mir fehlt das Eine – das Eine, welches allein erst diesen Besitz zum wirklichen Bewußtsein bringt

und zum wahrhaften göttlichen Segen umwandelt. Die Lücke, die Leere in meinem Herzen, die ich fühle, die ich, ich möchte fast sagen, mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Händen greifen kann, sie füllt dies ganze Schloß mit allen seinen Schätzen nicht aus und nur ein Einziges auf der Welt hat die Vorsehung geschaffen, was sie allein würdig ausfüllen könnte, und das ist der Mensch – der, den ich meine – das zweite Ich meiner selbst – aber dieser Mensch sitzt nicht an meiner Seite und keine Macht der Erde kann ihn mir zurückgeben.«

Nach diesem Selbstgespräch am frühen Morgen war, vielleicht in Folge der schlaflosen Nacht, eine eigenthümliche Unruhe in ihn gefahren. Es war, als ob eine innere Gefühlsrevolution in ihm zum Ausbruch gekommen wäre und sein ganzes Wesen in eine Bewegung setzte, die gegen seine sonstige Ruhe und Gelassenheit auffallend abstach, was sogar Harry und der Haushofmeister bemerkte und Beide einigermaßen besorgt machte. Denn wunderbar, wenn sie zu ihm sprachen, war es, als verstünde er sie nicht, und wenn er zu ihnen sprach, wunderte er sich, daß sie seine Gedanken nicht augenblicklich zu entziffern vermochten. Ach, diese Gedanken! Wo waren sie seit zwölf Stunden gewesen, auf welchen Meeren hatten sie sich getummelt? Auf dem Meere der Jugend, der unvergeßlichen Jugend, die immer rosig, golden, göttlich erscheint, wenn wir auch noch so alt und grau geworden sind, auf die wir immer wieder wie auf einen berausenden Traum zurückblicken, selbst wenn wir im Uebermaße des Glücks schwelgen und Fürsten und Könige

geworden sind, Fürsten an Wissen, Rang und Macht. O, welcher König selbst gäbe nicht seinen strahlenden Purpurmantel, mit Allem, was darum und daran hängt, als Rückkaufspreis für seine Jugend hin, wenn sie schön und herrlich war, und wenn es einen König giebt, der seinen Ruhm, seinen Glanz und seine Macht höher schätze als seine unschuldige, grünliche Jugend, dann, o dann bedauern wir ihn. –

Um sich von den ihn ganz und gar erfüllenden Gedanken frei zu machen, fuhr Sir Charles, nur von dem schweigsamen und ihm völlig ergebenen Harry begleitet, in aller Frühe des nächsten Tages abermals nach Gloucester, desgleichen am zweiten Tage, und jedesmal kam er reichlich mit Ballen und Packeten beladen von seiner kurzen Reise zurück.

Als er aber am zweiten Tage nach seiner Rückkehr auf Befragen erfuhr, daß der Rector von Ross noch nicht auf Doward-Court gewesen sei, ließ er von Harry die mitgebrachten Gegenstände rasch in sein Zimmer tragen und fuhr ohne Aufenthalt nach der Pfarre hinüber. Er glaubte nun aus der Beharrlichkeit des Rectors erkannt zu haben, daß derselbe nur aus dem Grunde sich von ihm fern halte, damit es nicht in seinen Augen den Anschein habe, als ob er den Freund vor der Zeit zum Sprechen bringen wolle. Sir Charles verstand dieses Zartgefühl zu würdigen und um so heftiger ward dadurch das eigene Verlangen gestachelt, mit dem geliebten Freunde über seine Vergangenheit zu reden.

Als Sir Charles, der sich in Ross erst nach dem Befinden des wieder erkrankten Rentmeisters erkundigt hatte, bei dem Rector unerwartet in's Zimmer trat, fand er ihn in einem seiner abgegriffenen deutschen Bücher lesend. Beide Männer zeigten durch Miene und Blick, daß sie sich herzlich freuten, einander nach so kurzer Trennung wiederzusehen, und schüttelten sich kräftig die Hände.

»O, wie gut ist es, daß ich Sie sehe!« rief Mr. Mildness in der ersten Ueberraschung und rückte seinem Freunde vor dem Kamin einen bequemen Sessel zurecht, der einst in Doward-Court seinen Platz gehabt. »Sie sind doch nicht unwohl gewesen?«

Sir Charles lächelte. »Diese Frage hätten Sie sich gestern schon selbst beantworten können, wenn Sie Doward-Court nicht so eigensinnig den Rücken gekehrt. Warum kamen Sie nicht?«

Das ehrliche Auge des Geistlichen brauchte den Fragenden nur flüchtig anzusehen und dieser verstand schon den sprechenden Blick. »Aha,« rief er, »ich weiß es, Sir, wollten wirklich nicht neugierig erscheinen, nicht wahr?«

»Ja, ja, Sie haben es errathen!« nickte der Rector. »Doch das dürfen Sie mir nicht verdenken. Ich wäre gern gekommen und hatte schon zweimal den Stock gefaßt, um den kleinen Spaziergang anzutreten, aber da besiegte mein Vorsatz meine Wünsche, und so blieb ich daheim.«

»Gut, gut, Sie mögen in Ihrer Art ganz recht gethan haben und ich bin auch zufrieden damit, denn dadurch habe ich hinreichend Zeit gewonnen, mir Alles klar zu machen. Wohlan denn, Sie sollen meine ganze – ja, meine ganze Lebensgeschichte aus meinem Munde vernehmen, aber ich möchte dazu eine passende Stunde wählen. Kommen Sie also am heiligen Weihnachtsabend schon Mittags zu mir, wir wollen einmal das schöne Fest auf ächt deutsche Weise feiern, wie Sie es gewiß auch dort im Lande gesehen. Ich habe schon meine Anordnungen getroffen und meine ganze kleine Gemeinde, die Pächter mit ihren Frauen und Kindern, kurz Alles, was zu mir gehört, dazu einladen lassen, um ihnen zu zeigen, daß ich nicht allein ihr Herr, sondern auch ihr Freund bin. Nun gut, wenn die Leute fort sind, setzen wir uns gemüthlich zusammen; dann wollen wir mit einander reden wie zwei Männer, die sich achten und lieben, und falls Sie auch,« fügte er heiter lächelnd hinzu, »die Stirn etwas kraus ziehen, wenn Sie, wie Mr. Coldwell neulich sagte, von meinen ›jugendlichen Schandthaten‹ vernehmen, so werden Sie doch finden, daß ich mich im Ganzen leidlich gebessert habe.«

Der Rector antwortete hierauf nichts, sondern drückte dem Freunde mit einem herzlichen Blick die Hand. Nach einiger Zeit aber, und um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, sagte er: »Also Sie haben Ihre Pächter zu dem Feste eingeladen? Ach, das ist ein eben so seltener wie edler – ja, verzeihen Sie – ein edler und mich wahrhaft erhebender Gedanke, den ersonnen

und ausgeführt zu haben, ich Sie nur beglückwünschen kann. So also enthüllt sich das dunkle Geheimniß, das Sie so oft in aller Stille nach Gloucester trieb?«

»Ja, mein Lieber, so enthüllt es sich, da Sie es doch einmal errathen haben. Was jedoch Ihren edlen und Sie erhebenden Gedanken betrifft, so kann ich selbst nichts Besonderes darin finden. Ich bin ja, wie Sie wissen, ein närrischer Mensch; wenn ich nicht Andere lachen und sich freuen sehe, lache und freue ich mich selbst nicht. Die Natur hat mich einmal so gemacht und schlimme Erfahrungen haben mich nicht bessern können, Haha! Aber bereiten Sie sich vor, die Nacht bei mir zu bleiben; meine Erzählung dürfte etwas lange dauern.«

»Nein, Sir Charles, das Letztere muß ich ablehnen, so angenehm es mir auch wäre. Am Weihnachtsmorgen muß ich in meinem Hause sein, wenn auch mein Neffe mir die Predigt abnehmen wollte, was ich nicht zugeben kann. Ich habe meinen eigenen Leuten gleichfalls eine kleine Bescheerung zgedacht. Erzählen Sie aber, so lange. Sie wollen, und wenn es sechs Uhr Morgens wird, so fahre ich doch noch die kurze Strecke heim. Sie werden einen geduldigen und wachsamem Zuhörer an mir haben.«

»Und Sie einen redlichen Berichterstatter an mir – so können wir denn Beide mit einander zufrieden sein.«

Das heilige Christfest stand vor der Thür und, wie wir bereits mitgetheilt, waren diesmal zum Staunen Aller, die davon reden hörten, aber zu noch größerer Freude der dabei Betheiligten, in Doward-Court noch nie erlebte Vorbereitungen dazu getroffen worden, bei denen verschiedene Hände sich regen mußten, ohne so recht eigentlich zu wissen, weshalb diese Anordnungen so geheimnißvoll vor sich gingen und woher denn an dem festlichen Tage so zahlreiche Gäste kommen sollten, für die sie doch nur bestimmt sein konnten.

Das Wetter ließ sich zu dem winterlichen Feste gleichfalls leidlich an. Es war weder zu kalt noch zu windig, und wenn auch am Morgen ein leichter Nebel über den Thälern lag, gegen Mittag verzog er sich und auf eine halbe Stunde, gerade bei der Ankunft der Gäste, wurde sogar die Sonne freundlich sichtbar. Erst als die meisten Gäste wieder abgefahren, was etwa um acht Uhr Abends geschah, umwölkte sich der Himmel mit dichten Regenwolken und ein steifer Nordwester sauste mächtig in den hohen Essen, als wolle er den sich Entfernenden einen vernehmbaren Abschiedsmarsch blasen.

Wie es in England fast überall an diesem Festtage geschieht, so waren auch in Doward-Court die dienenden Hände schon am frühen Morgen beschäftigt, das Schloß bis zu den Zinnen und Thürmen hinauf mit grünem

Laube zu schmücken, so viel man davon dem freigebigen Gärtner hatte abspenstig machen können. Epheuranke, Lorbeer- und Myrrhenzweige, Cypressen- und Stechpalmbüsche waren überall sichtbar, alle bewohnten Zimmer dufteten davon, und vor der großen Eingangsthür der Halle auf der Rampe, wo die Gäste aus ihren Wagen stiegen, war eine mächtige, einer Ehrenpforte ähnliche Laube errichtet, so fest und dicht gearbeitet, daß sie sogar dem Regen und dem Alles durchdringenden Winde der folgenden Nacht widerstand.

Während nun fast alle Hände der jüngeren Diener und Mägde beschäftigt waren, das Aeußere des Schlosses auf diese Weise zu zieren, beeiferten sich im Innern desselben, namentlich in dem großen Banketsaal und seinen Nebengemächern, der Herr des Hauses und Harry, die Anordnungen zu vollenden, die Beide ganz im Stillen schon vor mehreren Tagen getroffen hatten.

Im Banketsaal selbst hatte Harry mit Hülfe einiger Diener zwei lange Tafeln aufgeschlagen, ebenso eine in jedem der zwei zunächst gelegenen Säle. Dann aber hatten sich alle Helfershelfer zurückziehen müssen, weil Sir Charles und Harry das Uebrige ganz allein besorgen wollten.

Schon Tages vorher waren alle Tafeln mit blendend weißem Damast bedeckt worden und Harry hatte die entsprechende Anzahl von Schüsseln und Tellern in den erforderlichen Zwischenräumen aufgestellt. Zwölf mächtige Edeltannen, mit Wachslöchtern reichlich besteckt und mit dem vollen Schmuck und der süßen Zier behangen,

die wir Deutsche zu unserer höchsten Wonne in der Jugend kennen lernen, standen auf diesen Tafeln, und auf den Schüsseln und neben denselben lagen die Geschenke ausgebreitet, die ›der närrische Sir Charles‹ allen Seiningen, wie er sie nannte, zgedacht.

Nach der lange vorher entworfenen namentlichen Liste der zu dem Feste Eingeladenen war auf jedes Alter und Geschlecht und auf jede Liebhaberei des Einzelnen, so weit es zu ergründen gewesen, bedachtsam Rücksicht genommen. Nützlich und Angenehmes, zum Ernst und Scherz des Lebens Brauchbares war in reichster Auswahl vorhanden, Näschereien aller Art, Aepfel und Nüsse, Alles wie es bei uns ist, waren redlich vertheilt, und mit dieser ergötzlichen Arbeit waren die beiden Schöpfer dieses Festtages erst um zwölf Uhr Mittags zu Stande gekommen und standen nun mit heißer Stirn, aber freudigen Mienen vor dem bunt flimmernden Ganzen, um das stille Werk ihrer Hände mit innerem Genügen zu bewundern.

Wie schon gesagt, sowohl um den späteren Abend für sich zu gewinnen, wie um den entfernt wohnenden Pächtern eine zeitige Nachhausekunft zu ermöglichen, hatte Sir Charles den Beginn der Bescheerung auf die vierte Nachmittagsstunde festgesetzt. Um zwei Uhr kam der Rector angefahren, denn er hatte ja auf Doward-Court zu speisen versprochen; die Herren mußten sich aber diesmal beeilen, denn um drei Uhr zeigten sich schon einzelne ungeduldige Gäste und die zu ihrer Bewillkommung gewählte Halle füllte sich rasch mit den zahlreichen Familien, deren Mienen von der Erwartung eines Glückes

strahlten, wie es ihnen hier noch nie geboten worden war.

Um vier Uhr endlich, als Alle versammelt waren, wurde das Zeichen des Beginns des Festes mit der großen Eßglocke in der Halle gegeben, und nun führte Sir Charles, den Freund am Arme, seine Gäste in den von Lichtern strahlenden Banketsaal und dessen funkelnde Nebenräume, in denen die Diener des Hauses ihre Geschenke ausgebreitet fanden.

Es wäre unmöglich, den überwältigenden Eindruck zu beschreiben, den der Glanz und die Pracht der Säle mit ihrem jetzigen Inhalt auf die versammelte große und kleine Welt machte, auch wollen wir nicht den Versuch wagen, unsern Lesern eine annähernde Vorstellung davon zu geben. Wie aber die Einladung selbst schon Ueerraschung und Freude in sich schloß, so war sämtlichen Eingeladenen das ganze Schauspiel neu, denn außer Sir Charles, dem Rector und Harry war wohl kein Einziger unter ihnen, der jemals einer Bescheerung am Weihnachtsabend in einem deutschen Hause beigewohnt hatte.

Als Alle eingetreten waren und vor Staunen und Bewunderung wie gefesselt auf ihren Plätzen stehen blieben, entstand eine lautlose, fast feierliche Stille in dem großen Raume. Da trat der Hausherr strahlenden Gesichts hervor und rief mit lauter Stimme:

»Jetzt suche sich Jeder den Zettel, auf welchem sein Name steht. Alles was er in der Nähe findet, das ist sein Eigen und er nimmt es heut' Abend mit nach Hause!«

Als nun aber anfangs ein bescheidenes, stilles Gemurre, bald darauf ein überlautes Jauchzen und Rufen entstand, führten Sir Charles, der Rector, Harry und Mr. Coldwell, der sich sehr bald in die neue Lage gefunden, Einzelne selbst zu ihren Plätzen und nun brach jenes freudige Gesumme glücklichster Befriedigung aus, wie wir es im kleineren Maßstabe schon oft zu unserer Herzenswonne bei ähnlichen Gelegenheiten vernommen haben.

Einen eigenthümlichen Genuß und Reiz gewährte es dem auf alle Vorgänge achtenden Rector, bei dieser lärmvollen Scene, den Ausdruck der Miene und das Gebahren Sir Charles Goodrick's zu studiren. Den Kopf gleichsam lauschend vorgestreckt, um Alles wahrzunehmen, was vorging, und mit bebenden Händen bald den Einen bald den Anderen liebevoll berührend, schaute er sich mit blitzenden Augen um, und vielleicht war unter den vielen Menschen kein Einziger, der in demselben Freudenrausche schwamm, wie er. Als wäre er mit den Kindern wieder ein Kind geworden, nahm er an ihrem Entzücken Theil und dann ging er wieder unter den vor Freude weinenden Müttern umher, um mit ihnen zu scherzen und sie zu freudiger Theilnahme an den Genüssen ihrer Kinder anzuregen.

Als aber dies Schauspiel etwa eine Stunde gedauert hatte, trat Sir Charles von den Kindern zurück und ließ sein Auge suchend im Kreise umherschweifen. Er hatte bald gefunden, wonach er verlangte, und so sah er den

Rector nicht weit von sich entfernt stehen, wie er mit ergriffener Miene und leuchtenden Blicken das Thun und Treiben des Mannes betrachtete, der ihm und allen Uebrigen diesen Freudentag bereitet hatte.

Der Rector folgte dem Winke seines Wirthes sogleich und durch mehrere Gemächer schreitend, gelangten Beide in die Bibliothek, wo mitten im freien Raume ein großer Tisch mit zahllosen brennenden Kerzen stand, auf dessen weißer Marmorplatte eine große Menge sehr zierlich eingebundener Bücher lag.

»Mein lieber Freund,« sagte nun Sir Charles, »ich darf Sie in dem Tumult meines Herzens, den mir die unschuldige Freude dieser einfachen guten Menschen verursacht, nicht vergessen. Sehen Sie da, Ihnen wird zuletzt bescheert, aber nicht mit weniger frohem Herzen als den Uebrigen. Hier haben Sie Alles, was ich Ihnen heute bieten mag. Ich habe nichts Passenderes für Sie auszuwählen gewußt. Es sind die Werke sämmtlicher deutscher Classiker, von denen Sie, wie ich weiß, bisher nur wenige besaßen. Zwar sind diese Bücher nicht ganz neu, denn ich selbst habe oft genug darin gelesen, allein ich konnte so rasch nicht neue herbeischaffen und erst nach Neujahr wird mir der Ersatz aus Hamburg zugehen. Ich denke aber, diese Bücher werden in Ihren Augen nicht an Werth verloren haben, weil sie zuerst in meinen Händen gewesen sind. Wohlan denn, nehmen Sie und erfreuen Sie sich immerdar der ewigen Schönheit und Wahrheit, die in diesen Blättern in so reicher Fülle enthalten sind.«

Der Rector wollte einige dankende Worte sprechen, aber er vermochte es nicht. Er machte wohl den Mund auf, aber er schloß ihn wieder, und nur dem freundlichen Gebet die Hand aus vollem Herzen drückend, wandte er sich seitwärts, um die in ihm lebhafter aufquellende Rührung zu verbergen.

Sir Charles hatte an *diesem* Danke genug. Er verließ Mr. Mildness wieder und wandte sich nun zu seinen Dienern, um auch mit ihnen einige Worte zu wechseln, die schon lange seiner harrend in den Gemächern standen, in denen sie eine über alle Erwartung reiche Bescheerung vorgefunden hatten.



Um sechs Uhr etwa hielt Sir Charles es für gerathen, dem Haushofmeister einen Wink zu geben, daß nun dem ersten Theile des Festes der zweite und letzte folgen könne. Auf Mr. Coldwell's Aufforderung wurden die Geschenke von den Beschenkten selber vorsichtig bei Seite gelegt und an deren Stelle leckere Speisen in reichlichster Fülle auf die hellerleuchteten Tafeln gebracht. Jede Familie hatte ihren besonderen Platz erhalten und jetzt erst übersah man, wie sinnig das Ganze angeordnet war, denn es erschien in der That wie ein großes Familienfest, dem aller Zwang genommen und wo jeder Gast gleich dem andern geschätzt und liebevoll behandelt wurde.

Sir Charles selbst saß, den Rector auf der einen und Mr. Coldwell auf der andern Seite, mitten unter seinen

Pächtern, aß und trank mit ihnen und ermunterte alle durch sein Beispiel recht fröhlich zu sein und sich die aufgetragenen Speisen schmecken zu lassen. Gegen Ende der Tafel wollte der Rector aufstehen und zu Ehren des Hausherrn ein paar Worte sprechen; dieser jedoch, der die gute Absicht rechtzeitig erkannte, bat den Freund, es zu unterlassen, da er dergleichen laute Kundgebungen überströmender Dankbarkeit nicht liebe und dadurch nur in seinem harmlosen Genusse gestört werde. So ging denn das Mahl ohne Rede vorüber, war aber nichtsdestoweniger durch heiteres Gespräch und freudiges Lachen belebt, da Jedermann fand, daß er seinen Gefühlen, selbst in einem so vornehmen Hause, den natürlichen Ausbruch gestatten könne.

Schon um halb acht Uhr war auch diese Freudenstunde vorüber und Mr. Mildness war es jetzt, der einigen bekannten Pächtern den Wink gab, daß ihrem Aufbruch nun nichts mehr im Wege stehe, worauf viele von ihnen schon gewartet hatten, um sich in ihren heimischen Räumen des genossenen Glückes erst recht bewußt zu werden.

So stand denn Sir Charles bald wieder in der Halle und nahm von seinen Gästen einen herzlichen Abschied. Er versprach, sie nächstens der Reihe nach zu besuchen und schnitt dadurch geschickt die Danksagungen ab, die von allen Seiten auf ihn niederströmten. Die Schloßuhr zeigte gerade den Ablauf der achten Stunde an, als der letzte Wagen die Rampe verließ, und nun wurde das festliche Schlachtfeld den Dienern des Hauses zur Sänberung

überlassen und Sir Charles zog sich mit Mr. Mildness in die stille Bibliothek zurück, deren Thür geschlossen und deren Kerzen gelöscht wurden, bis auf einige wenige, die auf dem breiten Sims des Kamins brannten, vor dem die beiden Herren jetzt Platz nehmen wollten.

O, es war ein trauliches Plätzchen, welches die beiden Freunde zu ihrer nächtlichen Unterhaltung erwartete. Der große, weite Raum der Bibliothek hinter ihnen lag in mildem, dämmerartigen Schatten, nur von dem blitzenden Sims hernieder und dem Kaminroste her, auf dem frisch aufgeschüttete Kohlen leise fortbrannten, breitete sich ein freundliches Licht über die davor Sitzenden aus.

Zwischen die beiden bequemen Sessel, die vor dem bronzenen Feuergitter einander gegenüber aufgestellt waren, hatte Harry, ohne den Befehl seines Herrn dazu abzuwarten, einen kleinen Tisch mit marmorner Platte aufgestellt; darauf standen eine geschliffene Caraffe mit funkelndem Sherry, zwei Crystallgläser und ein Kästchen von stark duftendem Holze, welches schon die Reise von Indien her mitgemacht und eine Anzahl feiner Röllchen echter Manilacigarren enthielt. Um aber ganz unbelästigt zu sein und dem ungestüm sausenden Winde draußen jede Einwirkung zu versagen, hatten die Diener die Fensterläden fest geschlossen und so lag stiller Friede und behagliche Ruhe auf dem angenehm durchwärmten Gemach, die selbst durch das rasche Hin- und Hergehen Sir Charles Goodrick's auf dem sammtweichen Teppich nicht unterbrochen wurden.

Mr. Mildness, von den Vorgängen des Abends immer noch tief bewegt, stand schon eine Weile, den Rücken gegen das Feuer gelehnt, neben dem Sessel, den er einnehmen wollte, und hielt sein mildes Auge unverwandt auf den Hausherrn gerichtet, der, die Arme wieder vor der Brust zusammengeschlossen, mit gesenktem Kopfe ohne Unterlaß auf und nieder schritt und in tieferntes Nachdenken versunken schien.

Allmählig jedoch wurde sein Schritt langsamer und ruhiger, sein Kopf hob sich von der Brust empor und als er gleich darauf stehen blieb, fiel sein schönes klares Auge auf den Geistlichen, der geduldig den Augenblick erwartete, wo Sir Charles sich zu ihm wenden und in die Gegenwart zurückkehren würde, die er mit seinen Gedanken verlassen zu haben schien.

Da trafen beider Männer Blicke auf einander und ein und dasselbe Gefühl leuchtete in ihnen auf. Freundschaft, Ergebenheit, Vertrauen beseelte Beide, und hätte Jemand noch zweifeln können, daß dies so sei, so würden der Ton ihrer Stimmen und der Ausdruck ihrer Mienen, die sich in dem folgenden Gespräch bemerkbar machten, diesem Zweifel schnell ein Ende gemacht haben.

»Mr. Mildness,« begann Sir Charles die Unterredung, »nun sind wir allein, am heiligen Weihnachtsabend, auf den ich mich so lange gefreut. Setzen Sie sich also und bedienen Sie sich selber mit Dem, was da vor Ihnen steht.«

Der Rector ließ sich in einen Sessel nieder, und mehr um dem Wunsche seines Wirthes zu genügen, als um sein eigenes Begehren zu befriedigen, goß er beide Gläser voll des funkelnden Feuerweins und brannte sich eine der köstlichen Cigarren an, die ihm aber nach wenigen Minuten schon wieder ausging, da zuerst das Gespräch und dann die Erzählung des Baronets seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Bald darauf hatte auch dieser seinen Platz eingenommen und saß nun, die Füße gegen das Kamingitter stützend, da und starrte nachdenklich die kleinen Flammen an, die gierig um die Kohlen herumkrochen und die Stelle suchten, wo sie ihren verderblichen Angriff beginnen könnten. Da er immer noch schwieg, so glaubte Mr. Mildness endlich das Gespräch eröffnen zu müssen und sagte, als gerade ein freundlicher Blick seines Wirthes ihn traf:

»Das war ein schöner Tag heute, Sir Charles, und Sie haben ihn redlich benutzt, um recht viele Menschen glücklich zu machen.«

»Wenn es so wäre, so sollte es mir lieb sein,« erwiderte der Baronet lächelnd, »obgleich ich bekennen muß, daß ich auch an mich selbst dabei gedacht habe, also einmal ein ächter Brite gewesen bin. Ich zweifle sehr, ob von allen Anwesenden vorher ein Einziger so glücklich gewesen ist, als ich es selbst war. Doch Sie scheinen mein Thun an diesem Tage höher anzuschlagen, als es werth ist. Was will es denn sagen, wenn einmal ein reicher Mann einige hundert Pfund opfert, um ein paar Dutzend Menschen glücklich zu machen, wie?«

»Aber es thun es doch so Wenige, Sir Charles.«

Dieser zuckte die Achseln. »Leider ja! Doch dafür müssen Einige gut zu machen suchen, was so Viele versäumen. Ich wenigstens bin das meinem Glücke schuldig und ich that heute nichts, als daß ich einen längst gehegten Wunsch erfüllte, den ich schon als Knabe, da ich noch selber arm und bedürftig war, in meiner Brust wie einen drückenden Alp mit mir herumtrage. Ach, mein lieber Freund, das darf ich von mir dreist behaupten – und Ihnen kann ich mich ja zeigen, wie ich bin – ich habe seit meinen Kinderjahren eine seltsame Neigung zum Geben und Schenken in mir verspürt, und was ich besaß, so wenig oder viel es auch war, habe ich stets redlich mit Anderen getheilt. O ja! Und gerade diese, mich zuweilen fast leidenschaftlich beherrschende Neigung war die Ursache, daß man mich in der Jugend oft und allgemein einen Verschwender schalt, mich tadelte und strafte, und doch – Sie sehen, wie wenig dergleichen Tadel und Strafen nützen, wo sie gegen einen natürlichen Trieb ankämpfen – bin ich dadurch nicht von der mich beherrschenden Neigung geheilt. Früher habe ich stets darüber den größten Kummer empfunden, daß ich nicht mehr geben und schenken konnte; warum soll ich nun jetzt, da ich es vermag, mein Begehren in Schranken halten, zumal es nicht allein mir, sondern auch Anderen Freude und Genuß bereitet?«

»Das ist eine seltene Gabe, die Ihnen die Natur mit dieser Neigung zuertheilt hat,« erwiderte der Geistliche nachdenklich, »und ich bin der Meinung, daß Gott Sie

gerade darum jetzt gesegnet hat, damit Sie ihr einmal aus vollem Herzen Befriedigung gewähren können.«

»Mag wohl sein, lieber Freund, ja, er hat mich reich gesegnet, und das, bei meiner Seele, soll er nicht umsonst gethan haben, wenigstens will ich *diesen* Segen zu verdienen suchen, der mir für manchen anderen, der mir versagt geblieben, Ersatz leisten muß.«

Er seufzte dabei laut und starrte wieder in das Feuer, im Stillen dem Gedankenzuge folgend, der ihn fast gewaltsam ergriffen hatte.

Mr. Mildness, da er sah, daß dies peinliche Gedanken waren, wollte ihn denselben nicht überlassen, er kämpfte daher mit festem Willen die innere Bewegung nieder, die ihm die Worte des edlen Baronets verursacht, und sagte dreist, obschon sanft: »Sie wollten mir aber Ihre Jugendgeschichte erzählen, Sir Charles, und ich bin recht begierig, sie aus Ihrem Munde zu vernehmen, wenn Sie jetzt in der Stimmung dazu sind.«

»Ach ja,« erwiderte Sir Charles schmerzlich lächelnd, »die Stimmung ist da und Sie sollen mich heute kennen lernen und mein Schicksal erfahren. Aber Sie müssen mich milde beurtheilen, wenn Sie manches Herbe und Düstere hören, dessen ich mich anklagen muß, obwohl ich kein schlechter Mensch gewesen bin und niemals gemeine Handlungen begangen habe. Nein, nein, schlecht war ich nie, dazu lag nicht der Keim in mir, aber leichtsinnig, unbedacht habe ich oft gehandelt, und dumme Streiche habe ich genug gemacht. Doch, nun keine Säumniß mehr, vorwärts! Wir sind ein paar Männer, die

sich in's Herz blicken dürfen. Also weg mit der falschen Schaam, heraus mit dem wahren Gesicht! Wenn man einem Freunde sein Inneres erschließt, zeigt man ihm ein Stück Welt, denn aus der Menschen Gedanken und Handlungen wird die Weltgeschichte gezimmert und ich habe so gut beigetragen, wie jedes andere lebende, denkende, wirkende Wesen, die Steine auf einander zu legen und an dem gewaltigen Bau mit zu helfen, der nie fertig wird, wenn auch Millionen Geister Millionen Jahre alle ihre Kräfte darauf verwenden.«

SECHSTES KAPITEL. CHARLES GOODRICK ALS
ETONSCHÜLER.

Mein Vater, Sir Henry Goodrick, war, so, viel ich gehört habe, ein stiller und hier in der Gegend sehr beliebter Mann. Ich selbst erinnere mich seiner nicht, da er schon starb, als ich erst sechs Jahre zählte. Er lebte mit Ausnahme des Frühjahrs, wo er nach London ging, fast beständig auf Doward-Court und war in erster Ehe mit einer Lady Denham verheirathet, welche die Mutter meiner Halbbrüder William und Everard wurde und frühzeitig starb. Als Everard siebenzehn Jahre an war, heirathete mein Vater meine Mutter, die Waise eines Squires aus der Nachbarschaft. Ein Jahr darauf ward ich geboren, so daß also William zwanzig und Everard achtzehn Jahre älter waren als ich.

Von meiner Mutter weiß ich noch viel weniger als von meinem Vater zu sagen, denn Niemand auf der Welt war

so freundlich, mir irgend etwas von derselben zu erzählen, obgleich ich zufällig hie und da vernommen habe, daß sie eine sehr schöne und liebenswürdige Frau gewesen sei.

Mein Vater starb, so sagte man mir, aus Gram über den Verlust meiner Mutter, die er sehr geliebt haben soll, und so wurde ich in zartem Alter elternlos. Da die rechten Hände fehlten, in die man mich hätte bringen können, vielleicht auch wenig Neigung vorhanden war, sich um ein nachgeborenes Kind zu kümmern, so fiel mir das traurige Loos zu, ohne eigentliche Erziehung wild aufzuwachsen und den natürlichen Trieben anheimzufallen, die in mich gelegt waren, die aber sicher durch böses Beispiel von Außen her verwildert und vergiftet wurden. Ja, mein Freund, beklagen Sie mich, ich muß noch einmal darauf zurückkommen, da ich es für den Hauptgrund meiner Schwächen und späteren Vergehen erkennen muß: ich habe nie erfahren, wie einem Kinde zu Muth ist, welches unter den Augen seiner Eltern und im Kreise seiner Geschwister aufwächst. Einsam, freudlos, unberathen verfloß meine erste Jugendzeit und als ich zum Bewußtsein meiner selbst gelangte, war das Erste, was man mir sagte, daß ich eine Waise sei und daß weder Vater noch Mutter für meine Zukunft sorgen würden.

Mein ältester Bruder William war wohl eigentlich, so weit ich ihn beurtheilen kann, da ich nie persönlich mit ihm in Berührung gekommen bin, ein guter Mensch, kann aber weder Character noch männlichen Geist besessen haben, da er sich sonst wohl nicht von seinem

jüngeren Bruder Everard hätte tyrannisiren und zu ungerechtestem Thun verleiten lassen. Dies bewies er unter Anderm dadurch, daß er der Vormundschaft über mich entsagte und, ohne sich im Geringsten um mich zu bekümmern, sie Everard abtrat, der davon einen Gebrauch machte, wie er gewiß nicht in der Absicht und der Erwartung meines älteren Bruders gelegen hatte.

Näher brauche ich nicht auf William's Verhältnisse und Leistungen einzugehen, Sie kennen ihn und sein Leben ja genauer als ich. Er mag froh gewesen sein, als Everard meine Erziehung zu übernehmen versprach, aber er hätte seine Pflicht als ältester Bruder und Familienhaupt besser erfüllen müssen, zumal ihm der Character und das Wesen meines nunmehrigen Vormundes nicht unbekannt geblieben sein konnte. Freilich mag ihn seine spätere hypochondrische Stimmung, von der Sie mir gesagt, abgehalten haben, meiner Person fernere Aufmerksamkeit zu schenken, und so will ich ihm verzeihen, daß ich auch ohne ihn ein Mann geworden bin, der sich seiner Kämpfe und Irrfahrten nicht zu schämen hat.

Was nun William an Energie und Willenskraft zu wenig besaß, das war bei Everard in zu hohem Grade vorhanden, nur schade, daß er ihnen nie den Zügel weiser Mäßigung anlegte. Character konnte ihm Niemand absprechen, aber dieser Character war kein erfreulicher. Er erwies sich rauh, heftig, kalt und herzlos von Kindesbeinen an bis an seinen Todestag, er war Soldat durch und durch und weiter nichts, für ihn gab es nur Krieg, Todschlag, Ketten und Peitschen, mit einem Wort: das harte

Eisen herrschte in seiner dämonischen Natur vor, dem kein Atom Milde in irgend einem Stoffe beigemischt war.

Daß ein solcher Mann nicht befähigt sein konnte, die Erziehung eines kleinen verwaisten und von aller Welt verlassenen Knaben, den er kaum als seinen Bruder betrachtete, zu leiten, versteht sich von selbst. Mit eiserner Faust griff er in mein zartes Leben ein, und da er später einen unerwarteten Widerstand in meinem festen Willen und meinem geweckteren Geiste fand, so trat ein Groll und Haß an die Stelle aller anderen Gefühle, wie sie wohl selten ein Bruder gegen den andern gehegt haben mag.

Um diesen Groll zu steigern, vielleicht ihn erst recht zur verzehrenden Flamme anzufachen, kam noch ein anderes Motiv hinzu. Everard gehörte zu den Menschen, die niemals und Niemanden verzeihen können, daß sie nicht die von Hause aus Begünstigten sind, also in seinem Falle, daß er nicht der Erstgeborene und Familienerbe war. Aus diesem Grunde und in Folge ungezügelter Habsucht und rastlosen Ehrgeizes war er thöricht genug, der ganzen Welt und ihren Ansichten Trotz zu bieten und ihr den Krieg zu erklären, obgleich sie an seinem persönlichen Mißgeschick in diesem Punct gewiß ganz unschuldig war.

Auf mich aber hatte er von meiner Geburt an einen unüberwindlichen Haß geworfen. Ich war nicht allein wider seinen Willen zur Welt gekommen, da mein Vater ganz gegen seine Erwartung sich zum zweiten Male verheirathet hatte, sondern ich war nun auch ein Mensch, der einen Theil seines Erbes in Anspruch nahm, also sein

künftiges Besitzthum jedenfalls um einige Procente verringerte. War das für ein so habsüchtiges Herz nicht Ursache genug, auf mich seinen ganzen Zorn und seine Wuth zu schleudern? Ach, ich habe diesen meinen Bruder, dessen Vater auch mein Vater war, nur selten in meinem Leben gesehen, aber jedesmal, wenn er mir vor Augen trat, machte er auf mich den Eindruck eines düsteren Gewittersturms, der Verheerung über Saat und Felder ausschüttet, die schönen grünen Bäume knickt und den Segen Gottes und die Hoffnungen der Menschen zerstört.

Einem solchen Menschen, Mr. Mildness, war meine Erziehung anvertraut, er sollte meine Jugend leiten und mich auf den richtigen Weg der Erkenntniß führen. Brauche ich noch ein Wort hinzuzufügen um Ihnen meine Empfindung darüber klar zu machen? Nein, ich will zu Thatsachen übergehen und Ihnen enthüllen, mit welchem herzlichen Antheil er meine erste Erziehung überwachte und welche Sorge er für meine Zukunft traf.

Ich mochte etwa sechs und ein halbes Jahr alt sein, als mir gesagt wurde, ich müsse Doward-Court, wo ich bis dahin gewohnt, verlassen und nach Eton gebracht werden, woselbst ich in einer Pension erzogen werden sollte. Es geschah. Ich kam mit einem alten Diener meines Vaters, der unterwegs viele Thränen über mein Schicksal vergaß, was ich aber damals gar nicht begreifen konnte, in der kleinen Stadt an der Themse an und ward in das baufällige Haus eines Musiklehrers geführt, der Brindley

hieß, die musikalischen Stunden in Eton-College ertheilte und außerdem, um sich das Leben zu fristen, in seinem Hause sechs bis acht Pensionaire hielt.

Warum man mich später nicht auf das College selbst zu den eigentlichen Etonschlern brachte, sondern mich wie ein bedürftiges Kind nur Pensionair in der Stadt sein ließ, ist mir eigentlich bis heute unklar geblieben, da ich doch als dritter Sohn, nachdem der zweite Soldat geworden, zum Geistlichen bestimmt war, wie ich etwa in meinem zwölften Jahre erfuhr. Scheute man vielleicht gewisse Kosten, wollte man absichtlich meine Erziehung vernachlässigen, hielt man den Mr. Brindley – einen ehemaligen Bewohner von Ross und somit Bekannten meiner Familie – für gut und klug genug, um aus mir einen vernünftigen Menschen zu machen? – ich weiß es nicht.

Ach, ich war da aber in keine glückliche und für mich segensreiche Familie gerathen!

Was zunächst Mr. Brindley betrifft, so war er ein alter lustiger Junggesell, dessen Haushalt eine fast eben so alte Schwester führte, unter deren schwerem Pantoffel er und das ganze Hauswesen stand. Er war, das muß ich anerkennen, ein vortrefflicher Geiger, ein guter Dirigent und ein leidlicher Componist, der sogar durch einige Lieder, die er herausgegeben, eine Zeit lang einen gewissen Ruf besaß. Sein schönstes Lied war die sogenannte ›Windsorklage‹, ein wunderliebliches Tonstück, voll Poesie und Romantik, das mich mit seinen weichen wehmüthigen Klängen, als ich es erst auf der Geige spielen konnte,

bis zu Thränen gerührt hat. Sie werden desselben später noch öfter erwähnt finden – ach ja! Im Uebrigen aber war er ein fast zu weicher und nachgiebiger Mann, der sich jedes Recht und jede Macht leicht aus den Händen winden ließ. Wenn er nur geigen, Tacte zählen oder Noten schreiben konnte, war er schon zufrieden, und hatte er diese seine wichtigsten Arbeiten vollbracht, so liebte er es, hinter dem Porter- oder Alekrug in irgend einem Wirthshause zu sitzen, aus dem er oft mit dickem Kopfe und schwerer Zunge nach Hause zurückkehrte.

Gegen seine Pensionaire war er freundlich, wohlwollend und mehr als zu nachsichtig. Vor allen Dingen bemühte er sich, uns vorzustellen, daß die Erlernung und Ausübung der Musik der wichtigste Lebenszweck des Menschen sei. Für Diejenigen, welche diese seine Lehre befolgten, faßte er schnell eine große Vorliebe und so wurde ich bald sein Liebling, da ich von Jugend auf gern Musik hörte und große Lust zur Erlernung des Geigenspiels an den Tag legte. Da ich einiges Geschick besaß, so machte ich merkliche Fortschritte darin, nachdem es einmal erst begonnen, und nun wurde Mr. Brindley wahrhaft zärtlich gegen mich und opferte mir manche Stunde, die er sonst beim Bierkrug verbracht. Da er mich nun in Befolgung seiner musikalischen Lehren aufmerksam, fleißig und gehorsam sah, so hielt er mich wahrscheinlich für ein Muster von Jungen und nahm mich stets gegen die Anfechtungen seiner Schwester in Schutz, von der ich viel auszustehen hatte, da sie sich mir von Anfang an abhold erwies.

Was diese sehr magere, sehr herzlose und ebenfalls sehr gern Ale trinkende Dame betrifft, so bekam ich einen wahren Schreck, als ich sie das erste Mal sah. Spitznasig mit rothen Flecken im blaßgelben Gesicht, mit zahnlosem Munde und einem wahren Wall falscher Locken, auf denen eine Haube mit unzähligen Blumen und Bändern saß, trat sie mir mit vor Neugier fast starren Augen entgegen und lächelte fast böse, als sie mir zur Begrüßung so liebevoll die Backen kniff, daß ich sie noch eine Stunde lang brennen fühlte. Wie sie ihren Bruder quälte und beherrschte, so wollte sie es auch mit ihren Pensionairen thun, die alle anständiger Leute Kinder, aber freilich meist etwas wilde und verwöhnte Rangen waren. Allein ganz so gutwillig wie Mr. Brindley zeigten wir uns nicht, und da vor der Hand ihre Kraft die unsrige überwog so unterlagen wir oft und Miß Katty, wie sie genannt wurde, schwang triumphirend ihre knöchernen Finger über unsern Häuptern.

Ruhe und Frieden habe ich die langen acht Jahre, die ich in diesem Hause zu verbringen verurtheilt war, nie kennen gelernt; Zwist, Hader, Streit dagegen gab es überall und stets, weniger zwischen uns Knaben, die merkwürdig einträchtig zusammenhielten, als zwischen Miß Katty und ihrem Bruder und uns. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend hörte man ihre keifende Stimme durch das ganze Haus schrillen, und wie man sagt, war das auch der Grund, warum Mr. Brindley sich den Besuch der Wirthshäuser angewöhnt, da innerhalb derselben Niemand seine Ruhe störte.

Daß ich auf diese Weise kein glückliches Familienleben kennen lernte, brauche ich wohl nicht zu erwähnen, und da kein Reiz uns im Hause fesselte – die Musikstunden nehme ich jedoch aus, sie verursachten mir später oft großen Genuß – so suchten wir unsere Unterhaltung bald außerhalb und unser Fund fiel so reichhaltig aus, daß wir sechs Knaben zu Zeiten nur nach Hause kamen, wenn die magere Kost auf den Tisch gesetzt ward, nach der wir trotzdem stets unendliches Verlangen trugen.

Ueber die ersten sechs Jahre meines Aufenthalts im Brindley'schen Hause will ich rasch hinweggehen; ich war noch zu jung und kindisch, um mich der ersten Eindrücke lebhaft zu erinnern, auch weiß ich in Wahrheit nichts darüber zu sagen, als daß ich oft hungrig zu Bett ging und in etwas unreinen Betten schlafen mußte, und endlich, daß ich oft Kopfnüsse zu fühlen und ewige Vorwürfe von Miß Katty zu hören bekam, wenn ihr Bruder nicht anwesend war, der mich, wie gesagt, nur zu oft gegen sie in Schutz nahm. Genug, bis zu meinem zwölften Jahr begegnete mir nichts Erwähnenswerthes, ich trieb fleißig mein Geigenspiel, lernte gern meine Aufgaben, – nicht weil ich das Lernen für nothwendig erkannt, sondern weil es mir keine Mühe machte und ich mich freute, mehr zu wissen, als andere Knaben meines Alters. Auch die Schule im College besuchte ich nicht ungern, meine Lehrer schienen mit mir zufrieden zu sein, und wenn auch bisweilen einer oder der andere über meinen Hang zu dummen und wagehalsigen Streichen klagte, so fiel

doch nichts Besonderes vor, was meinen Ruf schon damals geschmälert hätte.

Mit einem Male aber sollte das Blatt sich wenden und ich in einen Strudel ungeahnter Ereignisse gerissen werden, die allmählig meinen Namen bekannter machten und die allgemeine Aufmerksamkeit auf mein Thun und Lassen lenkten.

Ich war in meinem zwölften Jahre bei stets blühender Gesundheit schon ein kräftiger Junge geworden, und da ich mir meiner Kraft bewußt war, übte ich sie, wo ich nur Gelegenheit dazu fand. Springen, laufen, ringen, klettern – das waren Dinge, in denen ich meinen Meister suchte, aber dabei blieb es nicht stehen, und wir Brindleyaner hatten uns bereits alle leiblichen Fähigkeiten angeeignet, in denen die englische Jugend von gutem und schlechtem Herkommen frühzeitig zu glänzen versteht.

Vor allen Dingen galt der nationale Faustkampf bei uns für eine der männlichsten Tugenden, und Dank meines gesunden Knochenbaues war ich schon frühzeitig ein kleiner Boxer geworden, der sich sehen lassen konnte. Daß ich mehr als die Anderen darin leistete, bewies der Umstand, daß ich allgemein und ohne eigentliche Wahl der Anführer der kleinen um mich versammelten Bande wurde und mich als solcher berufen glaubte, unsere Ehre vor aller Antastung gegen Jedermann bewahren zu müssen.

Diese Antastung sollte nicht lange ausbleiben und also auch der Kampf und der Sieg nicht. Unsere fast geborenen Widersacher waren damals die eigentlichen Etonschüler, die uns unserer größern Freiheit wegen, die wir als außerhalb der Anstalt Wohnende genossen, beneideten und doch auf die schwereren Ketten, die sie unfreiwillig tragen mußten, nicht wenig stolz waren. Daß diese jungen Herren sich natürlich für etwas Besseres als uns hielten, versteht sich von selbst, und das ließen sie uns nur zu oft durch Spott und ein prunkendes aristokratisches Gebahren empfinden. So in den Schulstuben, so draußen, sobald sie uns im Freien irgend wo treffen mochten.

Wir nun nahmen das als eine unstatthafte Ueberhebung ihrer kleinen Personen auf und da wir auch rothes warmes Blut in unsern Adern pochen fühlten, gaben wir ihnen ihre Anspielungen mit Wucher zurück und forderten sie auf, uns durch Thaten zu beweisen, daß sie mehr leisten könnten als wir. Da war denn die Fehde erklärt und das Turnier ging los. Es kam erst insgeheim zu einzelnen ›dunklen Thaten‹, dann zu sichtbaren auf abgelegenen Spaziergängen in halbfinsternen Höfen dieses oder jenen Hauses, und zuletzt auf offener Straße, wenn gerade keine Aufpasser des Colleges in der Nähe lauerten. So gab es denn bald blutige Nasen und geschwollene Augen, und da wir ächte Boxer erster Gattung waren, so regnete es auch Püffe, daß die aristokratischen Magen ihrer irdischen Construction inne wurden und nur zu oft sich ihres leckeren Ueberflusses vor aller Welt entledigen mußten.

Ich selbst habe mit dieser meiner etwas kräftigen Faust manchen jungen Lord windelweich geklopft und gelangte dadurch bald in den Ruf eines Raufbolds, was ich doch gewiß nicht war. Von dieser Zeit schreibt sich auch meine Benennung, der ›wilde Charley‹, her, die ich mir gefallen ließ, weil eine ehrliche Wildheit mir stets besser behagte, als eine ränkesüchtige Zahmheit, die ich hier nur zu oft vor Augen hatte.

Zu einer großen Schlacht aber kam es eines Tages, nachdem unsere Partei, die sich natürlich durch zahllose andere Extraneer¹ vermehrt hatte, auf mein Anstiften sich erlaubt, den Lordssöhnen, wie wir überhaupt die eigentlichen Etonsschüler nannten, einen bis dahin unerhörten Streich zu spielen.

Wie Sie wissen, trugen die Etonsschüler von jeher weite, kurze, höchst geschmacklose Jacken und hohe steife Cylinderfilzhüte, was den jungen Musensöhnen ein wunderliches Ansehen gab. Ob es noch heute so ist, weiß ich nicht. Wir Extraneer durften dergleichen Hüte damals nicht tragen und mußten uns mit Mützen, Strohhüten und Dergleichen begnügen, und obwohl uns die officielle Tracht unserer Gegner nur wenig gefiel, ärgerten wir uns doch über den Vorzug, den sie dadurch in unsern Augen genossen. Da kam ich denn auf den Einfall, meinen Kameraden eine Art Hut vorzuschlagen, der jenen

¹So nennt man die nicht im Eton-College wohnenden und nur an dem Unterrichte daselbst theilnehmenden Schüler.

ähnlich, aber mit breiteren Krämpfen und spitzeren Köpfen versehen war und uns ganz manierlich stand. Kaum aber sahen die Lordssöhne unsre neue Tracht plötzlich an allen Ecken auftauchen, so geriethen sie in eine gränzenlose Aufregung und kein Einzelner von uns durfte sich mit seiner neuen Kopfbedeckung sehen lassen, ohne Gefahr zu laufen, durchgeblät und seines kostbaren Filzes beraubt zu werden.

Verschiedene meiner Freunde hatten schon ihre Habe eingebüßt und waren außerdem zerfetzt nach Hause gekommen. Ich berief eine Versammlung und wir, einige Dreißig an der Zahl, beschlossen, eines Mittwoch-Nachmittags nach Little-Park in Windsor hinüberzuziehen, da wir in Erfahrung gebracht, daß eine große Abtheilung Etoner daselbst unter der weltberühmten Herne-Eiche ein kleines Fest feiern wollte.

Die jungen Lords waren eben an ihrem Ziele angelangt, als auch wir erschienen und, die geballten Fäuste in den Taschen, mit kampfglühenden Augen die verwunderten Gegner betrachteten die nicht begreifen konnten, woher uns der Muth kam, uns an diesem Tage nach der Herne-Eiche zu wagen. Da die beiden Lehrer, welche den Zug begleiteten, gerade auf einem Spgziergange abwesend waren, kam es sehr schnell zu Thätlichkeiten. Erst wurden Blicke, dann naseweise Fragen und Antworten ausgetauscht und zuletzt versuchte ein kühner Lordsarm den Kleinsten unserer Schaar von dem geweihten Baume fortzudrängen.

Dies war das entscheidende Zeichen zur Schlacht, auf das wir nur gewartet hatten. Wie die Tiger sprangen wir auf unsere verdutzten Gegner los und es entspann sich ein kurzer, aber schrecklicher Kampf, in welchem zwanzig Hüte zerschlagen und eben so viele Jacken zerrissen und Nasen zerquetscht wurden.

Kaum aber waren wir unsers Sieges uns bewußt geworden, so verschwanden wir im Schatten des nahen Waldes und die geschlagene Partei verband ihre Wunden, so gut es ging und erzählte den erstaunten rückkehrenden Lehrern ihr Unheil, das sie als eine Folge brutalen Ueberfalles meiner Gefährten ausgaben.

Natürlich gab es schon am nächsten Tage eine große Untersuchung. Ich wurde sehr bald als Rädelsführer erkannt und hatte das Vergnügen, mit sechs meiner Kameraden vierundzwanzig Stunden ›im schwarzen Loch‹ bei Wasser und Brod zuzubringen, was uns indessen im Vollgefühl unsere Sieges gar nicht übel schmeckte.



Aehnliche Heldenthaten wurden von uns sehr häufig ausgeführt, doch verschone ich Sie mit der Erzählung derselben; nur bemerke ich noch, daß unsere Kämpfe und persönlichen Streitigkeiten bei vorrückendem Alter bedeutend an Intensität und Umfang wuchsen und daß wir allmählig zu einer Kühnheit der Ausführung gelangten, die heutigen Tages wohl nur noch selten angetroffen wird. Auch will ich von den zahllosen Knabenstreichen,

die wir meist glücklich, das heißt unertappt, vollführten, nicht weiter berichten, da dieselben denen aller Zeiten und aller Orten glichen und keine besonderen Folgen hatten. Nur einen Streich muß ich hier nothwendig speciell erwähnen, da er es gerade war, der einen bedeutenden Einfluß auf meinen Lebensgang ausübte, indem er demselben eine unerwartete Richtung gab und mich außerdem mit einem Schlage zu einem gewissen Rufe in der kleinen Stadt brachte, die mich fürchten lernte, als Einen, der keine Störung des öffentlichen Vergnügens duldete und ohne Rücksicht auf Rang, Alter und Geschlecht seine jugendlichen Kräfte als unberufener Richter und Rächer erprobte.

Ich war damals vierzehn Jahre alt und ein überaus kräftiger Bursche, so groß fast wie jetzt, völlig ausgebildet, mit einem wogenden Lockenkopf, der seines Gleichen suchte, und Wangen, die von Milch und Blut strotzten, obgleich unsre häusliche Nahrung das gar nicht erwarten ließ. Dabei besaß ich ein frisches, fröhliches Herz, Kummer und Sorge gab es noch nicht für mich, und da ich Niemand fürchtete, so setzte ich bei allen meinen Unternehmungen wie ein ächter Wagehals Kopf und Kragen ein. Die Liebe meiner Kameraden und vieler anderer Jungen, die Sie erst später werden kennen lernen, hatte ich mir durch meine schon erwähnte Freigebigkeit in vollem Maaße erworben. Ich bezog ein leidliches Taschengeld, war aber trotzdem nie bei Kasse, da ich es für unzulässig hielt, mehr als Andere besitzen zu wollen. Ich theilte daher Jedem ohne Bedenken mit, der ein Bedürfniß vorgab

oder einen Wunsch blicken ließ, und das machte mir eine solche Freude, daß ich oft selbst Mangel litt, während Andere mein Geld verschwelgten.

Sie werden das nicht für weise halten, aber weise habe ich auch nie sein wollen; indessen erwarb ich mir dadurch viele Freunde und wurde willig bei jedem kühnen Unternehmen sofort an die Spitze gestellt, was mir, ich muß es bekennen, nicht wenig schmeichelte.

In dem etwas spießbürgerlichen Städtchen hatte sich unter anderen geselligen Vereinen auch ein musikalischer gebildet, der sich ›Philharmonische Gesellschaft‹ nannte und aus activen und passiven Mitgliedern bestand. Die ersteren waren theils Musiker von Beruf, theils wohlgeschulte Dilettanten und sie entzückten die anderen Theilnehmer durch Vorführung großer und kleiner Musikstücke, wozu man ein eigenes Local gemiethet hatte. Die Damen des Orts aus den höheren Ständen, alte und junge, kamen sehr gern zu diesen alle vierzehn Tage im Winter stattfindenden Aufführungen, da sie nicht nur leidliche Musik hörten, sondern sich auch von den männlichen Zuhörern in aller Gemüthsruhe konnten bewundern lassen. In aller Gemüthsruhe, sage ich mit Absicht, denn es herrschte damals in jenem Verein die unschuldige Sitte, daß die Damen fast insgesamt ihre Strickstrümpfe mitbrachten und wie wackere Hausfrauen die Nadeln beim Tacte der Musik fleißig spielen ließen.

Der Dirigent dieser musikalischen Leistungen war kein Anderer als Mr. Brindley und er schwang seinen Tactstock mit unglaublicher Sicherheit und Grazie. Er geigte auch

bisweilen selbst und auch ich mußte öfter in verschiedenen Clavierconcerten die Begleitung mit der Violine übernehmen, da mein Lehrer, stolz auf meine Fortschritte sich wie ein König freute, wenn alle Welt über den talentvollen wilden Charley entzückt war, was auch mir damals ein großes Vergnügen bereitete.

Indessen sollten die stillen Freuden dieser künstlerischen Abende nicht ganz ungetrübt bleiben. Es befanden sich unter den fleißigen Hausfrauen auch einige, die mehr aus Plaudersucht denn aus Musikliebhaberei die Concerte zu besuchen schienen, denn sie besaßen die wirklich freche Dreistigkeit, während der Aufführungen selbst beim leisesten Piano, so laut zu schwatzen, als hätten sie ein besonderes Privilegium darauf erhalten, den Genuß und das Vergnügen aller wirklichen Kunstfreunde zu verkürzen.

Da die Gesellschaft eine anständige war und die ersten Familien der Stadt zu ihren Mitgliedern zählte, so gab es eigentlich kein Mittel, diesem Uebel abzuhelfen; das Appelliren an den Anstand durch leises Zischen, Winken und Husten schlug nicht an, es wurde fortgeplaudert, und mit solcher Ausdauer, daß alle Welt darüber in Aufregung gerieth. Die Hauptplaudertasche war eine ältliche, häßliche, zahnlose Dame von guter Herkunft, bei der die schärfsten Blicke und Winke nicht nur nichts fruchteten, sondern die gerade dadurch ihr vermeintliches Uebergewicht zu erkennen geben wollte, daß sie bei solchen Vermahnungen erst recht ihrer Leidenschaft die Zügel schießen ließ.

Eines Abends sang ein junges Mädchen mit einer sehr klangvollen aber schwachen Stimme die schöne ›Wind-sorklage‹, und da sie aller Leute Liebling war, so wurde man durch das laute Schwatzen jener ›Frau von Stande‹, das gerade an diesem Abend fast peinlich wurde, auf das Bitterste berührt. Selbst die Sängerin wurde dadurch gestört, sie erröthete und erbleichte abwechselnd sichtbar und ängstigte sich so sehr dabei ab, daß sie einer Ohnmacht nahe war, als ihr Lied sein Ende erreichte. Mr. Brindley kam an diesem Abend gleich nach dem Concert, statt wie gewöhnlich nach dem Wirthshause zu gehen, nach Hause und befand sich in der gefährlichen Laune, sogar seine Schwester beim Schopfe zu fassen und aus dem Zimmer ›zu leuchten‹. Es kochte in ihm eine maaßlose Wuth und er steckte uns Alle damit an, die wir schon aufgebracht genug über die klatschsüchtige ›Frau von Stande‹ waren.

Plötzlich durchschüttelte es mich wie ein weltbewegender Gedanke. Ich trat auf Mr. Brindley zu, strich ihm mit der Hand über seinen grauen Backenbart, was er gern hatte, und sagte: »Mr. Brindley, beruhigen Sie sich Mrs. *** wird nicht wieder plaudern, oder höchstens nur, noch einmal.«

»Wie willst Du das verhüten?« schnaubte er mich an.

Ich zuckte die Achseln und erwiderte nur: »Das ist *meine* Sache. Heute über vierzehn Tage werden Sie es erfahren.«

Vierzehn Tage war eine übermäßig lange Zeit, um meinen Plan zur Reife zu bringen und alle Mittel dazu vorzubereiten. Und er reifte wirklich in meinem starken Herzen bis zur That. Sechs der kühnsten meiner Gefährten waren bereit, mir zu helfen, und nun verabredeten wir jeden unserer Schritte, um für das nachfolgende Drama vollkommen gerüstet zu sein.

Der Concertabend kam heran. Mr. Brindley trug selbst unter Andern ein Violinsolo von Beethoven vor, und spielte entzückend. Wir sieben Jungen, sämmtlich Musikliebhaber, hatten uns in der Nähe der Plaudertasche aufgestellt, und hätte sie ein Ahnungsvermögen besessen, wie es manche Menschen vor einer ihnen drohenden Gefahr besitzen sollen, so hätte sie in unsern zornesglühenden Gesichtern und entschlossenen Blicken ein Unheil vorherlesen müssen.

Allein sie ahnte nichts und plauderte und tuschelte so unbändig laut, daß uns vor Erregung die Finger in den Taschen zuckten und wir kaum die Zeit erwartete konnten, wo die Strafe dem Vergehen auf dem Fuße folgen sollte.

Endlich hatte die Schlußsymphonie ihr Ende erreicht und die Zuhörer erhoben sich von ihren Plätzen. Wir sieben Verschworene waren die ersten auf den dunklen Straßen, denn es war acht Uhr Abends im October, und die Beleuchtung von Eton ließ damals noch Manches zu wünschen übrig. Jeder von uns wußte, was er zu thun hatte, und ich hielt das Nothwendige bereit.

In einer etwas engen und stillen Straße, welche die Plaudertasche passiren mußte, standen wir im Hinterhalt; und kaum sahen wir sie mit ihrer Magd, die eine Laterne trug, auch hier noch immer schwatzend, erscheinen, so sprangen wir auf sie los, und ohne Zeitverlust, gleichsam im Handumdrehen, war das große Werk vollbracht. Während meine Kameraden sie umringten, ihr Kopf, Schultern und Arme hielten, so daß sie sich nicht rühren konnte, hatte ich auf ihren plaudersüchtigen Mund ein besonders zubereitetes, stark klebendes Pechpflaster fest angedrückt, an welchem ein Zettel mit den groß geschriebenen Worten hing: ›Strafe für unbefugte, allgemein störende Schwatzhaftigkeit!‹

Sie können sich von dem nun Folgenden unmöglich eine genaue Vorstellung machen. Die Magd, der wir zuerst die Laterne zerschlagen, entlief laut kreischend und die Mondsichel am Himmel selbst um Hülfe anrufend; die ›Dame von Stande‹, aber fuhr mit beiden Händen nach ihrem Gesicht, und mit den Füßen hin und her stampfend und unarticulirte Laute grunzend, versuchte sie sich des Pflasters zu entäußern, was ihr jedoch nicht gelang und, wie wir später hörten, erst in ihrem Hause und mit dem Beistand mehrerer Personen und verschiedener Hilfsmittel unter großem Angst- und Zetergeschrei der Verklebten vollbracht wurde, die immerwährend mit halbem Munde: ›Mörder! Diebe! Hängen!‹ schrie und sich wie eine Unsinnige geberdete.

Wir sieben Uebelthäter aber stürzten Hals über Kopf nach Hause, thaten gegen Niemand groß mit unsrer That

und saßen nur ganz still in einem Winkel, uns im Stillen vor Lachen ausschüttend und uns Glück zu unserm geheimnißvollen Strafgericht wünschend.

SIEBENTES KAPITEL. ABSCHIED VON ETON.

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne und lachte auch jetzt noch herzlich, da Mr. Mildness selber bei seiner lebhaften Darstellung sich des Lächelns nicht erwehren konnte.

»Das war kein übler Streich,« sagte endlich der Geistliche, nachdem Beide ein Glas Wein getrunken hatten, »aber er wird Ihnen noch übler bekommen sein, wie?«

Sir Charles nickte zustimmend. »Aha,« sagte er, »Sie erathen es also schon, nun ja. Man kann sich wohl denken, daß diese Geschichte Folgen haben mußte, obgleich ich mir dieselben damals nicht so bedeutsam vorgestellt, als sie wirklich ausfielen. Natürlich war am nächsten Morgen die ganze Stadt in Aufruhr und obgleich man sich im Stillen in's Fäustchen lachte, setzten die Verwandten der Plaudertasche doch die Polizei in Bewegung und es begann eine großartige Untersuchung, auch von Seiten des Colleges, da man von Anfang an vermuthete, daß wir Sieben, die stets in der Nähe der ›Verklebten‹ gestanden, die Hand dabei im Spiele gehabt hätten.

Mr. Brindley, der über den Vorfall ganz entzückt war und laut und öffentlich den erfindungsreichen Geist der Attentäter pries, zeigte sich überaus entrüstet über diese Untersuchung, aber er wurde sehr ernst, als ich vor die Untersuchungs-Commission citirt und mir daselbst die

Magd der Plaudertasche gegenüber gestellt wurde, die behauptete, sie kenne Denjenigen, der das Pflaster auf den Mund ihrer Lady geklebt. In Gegenwart aller Lehrer, Mr. Brindley mit eingerechnet, rief sie, sobald sie meiner ansichtig ward: »Ja, das ist er, der hat das große Stinkpflaster in der Hand gehabt, ich erkenne ihn wieder!«

Es entstand eine unheimliche Pause im Gerichtszimmer und Aller Blicke wurzelten auf mir. »Was hast Du dagegen vorzubringen?« fragte mich der Vorsitzende des Collegiums. »Hast Du die That vollbracht, oder läugnest Du sie?«

Ich aber schaute ganz ruhig empor und erwiderte: »Sie hätten mich zuerst fragen sollen, Sir, dann würden Sie dasselbe gehört haben, was ich jetzt sagen werde, nachdem vor mir die Magd gesprochen. Es verletzt mich, daß Sie so wenig Zutrauen zu mir haben und den Glauben hegen, der Ausspruch dieses Mädchens könne von irgend einem Einfluß auf mich sein. Ja, Sir, ich habe das Pflaster der Dame auf den Mund gedrückt, ich habe auch den Plan dazu erdacht, ich ganz allein, und ich würde es bei ähnlicher Gelegenheit noch einmal thun, so sehr bin ich von meinem Recht und dem Mißbrauch der Zunge dieser Lady überzeugt.«

Ein allgemeines Staunen und Kopfschütteln folgte auf diese Rede und dann fragte man mich nach den Namen meiner Verbündeten. »Die werden Sie von mir *nie* erfahren!« erwiderte ich mit ernster Miene, und man mußte von meiner Versicherung überzeugt sein, denn man

drang nicht weiter in mich, sondern brachte mich sofort in ›das schwarze Loch‹, um mich daselbst einstweilen über mein Vergehen nachdenken zu lassen. Drei Tage saß ich fest eingeschlossen und nur einmal durfte mich Mr. Brindley während dieser Zeit besuchen, der mir zärtlich die Hand drückte, mich seinen guten Jungen nannte und mir heimlich, als verlöre er Etwas aus der Tasche, ein Packet mit gebratenem Fleisch zurückließ. Am Ende dieser drei Tage aber wurde ich noch einmal vor meinen Richter geführt und erfuhr nun, daß das Directorium des Colleges beschlossen habe, ein für alle Mal ein Exempel zu statuiren und mich, der schon so viel Unheil gestiftet, aus der Schule zu stoßen.

Gesprochen war's, dagegen gab es keine Appellation, so war also das Ende meiner Schülerlaufbahn in Eton gekommen und alle Erwartungen der Meinigen, wenn sie sie überhaupt gehegt, daß ich ein Geistlicher werden sollte, waren damit zu Grabe getragen.

Als ich nach dieser Verkündigung meiner Strafe in das Haus Mr. Brindley's zurückkehrte, wollte Miß Katty ebenfalls an mir ein Exempel statuiren und griff etwas hastig nach meinen starken Locken. Aber da hatte sie sich in meiner Duldsamkeit verrechnet. Ich stieß sie mit kräftiger Faust weit von mir und sagte ihr einige Worte mit drohender Miene, so daß sie heulend fortlief, um mit ihrem Bruder anzubinden, der sich in dieser Angelegenheit meiner nach Kräften angenommen hatte. Mr. Brindley jedoch bewies diesmal, daß er Herr im Hause sei, und die Folge davon war, daß das Geschwisterpaar drei Tage lang nicht

mit einander redete, daß wir Alle in dieser Zeit nichts Ordentliches zu essen bekamen, und daß Miß Katty mich mit wüthenden, ihr Bruder aber mit zärtlichen Blicken ansah.

Natürlich mußte meinem Vormunde von dem Vorfalle Nachricht ertheilt werden, und das geschah von Seiten Mr. Brindley's gewiß in sehr rücksichtsvollen Ausdrücken, da er fürchten mußte, man werde mich nun aus seinem Hause nehmen und in eine andere Pension schicken.

Allein hierin hatte sich der gute Mann geirrt. Ich war in den Augen Mr. Everard Goodrick's keine so bedeutende Person, daß er mir ein besseres Unterkommen hätte auswählen sollen, und so traf nur ein Brief von ihm ein, worin er Mr. Brindley den Empfang des seinigen bescheinigte und ihm befahl, mich, den verwahrlosten Buben, unter strengster Controle zu halten, mich fleißig einzusperren, zu prügeln, daneben aber mir bei schmalen Kost von strengen Lehrern Privatunterricht geben zu lassen, bis ein Weiteres über mich bestimmt werde.

Dieses ›Weiteres‹ wurde jedoch, so lange ich noch da war, nicht zu bestimmen beliebt; Mr. Everard hatte mich wahrscheinlich bald wieder vergessen, und da die Gelder für mich vom Rentmeister in Ross pünktlich einliefen, so blieb ich im Hause Mr. Brindley's, obgleich ich der Ehre, die Schule von Eton zu besuchen, verlustig gegangen war.

Im Allgemeinen war durch die neue Lebensart meinen Verhältnissen nichts geändert, nur war ich vom strengen

Unterricht im College entbunden und erfreute mich einer bei Weitem größeren Freiheit, nicht allein in Erlernung Dessen, was ich gern trieb, zum Beispiel der Musik, sondern auch in willkürlicher Benutzung meiner Freistunden. Deren hatte ich jetzt fast doppelt so viel als früher, denn alle meine Privatstunden fielen in die frühen Morgenzeit und der übrige Tag gehörte mir, von dem ich einen guten Theil meiner Geige widmete, deren geschickte Handhabung mir immer größeren Beifall von Seiten Mr. Brindley's eintrug.

Da dieser gute Mann in Folge reichlichen Zuflusses meiner Pensionsgelder fleißig dem Porterkrüge zusprechen konnte, so war er liebevoll genug, auch mir von Zeit zu Zeit, wenn gerade eine Sendung Geld kam, ein größeres Taschengeld zu bewilligen, davon durfte jedoch Miß Katty nichts ahnen, denn sonst hätten wir Beide, die wir schon schlimme Stunden genug bei ihr hatten, noch schlimmere zu überstehen gehabt.

Kleine Jugendstreiche wurden bei dieser neuen Lebendart nicht ganz unterlassen, ich blieb in steter Verbindung mit meinen früheren Freunden, allein ich war gewitzigt worden und ging nur verstohlen und heimlich an dergleichen Unternehmungen, die auch niemals an's Tageslicht kamen, aber unsre Lebensgeister wach und unsre productiven Fähigkeiten in Fluß erhielten. Dadurch, daß ich meine Kameraden nicht verrathen und sie vor einem Schicksal, wie das meinige gewesen, bewahrt hatte, war ihre Neigung, zu mir nur noch mehr gewachsen und

wuchs alle Tage, indem ich vor wie nach Geschenke und Genüsse nach allen Seiten spendete.

Um diese Zeit lernte ich, da ich mir mehr als sonst überlassen und auf meine eigenen Unterhaltungen angewiesen blieb, einen neuen Reiz kennen. Es war, als, würde mir allmählig eine Art Vorhang von meinen Augen weggezogen, und ich blickte in eine offene, lachende Welt hinein, die mir früher nicht zur Erscheinung gekommen war. Das enge Schulhaus war bisher meine Welt gewesen und das noch engere Haus Mr. Brindley's ein kleines Anhängsel davon. Jetzt sah ich plötzlich das grüne weite Land und die blühende Natur vor mir liegen und da gewahrte ich, daß dies Land und diese Natur wunderbar schön seien. Die liebliche Gegend, in der Eton liegt, die rasch strömende Themse, das stolze Königsschloß mit der Stadt Windsor drüben, der große Wald, der Park dahinter und die schimmernden Wiesen ringsum erschlossen mir eine neue Existenz und ich begann in denselben umherzuschweifen und mit offenem Auge und Herzen mich darin umzuschauen.

Ach, was für andere Gedanken und Wünsche wurden da mit einem Male in meiner Seele rege! Mein Geist bekam eine ganz andere Richtung, es erwachte ein Sehnen und Drängen in mir nach der Ferne, der Weite, daß ich bisweilen ganz traurig darüber ward. Fremde Gegenden zu schauen und das Treiben der Menschen aus der Nähe kennen zu lernen, wurde allmählig ein brennender

Wunsch in mir, und wenn ich ein beladenes Schilf mit geschwellten Segeln nach London gehen oder daher kommen sah, ging meine Seele mit, und ich nahm Theil an allen Begegnissen, die meine Phantasie den Menschen andichtete, die so glücklich waren, mit dem Strome in das Weltmeer hinausschwimmen zu können.

Dennoch sollte es mir in der nächsten Zeit noch nicht an einer günstigen Ableitung von diesen Gedanken und Wünschen fehlen und es war wieder das prachtvolle Windsorschloß, was mein Gemüth und meinen Geist anderweitig beschäftigte. Ich kannte in seinem weiten Park jeden Baum, jeden Stein, und mit den Ereignissen, welche sich innerhalb der Baulichkeiten zugetragen, wurde ich bald so vertraut wie mit dem A-B-C. Ich fing an, die Geschichte unserer Könige zu studiren, und gerieth dadurch auf das Studium meines ganzen Landes und Volkes. Dabei wurde mir das Herz groß und weit und ich sehnte mich, ebenfalls Thaten zu vollbringen, die der Aufzeichnung würdig wären. O Träume der Jugend, wer hätte sie nicht gleich mir gehabt, und doch, wie Wenigen gelingt es, sie in Handlungen und Thaten zu verwandeln und sich einen Namen in der Geschichte der Menschheit zu erobern. Auch mir ist es nicht gelungen, mein Freund, und ich bin nichts als ein dunkles, unbekanntes Atom in dem unbegreiflichen, sturmdurchschüttelten Meere geblieben, welches man Welt nennt.

Doch weiter. Von diesen hochfliegenden Plänen kam ich auch bald wieder ab, ich war noch zu jung, um nicht von den Eindrücken des mir näher Liegenden erfaßt zu

werden, und die Gegenwart, Gott sei Dank! beschäftigte damals noch lebhaft genug meinen keimenden Geist. Namentlich war es die Themse, die mich jeden Augenblick, sobald ich den Kopf von meinen Büchern erhob, mit einer unwiderstehlichen Gewalt anzog, und doch war sie auch wieder die Brücke, die mich mit der großen Welt da draußen verband und meine Gedanken immer wieder auf die vorher erwähnte Bahn leitete.

Auf der Themse nun, da es noch keine Eisenbahnen gab, herrschte damals in Eton ein regen, merkantilisches Leben; mit tausend Gütern befrachtet, kamen die Schiffe daher und gingen dahin, und die Erzählungen der Schiffer, denen ich gern mein Ohr lieh, waren nicht dazu angethan, meine einmal dafür erwachte Neigung in enge Schranken zurückzudämmen.

Zu dieser Vorliebe für den schönen Fluß und das Treiben darauf, trug sehr viel meine Bekanntschaft mit den Söhnen einiger Schiffseigenthümer bei, die in hübschen Häusern am Strande etwas abseits von der Stadt wohnten und ganz stattliche Yachten und rasch segelnde Barken und Boote besaßen. Ich hatte die Knaben, die etwas älter waren als ich, schon früher kennen gelernt, jetzt aber, mehr Herr meiner Zeit, verkehrte ich viel häufiger mit ihnen, und da ich sie fleißig mit meinem Taschengelde bewirthete und ihnen kleine Geschenke machte, so gewann ich bei ihnen eine ähnliche Stellung, wie ich sie früher unter meinen Schulkameraden eingenommen.

Unter den Schiffersöhnen, die übrigens eine ganz gute Erziehung genossen und zu Seeleuten ausgebildet wurden, war namentlich einer, mit dem ich zu dieser Zeit eine innige Freundschaft schloß. Er hieß Oliver Knight und war ein strammer Bursche von siebenzehn Jahren, der bald in See stechen und zwei Jahre später sein Steuer-mannsexamen machen sollte. Unsre Bekanntschaft war dadurch entstanden, daß ich mir früher von ihm öfters ein Ruder- oder Segelboot geliehen und mit meinen Kameraden Wettfahrten und Fischzüge unternommen hatte, wie sie hier in England von Jung und Alt, die wir geborene Sportsmen sind, von jeher mit Leidenschaft betrieben wurden. Jetzt, so bald Bücher und Geige mich frei ließen, war ich an der Themse zu finden und ich beeiferte mich, von den Erfahrungen meines neuen Freundes Vorteil zu ziehen und mich auch in seinem Fache bestens zu unterrichten. Wir machten erst kleine, dann große Segelfahrten, ich lernte die Gegenstände an Bord nach ihrem Namen und ihrem Gebrauche kennen, und bald war ich ein so guter Segelkundiger geworden, daß Oliver eines Tages im Scherz sagte: eigentlich wäre ich von der Natur zum Seemann bestimmt, denn solche Fähigkeiten, wie ich sie entwickelt, hätte er noch bei keinem Andern gefunden.

Dieses Wort zündete eine verborgene Mine in mir an und ich ging wirklich mit dem Gedanken um, wenn es irgend möglich wäre, das Wort Oliver's wahr zu machen und ein Seemann zu werden. Eines Tages, als ich mit Mr.

Brindley geigte, hatte ich den Muth, diesen Gedanken gegen ihn auszusprechen. Der gute Mann sah mich verwundert an, ließ seinen Bogen sinken und sagte nur das eine Wort: »Und die Geige, Charley?«

»O, die soll mich durch alle Meere begleiten,« rief ich heiter, »und alle Länder und Menschen sollen Ihre schöne ›Windsorklage‹ von mir kennen lernen.«

»Dann bin ich zufrieden, mein Junge!« sagte er stolz. »Du hast zwar gute Anlagen zur Musik und kannst es weit darin bringen, doch der Neigung eines Menschen darf man nicht im Wege stehen – werde also Seemann, ich habe nichts dagegen – aber wird es Dein Bruder wollen?«

»O ja,« rief ich, »er fragt nicht viel danach, was ich lerne und was aus mir wird.«

»Das glaube ich auch!« erwiderte er lächelnd und brach kurzweg unsre Stunde ab.

So fing ich denn mit einem Mal an, mich anhaltend mit Dingen zu beschäftigen, die zum Seewesen gehörten. In der Mathematik hatte ich schon Fortschritte gemacht und nun lag ich ihr fleißiger ob denn je, eben so der Nautik und andern Disciplinen, worin mich die Lehrer, die mir Mr. Brindley nach meinem Wunsche gab, willig unterstützten, so daß ich schon in einem Jahre ganz hübsche Kenntnisse gesammelt hatte und den classischen Studien mehr und mehr den Rücken kehrte.

Ich glaube auch, ich wäre ein wirklicher Seemann geworden und mein Vormund hätte gewiß nichts dawider gehabt, wäre nicht eine neue Katastrophe erschienen, die

mich in andere Strudel riß. Und nun, mein Freund, bin ich schon wieder zur Erzählung eines Streiches gelangt, der abermals meine Laufbahn umwandeln und mich in Lebenslagen bringen sollte, die mir die dahin nur von Hörensagen bekannt waren. Wenn auch nicht der Vorfall, den ich jetzt berichten will, so sind Ihnen doch gewiß später ähnliche bekannt geworden, da der meine eine gewisse Berühmtheit erhielt und von jungen Abenteurern und Taugenichtsen an andern Orten nachgeahmt, zuletzt sogar als Gewerbe betrieben wurde. Alle Zeitungen haben wiederholt darüber berichtet, ich aber erlaube mir, mich Ihnen als den Erfinder und ersten Vollbringer eines Unternehmens vorzustellen, das ich durchaus nicht billigen kann, ja verdammen muß, welches ich aber damals in arglosem Jugendübermuthe vollbrachte, ohne Ahnung, daß es noch nach langen Jahren jungen und alten Uebelthätern als erstes Beispiel vorleuchten würde, um sich einen gefürchteten Namen zu machen und der ganzen weiblichen englischen Jugend Angst und Schrecken einzuflößen.

Ich hatte mein sechszehntes Jahr zurückgelegt, war aber so kräftig und körperlich ausgebildet, daß man mich für einige Jahre älter hätte halten können. Durch vieles Alleinsein, durch meine eigenthümliche familienlose Stellung und dadurch, daß ich von Hause aus die Dinge um mich her mit klaren Augen betrachtete, hatte ich schon früh eine gewisse Selbstständigkeit erlangt, die mich überall mit Nachdruck auftreten und die jugendlichen Gemüther schnell gewinnen ließ. Man folgte mir

fast unbedingt, hörte stets meinen Rath und trug mir alle häklichen Sachen zur Entscheidung vor, die dann auch nie lange auf sich warten ließ und oft eine gefährliche Richtung nahm. So auch in diesem Fall, den ich Ihnen nur kurz erzählen will.

Ganz am westlichen Ende von Eton, in der Nähe der Themse, stand ein winziges Häuschen, worin ein Seiler wohnte, der seine Arbeit meist auf offener Straße betrieb und unseren Schiffen ihr Tauwerk lieferte. Der Mann war Wittwer, hatte aber eine sehr hübsche Tochter, damals allgemein unter dem Namen ›die schöne Mary‹ bekannt. Sie mochte erst siebenzehn Jahre alt sein, war aber schon kokett wie eine Vierundzwanzigjährige und liebte es, recht viele Anbeter zu haben, um sie fast alle an der Nase herum zu führen. Dennoch liefen ihr alle jungen Leute vom Strande nach und jeder schmeichelte sich im Stillen, ihr einziger Herzallerliebster zu sein, während, was nur Wenige wußten, ihr wirklicher Geliebter ein junger schmucker schottischer Sackpfeifer war, der zu der Zeit, von welcher ich spreche, bei einem Regimente in Windsor stand, aber nur stets heimlich, in der Regel Abends spät, seine Besuche in dem Seilerhause abstattete.

Bei einem Tanzvergnügen nun am Ende eines Winters, woran sie Theil nahm, that sie trotz der Anwesenheit ihres Geliebten, um den sie sich nicht zu bekümmern schien, mit allen Schiffersöhnen schön und jeder von diesen glaubte, jetzt erst recht der Begünstigte zu sein, so daß Oliver Knight, der etwas viel Punsch getrunken, Stein

und Bein schwur, er werde sie heirathen, sobald er Steuermann sei, denn Geld habe sein Vater genug und der Seiler brauche keinen Schilling zuzuschießen. Mit Oliver zugleich jedoch theilten Viele stillschweigend diesen Wunsch und so kam es, daß die schöne Mary an diesem Abend viele heiße Liebesbetheurungen erhielt, nebst verschiedenen Briefchen, die ihr unversehens in die Hand gespielt wurden.

Zwei Tage nachher vertraute mir Oliver, daß er überglücklich sei. Mary hatte ihm einen Brief durch die Post gesandt, ihm gestanden, daß sie ihn ›schrecklich‹ liebe und daß sie ihn einlade, heute Abend um sechs Uhr nach der Herne-Eiche im Little-Park zu Windsor zu kommen, wo sie ihm ihre Gefühle zu erkennen geben wolle.

Als ich die Herne-Eiche erwähnen hörte, rieselte es mir kalt über den Rücken und wie aus Instinkt ahnte ich Unheil, jedoch sagte ich nichts, um das von so schönen Hoffnungen überfließende Herz meines Freundes nicht zu betrüben.

Am dunklen Abend dieses Tages, etwa gegen acht Uhr, ging ich erwartungsvoll am Strande der Themse auf und ab, um Oliver über die Brücke von Windsor kommen zu sehen und zu hören, ob sein Glück keine Störung erlitten habe. Endlich kam er, aber nicht allein und in welcher Erregung! Ach, ich werde den Anblick nie vergessen und eben so wenig die Anstrengung, die es kostete, mein Gelächter zu unterdrücken, als ich die tragikomische Geschichte vernahm, die allen meinen Freunden begegnet

war. Denn nicht allein Oliver, auch sechs andere Schif-
fersöhne hatten buchstäblich gleichlautende Briefe durch
die Post erhalten und sich heimlich nach der Herne-Eiche
begeben, im Wahn, dort den ersten Kuß von den Lippen
der Geliebten zu empfangen.

Sie können sich ohne Beschreibung vorstellen, welche
Scene sich bei dem Zusammentreffen der alten Bekann-
ten ereignete. Sie schlossen sogleich einen Bund und ge-
lobten heilig, Rache an dem verrätherischen Mädchen zu
üben, das, seinen Geliebten jetzt gewiß im Arme, sie alle
fürchterlich auslachte.

Wir ließen uns auf ein umgestülptes Boot unweit der
Wohnung Oliver's nieder und hielten einen Rath ab, der
zuerst durch leidenschaftliche Reden etwas stürmisch
war, zuletzt aber in eine sanftere Bahn gerieth. Man
konnte nicht einig werden, wie man die Treulose bestra-
fen wolle, und schlug ganz unsinnige Dinge vor. Der Eine
wollte sie mit kaltem Wasser begießen oder gar in die
Themse tauchen, der Andere alle ihre Briefe drucken las-
sen, der Dritte ihres Geliebten Sackpfeife durchlöchern
und was dergleichen mehr war. Da schoß mir plötzlich
ein, wie mir schien, hübscher Gedanke durch den Sinn
und ich rief: »Ich weiß etwas Besseres, nur gehört ein
wenig Muth dazu!« – »O, den haben wir Alle!« hieß es
mit *einer* Stimme. »Gut,« sagte ich, »so schneidet ihr ihre
schönen blonden Zöpfe ab, auf die sie so stolz ist und mit
denen sie alle Herzen bethört. Diese Strafe wird ihr am
empfindlichsten sein und sie wird wenigstens so lange

daran zu denken haben, bis die Haare wieder gewachsen sind.«

Man stimmte meinem Vorschlage, der nicht weiter überlegt wurde, auf der Stelle bei und freute sich schon im Voraus auf den herrlichen Streich. »Aber wer soll es thun?« fragte Oliver, der mit einem Male einen kleinen Anfall von Angst verspüren mochte.

»Wir thun es Alle,« rief einer aus der Gesellschaft, »und stehen für einander ein, was auch daraus wird, und um insgesamt dabei betheilt zu sein, loosen wir, und wen das Loos trifft, der führt die Scheere, wir Andern aber halten die Verrätherin.«

Damit war man abermals zufrieden und Oliver ging sogleich bei Seite, um acht Loose aus kleinen Stücken Holz zu schneiden, von denen er das eine einen Zoll länger machte, als die andern. Als er fertig war, that er sie in seinen Hut und trat an uns heran. Ich saß zufällig zuerst in der Reihe und griff mechanisch in den mir vorgehaltenen Hut. Erst als ich das Loos schon in der Hand hielt, bedachte ich, daß ich ja gar nicht nöthig hatte, mit zu loosen, aber es war zu spät und so behielt ich mein Stück Holz fest in der Hand.

In zwei Minuten hatte Jeder das seine und nun ging Oliver umher und untersuchte die Länge derselben. Da hatte ich denn das längste gezogen und war also zu der That verpflichtet, die ich so voreilig in Vorschlag gebracht. Allerdings hätte ich mich auch jetzt noch derselben leicht entziehen können, wenn ich gesagt, ich sei dabei gar nicht betheilt, da Mary keinen Brief an mich

geschrieben und mich also auch nicht verspottet habe, allein ich schämte mich damit herauszutreten, man hätte mich für feige halten können, und mein Ruf – so dummstolz ist der Mensch selbst auf einen anrühigen Namen – galt mir viel unter meinen Kameraden, außerdem aber war vorsichtige Ueberlegung damals noch nicht meine Sache und so sagte ich Ja! und die Berathung war zum Beschluß der Ausführung gekommen.

Am nächsten Morgen kaufte ich mir bei einem Messerschmied eine sehr scharfe und starke Scheere und zeigte meinen Gefährten an, daß ich bereit sei und daß sie mir Gelegenheit, die Schärfe meiner Scheere zu prüfen, geben möchten. Diese Gelegenheit kam in drei Tagen heran. Die schöne Mary, der das Herz über ihren siebenfachen Verrath wohl etwas pochen mochte, ließ sich einige Tage gar nicht vor den Schiffersöhnen sehen, und auch diese suchten ihr auf keine Weise in den Weg zu treten. Dadurch sicher gemacht, that sie einen unvorsichtigen Schritt. Am dritten Tage hatte man ausgekundschaftet, daß sie Abends eine Freundin in Eton besuchen und daß ihr geliebter Sackpfeifer mit von der Parthie sein werde. Trotzdem, so war es beschlossen, sollte sie an diesem dunklen Abend ihrer blonden Flechten beraubt werden.

Alle Umstände waren uns günstig. Eine dunkle Nacht zog herauf und nur wenige Sterne leuchteten am Himmel. Wir versteckten uns in der Nähe des Hauses, in welchem Mary zum Besuche war, und warteten geduldig ihr Fortgehen ab. Es dauerte lange, bis sie kam, und mit ihr der Sackpfeifer, der noch nach Windsor mußte. Da

es aber schon spät geworden, geleitete er sie nicht nach Hause, sie vielmehr ging bis zur Brücke mit ihm, wo sie sich nach einem herzlichen Kusse von ihm verabschiedete, sich in ihren Mantel hüllte und raschen Fußes nach Hause eilte.

Da war denn nun bald der Moment des Ueberfalles gekommen; meine Freunde, alle wie ich die Gesichter mit Kreide bestrichen, um nicht erkannt zu werden, hielten sie so fest, daß sie sich weder rühren, noch schreien konnte, und ich löste mit geschickter Hand eine ihrer starken langen Flechten vom Hinterkopfe und schnitt mit einigen kräftigen Zügen das Haar dicht am Schädel ab.

Da erfaßte mich plötzlich, als ich das Haar unter meiner Scheere knirschen fühlte, ein tiefes Mitleid, und mit der einen Flechte mich begnügend, sprach ich unvorsichtig genug das Wort: »Ich habe sie, laßt sie los!«

Meine Freunde befolgten wie immer meine Befehle und Mary schoß wie ein Pfeil davon, aber so laut um Hülfe schreiend, daß aus allen Häusern Menschen herbeistürzten, um sich von dem vorgehenden Unheil Kunde zu verschaffen. Von uns natürlich war Niemand mehr zu sehen, wir stoben wie Spreu nach verschiedenen Richtungen auseinander, ich aber wagte es, noch um Mitternacht, mich leise nach Mary's Hause zu schleichen und mit einem rothen Seidenbände die abgeschnittene Flechte an den Thürklopfer zu binden.

Dem nächtlichen Abenteuer folgte am nächsten Morgen eine ungeheure Aufregung in der kleinen Stadt. Alle Constabels waren auf den Beinen, um nach den Uebeltätern zu forschen, denn die schöne Mary hatte bis dahin – ich weiß nicht aus welchem Grunde – verschwiegen, daß sie mich an der Stimme erkannt. Erst nachdem der Scheerenverkäufer erklärt, daß ich es gewesen sei, der das Instrument bei ihm erhandelt, welches mir leider nach der Operation entfallen und bei unsrer schleunigen Flucht liegen geblieben war, sprach sie ihre Anklage gegen mich aus, und nun war man über meine Verbündeten im Stillen aufgeklärt, obwohl dieselben sicher sein konnten, von mir nicht verrathen zu werden.

Ein doppelter Grund war vorhanden, warum man nicht gleich in den ersten Tages mit aller Strenge gegen mich verfuhr, trotzdem man dazu den besten Willen zu haben schien, denn die Entrüstung war allgemein, zumal man bis jetzt noch nicht den Grund unseres Attentats kannte. Zuerst nämlich war an demselben Abend, während ich Mary's Haare unter meiner Scheere fallen ließ, Mr. Brindley halbtodt und vom Schlagfluß gerührt, nach Hause gebracht worden, und sodann wollte die aristokratisch gesinnte Stadtobrigkeit es nicht mit meiner Familie verderben, da man zu damaliger Zeit noch in Anschlag bringen zu müssen meinte, daß mein Vater ein sehr reicher Baronet gewesen und mein Bruder noch einer sei.

Diesen beiden Umständen verdankte ich es, daß ich nach einem kurzen Verhör beim Mayor, wobei ich sofort die That eingestand, nach einem vorläufigen Beweise mit

dem Gebot nach Hause entlassen wurde: bis auf Weiteres Mr. Brindley's Wohnung nicht zu überschreiten, und ich kehrte insofern freudig dahin zurück, als ich aus dem Verhöre zur Genüge erkannt, daß man nicht die geringste Spur von meinen Verbündeten aufgefunden habe.

Allein diese Freude sollte nicht lange dauern. Ich übernahm sogleich zu Hause die Wache am Krankenbett Mr. Brindley's und hatte nun sehr bald von der jähzornigen und herzlosen Miß Katty zu leiden, die sich jetzt Herr im Hause fühlte und mich nicht wie den Krankenpfleger ihres sterbenden Bruders, sondern wie einen Räuber und Banditen behandelte. An demselben Tage setzte sie sich noch nieder und schrieb gewiß in ihrer boshafte Weise, denn ihre Augen funkelten wie die einer Katze dabei, an meinen Vormund in London, stellte mich wahrscheinlich als einen verlorenen Menschen dar und ließ die Worte mit einfließen – das erkannte ich aus der Antwort meines Bruders – daß man aus Rücksicht für meine ehrenwerthe Familie auch diesmal gesonnen scheine, Gnade für Recht ergehen zu lassen, was sie meinetwegen aber beklagen müsse, da ich dadurch immer tiefer sinken und, wenn ich es so forttriebe, ›noch an den Galgen‹ kommen würde.

»Lassen Sie ihn an den Galgen kommen,« schrieb einen Tag darauf mein provisorischer Vormund unter Anderem, »meinem Halse thut das nicht weh. Der Bube ist nicht werth, daß ich ihn Bruder nenne. Am allerwenigsten will ich, daß man ihn Unsertwegen milder bestrafe, nein! grade Unsertwegen züchtige man ihn hart. Ich habe bereits

an Sir William Goodrick geschrieben, daß wir ihn gänzlich aufgeben wollen, mag er dann Lastträger werden oder sich ersäufen, er hat kein besseres Schicksal verdient. Sie aber, meine liebe Miß, bedaure ich sehr, daß Sie so großen Kummer um den Schlingel haben. Halten Sie ihn kurz, bis Sir William geantwortet hat. Hunger ist der beste Seelenarzt, und wenn ich nach Eton komme, bringe ich ein Instrument mit, das auch seinen Leib curiren soll.«

Diesen Brief, mein Freund, schrieb mein Bruder, der spätere Sir Everard Goodrick, der den Spruch in seinem Wappen führte: ›*Love me little, love me long!*‹ an Miß Katty, und ich las ihn auf ihr Geheiß, nicht mit Entrüstung sondern mit tiefstem Herzenskummer, daß ich von meinem nächsten Verwandten so falsch beurtheilt und so hart behandelt werden konnte. Und um mich ganz traurig zu stimmen und mich, ohne allen männlichen Rath, in einer gewiß wenig beneidenswerthen Lage zu lassen, starb noch in derselben Nacht Mr. Brindley, ohne noch einmal zum Bewußtsein zurückgekehrt zu sein.

Als ich mich, sobald sich die Todtenfrauen des Entschlafenen bemächtigt hatten, zur Ruhe begab, dämmerte ein seltsamer Entschluß in mir auf. »Von Deinem Bruder hast Du nichts Gutes zu erwarten,« sagte ich mir, »von Miß Katty auch nicht, Du stehst also hier wie überall ohne Hülfe und Beistand allein in der Welt. Wohlan denn, Du hast Dich so oft in die Ferne geseht, faß' einen kühnen Entschluß, verlaß Dich auf Deine eigene Kraft und hilf Dir selbst fort, Muth hast Du genug dazu.«

Als ich diesen Entschluß erst einmal gefaßt hatte, war er auch bald zur Reise gediehen, und schon am nächsten Morgen begann ich meine Vorbereitungen dazu zu treffen! Oliver Knight, der mich besuchte, wurde mit in's Vertrauen gezogen, und er versprach seine Hülfe, worin es auch sei. Am Abend kam er schon mit strahlendem Gesichte wieder und sagte: »Charley, ich kann Dir helfen, höre. Uebermorgen früh soll ich mit einer leeren Yacht meines Vaters nach London gehen und Bauholz und Steine holen. Außer mir werden nur zwei von unsern Freunden als Matrosen an Bord sein. Um vier Uhr früh segeln wir ab, und wenn Du in der Nacht vorher unbemerkt nach der Yacht gelangen kannst, so will ich Dich schon so verstecken, daß Dich kein Mensch bei mir finden soll.«

Ich fiel ihm um den Hals und dankte ihm so herzlich, als ob er mir das Leben gerettet hätte. Dann besprachen wir noch Mancherlei und er entfernte sich, indem er spät Abends wiederzukommen versprach, um verschiedene meiner Sachen: Kleider, Bücher und dergleichen zu holen, dieselben unter der Hand zu verkaufen und mir ein Stück Geld mit auf den Weg zu geben.

Er that es und holte auch noch kurz vor meiner Flucht meine Geige ab, die ich nicht zurücklassen wollte. Meine Entweichung aber fiel in eine sehr günstige Zeit, denn da an demselben Morgen, wo ich Eton verließ, Mr. Brindley beerdigt werden sollte, so konnte man sich im Hause nicht viel um mich bekümmern, und als man später von

meiner Abwesenheit Anzeige machte, saß ich schon sicher in London geborgen, wo Niemand mich so leicht in meinem abgelegenen Schlupfwinkel finden konnte.

Drei meiner Freunde halfen mir bei meiner Flucht, indem sie mir in der Nacht ein Tau in das Fenster warfen, an dem ich mich herabließ, und dann dem Hause, worin ich eine so traurige Jugendzeit verlebt, für ewig Lebewohl sagte. Eine halbe Stunde später saß ich im untersten Raume der Yacht Mr. Knight's und bald hörte ich die Taue über mir rollen, die Ankerkette rasseln und es kam über mich ein Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit wie ich es bis dahin noch niemals empfunden hatte.

ACHTES KAPITEL. CHARLES GOODRICK ALS WANDERNDER MUSICUS.

Ja, Freiheit und Unabhängigkeit sind wohl werth, daß man sie mit dem Worte ›göttlich‹ bezeichnet und mir kamen sie damals auch so vor – aber es müssen damit auch die Mittel zum Leben und ein geregeltes Streben verbunden sein, sonst sind beide nichts als todte Begriffe und der Slaverei nur in der Einbildung vorzuziehen, denn auch die freieste Unabhängigkeit und die unabhängigste Freiheit können ohne jene Mittel leicht die schnellsten Flügel zu unserm Untergange werden.

Doch solche Reflexionen fielen mir damals wahrhaftig nicht ein, ich war noch in den Jahren, wo man ohne Berechnung in den thauigen Morgen tritt und ohne Plan am Abend zu Bett geht, wenn man sich wacker müde gelaufen hat. Für's Erste fragte ich nicht, was aus mir werden

sollte, ich überließ stillschweigend Alles dem lieben Gott und dem Gott der Jugend – dem Glück. Und war es nicht schon ein Glück für mich, daß ich von meinen Peinigern erlöst war, daß ich mit dem frischen Winde der Hoffnung in das Meer des Lebens hinein segelte? Ach, daß ich allein stehen würde in dieser Welt, bald, bald ganz alleine, ich, der kleine Mensch in dieser großen Welt, daß der Kampf bald beginnen würde *ohne* Aussicht auf Sieg – das sagte und dachte ich mir nicht, und doch fühlte ich einen unbegreiflichen, unüberwindlichen Muth in meiner jungen Brust – ist es nicht wunderbar, daß die Vorsehung eine solche Fülle von Zuversicht und Vertrauen – und das ist schon Kraft – in des Menschen Seele gelegt hat?

Doch ich muß mich beeilen und darf nur im Fluge der nächsten Jahre gedenken, damit ich Zeit für wichtigere Tage und Ereignisse übrig behalte.

Als ich mit meinem Freunde von Eton absegelte, war ich im Besitz von etwa neun Pfund Sterling, eine für damalige Zeit ganz ansehnliche Summe, wie mir schien. Auf dem Schiffe brauchte ich kein Geld auszugeben, da hielt mich einmal Oliver frei, und in London anfangs auch nur sehr wenig, denn mein Freund brachte mich sogleich bei einer alten Frau in einer kleinen Gasse in der Nähe der London-Brücke unter, bei der auch sein Vater gelegentlich einzusprechen pflegte, und sie gab mir bis auf Weiteres Bett und Kost für eine sehr unbedeutende Entschädigung. Mein Gepäck war nur klein; es bestand – meinen einzigen besten Anzug trug ich an mir – aus

einem halben Dutzend Hemden, Strümpfen und sonstiger nothwendiger Wäsche, und dem Kostbarsten meines ganzen Besitzes – meiner Geige, die sehr gut war und die ich an einem meiner Geburtstage von Mr. Brindley in einer Anwandlung großmüthiger Zufriedenheit mit meinen Leistungen erhalten hatte, obgleich ich überzeugt bin, daß er sie dem Rentmeister in Ross hoch genug in Rechnung gestellt hat.

Mein Kämmerchen war zwar sehr eng, doch reinlich gehalten, und lag in einer schmutzigen, nach der Themse auslaufenden Gasse, allein was verschlug mir damals das? Wollte ich denn etwa im Hause bei der alten Steuermannswittwe sitzen bleiben und den Tumult der Weltstadt nur aus der Ferne zu mir herüberbrausen hören? O nein, nein, nur fünf Minuten hielt ich mich darin auf, dann stand ich schon mitten in dem Getümmel, dem Leben, dem Glanz und – dem Elend des gewaltigen London's. O, mein Freund, ich hatte früher Unglaubliches davon fabeln hören, aber als ich es damals zum ersten Mal mit meinen Augen sah, war ich doch überrascht, denn alle meine Erwartungen wurden bei weitem übertroffen. Damals ermüdete mich dies unablässige Wogen, Rollen, Kreischen und alle die tausend anderen, unbeschreiblichen Laute weltstädtischen Treibens noch nicht, es ekelte mich der Schmutz und das Elend noch nicht an wie jetzt, nein, damals war ich beinahe siebzehn Jahre alt und Alles um mich her war mir neu, groß, schön, fast bis in's Wunderbare hinein.

Ich will nun bei einzelnen Dingen nicht lange verweilen, nur bemerke ich, daß ich mit Oliver, sobald derselbe seine Geschäfte besorgt hatte, mich in den Mittelpunkt von London begab und gleich von der ersten Stunde an die Stadt nach allen Richtungen durchlief, so weit meine Kräfte reichten. Was ich da in den ersten Tagen sah, von St. James-Square, Regents-Street bis zu Leicester-Square hinab, kann ich unmöglich beschreiben. Ich war förmlich benommen, berauscht von Glück, Staunen und Verwunderung, und einen Augenblick taumelte ich in dem beneidenswerthen Wahne dahin: dies Alles, was ich um mich, sah, sei mein, ich könne es für mich benutzen und verwerthen und es würde nur von mir abhängen, daraus so viel Gewinn wie möglich zu schöpfen.

Um nun wenigstens gleich einen Theil meines neuen Besitzes auszubeuten, begab ich mich mit Oliver, den ich einmal wieder frei hielt, nach einigen Concerten, denn zwischen Musik und Schiffahrt theilte sich damals mein ganzes Sinnen und Trachten. Wir hörten sehr gute und sehr schlechte Musik, das Uebrige, was damit verbunden war, existirte nicht für uns, und so verbrachte ich meine erste Woche wie ein Schwelger, der nur von allen Speisen und Getränken, die man ihm vorsetzt, die köstlichsten Bissen, den oben auf perlenden Schaum genießt.

Allein diese Woche verging sehr rasch und ich war bereits um drei Pfund leichter, das heißt ärmer geworden, was ich, als ich die Rechnung abschloß, eigentlich gar nicht begreifen konnte. Am Ende dieser Woche aber hatte Oliver seine Fracht eingenommen und theilte mir eines

Abends mit, daß er am nächsten Morgen nach Eton absegeln müsse.

Diese Nachricht, die ich doch jeden Augenblick erwarten konnte, traf mich dennoch wie ein Donnerschlag, denn während der ganzen Zeit, daß wir beisammen gewesen, hatten wir nur an unser Vergnügen, nicht ein einziges Mal an eine aussichtsvolle Unterkunft für mich gedacht. Jetzt fiel mir diese Nachlässigkeit schwer auf's Gewissen, aber ich mochte Oliver nicht mit meinen Empfindungen quälen, und so schwieg ich gegen ihn, bis zu der Stunde, wo er zum Abschied seine Hand in die meine legte, mir alles Gute wünschte und mir baldigst Nachricht über die Verhältnisse in Eton zu senden versprach.

Ich werde den Augenblick nie vergessen, als ich das Segel seiner Yacht unten auf der Themse verschwinden sah. Mich befiel plötzlich ein seltsames Bangen und Beben, und das Gefühl des Alleinseins und das Bewußtsein trostloser Verlassenheit kam mit unwiderstehlicher Gewalt über mich. Im Nu waren alle lockende, glänzende Bilder der Weltstadt vor meinen Augen verschwunden, ein trüber, undurchsichtiger Nebel war vor meine Seele gezogen und ich taumelte mechanisch in meine einsame Kammer, wo ich mich einem stundenlangen schmerzlichen Nachdenken überließ. Erst jetzt fiel mir ein, daß Oliver eigentlich seine Freundschaft gegen mich nur halb erfüllt. Er hatte mich nach London gebracht, nur um mich von Eton zu erlösen, aber mich nicht gefragt, was ich nun zu thun gedenke und ob er mir nicht ferner nützlich sein könne. Doch ich verzieh ihm sehr bald

diesen jugendlichen Leichtsinn und legte mir nur um so ernstlicher diese Frage selbst vor.

Doch hier war guter Rath theuer. Mir standen nur zwei Wege offen und einen derselben mußte ich nothwendig beschreiten. Ich mußte mich entweder an einen Schiffseigenthümer wenden und Matrosendienste übernehmen oder von der Musik mein Leben zu fristen suchen, bis ein anderes Hülfsmittel sich an meinem Horizonte zeigte.

Ersteres war ein etwas schwieriges Unternehmen und bei näherer Ueberlegung ging ich ganz davon ab. Jeder Schiffsherr würde mich nach meinen Papieren gefragt haben, und ich hatte keine. Mir blieb also nur die Musik übrig, aber auch darin konnte ich zu keinem Entschluß kommen. Bei Tage geigte ich einstweilen fleißig in meiner Kammer, spielte meine im Violinkasten mitgenommenen Noten durch, und Abends suchte ich gute Concerte aus, in der Hoffnung, es würde mir irgend etwas einfallen oder begegnen, was meine Schritte zu einem erwünschten Ziele leiten könnte. Allein es fiel mir nichts ein und es begegnete mir auch nichts, und so verging eine Woche nach der andern und ich saß immer noch in meinem Kämmerchen, sah meine Stiefelsohlen alle Tage dünner werden und meinen Geldvorrath schwinden, trotzdem ich nur die nothwendigsten Ausgaben davon bestritt.

In dieser Zeit erhielt ich von Oliver einen Brief, der mich auch nicht besonders aufheiterte. Er schrieb mir,

daß bald nach meiner Abreise mein Vormund aus London gekommen sei und Nachfrage nach mir gehalten habe. Nach wenigen Stunden aber sei er schon wieder abgereist, doch glaube man, daß er die Polizei beauftragt, mich überall zu suchen und ihm ausliefern zu lassen.

Der Schreck, den diese Nachricht über mich brachte, mochte sie nun wahr sein oder nicht, fehlte nur noch, um meine Sorge bis in den Himmel wachsen zu lassen. Ich ließ mich bei Tage gar nicht mehr in dem schönen London sehen, und Abends ging ich meiner Musikliebhaberei nur mit der größten Vorsicht nach.

Da aber, wieder nach einigen Wochen – selbst mein Rock war schon etwas fadenscheinig geworden, indem ich ihn, ohne wechseln zu können, den ganzen Tag auf dem Leibe tragen mußte – ging mein Geldvorrath sichtbar zu Ende und ich war kaum noch im Stande, meiner alten Hausmutter die Miethe für zwei Tage zu bezahlen.

Erlassen Sie mir die Schilderung meiner damaligen Be-
trübniß. Sie war unaussprechlich groß. Zum ersten Mal in meinem Leben tauchte das gräßliche Angesicht der Noth vor meiner Seele auf und ein eisiger Schauer lief mir über das bisher so warm und voll schlagende Herz.

Doch es sandte mir der Himmel, den ich schon oft zu meiner Hülfe angerufen, einen guten Gedanken. Durch welche Ideenverbindung ich dazu gelangte, weiß ich nicht mehr, genug, in einer Nacht mich schlaflos im Bette wälzend, fiel mir plötzlich der Name einer alten Stief-tante von mir ein, deren Wohnung in London ich oft in Mr. Brindley's Hause hatte nennen hören, wie denn auch

ihre Verhältnisse zu mir hinreichend klar daselbst waren besprochen worden. Es war eine Lady Sarah Denham, die unverheirathete Schwester der ersten Frau meines Vaters. Sie sollte bei reichlichem Vermögen eine gute, wohlthätige Dame sein, aber ob sie für mich, den ihr so entfernt stehenden Sohn zweiter Ehe ihres Schwagers irgend ein Gefühl, ob sie überhaupt von meiner Existenz Kunde haben würde, das wußte ich nicht. Allein es konnte versucht werden und dazu bereitete ich mich gleich am Morgen des nächsten Tages vor, obgleich ich meinen Besuch in die späteren Dämmerstunden verlegen wollte, da ich mich schämte, in meinem jetzigen Aufzuge vor die Augen einer verwandten Lady zu treten.

Es war im März des Jahres 182*. Ich bürstete Hut und Rock sorgfältig ab, verlieh meinen Stiefeln den möglichen Glanz und begab mich zeitig auf den Weg, da, ich nicht zu spät bei der Dame anlangen wollte. Sie wohnte in Kensington, ziemlich weit vor der Stadt; ich hatte also wenigstens eine Stunde zu gehen, die ich mir mit heiteren Gedanken zu vertreiben suchte, was mir auch gelang, da ich – ich weiß nicht, woher der gute Wind gekommen war – allmählig eine wunderbare Erleichterung in meinem Herzen aufsteigen fühlte. Endlich sah ich das schmucke Denham-House in einem niedlichen Garten, von alten Ahornbäumen umgeben, vor mir stehen und bei einer gerade davor brennenden Laterne las ich den Namen, den ich schon lange gesucht. Das Gatterthor stand offen und ich stieg kühn sechs hohe Steinstufen hinauf, um sogleich

mit aller Macht viermal hinter einander den Klopfer ertönen zu lassen, zum Zeichen, daß ich weder eine benachbarte Dame, noch ein Diensthote, noch ein Briefträger sei.

Etwas hastig, wie mir schien, kam eine sehr anständig aussehende Magd oder Jungfer die Treppe herunter und öffnete flugs die Thür, neugierig den Fremden musternd, der so bald nach der Mahlzeit ihrer Lady es wagte, die Verdauung der guten Dame zu stören. Allein als sie einen jungen Menschen mit rothen Wangen vor sich sah, knixte sie artig und fragte nach meinem Begehre.

»Wohnt hier Lady Sarah Denham?« fragte ich etwas zaghaft. »Und ist sie zu Hause?«

»Beides, Sir, ja; was wünschen Sie von ihr?«

»Ich möchte sie sehen und sprechen, wenn es angeht,« erwiderte ich.

»Darf ich um Ihre Karte bitten?«

Karte? Ja, was wußte ich von Karte! In Eton hatte man seinen Namen genannt und damit der Sitte genug gethan. »Was für eine Karte meinen Sie denn?« fragte ich bescheiden.

»Nun die, worauf Ihr Name steht, Sir.«

»Ach,« rief ich, »meinen Namen darf ich der Lady nur selber sagen, ich möchte ihr einige Ueberraschung bereiten.«

Nach den letzten Worten, die meinen Lippen ohne Nebengedanken eigentlich nur entschlüpft waren, flog das junge Mädchen, mich auf dem Hausgange stehen lassend, pfeilschnell die Treppe hinauf, wurde aber sogleich,

als sie oben eine Thür öffnete, von einem fürchterlichen Hundegebelfer empfangen, so daß es mir vorkam, als hätten wenigstens sechs kleine Köter ihre Stimmen erhoben. Nach kurzer Zeit kam die Jungfer wieder die Treppe herunter, diesmal von einer Schaar kleiner Hunde umgeben, die dem Rufe einer anderen Stimme oberhalb der Treppe ungehorsam und vor Neugierde brennend erschienen, den namenlosen Fremden so bald wie möglich einer genauen Musterung zu unterwerfen.

Kaum aber hatten sie mich gewittert und ich war mitten unter sie getreten, so hörten sie zu bellen auf, sprangen schmeichelnd und liebkosend an mir empor und stießen die unzweideutigsten Laute einer bewillkommenen Begrüßung aus.

»Sie möchten zu Mylady heraufkommen, Sir!« redete mich die Jungfer an, indem sie die Hunde verscheuchen wollte, diese aber kümmerten sich nicht um sie, sondern fuhren fort, mich wedelnd und schmeichelnd zu umspringen und die Treppe hinaufzubegleiten.

Als ich auf den oberen Flur gelangt war, der mir merkwürdig warm schien, sah ich eine etwa sechszigjährige Dame vor mir stehen, rund und stattlich, mit mildem Gesichtsausdruck und den von grauen Löckchen umgebenen Kopf in eine sehr zierliche Haube mit violetten Bändern begraben. Sie war in schwere dunkelbraune Seide gekleidet und hatte um die vollen Schultern einen warmen ostindischen Shawl geschlagen. Ihre Miene aber zeigte die höchste Verwunderung und sobald ich vor ihr stand, rief sie lebhaft, ohne ein anderes Wort der Frage

oder Begrüßung aus: »Wie, Sir, kennen Sie meine Hunde etwa schon?«

»Um Verzeihung, Mylady,« erwiderte ich, höflich meinen schon etwas weich gewordenen Hut ziehend, »ich habe erst jetzt das Vergnügen, die Bekanntschaft dieser kleinen Thiere zu machen.«

»Aber warum freuen sie sich denn so?«

»Das weiß ich eben so wenig wie Sie, Mylady, aber vielleicht wittern sie den Thierfreund in mir und begrüßen mich demnach freundlich auf ihre Art.«

»Ach, wenn es so ist, dann treten Sie näher, obgleich ich nicht weiß, wer Sie sind; aber wenn meine Hunde Sie auf solche Weise willkommen heißen, müssen Sie ein guter Mensch sein. Treten Sie näher, Sir.«

Sie ging mir durch eine mit schwerem Wollstoff verhangene Thür voran in ein Zimmer, welches trotz seiner übermäßigen Wärme einen höchst angenehmen, ja wohlthuenden Eindruck auf mich machte. Es war so mollig und behaglich mit seinen weichen Teppichen und den vielen kunstfertigen Stickereien, und in dem Kamine von braunem Marmor brannte das Feuer so lustig, daß mir eine wahre heimatliche Luft entgegenströmte, obgleich ich nie eine so schöne Heimat besessen hatte.

Gleich darauf hatte die Dame auf einem Sessel am Feuer Platz genommen, und nachdem sie mir ein Zeichen zum Niedersitzen gegeben und noch einige Kerzen angezündet, die neben ihr auf einem kleinen vergoldeten Tische standen, ließ ich mich ihr gegenüber auf einen

Stuhl nieder, wie ich noch auf keinem in meinem Leben gesessen hatte, so weich, warm und bequem war er.

Während nun sogleich ein Bologneser Spitz und ein Wachtelhund ungenirt auf meinen Schooß sprangen und sich behaglich darauf einrichteten, zwei Windspiele aber den breiten Schooß der Lady einnahmen und zwei Pinscher sich zwischen unsre Füße klemmten, betrachtete mich die Dame mit einer nachdenklichen Aufmerksamkeit. »Ihr Gesicht, Sir,« sagte sie endlich, »kommt mir beinahe bekannt vor und auch Ihr lockiger starker Haarwuchs erweckt einige, lange schlafengegangene Erinnerungen in mir. Darf ich denn endlich erfahren, wer Sie sind und was Sie von mir wollen? Ruhig, ihr Kleinen, ruhig, ihr belästigt den jungen Herrn ja.«

»Lassen Sie sie, Mylady,« nahm ich nun das Wort, nachdem ich meine Lebensgeister gesammelt, »sie stören mich nicht, ich habe die zutraulichen Thiere gern und würde nichts lieber sehen, als wenn auch Sie mich so freundlich willkommen heißen wollten, wie Ihr Hund.«

»Sehr wohl, Sir – aber wer sind Sie? Ich frage noch einmal.«

»Mir einem Wort, Mylady,« sagte ich, alle falsche Schaum von mir streifend, »ich bin Charles Goodrick, Sir Henry Goodrick's jüngster Sohn.«

Ich sehe noch heute das gränzenlose Erstaunen, welches sich nach diesen Worten auf dem edlen Gesicht der alten Dame malte. »Ach,« rief sie gedehnt und mit einem unwillkürlichen Schauer, der mir nicht entging, »dann sind Sie also auch Everard Goodrick's Bruder?«

»Ja, Mylady,« entgegnete ich mit beistimmendem leisen Kopfnicken, »der bin ich, wenn er sich selbst auch sehr wenig daraus zu machen scheint.«

»Aha, Sie kennen ihn, nun ja! Also Sie sind des guten Sir Henry Sohn? Ei du meine Güte, ja, ich habe mich also doch nicht geirrt. Sie haben ganz sein Gesicht und sein starkes Haar – aber nehmen Sie sich in Acht, mein Sohn, es wird früh erbleichen, das Haar meine ich, trotzdem es blond ist, das liegt in der Familie, und auch Everard Goodrick's schwarzes Haar ist schon fast so grau wie das meine.«

Sie kam wiederholt auf meinen Bruder Everard zurück, er mußte ihr mithin sehr am Herzen liegen, wenn auch etwas schwer, wie ich aus ihrem ganzen Benehmen schließen konnte. Dadurch gewann ich nur noch mehr Vertrauen zu ihr, zumal ihr Auge mich nicht vorwurfsvoll, wohl aber mit einigem Mitleid ansah, wie mir schien.

»Ach, Mylady, wenn ich frühzeitig graues Haar bekommen sollte,« erwiderte ich, »so würde es mich nicht wundern, mir ist es etwas schlecht in meinen jungen Jahren gegangen und ich wage kaum an meine späteren zu denken, wenn es so fort gehen soll.«

»Das sehe ich, das sehe ich, mein Lieber; aber nun sagen Sie mir, was führt Sie zu mir – sprechen Sie dreist, wir sind allein.«

Bei diesen ermuthigenden Worten schwoll mein Herz von Vertrauen über und ich erzählte kurz und bündig, völlig der Wahrheit gemäß, mein ganzes Leben mit allen seinen kleinen Vergehen bis zu diesem Tage. Sie hörte

mir mit gesenktem Kopfe aufmerksam zu und nur bisweilen streifte ein forschender Blick über mein Gesicht, meine Augen und mein Haar hin, auf welches sie so viel Rücksicht zu nehmen schien. Als ich mit meiner Erzählung zu Ende gekommen, schwieg sie erst nachdenklich, dann war es, als wache sie aus einem schweren Traum auf, und endlich sagte sie mild:

»O, das ist ja ein recht trauriges, schlimmes Leben, was Sie geführt! Ich bedaure Sie von ganzem Herzen, und wenn mein Schwager nicht so früh gestorben wäre, würde sich Alles anders gestaltet haben, gewiß ganz anders. Doch was treiben Sie jetzt?« Diese unerwartete und so directe Frage versetzte mich mit einem Mal in meine trostlose Gegenwart zurück und, von einer falschen Schaam geleitet, sagte ich ihr nicht die ganze Wahrheit, sondern suchte mich ihr, wahrscheinlich zu meinem eigenen Unglück, in einer besseren Stellung zu zeigen, als die meine wirklich war.

»Ach, Mylady,« versetzte ich, »ich bin jetzt allein auf mich selber angewiesen – ich treibe Musik und denke dadurch mein Brod zu erwerben.«

Sie faltete die Hände auf einem ihrer Hunde und blickte traurig vor sich nieder. »Musik,« flüsterte sie, »Henry's Sohn treibt Musik – und das sagt er mir, der Sarah Denham, die nichts für ihn thun kann, als –«

»Was Sie auch für mich thun können,« nahm ich rasch das Wort, um ihren guten Willen nicht erkalten zu lassen, »ich werde es mit Dankbarkeit annehmen, und nur die Noth, ja die Noth, warum soll ich es verschweigen, hat

mich zu Ihnen getrieben und mich vermocht, Ihnen mein Schicksal zu enthüllen.«

Sie nahm ein Tuch vor die Augen und trocknete rasch ein paar hervorquellende Thränen. »Ich will Dir etwas sagen, mein Sohn,« sagte sie nach einer Weile mit fast mütterlich weicher Stimme, »und Du mußt mir glauben. Ich kann nicht viel für Dich thun und bin ganz machtlos in Bezug auf Dein ferneres Schicksal. Ich kenne Deinen Bruder Everard, ach ja; und weiß, wie er über Dich denkt – er hat es mir oft genug selbst gesagt. Darum darf er auch niemals, niemals erfahren, daß Du bei mir gewesen bist und daß ich Dich an meinem Feuer freundlich aufgenommen habe. Wisse, ich hege eine große Besorgniß um Dich. Er besucht mich selten, aber bisweilen kommt er doch. O, wenn er jetzt käme und Dich hier fände, bei mir, es würde mir schrecklich sein, denn ich hätte mir einen großen Feind in ihm geschaffen.«

Ich hatte die Hunde schon langsam zu Boden gesetzt und war aufgestanden; diese Worte, auch wenn sie nicht von dem Ausdruck der höchsten Angst auf ihrem Gesicht begleitet gewesen wären, hätten mich schon an und für sich aufgescheucht.

»Bleib noch eine Weile sitzen,« fuhr sie begütigend fort, »sieh, meine Thiere umspringen Dich ja so freundlich, – das thun sie bei *Ihm* nie – doch, Du stehst, schon, nun, wenn Du lieber gehen willst, ich habe nichts dagegen. Sieh hier« – hier stieß sie die Hunde von sich fort, ging rasch nach einem Schrank und nahm hastig

irgend Etwas daraus hervor – »sieh hier, da ist eine Kleinigkeit für Dich. Nimm es von der alten Sarah Denham und schaffe Dir dafür einen warmen Rock an, es ist so kalt draußen und wir haben erst März. Niemand aber, Niemand, sage ich, darf wissen, daß ich das für Dich that, am wenigsten – *Er*. Nein, nein, laß den Dank fahren, ich sehe, daß es Dir Freude macht. Du bist jung, stark – treibe Musik. Sei fleißig und werde ein ordentlicher Mensch, mehr kann ich Dir nicht sagen. Doch ja, noch Eins. Besuche mich niemals wieder, oder nur in der höchsten Noth, wovor Gott Dich bewahren möge, und dann komme stets um diese Zeit, dann ist Everard im Club. Verstehst Du?«

Ich nickte blos, Thränen erstickten meine Stimme, und von den Hunden umsprungen, die sich an meine Kniee schmiegt, küßte ich dankbar die Hand der gütigen Sarah Denham, und zwei Minuten später befand ich mich auf der Straße, ohne zu wissen, wie ich so schnell dahin gekommen war.



Die Seele des Menschen gleicht einer ewig auf- und abfluthenden Woge, die nie zur Ruhe kommt, so lange sie an den irdischen Leib gebunden ist. In dem einen Moment steigt sie thurmhoch vor Freude empor und in dem andern fällt sie zaghaft und sorgenvoll in sich selbst zurück. Diese rasche Wandlung sollte auch meine Seele an diesem Abend unmittelbar nach dem Besuche bei der Lady Denham erfahren. Denn kaum hatte ich bei dem

Schein der vor dem Hause brennenden Laterne das mir überreichte Papier für eine Fünzigpfundnote erkannt, so brach ein so lebhaftes Gefühl der Freude in mir aus, daß ich mich kaum vor Uebermuth zu lassen wußte, und gleich darauf sank ich in die tiefste Zerknirschung zurück. Es kam mir erst jetzt zum Bewußtsein, daß ich das reiche Geschenk eigentlich nur für eine halbe Aufrichtigkeit erhalten habe – was hätte Lady Denham vielleicht erst für mich gethan, wenn ich ganz aufrichtig gewesen wäre, und ihr vertraut, daß ich keine Stelle, nicht einmal in Aussicht habe, die meine Zukunft sichere, daß ich ihren Rath in Anspruch nähme, daß sie vielleicht dennoch Macht genug besäße, mich irgendwo sicher unterzubringen? O, ich machte mir die bittersten Vorwürfe und schämte mich vor mir selber, daß ich dieser edeln Dame nicht, wie sonst meine Gewohnheit war, die ganze Wahrheit gesagt.

Doch was half's, es war einmal geschehen und ich konnte nicht noch einmal zurück und zu meinem eigenen Nachtheil mich selbst als Lügner angeben. Ihre Angst vor Everard Goodrick war so augenscheinlich hervorgetreten, daß ich sie nicht noch einmal der Gefahr aussetzen durfte, mich mit ihm bei ihr zusammentreffen zu lassen, was auch durchaus nicht nach meinem Wunsche war. So schritt ich denn mit gemischten Empfindungen auf meinem weiten Wege fort und erst, nachdem ich bei einem Wechsler für meine große Note kleinere und etwas baares Geld eingelöst, lebte wieder die Freude in mir auf, so

reich zu sein, wie ich noch nie gewesen, und der trostvolle Gedanke, mich nun für's Erste aller Sorge enthoben zu wissen. O ja, wenn ich nur einen besseren Begriff damals von der Vergänglichkeit solches Reichthums gehabt hätte!

Als ich diesen Abend nach Hause kam, wurde mir noch eine andere freudige Ueberraschung zu Theil. Ich fand in meinem Kämmerchen einen alten Bekannten aus Eton, der mich schon lange sehnsüchtig erwartete. Es war ein armer Junge, der Sohn eines ertrunkenen Themseschiffers, dem Oliver meinen Aufenthaltsort genannt und ihn an mich gewiesen hatte, um ihm in London als Wegweiser zu dienen, wo er noch niemals gewesen war. Er befand sich auf dem Wege nach einer nordöstlichen Hafenstadt, um sich bei einem entfernten Verwandten ein Unterkommen zu suchen, aber ohne alle Mittel und außer Stande, seinen Weg fortzusetzen, wenn ihm nicht irgend Jemand unter die Arme griff. Wie Oliver denselben an mich hatte verweisen können, war mir ein Räthsel und legte abermals Zeugniß für seinen Leichtsinn ab. Nichts destoweniger freute ich mich, den guten Burschen wiederzusehen, ließ mir von ihm manche Einzelheit aus Eton erzählen und wies ihm ein Nachtlager an meiner Seite in meinem engen Bette an. Am nächsten Morgen brachte ich ihn auf den Weg nach seinem Bestimmungs-ort, und da mich der arme Junge, der keinen Schilling besaß, dauerte, und ich ja sehr reich war, so gab ich ihm beim Abschiede fünf Pfund Sterling mit auf die Wanderung, worüber er vor Freude und Dankbarkeit beinahe

außer sich gerieth. Ich aber kehrte in meine kleine Kammer zurück, überglücklich, daß ich noch im Stande sei, Aermeren zu helfen, als ich es war.

Nach diesem Vorfall lebte ich mehrere Wochen in größter Zurückgezogenheit, was indessen nicht so zu verstehen ist, daß ich gar keine Concerte und öffentliche Spaziergänge besuchte. O nein, ich that meiner Liebhaberei keinen Zwang an, war aber höchst sparsam für mich und legte nur meiner alten Wirthin ein paar Schillinge wöchentlich zu, damit sie mir kräftigere Speisen bereiten könne, da ich von jeher einen guten Appetit besaß. Eines Abends jedoch sollte dieses stille Leben sein Ende erreichen, und glücklicher Weise war das eher der Fall, als es mir durch seine Einförmigkeit langweilig geworden war. Ich hatte mir bis zu dieser Zeit schon einen Schüler erworben, einen Jungen aus der Nachbarschaft, der die Violine spielen lernen wollte und die Mittel nicht besaß, einen ordentlichen Lehrer zu bezahlen. Ich erbot mich dazu, den Unterricht umsonst zu geben, und so hatte ich Zerstreuung, und indem ich das Bekannte lehrte, lernte ich selbst um so eifriger, um meinem von Natur strebsamen Innern genug zu thun.

An jenem Abend nun, es war in den letzten Tagen des April und ein abscheuliches Regenwetter machte die kothigen Straßen von London unwegsam, ging ich bei halb geschlossenem Fenster in meinem Kämmerchen auf und ab und geigte nach Herzenslust meine Lieblingsstücke, zu denen natürlich die Windsorklage gehörte, die ich mit

seltenem und wahrhaft rührendem Ausdruck spielen gelernt hatte. Da trat mit einem Mal ein Mann an das Fenster heran und suchte in mein niedrig gelegenes Stübchen hineinzuschauen, was ihm jedoch nicht gelang, da er selbst nur sehr klein und dabei ziemlich beleibt und unbeholfen war. Als ich sein Bemühen wahrnahm, ließ ich den Bogen sinken und trat an das Fenster, mit der Frage, was er begehre.

»Sie spielen vortrefflich, junger Mann,« rief er in gebrochenem Englisch, »kann ich Sie Ihren Bogen nicht in der Nähe führen sehen?«

»Kommen Sie herein!« erwiderte ich sogleich und alsbald trat ein Mann in mein Zimmer, dem ich an seinem Gaunergesicht, das einen südländischen Typus trug, gleich hätte anmerken können, daß er ein schlechtes Subject sei. Allein solche Betrachtungen stiegen mir damals noch nicht so schnell auf und die künstlerische Begeisterung vielmehr, die der Fremde an den Tag legte, nahm mich leider unglaublich für ihn ein.

Ich spielte wohl eine Stunde mit Leidenschaft vor ihm das Beste, was ich konnte, und nach dieser Zeit stand er auf, nahm mir lächelnd Geige und Bogen aus der Hand, legte sie selbst auf mein Bett und sagte mit unwiderstehlicher Kennermiene: »Mein junger Freund, Sie spielen für Ihre Jahre wirklich vortrefflich, Ihr Strich ist süperbe und verräth, daß Sie eine gute Schule gehabt. Einige Unterweisung aber dürfte Ihnen nichts schaden und dazu erbiere ich mich jetzt aus freien Stücken, denn ich bin ein ehemaliger erster Geiger aus der Scala zu Mailand. Ich

stehe eben im Begriff, eine Truppe von jungen Musikern zu sammeln, ihr Talent zu regeln und dann mit ihnen verschiedene Ortschaften England's zu besuchen, um Concerte zu geben. Im Herbst will ich nach Brighton gehen und bis dahin muß meine Capelle vollständig und im besten Zustande sein, um aus unsern Aufführungen einen glänzenden Gewinn von den reichen Badegästen zu ziehen. Ihnen, Sir, biete ich die Stelle – als erster Geiger an. Haben Sie Lust, in meiner Gesellschaft und unter meiner Direction etwas Tüchtiges zu lernen und dabei die Welt zu sehen, so schlagen Sie ein; nähere Verabredungen über unser Verhältniß verspare ich auf eine künftige Zeit.«

Ich war von diesem unerwarteten Vorschlage überrascht und zugleich auch erfreut. Was hatte ich denn in London zu versäumen oder gar zu verlieren? War dieser Mann mir vielleicht nicht gerade von der Vorsehung in den Weg geschickt, um mein Streben zu begünstigen und mir zu einer erwünschten Lebensstellung zu verhelfen? Alle diese Fragen schossen mir rasch durch den Kopf und ehe ich selbst wußte, wie es geschah, flog eine bejahende Antwort heraus und ich war Mitglied der Truppe des mailändischen Maestro, der sich mir auf der Stelle sehr gefällig und in jeder Hinsicht als einsichtsvoller Rathgeber erwies. Er lud mich schließlich ein, mich am nächsten Morgen in einem bestimmten Hause in Leicester-Square einzufinden und dort das Nähere zu erfahren, so wie meine neuen Kameraden kennen zu lernen.

Meine Geige im Futteral unter dem Arm, fand ich mich am nächsten Morgen pünktlich in dem bezeichneten Hause ein und traf den Maëstro und ein Dutzend junger Leute, die sämmtlich verschiedene Instrumente spielten und sich bereits mit dem Dirigenten geeinigt hatten. Durch ihr freundliches Entgegenkommen gewonnen, unterschrieb auch ich eine Art Contract, der mir vorgelegt ward und durchaus freie anständige Verpflegung und ein bestimmtes, nicht unansehnliches Honorar verhiess. Von diesem Augenblick an also war ich erster Geiger des Signor Marcaroni, wie der mailändische Herr sich nannte.

Eine alsbald mit uns angestellte Orchesterprobe fiel ziemlich günstig aus, da wir Alle im Stande waren, die uns vorgelegten Noten vom Blatt zu spielen, und von diesem Tage an kamen wir Vor- und Nachmittags auf einige Stunden zusammen, übten und fanden dabei, daß Signor Marcaroni nicht nur ein guter Geiger, sondern auch ein tüchtiger Dirigent sei, was uns großen Muth und die beste Hoffnung für unsre Zukunft einflößte.

In vierzehn Tagen war unser Zusammenspiel so weit gediehen, daß unser Meister uns erklärte, er sei für's Erste zufrieden und er hoffe mit uns Ehre einzulegen. Unsre Reise könne nun ihren Anfang nehmen, nur müßten wir, um größeren Effect hervorzubringen, sämmtlich gleich gekleidet auftreten, und dazu schlug er uns einen Schneiderkünstler vor, mit dem er schon gesprochen hatte, der nur nöthig hätte, uns Maaß zu nehmen, um uns auch in der äußeren Erscheinung als wandernde Musiker darzustellen.

In weniger als acht Tagen war unsere Garderobe fertig. Sie bestand aus hechtgrauen Tuchröcken mit blauen Stahlknöpfen, grünen steifen Kragen und Aufschlägen, desgleichen grüngestreiften Pantalons und einer Art Tyrolerhut mit schwarzer Feder. Nur Signor Marcaroni trug als Capellmeister noch dicke goldene Achselschnüre. So sahen wir ganz fremdartig und also unserm Zwecke entsprechend aus. Das Einzige nur, was uns an diesem Anzuge nicht ganz gefiel, war der Umstand, daß wir ihn aus unsrer eigenen Kasse bezahlen mußten, allein die jugendliche Eitelkeit, in einer hübschen Uniform durch die Welt zu ziehen, besänftigte dieses kleine Mißfallen und wir schritten sämmtlich wohlgemuth unserm unbekanntem Ziele entgegen.

Meine übrigen Habseligkeiten verkaufte ich, mit Ausnahme der Wäsche, so rasch wie möglich und schaffte mir dafür einen kleinen Ranzen an, den ich an zwei Riemen auf dem Rücken trug. An einem dritten Riemen trug ich meinen Violinkasten unter dem linken Arm, und so, den Wanderstab in der Rechten, pilgerte ich getrost in die Fremde, nachdem ich den zärtlichsten Abschied von meiner alten Steuermannswittwe genommen hatte.



Von diesem Augenblick an begann für mich ein ganz neues und anfangs höchst vergnügliches Leben, so daß mein früheres Sehnen in die Ferne und Fremde halb und halb dadurch befriedigt ward. Wir zwölf jungen Leute,

hinter dem immer lustigen und zu Scherzen aufgelegten Anführer herschreitend, durchzogen gemächlich und ohne alle körperlichen Strapazen einen guten Theil des ›grünen‹ Altengland's, noch dazu im schönen Monat Mai, der sich mit seiner lachenden Sonne selber über unser heiteres Völkchen zu freuen schien. Fast alle nördlich und westlich von London gelegenen Grafschaften durchzogen wir nach und nach, mit einziger Ausnahme von Berkshire, welches zu betreten ich mich beharrlich weigerte, da mir daran gelegen war, in Niemandes Nähe zu kommen, der mich von Eton her kennen konnte. In den meisten großen Städten, aber auch allen kleineren Ortschaften führten wir, bald in geschlossenen Räumen, bald auf offener Straße Concerte auf, und fast überall hatten wir leidlichen Zuspruch, so daß unsere Einnahme zufriedenstellend und unser Director ganz vergnügt war. Er zahlte uns anfangs auch unsre Gage richtig aus, allein mit der Zeit fing er hier und da einige Abzüge zu machen an, die man sich noch gefallen ließ, da man sich bewußt war, die Strafen verdient zu haben, die Signor Marcaroni für gewisse künstlerische Fehler in den Concerten verhängt hatte. Auch verpflegte er uns in den ersten Monaten ziemlich anständig, ließ uns nicht zu oft auf Heuböden schlafen und muthete uns keine übermäßigen Anstrengungen zu.

Unter uns jungen Leuten herrschte eine seltene Einigkeit und Verträglichkeit, und traf einmal Dieser und Jener hart zusammen, so versöhnte die Harmonie der Musik die entzweiten Gemüther sehr bald, und außerdem hütete sich Jeder vor lautem Hader und Streit, da gerade

darauf vom Director eine bedeutende Strafe gesetzt war. Sie sehen, der Herr verstand seine Sache, ja, er verstand sie zu seinem Vortheil noch besser, wie wir Alle bald die traurige Erfahrung machen sollten.

Was mich betrifft, so stand ich mit allen meinen Collegen im besten Einvernehmen, denn ich war von Natur nicht streitsüchtig, hatte ein kameradschaftliches Wesen, ließ mich nicht knauserig finden, Diesem oder Jenem, dem das Geld ausgegangen, einen kleinen Vorschuß zu geben, oder auf ein paar Tage frei zu halten, und stimmte alle zur Munterkeit an, wenn einmal schlechtes Wetter eintrat und die langen Märsche den Einen oder Andern doch zuletzt ermüden wollten. Mein bester Freund aber war ein Trompeter, Namens Georgy, ein stiller, friedfertiger Mensch, der aus der Grafschaft Sussex herstammte und mir schon Vielerlei von der schönen Umgebung seines mütterlichen Häuschens in der Nähe von Brighton, in Angesicht der See und in dem Parke eines vornehmen Herrn gelegen, berichtet hatte, so daß ich eine ordentliche Neugierde empfand, das kleine Paradies zu sehen, in welchem er als Adam herumgelaufen war.

Ende Juli waren wir aus unserm weiten Rundgange endlich in Colchester angelangt und nun berief uns Signor Marcaroni eines Tages zusammen und theilte uns feierlichst mit, daß die glänzendste Zeit unserer Künstlerlaufbahn gekommen sei, indem er jetzt beabsichtige, direct nach Brighton zu gehen und in die ruhmreiche Halle

einzuziehen, wohin er für die Dauer der Badesaison berufen sei, und in der er schon zweimal mit fabelhaftem Erfolge ein vortreffliches Orchester dirigirt habe.

So marschirten wir denn leichten Muthes südwärts und trafen zu guter Zeit in dem berühmten Brighton ein, welches damals freilich noch nicht das war, was es jetzt ist, aber doch schon lange die vornehme, schöne und reiche Welt von ganz England anzog.

Was mich betrifft, so lebte ich zu jener Zeit ganz, allein meiner Kunst, und die ganze versammelte Aristokratie Englands, Schottlands und Irlands wäre nicht im Stande gewesen, meine Aufmerksamkeit zu fesseln, wenn mein allmählig erwachender Geist nicht Nahrung genug an dem Treiben der Menschen überhaupt zu finden begonnen hätte. Aber die Beobachtungen, die ich in Brighton zu machen Gelegenheit fand, waren zwar leidlich interessant, doch wenig erfreulicher Art, und sie mögen so ziemlich mit denjenigen übereinstimmen, die man an jedem besuchten Badeorte machen kann. Für Nichtsthuer und Faullenzer mag das Leben daselbst ganz angenehm sein, aber für Menschen, die an Arbeit gewöhnt sind, ist es kaum auszuhalten. Am ekelhaftesten fand ich das Haschen und Ringen nach Oben, das fast Jedermann auf der Stirn geschrieben stand. Der Kaufmann wollte einen Bankier, der Baron einen Grafen, der Graf einen Fürsten vorstellen, und nur der wahre Fürst, seltsam genug, ließ seine unbequemen Standesprivilegien hinter sich und mischte sich unter die Menschen niederen Ranges, um

einmal ein Mensch zu sein wie sie. Und nun die Frauenwelt – daß sich Gott erbarme! welche traurigen Figuren sah ich da vor mir herumstolziren! Die häßlichsten suchten zumeist ihr Heil in der prunkendsten Toilette, die einfachsten Bürgersfrauen gebehrden sich wie die Gemahlinnen unbekannter Potentaten und die aristokratischen Ladies schnappten beinahe vor Hochmuth über, als wäre es das höchste Glück und der edelste Genuß, etwas zu scheinen, was man nicht ist. O wann werden diese Dingerchen von Menschen weise und vernünftig werden? So sehr man es um ihrer selbst willen wünschen muß, daß es recht bald geschehe, so bin ich doch überzeugt, daß es niemals geschehen wird, so lange sie noch auf zwei Beinen über den Erdboden wandeln.

Von meinem Platze aus auf der Musikhalle im Pavilion Grounds, wo wir in der Regel zu verschiedenen Tageszeiten spielten, konnte ich ähnliche Betrachtungen wie die obigen genug anstellen, aber ich wurde dadurch nie von meinem Thema abgebracht und geigte unverdrossen weiter, obwohl nicht wenig erfreut, wenn einmal dieser oder jener Lord mir bei einem Solo freundlich zugrinste oder eine weniger häßliche Dame, als die meisten waren, am Arme ihres Führers mir ihren Beifall durch ein gravitästisches Kopfnicken zu erkennen gab.

Unsre Einnahmen flossen sehr reichlich um diese Zeit, aber merkwürdig, Signor Marcaroni fing gerade jetzt an, knauseriger denn je zu werden, strich ganz unbarmherzig bei dem kleinsten Versehen die höchsten Strafen ein

und enthielt sogar Diesem oder Jenem seine wöchentliche Gage vor, was Einigen von uns den größten Kummer zu verursachen anfang. Auch bei mir versuchte der edle Maestro diesen Zwang oft in Ausführung zu bringen, weniger weil ich einen Fehler gemacht, als weil er bemerkt zu haben glaubte, daß ich besser bei Kasse als alle Uebrigen und also nicht so dringend auf seine Unterstützung angewiesen sei. Allein mein ehemals so reicher Schatz war durch die vielen Märsche bedeutend geschmolzen und ich glaubte daher dieselben Ansprüche auf die gesetzliche Besoldung zu haben wie meine Collegen, was ich ihm auch eines Tages mit dürren Worten ernstlich zu verstehen gab.

Eines Morgens, am Ende der Saison, als die Nebel des Meeres schon die meisten Badegäste verscheucht hatten, sollten wir unsern jetzt monatlich bezahlten Sold empfangen. Wir begaben uns in heiterer Stimmung nach des Directors Wohnung, denn er hatte uns wiederholt versprochen, an diesem Tage auch die Prämien für unsere Mühen zu zahlen und den Ueberfluß seiner Einnahmen brüderlich mit uns zu theilen. Aber wer beschreibt unser grenzenloses Erstaunen, als unser Meister nirgends zu finden war und endlich nach stundenlangem Suchen uns die Kunde ward, daß Signor Marcaroni schon am Abend vorher mit einem Schiffe nach Frankreich absegelt sei.

Wir standen verblüfft vor dem Manne, der uns diese schreckliche Mähre erzählte, und glaubten unsern Ohren nicht trauen zu dürfen. Allein der Berichterstatter, es war der Wirth des Entflohenen, zeigte lachend nach dem

Meere und sagte mit sehr geringem Troste für uns: »Weg ist er und das hat er vor fünf Jahren ebenso gemacht. Gehen Sie ruhig nach Hause, meine jungen Herren, nach Frankreich führt keine Brücke, und hüten Sie sich fernerhin, einem Welschen zu trauen. Ich habe mir meine Wohnung von ihm vorausbezahlen lassen, denn ich kannte ihn schon.«

Dabei klimperte er dämonisch mit dem Gelde in seiner Tasche und kehrte uns den Rücken, wir aber, ganz außer Tact gerathen, schlichen wie krank geschossene Hasen traurig nach Hause und starrten in stiller Verzweiflung nach dem schönen Frankreich hinüber, wo unsere sauer verdienten Schillinge nun vielleicht schon in Franken umgesetzt waren.

Unsere Truppe bestand damals aus vierundzwanzig Personen, von denen zehn erst in Brighton zu uns gestoßen waren. Von dieser Gesamtzahl thaten sich sechszehn zusammen, und faßten den kühnen Entschluß, auf eigene Hand und gemeinschaftliche Rechnung durch das grüne England zu ziehen und ihre wandernden Concerte fortzusetzen. Sechs reisten einzeln ab und es blieben nur zwei in Brighton zurück, der Trompeter und ich, der mich schon lange eingeladen hatte, seiner schönen Heimat bei Gelegenheit einen Besuch abzustatten.

Der arme Junge war am übelsten von uns Allen dran. Er hatte seinen ganzen Erwerb, damit er ihn ja nicht verliere, Signor Marcaroni zur Aufbewahrung übergeben, um, wenn die Saison in Brighton vorüber, seiner elenden Mutter eine reiche Gabe zu bringen, die, wie ich schon

lange wußte, vom Schlagfluß gelähmt, ohne Hülfe und Trost, in ihrer Einsamkeit seiner Heimkehr mit frohen Erwartungen entgegensah.

Er wich nicht von meiner Seite und ergoß seinen Schmerz in den lautesten Klagen über den betrügerischen Mailänder; ich aber, von seinem Elend überwältigt, beschloß, ihn nicht im Stiche zu lassen und ihn mit meinem kleinen Vorrath von Geld zu unterstützen, so lange derselbe reichen würde. War das ein unverzeihlicher Leichtsinn, so muß ich freilich bekennen, daß derselbe für mich sehr unangenehme Folgen hatte, wollen Sie es aber für einen Art menschlicher Gutmüthigkeit oder gar übertriebener Großmuth betrachten, so hören Sie ruhig weiter, welche Belohnung mir bald darauf die Vorsehung dafür zu Theil werden ließ.

Und jetzt, mein lieber Mr. Mildness, bin ich in meinem wechselvollen Leben zu einem Ereigniß gelangt welches einen bedeutsamen Abschnitt in der Wanderlaufbahn desselben bezeichnet, und wenn es Jemand, dem Sie es wieder erzählen, seltsam und abenteuerlich finden sollte, so muß ich bemerken, daß oft seltsam und abenteuerlich erscheint, was sehr natürlich ist, und daß der gesuchteste Roman oft bei Weitem nicht so viele Verwickelungen und Räthsel, wie das Leben selbst und namentlich das Herz des Menschen aufzuweisen hat.

NEUNTES KAPITEL. CHARLES GOODRICK ALS WILDDIEB.

An einem nebligen Morgen brach ich mit meinem guten Georgy von Brighton auf, da uns nun nichts mehr daselbst zurückhielt. Der arme Mensch war trauriger und stiller, denn je, trotzdem er sich früher auf die Heimkehr zu seiner alten Mutter so herzlich gefreut hatte. Allein das Gefühl, mit leeren Händen zu kommen, wo er Freude und Genuß verbreiten zu können gehofft, schnürte ihm die Brust zusammen und füllte seine Phantasie mit düsteren Bildern an. Ich suchte ihn nach Kräften zu trösten, wurde aber, da ich keinen Eindruck auf ihn machte, zuletzt selbst still und schritt im trüben Sinnen meinen Weg dahin, ohne so recht auf die reizende Landschaft zu achten, die uns auf allen Seiten umgab. Wohl weiß ich noch, daß sich zu unsrer Rechten eine anmuthig bewaldete Hügelkette hinzog, daß grüne Hecken und Wiesen vor uns lagen und daß mitunter bei durchblickender Sonne das weite Meer zu unserer Linken aufblitzte und meinen träumerischen Geist auf kurze Zeit sogar lebhaft fesselte. Ach, das Meer, mein alter, süßer Traum! Wie schön war es mir in Brighthon erschienen, als ich es zum ersten Male in aller Ruhe vor mir gesehen, und die Schiffe, die langsam und stolz darauf hinschwebten, wie verlockend hatten sie mich zu sich gewinkt – aber ich widerstand damals noch, hatte ich doch dem verführerischen Elemente Lebewohl gesagt, um meine Zeit und meine ganze Kraft der Erinnerung und Ausübung meiner Kunst zu widmen!

In der Nähe von Arundel endlich begannen die schönen Besitzungen Lord Benmore's, auf denen meines Gefährten Heimat lag. Wir merkten es sehr an dem bessern Anbau, an den kräftigen gleichmäßigen Waldungen, die von Rehen und Hirschen wimmelten, und zuletzt traten wir in ein grünes Gehäge von Hagedorn ein, an dessen westlichem Rande eine unscheinbare Hütte lag, die, von allen freundlicheren Wohnungen abgeschieden, hülflos und verlassen am Wege stand, als habe man sie mit Absicht hierher gesetzt, um ihr jeden Verkehr mit der Menschheit zu erschweren.

Der Vater Georgy's war einst Wildhüter Lord Benmore's gewesen, und nachdem er gestorben, hatte man seiner Wittwe und ihrem Sohn das Gnadenbrod mit dieser Hütte bewilligt, um ihr wenigstens ein Obdach von ihren früheren bessern Verhältnissen übrig zu lassen. Georgy hatte bisher seine Mutter durch seinen Erwerb allein unterstützt, und eine alte Frau aus der Nachbarschaft, die sich in ähnlicher Lage befand, war seit einem Jahr zu ihr gezogen, um sie zu pflegen, da sie sich nur wenig regen konnte. Jetzt nun kam der Sohn nach Hause, ohne Brod und brachte noch dazu einen Fremden mit. Als ich das elende Haus von Weitem liegen sah, blieb ich einen Augenblick stehen, mit der natürlichen Frage auf den Lippen: »Also das ist Deine Heimat, mein armer Georgy, und dahin hast Du mich zu Gaste geladen?«

Ein ähnlicher Gedanke mochte meinem Freunde wohl zu derselben Zeit durch das Hirn schießen, denn er erröthete stark, fing bitterlich zu weinen an und sagte seufzend: »Ach, Verzeihung, Charley, daß ich Dich mit hierher genommen. Aber ich glaubte, Dein freundliches Gesicht und Wesen würde meiner armen Mutter eben so wohlthun wie mir. Da brauchst Dich ja auch nicht lange bei uns aufzuhalten, nur sehen sollst Du, daß ich die Wahrheit sprach, als ich Dir unsere Armuth enthüllte, dann will ich Dich nach dem Parke hinausführen, Du kannst das schöne Schloß betrachten und magst wieder Deinen Fuß weiter setzen, da ich Dir hier nichts zu bieten habe.«

Diese mit thränenden Augen vorgebrachten Worte rührten mich tief, sie bestärkten mich in meinem Entschluß, dem Armen zu helfen, so weit meine Kräfte reichten, und so sprach ich mit ermuthigender Stimme: »Immer wohlauf, Georgy; komm, mach' keine überflüssigen Worte. Laß mich Deine Mutter sehen und dann wollen wir überlegen, was weiter zu thun ist.«

Wir gingen jetzt mit rascherem Schritte auf die Hütte zu und als wir durch die niedrige Thür traten, war ich von der Ordnung und Reinlichkeit überrascht, die in allen Ecken herrschten, da ich mir dieselben mit so großer Armuth verbunden nicht vorgestellt hatte. Auf einem kleinen, aber reinlichen Bett lag die arme alte Mutter meines Freundes und an einem flackernden Heerde daneben kochte eine ehrlich aussehende Alte eine Suppe, die fast

appetitlich roch. Doch will ich mich bei der ersten Begegnung von Mutter und Sohn nicht aufhalten, sie war rührend, und wohl eine halbe Stunde wurden Fragen und Antworten zwischen ihnen ausgetauscht, die der Mutter endlich das Unglück enthüllten, unter dessen Wucht ihr einziger Ernährer jetzt in ihre Hütte trat. Die Frau zeigte sich wunderbar gefaßt, was mich noch mehr für sie einnahm, sie faltete nur die Hände vor der Brust zusammen, und starrte nach der Zimmerdecke mit einem fragenden Blick empor, der mir im wahren Sinne des Wortes durch die Seele schnitt.

Jetzt glaubte ich endlich auch ein paar Worte reden zu müssen und ich tröstete sie, so gut ich konnte, indem ich zuletzt hinzufügte, daß sie nicht ganz verzweifeln solle, da ich im Besitze einigen Geldes sei und als Freund ihres Sohnes, den ich achten gelernt, mir die Erlaubniß ausbäte, mit ihr und ihm meinen Besitz theilen zu dürfen.

Die Frau schaute mich mit fast unglaublicher Miene bei diesen Worten an, lächelte mir dann zu und sagte: »Ach, Sie sind sehr gütig, Sir, aber verzweifeln werde ich gewiß nicht. Ach nein, dazu läßt es der liebe Gott nicht kommen, er schickt mir ja in diesem Augenblick wieder eine Hülfe, auf die wir nicht rechnen konnten, und so möge er es mit Ihnen auch thun, wenn Sie einmal in Noth sind wie wir.«

Diese liebevollen und christlichen Worte gewannen der Armen den Rest meines Herzens und ich gelobte mir

im Stillen, nicht eher von ihr zu weichen, als bis Georgy eine neue Erwerbsquelle gefunden habe. O, ich dachte damals so wenig an mich, daß ich es sogar für eine Pflicht hielt, also zu handeln, obgleich meine Verhältnisse der Art waren, daß es mir nahe lag, zuerst an meinen eigenen Magen zu denken, bevor ich den von fremden Personen zu füllen begann.

Zehn Minuten später hatte ich Georgy einige Pfund Sterling in kleiner Münze eingehändigt und dieser beauftragte die Pflegerin seiner Mutter, in der nächsten Ortschaft verschiedene Einkäufe von Eßwaaren zu machen. Am Nachmittag schon hatte diese Alles nach Wunsch besorgt, wir aßen und waren guter Dinge bis an den späten Abend, so daß mir selbst die Nacht, vor der ich mich schon gefürchtet, auf einem Bunde Heu und Stroh in einer winzigen Kammer ganz behaglich verstrich.

So blieb ich mehrere Tage ein Mitglied der Familie in dem Häuschen, unternahm mit Georgy fleißig Streifereien in die nahe und ferne Umgebung und besah mir die schöne Gegend, den großen Park und das fürstliche Schloß des reichen Lords ziemlich genau. Eines Tages kamen wir etwas spät von einer solchen Excursion zurück und fanden ein gebratenes Kaninchen vor, welches die alte Frau irgend wo erhandelt und zu unserm gemeinschaftlichen Mittagstisch zugerichtet hatte. Es war nur ein sehr kleiner Braten und wir jungen Leute brachten einen tüchtigen Appetit mit heim; da aber Brod zur Genüge vorhanden, sättigten wir uns dennoch und tranken

alle Vier eine Flasche Porter dazu, die wir selber in einem am Wege gelegenen Wirthshause gekauft hatten.

»Wie hat Ihnen das Kaninchen geschmeckt?« fragte ich nach dem Essen die Mutter meines Freundes, die eine unendliche Zärtlichkeit an den Tag legte, sobald ich nur, an ihr Lager trat. »Es hat mir sehr gut geschmeckt, Sir,« erwiderte sie, »aber das Fleisch bekommt mir leider nie, so weich es ist. Ach, als mein seliger Mann noch lebte, gab er mir, wenn ich krank war, Reh- oder Hirschfleisch zu essen, und das verlieh mir stets eine solche Kraft, daß ich mich bald wohler danach fühlte. Doch, diese guten Zeiten sind jetzt vorüber und kommen nicht wieder.«

Ich schwieg nachdenklich, und von diesem Augenblick an verließ mich der Gedanke nicht, der armen Frau Rehfleisch zu verschaffen, indem ich die seltsame Hoffnung hegte, das werde ihr auch jetzt die geschwundene Kraft wiedergeben. Auch sprach ich Georgy darüber und fragte ihn, wie Reh- oder Hirschfleisch zu beschaffen wäre. Er antwortete mir, daß man dies nur auf dem Schlosse erhalten könne, wo es allerdings im Ueberfluß vorhanden sei, da fast alle Tage Jagden stattfänden und der Haushofmeister das geschossene Wild zum großen Theil zu guten Preisen verkaufe.

»Nichts von kaufen,« erwiderte ich mit einer Anwendung kindischen Stolzes; »Lord Benmore ist reich genug, Deiner kranken Mutter ein ganzes Reh zu schenken; und wenn ich an Deiner Stelle wäre, so ginge ich 'mal hinauf, träte ihn mit einer Bitte an und nähme seine Menschenfreundlichkeit in Anspruch.«

Georgy senkte den Kopf. Ich drang aber schärfer in ihn und schon am Abend dieses Tages machte er sich auf den Weg, um den Lord aufzusuchen, der gerade im Schlosse anwesend war.

Nach etwa einer Stunde kam mein Freund betrübten Angesichts und höchst niedergeschlagen nach Hause zurück. Lord Benmore, erzählte er, sei freilich anwesend, aber man könne nicht zu ihm gelangen, da das Haus voller Gäste sei. Darauf habe er den Haushofmeister aufgesucht, ihm den Wunsch seiner Mutter vorgetragen und um ein Stück Wild gebeten. Der Haushofmeister aber habe ihn heftig gescholten, ihn einen Herumtreiber genannt und endlich mit den drohenden Worten fortgeschickt: wenn er sich etwa einfallen lasse, bei Gelegenheit auf Wilddieberei auszugehen, so solle ihm das übel bekommen, die Gesetze würden streng gehandhabt und er werde ihn sicher zu finden wissen.

Diese Mittheilung, obwohl sie mich empörte, gab mir plötzlich einen neuen Gedanken ein. Ich hatte eigentlich, keinen Begriff davon, was Wilddieberei sei, aber es mußte sich doch Wild auf diese Weise erlangen lassen, sonst hätte der gestrenge Herr Haushofmeister ja nicht jene Warnung ausgesprochen. Ich sprach mit Georgy darüber und dieserklärte mich nun über den Sachverhalt auf. Jedoch überzeugte er mich durchaus nicht, daß es ein Unrecht sei, auf irgend eine Weise seiner Mutter ein Stück Rehfleisch zu besorgen, und daß ich selbst nach dem Schloß gehen und mir ein solches kaufen könne, fiel mir wohl ein, allein ich stand aus einem seltsamen Stolze

davon ab und beschloß vielmehr bei mir, koste es was es wolle, mir auf eigene Faust und ohne den harten Haushofmeister noch einmal anzugehen, einen Rehbraten zu verschaffen.

Leider war mir die Gelegenheit zu solchem Thun nur zu günstig. Die umliegenden Waldungen wimmelten von Wild aller Art, das die Gäste des Lords zu ihrem Vergnügen tagtäglich niederschossen, und ich fand es in meinem damaligen Sinn nicht für verwerflich, dasselbe zu thun, wenn ich einer armen kranken Frau damit einen Genuß bereiten könne. Außerdem aber befand sich im Hause meines Freundes, als einzige Hinterlassenschaft des verstorbenen Wildhüters, eine gute Flinte, nebst Pulver und Kugeln, und da wir Knaben in Eton mit Gewehren umgehen gelernt und oft genug nach der Scheibe geschossen hatten, so stand mein Entschluß bald fest, in einer der nächsten Nächte das Werk zu vollbringen und am Morgen darauf mit einem schönen Braten vor das Krankenbett meiner Wirthin zu treten.

Unbekümmert um die möglichen Folgen, denn ich war ja mit dem glücklichsten Leichtsinn von der Welt begabt, ging ich heimlich zu Werke, und ohne meinen schon schlafenden Freund zu wecken, stahl ich mich in der nächsten mond hellen Nacht hinaus und schlich geräuschlos mit einer geladenen Flinte in die nahegelegene Waldung, in der festen Ueberzeugung, nun könne mir kein Reh mehr entgehen.

Mein geheimnißvolles Werk begann günstig. Die Nacht war hell, reichliches Unterholz verbarg mich und ich

stand sicher in einen laubartigen Versteck, welches man eigens für mich angelegt zu haben schien, vor mir eine Art Lichtung, an deren äußerstem Rande ich auch bald Rehe und Hirsche vorübergehen zu sehen glaubte. Allein sie blieben mir noch allzu fern und da ich bei der schwachen Beleuchtung meines Schusses nicht ganz sicher war, wartete ich geraume Zeit, nicht darauf achtend, daß der Mond tiefer und tiefer sank und das Morgengrauen schon am östlichen Himmel heraufzusteigen begann.

Endlich ging ein kleines Reh in richtiger Schußweite an mir vorüber, hie und da einen schmackhaften Grasbüschel vom Boden rupfend. Schon hob ich die Flinte an die Wange und griff mit der Rechten nach dem Drücker, als sich – denken Sie sich meine Ueberraschung – plötzlich eine feste Hand auf meine Schulter legte und eine laute frische Stimme sagte: »Halt, mein Bursche, das wäre Dir beinahe gelungen, wenn ich nicht dazwischen gekommen wäre, wie?«

Weniger erschrocken als erstaunt, ließ ich mein Gewehr sinken, drehte mich rasch um und sah einen gewaltig starken und langen Mann mit Gewehr und Jagdtasche beladen, hinter mir stehen.

»Aha,« fuhr er fort, »ja, sieh mich nur mit Deinen großen Glotzaugen so unverschämt an, Du bist doch der, dem ich schon so lange vergebens aufgelauert habe – wie viel Rehe Seiner Herrlichkeit hast Du in den letzten vier Wochen kalt gemacht, he?«

»Noch gar keins,« erwiderte ich etwas kurz und hastig, da mich die spöttische Miene des Mannes verletzte. »Dies

sollte das erste sein und leider habe ich meinen Zweck nicht erreicht.«

»Leider? So! Also Du bist großmüthig und hartnäckig obendrein? »Na warte, mein Jüngelchen. Sieh 'mal her, sind das nicht ein paar hübsche neue Stricke, Herr? Reich 'mal die Hand her und laß sie Dir binden, und wenn Du es nicht gutwillig thust, so wird der Mann, der da drüben steht – ja, schau nur hin – Dir die Arme in die Schlinge stecken helfen, he?«

Ich wandte mich nach der Seite um, wohin der Sprechende deutete, und sah in der That noch einen Jäger herbeikommen der seinem Kameraden schon von Weitem lachend zurief: »Glückauf! Hast Du ihn endlich erwischt?«

»Ja, Tom, komm nur heran, der Bursche thut trotzig, aber wir werden ihn bei Wasser und Brod schon mürbe kriegen.«

Auch diese schlimmen Worte brachten mich eben so wenig aus der Fassung, wie das Erscheinen des zweiten Jägers, nur gefiel mir der emporgehaltene Strick nicht, womit er meine Arme zusammenschnüren wollte. »Binden Sie meine Arme nicht, Sir,« sagte ich ruhiger, »ich bin der Fesseln nicht gewohnt und habe noch nie welche getragen. Ich will mit Ihnen gehen, wohin Sie wollen, aber binden dürfen Sie mich nicht.«

»Nicht? *Darf* ich nicht und Du *willst* mit uns gehen? Ei, Du *mußt* ja! Aber Du sprichst jetzt aus einer anderen Tonart als vorher, und diese letzte gefällt mir besser. So komm denn mit uns, doch merke Dir: beim ersten Schritt,

den Du seitwärts machst, geht Dir meine Kugel durch den Leib, he?«

Dabei nahm er mir gelassen meine Flinte ab und ich folgte den Männern, die mich zwischen sich nahmen, Schritt vor Schritt, bei Weitem mehr betrübt, daß ich Georgy's Mutter keinen Rehbraten bringen konnte, als daß ich in die Hände dieser Menschen gefallen war, die mir, meiner Meinung nach, auf keine Weise etwas zu Leide thun konnten.

»Wie ist denn Dein Name, mein Sohn?« fragte mich unterwegs der erste Jäger wieder, »Du siehst mir etwas fremdländisch aus –«

»Daß ich kein Fremder bin, beweist Ihnen meine Sprache,« erwiderte ich, »aber ich bin nicht gewohnt, *Du* angedet zu werden. Ich bitte Sie also, mich so zu nennen, wie ich Sie nenne.«

»Oho! Schon wieder trotzig? Und Deinen Namen willst Du nicht sagen? So, na, dann schweig' jetzt, in einer Viertelstunde sind wir zu Haus und da wollen wir schon hinter Deine Schliche kommen.«

Weiter wurde unterwegs nichts gesprochen und ich achtete weder auf den Weg, noch auf meine Umgebung, so sehr waren alle meine Gedanken auf Georgy gerichtet, der sich mit seiner Mutter gewiß nicht erklären konnte, was aus mir geworden war, und der am Ende denken mochte, ich habe mich auf und davon gemacht, um von seiner armen Hütte fortzukommen. In einer Viertelstunde hatten wir ein niedliches Waldhäuschen erreicht

und eben hatte man mich in ein mit Geweihen verzier-
tes Zimmer zu ebener Erde gebracht, als zwei Herren,
von einem frühen Jagdausflug, wie es schien, zurückkeh-
rend, an dem Häuschen vorübergehen wollten, das, wie
ich jetzt aus dem Fenster sah, am Wege nach dem Schlos-
se Lord Benmore's lag.

Während nun mein zweiter schweigsamer Jäger zu
meiner Ueberwachung, was ganz unnöthig war, bei mir
im Zimmer blieb, ging der gesprächige sogleich hinaus
und ich hörte ihn mit lauter Stimme den einen Herrn ›Eu-
er Herrlichkeit‹ anreden und dann erzählen, daß er und
Tom so eben glücklich einen Wilddieb erwischt hätten.

»Wer ist es denn?« fragte eine ruhige und kalte Stim-
me, die unzweifelhaft dem Lord angehören mußte.

»Ja, das will er nicht verrathen, Mylord, der Bursche
ist trotzig, auch wollte er sich nicht binden lassen, weil er
des Stricks nicht gewohnt sei, wie er sagte, und so haben
wir ihn hergebracht. Tom sitzt als Wache bei ihm.«

Gleich darauf öffnete der Jäger dienstfertig die Thür
und ein Mann von hoher, ansehnlicher Gestalt, in mittl-
ren Jahren und mit ganz glatt geschorenem Gesicht trat
herein. Den Hut behielt er auf dem Kopf und seine Büch-
se gab er dem Jäger, der mich gefangen genommen hatte
und hinter ihm in's Zimmer getreten war.

Ich stand in der Nähe des Fensters, hielt meinen Ty-
rolerhut in der Hand und verbeugte mich vor der statt-
lichen Erscheinung des Lords, in dessen gelblichem Ge-
sicht ein Zug gemäßigten Hochmuths, gemischt mit cyni-
schem Sarkasmus lag. Er warf einen flüchtigen Blick auf

mich und ließ sich, wahrscheinlich von der Jagd ermüdet, auf einen Stuhl nicht weit von mir entfernt nieder.

»So,« sagte er dann mit einer etwas näselnden Stimme, »also er will seinen Namen nicht nennen? Das wollen wir von ihm selber hören. Sieh mich an, Bursch! Wie kommst Du dazu, auf meinem Gebiete zu jagen, denn Du weißt doch, daß die Hirsche im Park mir, dem Lord Benmore, gehören?«

»Das weiß ich allerdings, Mylord!« lautete meine höfliche Antwort.

»Nun also. Was hat Dich zu Deinem Thun veranlaßt, frage ich?«

»Das Elend einer armen Frau,« sprach ich nun dreist, »die einst das Weib eines Ihrer Diener war und jetzt, vergessen und verlassen von aller Welt, auf dem Siechbette liegt. Sie bedurfte einer kräftigen Nahrung, und da Ihr Haushofmeister die demüthige Bitte ihres Sohnes abschlug, ihr ein Stück Fleisch zu geben, wovon so viel täglich auf dem Schlosse vergeudet wird, so nahm ich mich ihrer an und wollte ihr das Nothwendige verschaffen.«

Lord Benmore machte ein etwas langes Gesicht. Es war ihm offenbar nicht ganz recht, daß ich dies in Gegenwart seiner Diener so nachdrücklich und fast empfindlich sprach. »Von welchem Diener sprechen Sie, Sir,« fragte er plötzlich mit ganz anderem Tone, da ihm vielleicht der Ausdruck meiner Sprache aufgefallen war. »Wem hat mein Haushofmeister ein Stück Fleisch abgeschlagen?«

»Dem Sohne Ihres ehemaligen Wildhüters, Georgy Preston mit Namen, und seine alte Mutter wohnt eine halbe Meile von hier am Gehäge Ihres Parks.«

Seine Herrlichkeit sann einige Augenblicke nach, dann fuhr er etwas lebhafter fort: »Ich werde das untersuchen lassen und wehe Ihnen, wenn Sie die Unwahrheit gesprochen. Jetzt aber nennen Sie mir Ihren Namen und Stand, damit ich endlich weiß, wen ich vor mir habe.«

Mein Auge glitt langsam auf die beiden, wie Schweißhunde aufhorchenden Jäger, die sich immer näher an uns herangedrängt hatten. »Ich will Ihnen meinen Namen und Stand nennen,« versetzte ich, »aber nicht in Gegenwart dieser Männer, Mylord.«

Der Lord erröthete leicht und, den beiden Jägern einen Wink mit der Hand gebend, die sogleich das Zimmer verließen, wandte er sich mit fragendem Blick neugierig zu mir hin und sagte: »Nun?«

»Ich bin Charles Goodrick, der Sohn Sir Henry Goodrick's auf Doward-Court in Herefordshire!« sagte ich langsam und bedächtig. »Einst war ich Etonschüler, jetzt bin ich Musicus und verdiene mir mein Brod selbst, da meine Verwandten sich von mir losgesagt haben.«

Lord Benmore zuckte bei diesen Worten anfänglich zusammen, als erstaune er; alsbald aber lachte er laut auf und strich sich mit seiner feinen Hand flüchtig über das Gesicht. Dann aber, als hebe er zum ersten Male sein Auge gegen mich auf, sah er scharf in mein Gesicht, in mein Auge und indem er zuletzt auf meinem Haar haften blieb,

sagte er fast betroffen: »Das ist seltsam, höchst seltsam, wenn es *wahr* ist, – bei Sanct George!«

»Es *ist* wahr!« sprach ich ruhig und fest und blickte tief in das graue und mich durchbohrende Auge des Lords.

»Das wollen wir gleich sehen,« rief er, plötzlich vom Stuhle aufspringend, »*die* Probe können wir anstellen. Hollah, da draußen, Tom« – der gerufene Mann trat sogleich in das Zimmer – »geh auf der Stelle nach dem Schloß und rufe den Major hierher, mit dem ich eben des Weges kam. Er kann die Halle noch nicht erreicht haben. Schnell!«

Der Mann ging rasch wieder hinaus und auch der Lord folgte ihm bald, indem er mich in einer seltsamen Spannung zurückließ. Ich hatte seine Worte wohl deutlich vernommen, aber ihren Sinn verstand ich nicht. Es lag für mich etwas Unerklärliches, Geheimnißvolles darin und ich gestehe gern, daß mich ein unwillkürlicher Schauer ergriff, als stände mir jetzt erst eine große Gefahr bevor.

Wie lange ich so allein in dem stillen Zimmer stand, weiß ich nicht, doch schien es mir ziemlich lange zu dauern, bis ich eilige Schritte vor der Thür vernahm. Sie öffnete sich heftig und ein kräftiger Mann mit breiten Schultern, auf seinem starken, krausen eisgrauen Haar einen weißen Filzhut tragend, trat herein, ein Mann, der in seinem ganzen Wesen etwas Rasches, Entschiedenes und in seinem herrischen Gesicht etwas Gewaltthätiges hatte, vor dem ich instinctartig zurückbebte, während seine wilden Augen mich funkelnd und unheimlich anstarrten.

Er blieb an der Thür stehen und betrachtete mich lange und aufmerksam. Ich wich einen Schritt zurück, denn nun wußte ich plötzlich, vor Wem ich stand. Ich hatte meinen Bruder nur als Kind und seitdem nie wiedergesehen, und doch erkannte ich ihn auf der Stelle, oder vielmehr ein dunkles Gefühl flüsterte mir zu: »Das ist Everard Goodrick, Dein Bruder, Charley!«

Major Everard trug eine starke Reitgerte von Kautschuk in der Hand, deren Beben von seiner inneren Aufregung zeugte. »Bube, jetzt also auch Wilddieb; schändest Du so den Namen Deiner Familie?« knirschte er mehr, als er sprach, und sein Auge sprühte verzehrende Flammen gegen mich aus. »Ist es wahr, bist Du Charles Goodrick, den ich schon so lange verfolge, ohne ihn erreichen zu können? Sprich Ja oder Nein, es hängt Dein Leben von diesem Ausspruch ab.«

Da hatte ich meine ganze Ruhe wieder gewonnen. Dieses Worte hatten mich wunderbarer Weise von aller Angst befreit. Jedes Band, welches meinen Bruder und mich bisher noch verknüpft hatte, war durch diese unseligen Worte, die ich nie verzeihen konnte, in meinen Augen zerrissen und der vor mir stehende Mann war mir nichts als ein Fremder, den der Zufall, die Woge des Schicksals mir in den Weg geworfen und mit dem ich mich nun so gut abzufinden hatte, wie es möglich war.

»Sie wollen ein Ja oder Nein von mir hören, Sir,« sagte ich fest und stolz, »aber ich fühle mich nicht geneigt, weder das eine noch das andere auszusprechen, bevor

Sie nicht die Worte ›Bube‹ und ›schänden‹ zurückgenommen haben, die aus Ihrem Munde mir gegenüber wie ein Hohn auf die Natur selbst klingen. Wenn ich, Charles Goodrick, meinen Bruder Everard erkenne, den ich seit zwölf Jahren nicht gesehen –«

Er ließ mich nicht weiter sprechen; der böse Mann schäumte fast vor Zorn und Aufregung. Von seiner jähen Leidenschaftlichkeit übermannt, that er heftig einen Schritt auf mich zu und, mit seiner Gerte einen mächtigen Schlag nach meinem Kopfe führend, gab er mir damit den sprechenden Beweis, daß er kein Recht hatte, von mir geliebt zu werden. Aber ich war gewandt und schnell, und als ich den Hieb kommen sah, sprang ich zur Seite, doch nicht rasch genug, und die scharfe Spitze der Gerte traf meinen Hals, und meine danach fassende Hand färbte sich sogleich mit Blut. Als ich jedoch dieser Blutes ansichtig ward, schien mir die Besinnung zu schwinden. Ich sprang wie ein verwundeter Löwe auf den viel stärkeren Mann los und mit einem gewaltigen Ruck riß ich ihm die Peitsche aus der Hand. Einen Augenblick später sauste sie schon wuchtig durch die Luft, aber in diesem schrecklichen Moment kam mir die Besinnung wieder und blitzschnell tauchte in mir der Gedanke auf: »Er ist Deines Vaters Sohn!« und meine Ruthe sank, ohne ihn berührt zu haben, dicht an seiner Seite nieder.

Mein Bruder stand völlig verduzt vor mir, meine unerwartete Kühnheit mußte ihm imponirt haben; vielleicht auch hatte das Blut, das er von meinem Halse herabträufeln sah, seine Heftigkeit gebrochen.

»Mr. Goodrick,« sagte ich da mit vor Aufregung fast schluchzender Stimme, »Sie haben den Sohn Ihres Vaters blutig geschlagen. Merken Sie sich das. Ich will mich nicht rächen, dafür bin ich zu stolz, und das Andenken an meinen Vater verbietet mir diese Rache. Zwischen uns hat noch nie brüderliche Liebe gewaltet und Sie haben mich, den Sie gar nicht kannten, der Ihnen nie etwas zu Leide gethan, übel behandelt von Jugend an. Durch Ihr liebloses Benehmen gegen mich bin ich geworden, was ich bin, aber selbst Ihre heutige brutale Handlung kann mich von meinem eingeschlagenen Weg nicht ablenken und ich werde auch ohne Sie an das Ziel gelangen, welches mir bestimmt ist. Was wünschen Sie nun noch weiter von mir?«

Everard war bleich geworden wie Marmor und regte sich kaum. Nur seine Augen funkelten mich noch immer wild an und endlich brachte er ungefähr folgende Worte über seine zitternden Lippen. »Bube,« rief er, »ich will Dich heute nicht weiter bestrafen, aber Deinem Richter wirst Du nicht entlaufen. Zieh' Deiner Wege denn und komm mir nicht zum zweiten Mal in den Weg, denn bis dahin dürfte Deine Rechnung etwas stark angelaufen sein. In den Augen der Welt werde ich Dich aber schon vorher unschädlich für mich zu machen wissen. Und rückwärts zur Thür hinausgehend, als fürchte er noch einen Ueberfall von mir, verschwand er vor meinen Augen wie ein böses Gespenst und es war mir, als ich ihn gehen sah, als fiele mir ein centnerschwerer Stein

von der Brust und ich athmete laut und tief und brach dann in ein maaßloses Weinen aus. –

Sir Charles hielt hier in seiner Erzählung einige Augenblicke inne und bedeckte sich mit beiden Händen das Gesicht, von dem dicke Schweißperlen niederrieselten. So sehr hatte ihn die lebhaftere Erinnerung an jene Zeit, und die Mittheilung seiner Erlebnisse angegriffen. Mr. Mildness dagegen stand ruhig von seinem Platze auf, legte sanft die Hand auf seines Freundes Kopf und sagte: »Beruhigen Sie sich, Sir Charles – das böse Gespenst Ihrer Jugend ist wirklich verschwunden und kehrt niemals wieder.«

Da ließ Sir Charles seine Hände vom Gesicht fallen, nickte seinem Freunde beistimmend zu und lächelte, wie ein Mensch, der zum Bewußtsein kommt, daß, was ihn gepeinigt, nur ein böser Traum gewesen. »Ja,« sagte er, »Sie haben Recht, es kehrt niemals wieder und Gott sei dafür gedankt. Damals aber, ach, mein Freund, war ich in einer trostlosen Lage. Doch so weit bin ich noch nicht und ich muß Ihnen erst berichten, wie ich nach Georgy's Hause kam. Bald nachdem mich der Major verlassen, trat der Jäger, der mich gefangen genommen hatte, mit erstaunter Miene in mein Zimmer und sagte, indem er einen sonderbaren Blick auf mich warf: ›Sie können gehen, Sir, wohin Sie wollen, Sie sind frei, und hier haben Sie sogar Ihre Flinte wieder, die Sie hoffentlich nicht wieder auf Mylords Gebiet gebrauchen werden. Zu Frau Preston aber wird Jemand vom Schlosse kommen und sich nach ihren Bedürfnissen erkundigen. Leben Sie wohl, Sir.«

Ich war also frei, aber in meinem damaligen Gemüths-
zustand war ich nicht erfreut darüber, sondern ich ging
dumpf und still aus dem Hause und verfolgte den Weg,
wie er vor mir lag, ohne mich ein einziges Mal nach
irgend einem Gegenstand umzusehen. Wie im Traum,
wandelte ich so dahin und noch heute weiß ich nicht,
wie ich den mir unbekanntem Weg nach Georgy's Hause
gefunden habe. Nur so viel weiß ich, daß ich mich im In-
nern wie vernichtet fühlte. Gedankenlos und von tausend
quälenden Empfindungen durchzittert, schritt ich immer
weiter und sah mich plötzlich vor der ärmlichen Hütte
stehen. Ich ging hinein, begab mich in unsere Schlaf-
kammer und fand sie leer. Behutsam hing ich die Flinte
an ihren Haken, als wäre sie niemals herunter genom-
men, und dann erst, nachdem ich mir sorgsam das Blut
am Halse abgewaschen, begab ich mich in die Stube der
Kranken, um ihr einen guten Morgen zu wünschen.

Sie war erstaunt, mich erst jetzt zu sehen, und erzählte
mir, daß ihr Sohn seit zwei Stunden fortgegangen wäre,
um mich zu suchen.

»Wo sind Sie so früh gewesen. Sir?« fragte sie schließ-
lich.

»Lassen Sie mir mein kleines Geheimniß,« erwiderte
ich, »und denken Sie, daß ich einen frühen Spaziergang
gemacht. Jetzt werde ich gehen und Georgy suchen.«

Das that ich denn auch und bald hatte ich ihn gefun-
den und auf sein Befragen erklärt, daß ich selbst auf dem
Schlosse gewesen sei und Lord Benmore den Zustand sei-
ner Mutter enthüllt habe. Diese Mittheilung glaubte er

nach einigen Stunden um so mehr, als zu dieser Zeit ein Bote vom Schlosse kam, seiner Mutter eine frische Rehekeule brachte und sich im Auftrage seines Herrn nach dem Befinden der Kranken erkundigte. Am andern Tage erschien der Haushofmeister selber, händigte der alten Frau ein Geldgeschenk ein und theilte ihr die frohe Kunde mit, daß Lord Benmore ihr von jetzt an wöchentlich vier Schillinge ausgesetzt habe, die ihr pünktlich verabreicht werden würden.

So hatte ich denn doch durch meinen Einfall Gutes für die arme Familie erwirkt und Alle dankten mir mit überströmenden Herzen. Als ich zwei Tage später von ihr schied – länger duldete es mich daselbst nicht – begleiteten mich die heißen Segenswünsche der alten Frau auf meinen ferneren Wegen, und Georgy drückte mir beim Abschiede so herzlich die Hand, daß ich ihn bitten mußte, mir nicht die Finger zu zerbrechen, da ich sie noch sehr nothwendig zu meinem Geigenspiel gebrauchen würde.

ZEHNTES KAPITEL. CHARLES GOODRICK ALS SCHMUGGLER.

Zwei Tage später saß ich, die Geige im Futteral neben mir, mit schon wieder etwas erleichtertem Herzen am Hafen zu Portsmouth. Am Ende des östlichen Walles, wo jetzt die herrlichsten Spaziergänge sich herumziehen, lag damals ein niedliches Wirthshaus, vor dessen Thür etwas seitwärts ein Tisch und eine Bank standen,

von wo aus man den Ueberblick über das gesammte Treiben im Hafen genoß. Während rechts vor mir die Küste der Insel Wight mit ihren Thürmen in matten Umrissen aus den Fluthen hervorragte, dehnte sich links hin das Meer weit aus, und da der Novembertag zwar nicht sonnenklar, aber doch mäßig hell, und die Temperatur überaus milde war, freute ich mich des schönen Anblicks und ein jugendliches Sehnen und Drängen in's Weite kam noch einmal in verstärktem Maaße über mich. O, wie lustig schwebten die großen Kriegsfahrzeuge auf der Rheide von Spithead auf und ab und wie einladend blickten die zahllosen Segel anderer Schiffe von allen Größen und Arten herüber, die voraus und meinen Augen bald näher bald ferner dahinzogen oder vor Anker lagen und theils ihre Fracht löschten, theils mit neuen Ballen, Tonnen und Kisten beladen wurden, um bald über ferne Meere zu gleiten und mit ihrer Flagge Englands Größe und Macht allen Nationen zu zeigen.

Es ging gegen zwölf Uhr Mittags und ich saß ganz allein auf der Bank am Tisch. Ich hatte mir einen Krug Porter bestellt, da ich gerade ein Bedürfniß nach etwas Kräftigem fühlte, obgleich mir die Ausgabe schwer ankam, denn ich hatte nur noch ein Pfund und drei Schillinge in der Tasche. Es dauerte etwas lange, bis die Kellnerin mir das Bier brachte, als sie aber endlich kam, legte sie die Times mit hin und sagte: »Hier, Sir, ist Bier für den Durst und für die Langeweile die Zeitung. Beides ist noch ganz frisch und naß und ich wünsche Ihnen guten Appetit zum Trinken und Lesen.«

Ich weiß nicht, warum mir das schnippische Wesen des Mädchens besonders auffiel, aber es lag etwas in ihrer Stimme, was mich besorgt machte. Nachdem ich einen tiefen Zug aus dem Bierkrüge gethan, griff ich mechanisch nach der Zeitung, schlug sie auseinander und richtete meine Blicke darauf. Die politischen Nachrichten interessirten mich damals noch nicht und so wandte ich mich den Privatmittheilungen zu, die man in dem berühmten Blatte stets in reichlicher Anzahl findet. Kaum aber hatte ich meine Augen darauf geworfen, so erschrak ich heftig, denn ich glaubte meinen eigenen Namen in einer der Reihen erblickt zu haben. Und so war es auch. Folgendermaßen lauteten die Worte, die ich mit klopfendem Herzen und unaussprechlich beklommen las.

»Wie wir hören, treibt sich ein schlechtes Subject unter dem Namen ›Charles Goodrick‹ in Gestalt eines wandernden Musicus in den südlichen Grafschaften herum. Die Familie des ehrenwerthen Sir William Goodrick, die ihren jüngsten Sprößling desselben Namens aus den Augen verloren, der, wahrscheinlich um seiner Liebhaberei zu fröhnen, zur See nach irgend einer Colonie gegangen ist, hat sich genöthigt gesehen, Nachforschungen über jenen Musicus anstellen zu lassen. Es ist jetzt unzweifelhaft dargethan, daß derselbe obgenannten Namen fälschlich angenommen hat und sich als Abkömmling einer so geachteten Familie zu gebehden die Frechheit besitzt. Wir geben hierüber unsere gerechte Entrüstung zu erkennen

und fordern hiermit alle Behörden des In- und Auslandes auf, besagten Musicus, wo er betroffen wird, zu verhaften und nach London zu senden, wo wir denselben als einen Betrüger entlarven, und seinem Richter übergeben werden. London. November 182*. Im Auftrage Mr. Everard Goodrick's. Oxfordstreet u. s. w.« Hierzu war ein Signalement gefügt, welches fast auf ein Haar mit der Erscheinung übereinstimmte, wie ich sie damals bot.

Mir fiel das unselige Blatt aus der Hand und ich saß abermals wie vernichtet da. Eine solche entehrende Strafe hatte mein Leichtsinn denn doch gewiß nicht verdient; darüber war ich bald mit mir einig und ich fand darin den einzigen Trost, den es für mich gab. Aber flugs hatte ich meinen Geigenkasten von der Bank genommen und unter dieselbe geschoben, aus Furcht, es möchte Jemand bereits jene Anzeige gelesen haben und durch mein Instrument auf mich aufmerksam geworden sein. Schon hatte ich einen noch tieferen Zug aus meinem Bierkrüge gethan, um ihn nur bald zu leeren und Gott weiß wohin meinen Wanderstab weiter zu setzen, als von der Stadt her ein Mann sich langsam näherte und, mir freundlich zunickend, sich sogleich an meiner Seite niederließ. Es war offenbar ein Seemann und zwar von achtbarem Aussehen, den ich sogleich für den Capitain eines kleinen Handelsschiffes hielt. Er war sehr sauber gekleidet, hatte ein wetterbraunes, höchst gutmüthiges Gesicht und in seinem Wesen und Gehaben lag etwas Zutrauen Erweckendes, Sicheres, was oft mehr einnimmt, als von Freundlichkeit überfließende Worte es thun.

Ich wollte mich nicht zu eilig von ihm fortmachen und fürchtete auch meinen Geigenkasten hervorzuholen, so blieb ich denn ruhig sitzen und hielt meine Blicke vor wie nach auf die See und die Schiffe gerichtet. Bald hatte mein Nachbar auch einen Porterkrug vor sich stehen und nachdem er getrunken und sich wohlgefällig die Lippen abgeleckt, sah er mich forschend von der Seite an und sagte endlich:

»Sie schauen ja sehr düster drein, mein junger Herr? Weht der Wind bei Ihnen so contrair?«

»Sie mögen Recht haben,« erwiderte ich, »wenigstens habe ich alle Ursache, mit meinem Schicksal unzufrieden zu sein.«

»O, das geht manchem braven Jungen so, darum lassen Sie sich kein graues Haar wachsen. Sie sind, so viel ich sehe, kein Seemann, nein?«

»O doch, halb und halb,« sagte ich freundlicher. »Wenigstens habe ich immer große Neigung zur See gehabt und auch in jüngeren Jahren eine gewisse Schule darin durchgemacht.«

Bei diesen Worten wurde der Mann aufmerksamer und rückte mir vertraulich noch einige Fuß breit näher. Plötzlich trat er mit der sonderbaren Frage hervor: »Können Sie vielleicht schreiben?«

Ich mußte unwillkürlich lachen und versetzte: »Gewiß kann ich schreiben, und sehr gut sogar. Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich eine gute Schule durchgemacht, nicht allein in Bezug auf das Seewesen, sondern auch in Bezug auf andere Dinge.«

»Na, und dann sind Sie betrübt? Das kann ich kaum denken. Ich bin gerade betrübt, daß ich gar nicht schreiben kann, denn sehen Sie einmal da, meine rechte Hand ist etwas zerquetscht und kann keinen Federkiel halten. Ja, ja, mein Freund, das hat mir der Kreuzbramstengentopp meines Schiffes in der Irischen See bei einer schweren Bö gethan, als er ganz wider Erwarten auf Deck kam und gerade meine Hand traf. He, hat er es nicht gut mit mir gemeint?«

Er hielt mir dabei seine rechte Hand hin und ich sah, daß sie nur noch einen Daumen und weiter keinen Finger hatte, worüber ich mein Bedauern zu erkennen gab.

«Ja,« fuhr er fort, »das ist für mich ein recht großes Unglück gewesen, obgleich ich sonst immer oben zu schwimmen pflege. Sagen Sie mal, haben Sie keine Lust, einmal ordentlich zur See zu gehen?«

»O ja,« sagte ich etwas rasch, »aber mir fehlen die Mittel dazu.«

»Was für Mittel?«

»Ich habe keine Papiere, womit ich mich bei einem Schiffsführer legitimiren kann.«

»Keine Papiere? Und das bekümmert Sie auch? Gott steh mir bei – was Sie sich für eine Menge Sorgen machen! Das ist doch wahrhaftig nur Nebensache, mein Junge. Ich wenigstens gebe sehr wenig darauf. Man kann ein tüchtiger Kerl auch ohne Papiere sein, oder, wenn man es nicht ist, einer werden. Haben Sie keine Lust dazu?«

»Gewiß, Sir, ich möchte gern ein tüchtiger, brauchbarer Mann werden, aber bis jetzt habe ich leider nicht die rechte Grundlage dazu finden können.«

»Oho! Die will ich Ihnen unter die Füße setzen, wenn Sie sie von mir annehmen wollen. – Wie ist Ihr Name?«

Ich fühlte, daß ich erröthete. Ich griff mechanisch nach der vor mir liegenden Times, rollte sie zusammen und warf sie weit von mir fort auf den Tisch. »Ich habe diesen Augenblick keinen!« sagte ich kleinlaut.

»Wie, keinen Namen? Aha! Aber einen Vornamen haben Sie doch, wie alle christlichen Leute?«

»Ja, ich heiße Charles.«

»Charles, o, ein hübscher Name! So heißen übrigens viele Jungen – warten Sie 'mal –« hier betrachtete er mich so genau, daß ich schon fürchtete, er hätte meinen wirklichen Namen errathen, allein ich irrte mich – »ja, ja, es trifft sich ganz herrlich,« fuhr er fort. »Sieh, sieh, vielleicht bin ich der Mann, der Ihnen zu Papieren verhelfen kann, mit denen Sie auf See gehen können. Mit einem Wort also, haben Sie Lust, mit mir über die Wellen zu fliegen?«

Jetzt sah ich mir den Mann genauer an. Er gefiel mir immer mehr. War mein Zusammentreffen mit ihm wieder und noch dazu ein besserer Wink vom Himmel als früher? Mir war es ja ganz gleich, was ich jetzt trieb, wohin ich ging, wenn ich nur rasch von diesem Orte fort kam, wo ich mich jeden Augenblick verfolgt glaubte. »Was für ein Schiff haben Sie?« fragte ich.

»Das da, der schwarze Schooner ist es, der sich so anmuthig auf den Wellen schaukelt – ist es nicht ein niedliches Ding?«

Ich folgte mit den Augen seinem deutenden Daumen und bemerkte ein schmuckes Schiff, das mich mit seiner zierlichen Takelage und seinem eleganten Bau schon vorher angezogen hatte. »Ja, es ist hübsch,« sagte ich, »aber, wie mir scheint, etwas klein.«

»Den Teufel auch, kommen Sie nur erst hinein; jetzt liegt meine ›Najade‹ tief, weil sie voll ist bis an die Speigaten. Nun ja freilich, tausend Tonnen hält sie nicht, doch ist sie groß genug für meine Zwecke. Und die Hauptsache ist, sie segelt besser als die Fregatten da drüben, und außerdem ist sie mein, ganz mein, denn ich bin Rheder und Capitain zugleich. Ich treibe Handel für mich und meine Freunde, bald da, bald hier. Ich segle nach Holland, Frankreich, Irland und Schottland, auch nach Hamburg und Bremen, ja selbst in Norwegen bin ich schon oft gewesen und nähere mich dabei redlich. Doch, machen wir es kurz. Mit einem Wort: ich brauche, da ich nicht selbst schreiben kann, gerade jetzt einen guten Buchführer auf meinem Comptoir im Schiffe. Treten Sie bei mir ein und versuchen Sie es auf ein Jahr. Wenn Ihnen dann mein Schiff und Dienst gefällt, bleiben Sie bei mir, so lange bis sich etwas Besseres für Sie findet. Ich will schon an Sie denken. Ihr Lohn soll gut sein und die Behandlung, als ob Sie mein Sohn wären. Aber Sie müssen sich rasch entschließen.«

Ich war schon entschlossen. Ich wandte mich zu ihm hin und schlug herzhafte in die mir hingehaltene verstümmelte Hand ein, wobei er mir durch den Druck mit dem Daumen bewies, daß derselbe seine frühere Kraft keineswegs verloren habe. In wenigen Minuten nun war das zunächst Nothwendige verabredet und wir waren übereingekommen, daß er, nachdem er mir fünf Pfund Handgeld gegeben, mit meiner Geige und meinem Ranzen als Pfand nach seinem Schooner ginge, während ich nach der Stadt mich begab, um mir meinen neuen Verhältnissen angemessene Kleider zu kaufen.

Hiermit war ich sehr bald zu Stande gekommen und erst als ich im Stübchen einer Taverne meinen Musikantenrock ausgezogen, ihn für ein Billiges verkauft hatte und mich nun in einem neuen Seemannsanzuge sah, ward es mir leichter um's Herz und ich bot willig meine reichen Locken der Scheere eines Friseurs dar, da mir das lange starke Haar für einen Schiffsschreiber nicht recht passend erscheinen wollte.

Als ich mich zwei Stunden nach unsrer Trennung im Wirthshause am Hafen bei meinem neuen Master – Captain Welcome hieß er – auf der ›Najade‹ einfand, kannte er mich anfangs nicht wieder, wünschte mir aber dann zu meinem seemännischen Aussehen Glück und lud mich ein, sogleich an seiner Tafel Theil zu nehmen, wie es bereits zwischen uns verabredet war.

Ich fand, daß die ›Najade‹ nicht nur von Außen hübsch aussah, sondern auch in ihrem Innern ganz practisch und

sogar comfortabel eingerichtet war. Die Cajüte war geräumig genug, trotz der Kleinheit des Schiffs. Den hinteren Fenstern gegenüber stand ein langes bequemes Sopha, davor ein Tisch von Mahagonyholz mit einigen festgeschraubten Sesseln. Darüber hing an vergoldeten Ketten eine schöne Lampe. Zur Linken des Sopha's stand, in die Schiffswand eingelassen, ein großer Schreibtisch, woran das Comptoir sich befand, etwas weiter zurück sah ich hinter bunten Vorhängen die elegante Schlafcabin des Capitains nebst einem kostbaren Chronometer und anderen nautischen Instrumenten. Eine ähnliche, für mich bestimmt, lag auf der anderen Seite und war geräumig genug für meine mir vom Capitain geschenkte Schiffskiste, meinen Geigenkasten und mich selber.

Auch den Tisch Mr. Welcome's fand ich sehr gut bestellt, namentlich waren seine Weine vorzüglich. Ein kleiner Negerknabe, etwa fünfzehn Jahre alt, fungirte als Steward und bediente uns sehr aufmerksam. Gleich nach Tisch stellte mich der Capitain seinen beiden Steuerleuten und sechs Matrosen als den neuangeworbenen Schreiber und Buchführer vor. Die Mannschaft fand ich ebenfalls sehr gut aussehend, kräftig, jung und freundlich. Erst nach dieser Ceremonie stiegen wir wieder in die Cajüte hinab und nun überlieferte mir Mr. Welcome meinen neuen, auf zehn Jahre laufenden Paß, der

auf den Namen ›Charles Gibson aus Yorkshire‹ ausgestellt war und auf mein Alter und meine sonstigen körperlichen Eigenschaften so ziemlich paßte. Sodann weihte mich der Capitain in meine Geschäfte ein und ich bemerkte dabei bald, daß er in allem Thun sehr rasch, entschieden und umsichtig, nebenbei mit einem ungeheuren Gedächtniß begabt war, da er Alles im Kopfe berechnen und bewahren mußte, was ein Anderer sich mit Hülfe geschriebener Notizen merkt. Ich erfuhr also, daß mein Hauptgeschäft darin bestand, die mir vom Capitain selbst als Frachtgut bezeichneten Ballen, Fässer und Kisten zu buchen, sie nach der Löschung wieder auszutragen und in einer Rubrik am Rande verschiedene Bemerkungen über die Einlieferer und Empfänger hinzuzufügen. Dergleichen mußte ich die Ausgaben und Einnahmen verrechnen und noch sonstige kleine Bücher führen, wie sie in einem derartigen kaufmännischen Geschäft zu existiren pflegen.

»Am Lande oder im Hafen, wo wir nun vor Anker gehen müssen,« sagte mir dabei der Capitain, »haben Sie nie etwas zu thun, wenn es nicht Ihr eigenes Vergnügen betrifft; Ihre Arbeit liegt allein hier an Bord und in diesem Zimmer. Was außerhalb der Cajütenwände, vorgeht, geht Sie nichts an, ich allein leite dort die Arbeit und besorge das Geschäft. So, nun habe ich Ihnen für's Erste das Nothwendigste gesagt und das Uebrige wird sich von selbst finden, da wie hoffentlich stets als gute Freunde mit einander verkehren werden.«

Obgleich mir in den Worten des Capitains schon jetzt Manches, und Vieles in seinem Thun noch künftig dunkel erschien, so grübelte ich nicht über Dinge nach, die mir nicht persönlich nahe lagen. Wenn ich seine Verhältnisse noch nicht ganz klar vor mir sah, so glaubte ich in den Dienst noch nicht eingeweiht genug zu sein, und da ich Niemanden fragen mochte, der Capitain selbst aber, wie ich bald merkte, das viele Fragen und Forschen nicht leiden konnte, so ergab ich mich in meine damalige sehr angenehme Gegenwart und richtete, da mir viele Zeit übrig blieb, meine ganze Aufmerksamkeit auf das Meer, die Schiffe und schließlich auf die Küstenorte, die wir nach und nach in den verschiedenen Ländern besuchten.

Wir blieben noch zwei Tage im Hafen von Portsmouth vor Anker, aber ich verließ das Schiff nicht mehr, und wenn mich Jemand ›Mr. Gibson‹ anredete, freute ich mich jedesmal wie über einen neuen Besitz, da ich vor meinem wirklichen Namen, den nun Niemand in meiner Umgebung kannte, eine ordentliche Angst besaß. Nach diesen zwei Tagen aber erklärte Mr. Welcome, daß er Alles an Bord genommen habe, obgleich ich bei Tage nichts mehr hatte heranzufahren sehen, und an einem trüben Novemberabend lichteten wir bei gutem Westwinde die Anker und ich trat meine erste größere Seereise nach Holland an.

Wie in meine kinderleichten Geschäfte, so hatte ich mich auch bald an das Leben zur See gewöhnt. Das Rollen uns Stampfen des Schiffes machte mich nicht krank, im Gegentheil, ich fand ein wahres Behagen daran, wenn

unsere stolze ›Najade‹ bei hohler See über haushohe Wellen stieg und wieder in ihre Tiefen hinabsank, so daß Mr. Welcome mir oft sagte, er müsse sich wundern, daß mein Instinct mich nicht früher auf die See geführt, da ich ja förmlich von der Natur dafür ausgestattet sei.

Als wir uns der Küste von Holland näherten, bekamen wir ruhigeres Wetter und nun fesselte mich der Capitain an den Schreibtisch, indem er mir Briefe über Briefe zu schreiben gab und in seinen Angaben dabei stets so genau war, daß ich ihn auf der Stelle verstand. So brauchte ich mich auch um das Ausladen im Hafen von Rotterdam nicht zu bekümmern, er dictirte mir, was ich zu buchen hatte; und schon nach vierundzwanzig Stunden war ich mit allen Arbeiten fertig und Mr. Welcome gab mir ungefragt die Erlaubniß, an's Land zu gehen und mir die schönen Holländerinnen, wie er sagte, aus der Nähe zu betrachten. Das that ich denn auch herzlich gern, ich fand sie aber nicht so schön, wie ich gedacht, und als ich nach zwei Tagen wieder an Bord kam – so lange war mir ausdrücklich Urlaub gewährt – fand ich schon die neue Ladung vor und meine stille Arbeit in der Cajüte begann ohne Zeitverlust.

So ging es fast ununterbrochen Monate lang fort und ob wir nun im In- oder Auslande waren, überall blieb sich meine Thätigkeit gleich, wie sich auch mein Verhältniß zu der Mannschaft der ›Najade‹ in nichts veränderte. Wenn mir während dieser Zeit in den Briefen, die ich auf Befehl meines Schiffsherrn und oft in seiner Gegenwart abfassen mußte, nicht Alles klar und verständlich war, so

mußte ich mich freilich mit diesem halben Verständniß begnügen, denn die Antworten Mr. Welcome's, die ich ihm zu entlocken wußte, machten mir die Sachlage nicht deutlicher. Auch bemerkte ich, daß nicht alle Pachtgüter, die die ›Najade‹ aufnahm, gebucht wurden, denn ich hatte bisweilen Kisten und Ballen ohne Bezeichnung bringen sehen, die in mein Verzeichniß einzutragen mir nicht befohlen ward. Allein auf mein Befragen erwiderte der Capitain, daß das reine Geschäftssachen seien, daß er diese kleinen Dinge vielmehr ›aus Gefälligkeit‹ für Freunde mitnehme und daß man es ›mit dergleichen‹ nicht so genau nehmen müsse, da eine kleine Handlung aus Freundschaft oft mehr Vortheil bringe, als eine große, die man von seinem strengen Berufe gezwungen ausführe. Sein Benehmen gegen mich blieb immer freundlich und gut, und niemals fand ich Gelegenheit, mich über irgend ein Wort aus seinem Munde zu beklagen. Gegen die Steuerleute und Matrosen war er ebenfalls mild, obwohl kurz und bestimmt, weshalb denn seinen Befehlen auch stets auf das Genaueste Folge geleistet wurde. Als Seemann zeigte er große Gaben und eine reiche Erfahrung. Er war schnell, entschlossen und legte oft selbst mit Hand an, wo es Noth that. Im Ganzen hielt er strenge Mannszucht, war bei Tag und Nacht selbst auf Deck, und namentlich beim Ein- und Ausladen der Waaren in den verschiedenen Häfen leitete er im Großen und Kleinen Alles persönlich, ohne die mindeste Rücksicht auf seine Ruhe und Bequemlichkeit zu nehmen.

Im Ganzen gefiel mir mein jetziges Leben sehr. Nie zuvor hatte ich eine so gute Behandlung und Verpflegung gehabt, meine Arbeit nahm meine entwickelten Kräfte kaum in Anspruch und nur zu gewissen Zeiten wurde ich, eigentlich ohne zu wissen warum, an meine Cajüte gefesselt, so daß ich vor vielem Schreiben und Rechnen kaum Zeit hatte, einen Blick aus dem Fenster zu werfen. Während der längeren Fahrten dagegen behielt ich die meiste Zeit für mich und ich ging dann oft auf Deck, um meiner Liebhaberei, in Betreff der Schiffsführung und Segelstellung nachzuhängen. In dieser Beziehung ließ mir Capitain Welcome oft genug freie Hand. Er gestattete mir selbst bei schwerem Wetter das Ruder zu führen, gab mir practische Unterweisung, wo ich nur in der Theorie fest war, und ließ mich die Berechnung der Schiffsstellung machen, was ihm nicht selten große Erleichterung gewährte, da er fand, daß ich immer richtig gerechnet hatte. Meine Kenntnisse, die ich schon in Eton erworben und die etwas höherer Art waren, als die der Mannschaft der ›Najade‹, erwarben mir die Achtung, und mein natürliches Wesen die Zuneigung derselben. Die letztere namentlich verdankte ich meinem fertigen Geigenspiel. Bei schönem stillen Wetter kam ich mit dem Instrument auf Deck und spielte zum Erstaunen der Matrosen, die fast alle gern Musik hören, ganz gewaltig schwere Stücke, so daß Mr. Welcome oft selbst den Kopf schüttelte und gestand, daß er nun doch nicht eigentlich wisse, ob ich mehr zum Musicus oder zum Seemann von der Natur bestimmt sei.

Mein Leben verfloß somit ganz angenehm und wurde es noch mehr durch den raschen Wechsel unseres Aufenthalts. Ich lernte fast die ganze Küste Frankreichs und die großen und kleinen Hafenstädte derselben kennen. Auch Amsterdam, Antwerpen, Ostende und mehrere andere Städte Holland's besuchten wir, in Schottland sah ich wiederholt die hohen mit Schnee bedeckten Felsen in der Ferne ragen und in Irland war ich fast eben so oft. Am besten jedoch gefiel es mir auf den großen deutschen Strömen vor Hamburg und Bremen, und gar zu gern, hätte ich mich länger daselbst umgesehen, aber gerade in deutschen Häfen hielt sich die ›Najade‹ nur so lange auf, als zum raschesten Umladen nothwendig Zeit erforderlich war. Auf diese Weise wurde ich auch mit Sturm und Wogendrang genügend vertraut und namentlich in den bösen Herbstmonaten hatten wir oft genug Kämpfe mit den wilden Elementen zu bestehen, die ich, muthig und kräftig, wie ich war, mit bezwingen half, wobei mein Herz jedoch täglich nur kühner und unverzagter und mein Geist frischer und männlicher wurde.

Etwa zwei Jahre nach meinem Eintritt auf die ›Najade‹ gefiel mir das Seeleben so gut, daß ich den Entschluß faßte, für immer Seemann zu bleiben und bei nächster Gelegenheit mein Steuermannsexamen zu machen, da ich nun das neunzehnte Lebensjahr hinter mir hatte. Ich sprach öfter darüber mit Mr. Welcome und er freute sich meines Entschlusses, ermunterte mich lebhaft zur Ausdauer und versprach mir auch ferner in meiner Carrière behülflich sein zu wollen, indem er mir über kurz oder

lang eine Capitainsstelle bei einem bedeutenden Rheder in Aussicht stellte.

Vor London, wenigstens in der Themse, lagen wir oft vor Anker, ich verließ dort aber das Schiff sehr selten, wie ich mich überhaupt in England wenig sehen ließ, weil ich seltsamer Weise meine alte Furcht, erkannt zu werden, nicht los werden konnte und der Stachel der erlittenen Schmach zu tief in meine Seele gedrungen war. Daher hatte ich mir, weil ich nur wenig Geld am Lande ausgab, eine kleine Summe erspart, die ich für künftige Zeiten zurücklegen wollte, allein – der Mensch denkt und Gott lenkt, und das sollte ich abermals durch ein neues unerwartetes Unglück erfahren.

Es war in den letzten Tagen des Jahres 182*, als wir auf dem atlantischen Ocean in die westliche Mündung des Canals gelangten und mit günstigem Winde bei nebligem Wetter nach der Themse steuerten. Wir kamen diesmal von Bordeaux und unser schmuckes Schiff war reichlich mit Wein und anderen französischen Producten belastet. Ich hatte achtzig Oxhoft feinen Claret gebucht, während mein Capitain etwa vierzig ähnliche Fässer ›aus Gefälligkeit‹ mitgenommen hatte. Danach waren wir in Havre angesegelt und hatten fünfzig Kisten Champagner geschäftsweise und ungefähr die Hälfte davon wiederum ›aus Gefälligkeit‹ eingestaut. So liefen wir eines Abends bei voller Fluth in die Themse ein, warfen aber, lange bevor wir unsern gewöhnlichen Ankerplatz erreicht, an einer Stelle die Anker aus, die mir unbekannt war und uns niemals zum Halteplatz gedient hatte.

Es war beinahe Nacht geworden und ich stand eben im Begriff, mich zu Bett zu legen, als der Capitain von Deck kam und in seinem Schreibpult hastig herumkramte. Ich hatte schon lange alle Briefe geschrieben, deren Ausfertigung er mir aufgetragen, und das Postboot von Lizard-Head hatte sie schon am Eingange des Canals entgegengenommen, um sie zu befördern, noch ehe wir vor London angekommen.

»Suchen Sie etwas Wichtiges, Capitain?« fragte ich, da ich sah, daß er noch immer zu kramen fortfuhr.

Er antwortete mir nicht, nur bemerkte ich, als er sich halb nach mir umdrehte, eine unruhige Miene an ihm, die mir auffiel, da er sonst immer Alles mit größter Gelassenheit betrieb.

«Wollen wir denn heute nicht mehr nach dem Zollhause hinauf gehen?« fragte ich noch einmal. »Warum bleiben wir denn so tief unten im Flusse liegen?«

»Lassen Sie mich ungeschoren,« antwortete er jetzt ziemlich heftig, »ich bin nicht zu vielem Reden aufgelegt, und das Zollhaus hole der Teufel obendrein! Mein zweiter Steuermann, der Hundsfott, hat sich bei Gravesend heimlich vom Schiffe entfernt und kommt nicht wieder, und das beunruhigt mich. Legen Sie sich nur auf's Ohr, morgen giebt es viel zu thun.«

Ich schwieg, denn ich wußte, daß schon seit mehreren Tagen zwischen dem Capitain und dem erwähnten Steuermann Mißhelligkeiten ausgebrochen waren, die zu unangenehmen Erörterungen geführt, von denen ich jedoch glücklicher Weise nicht Zeuge gewesen war, da ich mich

allen Streitigkeiten ähnlicher Art von Herzen abgeneigt fühlte.

Da ich müde geworden, ging ich zu Bett, während der Capitain mit einigen Papieren in der Tasche wieder auf Deck stieg. Ich schlief auch bald ein, konnte aber kaum zwei Stunden geschlafen haben, als ich durch einen ungewöhnlichen Lärm über mir erweckt wurde. Ich horchte scharf auf, da ich aber nichts Genaueres vernehmen konnte, verließ ich mein Lager, zündete ein Licht an, und als ich daraus zuerst in des Capitains Cabine trat, fand ich sein Bett unberührt.

Jetzt kleidete ich mich völlig an und stieg die Treppe hinauf. Aber da sollte mir ein unerwarteter Anblick zu Theil werden. Zuerst sah ich meinen Capitain bleich und stumm mit gesenktem Kopfe auf einer Taurolle am Hintermast sitzen, während der erste Steuermann und die Matrosen nicht weit von ihm in einer Art versteineter Gruppe beisammen standen. Zwischen beiden hin und her bewegten sich acht bis zwölf Männer, die sämmtlich bewaffnet waren und hell brennende Laternen im Gürtel trugen, und in denen ich sogleich Beamte der Hafengewache so wie einige Zollaufseher erkannte.

Bei diesem Anblick schoß es mir wie ein Blitz durch das Gehirn, was vorgefallen sein könnte; und wie Einem in solchen Augenblicken der Gefahr oder des Schrecks oft Vieles klar wird, was Jahrelang im Dunkel gelegen, so fiel es auch mir jetzt wie Schuppen von den Augen, daß mein freundlicher Capitain doch einmal ›zu gefällig‹ gewesen sein könnte.

Darüber sollte ich denn auch bald völlige Gewißheit erhalten. Als ich unter den fremden Männern sichtbar ward, trat einer auf mich zu, der ihr Anführer zu sein schien, und rief: »Halloh, wen haben wir denn da?«

Ich faßte mich schnell und beantwortete die Frage, indem ich angab, wer ich sei und in welchem Verhältniß ich zum Capitain stände. »Ist das die Wahrheit, Mr. Welcome?« fragte der Anführer der Hafengewache.

»Es ist, wie er sagt,« erwiderte dieser, »und an ihn legen Sie keine Hand an, er ist die unschuldige Ratte im Schiff und hat keine Ahnung davon, daß er etwas im Trüben gefischt.«

»Das will ich um so eher glauben, Sir,« sagte jetzt der Mann höflich zu mir, »alses auch mit den Aussagen, die uns gemacht sind, übereinstimmt. Aber dennoch muß ich Sie bitten, sich nach der Cajüte zu verfügen, wo wir sogleich mit Ihnen zu sprechen haben werden.«

Ein gebieterischer Wink mit der Hand trieb mich rasch die Treppe hinunter und mit einem unangenehmen Herzklopfen ließ ich mich auf das Sopha nieder, nachdem ich die große Lampe angezündet hatte, die nun eine neue Schmach meiner Person beleuchten sollte.

Ich blieb nicht lange allein. Als bald kam der Anführer der Hafengewache mit zwei Zollbeamten herunter, durchsuchte das Schreibpult des Capitains, nahm die Geschäftsbücher und einige Briefschaften an sich und versiegelte es dann mit einem großen Amtssiegel. Als er damit zu Stande gekommen, wandte er sich zu mir und sagte: »Mr. Gibson, so heißen Sie ja wohl, wie Ihr Capitain

sagt, Sie sind Gefangener am Bord, wie die ganze Mannschaft der ›Najade‹, den Steuermann mit eingeschlossen. Den Capitain nehmen wir mit, er ist der Hauptschuldige in dieser schlimmen Angelegenheit. Wenn Sie es noch nicht wissen sollten, so erfahren Sie, daß er auf frischer That bei einer ernstlichen Schmuggelei ertappt ist, die wir schon lange bei ihm vorausgesetzt. Alles Uebrige wird die Untersuchung an's Tageslicht bringen und auch Sie werden verhört werden, wenn Stunde dazu gekommen ist. Geben Sie mir jetzt Ihr Wort, daß Sie sich in unsere Anordnungen fügen und nicht an eine Flucht denken wollen, so können Sie ruhig an Bord bleiben, verweigern Sie dies Wort, so müssen wir Sie mit in Haft nach der Stadt nehmen. Jetzt entscheiden Sie sich.«

Ich gab ohne Zögern mein Wort und bald darauf hörte ich, daß mehrere Boote vom Schiff abstießen, in deren einem mein armer Capitain saß, den ich von ganzem Herzen bedauerte, nicht weil er gefangen, sondern weil er mich aus allen meinen geträumten Himmeln von Ruhe und Glück riß. Ich war wie vernichtet und sich von seiner Habsucht hatte hinreißen lassen, gegen die Gesetze ein reicher Mann werden zu wollen.

Sie können sich denken, wie hart mich dieser neue Schlag traf und wie er mich plötzlich aus allen meinen geträumten Himmeln von Ruhe und Glück riß. Ich war wie vernichtet und schon las ich in meiner erregten Phantasie in der Times abermals eine Ankündigung meiner jüngsten Verbrechen, an denen ich vielleicht schuldiger war, als an den früheren, obgleich ich in Allein, was ich

gethan, nur blind und bewußtlos meine Hände zu verbotenen Unternehmungen geliehen hatte.

Doch will ich mich kurz fassen in dem Bericht über diese traurige Zeit meines Lebens. Acht Tage war ich Gefangener an Bord der ›Najade‹ und sechs Mann von der Hafengewache und zwei Zollbeamte bewachten mich und die Mannschaft nebst den versiegelten Schmuggelgütern, nachdem sie in unserer Gegenwart ein genaues Verzeichniß von Allem, was an Bord war, aufgenommen hatten. Zu dieser Zeit schien keine Sonne für mich und die Stunden schlichen mir, wie mit bleiernen Gewichten beschwert, träg und traurig dahin. Ich wankte nur wie ein Schatten hin und her, ohne zu sehen und zu hören, was um mich vorging, und das neue Jahr war über mich hereingebrochen, ohne daß ich eine Ahnung von dem Wechsel der Zeiten hatte.

Endlich, endlich, nach langen acht Tagen erhielt die ›Najade‹, die man unterdeß näher an London herangebracht, Besuch von einem höheren Beamten, dessen Uniform ich noch nie gesehen hatte. Er nahm mit zwei Begleitern in der Kajüte Platz, während wir Anderen alle auf Deck bleiben mußten. Erst wurde der Steuermann, dann jeder Matrose einzeln zu ihm hinabgerufen, und als diese lange Zeit bei ihm verweilt, traf auch mich endlich die Reihe, hinunterzusteigen.

»Mr. Gibson,« redete er mich an, »Sie wissen, was hier geschehen ist. Ich brauche Ihnen also nichts zu wiederholen. Ich fordere Sie jetzt nur auf, einfach die Wahrheit zu sprechen und mir zu erzählen, wie Sie auf dies

Schiff gekommen sind und was für Functionen Sie darauf verrichtet haben. Wenn Sie mir, wie ich hoffe, die ganze Wahrheit sagen, so wird Ihnen der Vortheil davon sehr bald in die Augen springen, während Sie, wenn Sie nicht aufrichtig sind, darunter zu leiden haben werden.«

In meinem Hirn kreiste es und mein Blut schlug so heftig gegen die Herzwandung an, daß ich kaum sprechen konnte. Da erhob ich das Auge gegen das Gesicht des mich ruhig betrachtenden Mannes und augenblicklich kam mir selbst Ruhe und Besonnenheit wieder. »Muß ich Ihnen mein ganzes früheres Leben erzählen?« fragte ich, aus Angst vor seinem ›Ja‹ bleich werdend.

»O bewahre,« sagte, er lächelnd, »das geht uns nichts an. Nur die Art und Weise, wie Sie die Bekanntschaft mit Mr. Welcome gemacht, muß in Ihren Worten enthalten sein.«

Ich athmete erleichtert auf und so erzählte ich kurz und klar, wie ich in Brighton Musicus gewesen, wo und wie ich den Capitain am Hafen zu Portsmouth kennen gelernt, und endlich, was ich als sein Schreiber auf dem Schiffe gethan hatte.

»Ist das Alles, was Sie mir von Mr. Welcome und seinem Treiben sagen können, Mr. Gibson?« fragte mich der menschenfreundliche Beamte als ich fertig war.

»Ja, es ist Alles, Sir, und weiter kann ich nach bestem Wissen und Gewissen nichts über ihn sagen.«

»Es ist gut und ich bin zufrieden,« fuhr der Mann noch freundlicher fort. »Was Sie gesagt haben, ist wahr, denn Mr. Welcome hat uns buchstäblich dasselbe gesagt, und

die Mannschaft der ›Najade‹ hat seine Worte bestätigt. Sie sind wider Willen und Wissen von einem schlaunen Menschen in die Ihnen aufgestellten Netze gelockt, um ihm seinen Vortheil sichern zu helfen – das ist Ihr Vergehen in dieser Sache, weiter haben Sie, so weit ich sehe, keins begangen. Hier ist Ihr Paß, Sir, nun nehmen Sie Ihre Sachen und verlassen Sie dies Schiff. Sie sind frei und können gehen, wohin Sie wollen, da Ihr Contract mit Mr. Welcome gelöst ist. Doch noch einen Rath erlaube ich mir, Ihnen zu geben. Sie sind jung, und scheinen ein Mensch von Bildung zu sein. Hüten Sie sich also vor ähnlichen Schlingen und beginnen Sie ein geregeltes Leben. Es giebt ehrenwerthe Capitaine genug, die Sie selbst nach diesem Vorfall in ihre Dienste nehmen werden. Jetzt gehen Sie, und ich wünsche Ihnen den besten Erfolg von Ihren ferneren Unternehmungen.«

Ich war wie aus den Wolken gefallen. Kaum hatte ich Athem genug, meinen wärmsten Dank zu stammeln, dann nahm ich meine Schiffskiste, meinen Geigenkasten und stieg in ein bereitstehendes Boot, das mich auf meine Bitte nach dem ersten besten Wirthshause führte, die zahlreich genug am Strande zerstreut lagen.

ELFTES KAPITEL. CHARLES GOODRICK ALS REISENDER.

Noch im Boote sitzend, hatte ich schon lange am Flußufer einen Mann bemerkt, der die ›Najade‹ nicht aus dem Auge ließ und sogleich auf mich zutrat, nachdem mich meine Ruderer an einer der Flußtreppen abgesetzt. »Sie sind von der ›Najade‹ gekommen, Sir,« sagte er leise und

sah sich dabei scheu um, ob ihn auch Niemand hören könne, »wie?«

»Ja, Sie haben es ja gesehen,« versetzte ich, halb unwillig, in meinem Gange mit dem schweren Gepäck aufgehalten zu werden.

»Entschuldigen Sie noch eine Frage,« fuhr er eben so leise fort, »können Sie mir nicht sagen, ob noch ein Mr. Gibson an Bord ist?«

Jetzt blieb ich wie eingemauert stehen, setzte mein Gepäck nieder und sagte: »Was wollen Sie von Charles Gibson?«

»Ah, Charles, ganz richtig, so heißt er. Nun, ich habe einen Brief an ihn zu bestellen, muß aber eine Bescheinigung von ihm zurückbringen, daß er ihn empfangen hat.«

»Von Wem ist der Brief?« fragte ich ihn. »Zeigen Sie her, ich selbst bin Charles Gibson, der ehemalige Schreiber des Capitains Welcome.«

»Ah, dann ist es ganz richtig,« sagte er. »Hier ist der Brief, und der Absender wird sich Ihnen selbst nennen. Ich bitte um Ihre Bescheinigung.«

Ich schrieb auf ein Blatt Papier auf meinen Notizbuch: »Den Brief empfangen. Ch. G.« und reichte es dem Manne gefaltet hin. Damit war er zufrieden und entfernte sich, ich aber ging rasch nach dem Wirthshaus, ließ mir ein Zimmer geben und nachdem ich mich eingeschlossen, las ich zu meiner höchsten Verwunderung folgende Zeilen:

»Mein lieber Mr. *Goodrick*! Sie sehen, ich kenne Ihren Namen besser als Sie denken, – mögen Sie sich nun rechtlich oder nicht denselben beigelegt haben, was mich nichts angeht – und Sie wissen vielleicht nicht einmal, woher ich meine Kenntniß habe. Ich will Ihnen darüber Aufschluß geben. Ich weiß ihn – von der ersten Stunde unsrer Bekanntschaft an. Erinnern Sie sich, daß Sie im Wirthshause am Hafen zu Portsmouth die vor Ihnen liegende Zeitung unwillig von sich schleuderten, als ich nach Ihrem Namen fragte? Nun ja, das war für mich ein Manöver, das in jenem Fall nicht ohne Bedeutung sein konnte. Ihr Vorname Charles führte mich auf die in dem Blatte enthaltene Bekanntmachung und so also ist Ihr Geheimniß vor mir enthüllt. Indessen ängstigen Sie sich darüber nicht, bei mir ruht es sicher und außer mir weiß es nur der Schreiber dieser Zeilen, der mein Gefährte hier im Gefängniß ist und durch seine Freundschaft mir die Gelegenheit verschafft hat, mit Ihnen correspondiren zu können. Auch er wird hoffentlich schweigen.

Doch nun zur eigentlichen Ursache meines Briefes. Es thut mir sehr leid, daß Sie durch mich in eine schiefe Lage gebracht sind. Ich habe Ihre Dienste zwei Jahre lang benutzt und Sie sind stets ehrlich und redlich gegen mich gewesen. Verzeihen Sie mir also, daß ich Ihnen meinen geheimen Handel verbarg, allein da Sie mir gleichfalls Ihre früheren

Händel verschwiegen, so sind wir in dieser Beziehung quitt und Keiner von uns hat dem Andern etwas vorzuwerfen. Der Paß, den Sie von mir erhielten, wird Ihnen weiter helfen, im In- und Auslande, Sie können ihn dreist benutzen. Er ist gesetzlich ausgestellt, aber der junge Mann, dem er einst gehörte, ist todt und in der See begraben, und Niemand, glaube ich, kann Ihnen nachweisen, daß Sie nicht der ächte Charles Gibson sind. Nun noch Eins. Da Sie im Augenblick brodlos sind, habe ich mich wohl etwas um Ihre Lage zu bekümmern, und ich thue das in Anbetracht Ihrer Verdienste um mich recht gern. Sie finden eine Anweisung beigeschlossen, auf einen Rheder lautend, der sich freuen wird, durch Sie von mir zu hören. Er wird auf der Stelle die Summe auszahlen, die ich zur Belohnung Ihrer Dienste darin ausgesetzt habe. Um mich ängstigen Sie sich nicht. Nach kurzer Zeit werde ich frei sein und mit meiner ›Najade‹ von Neuem über alle Meere fliegen. Es gehe Ihnen gut und denken Sie stets ohne Bitterkeit an

Rupert Welcome«

Dieser Brief, obgleich er mir einerseits Freude bereitete, setzte mich andererseits in Erstaunen. Also mein Name war noch immer nicht sicher genug verwahrt, es wußten schon wieder zwei Menschen darum. Das machte mir großen Kummer und auch einige Sorge. Indessen bezwang ich mich und richtete meine Aufmerksamkeit zuerst auf andere Dinge. Die Anweisung auf den Rheder

aber, so gut sie gemeint sein mochte, zerriß ich auf der Stelle, denn ich war unter keiner Bedingung Willens, jemals davon Gebrauch zu machen. Ich wollte von Mr. Welcome, der mich so schrecklich betrogen, kein Geschenk mehr annehmen und außerdem hatte ich mir eine hinreichende Summe durch ehrliche Arbeit erspart, um so lange leben zu können, bis sich ein anderes Unterkommen für mich gefunden haben würde.

Aber da trat eine neue Sorge vor mich hin. Ich war wieder in dem gefährlichen London und zwei Menschen mehr wußten um mein kostbarstes Geheimniß. Wohin sollte ich mich nun wenden, um nur für's Erste ein sicheres, ungefährdetes Unterkommen zu finden? Da fiel mir, als ich alle meine Bekannten durchging, meine alte Steuermannswittwe ein; sie wird meinen früheren Namen verschweigen, dachte ich, gewiß, und augenblicklich war ich entschlossen, zu ihr zu eilen und, wenn sie noch lebte, um ihr stilles Kämmerchen für mich zu bitten. Ich nahm also rasch etwas Speise zu mir, ließ mir ein verschlossenes Cab holen und fuhr mit meinen Sachen nach der schmutzigen Gasse an der Themse, der ich auf ewig den Rücken gekehrt zu haben dachte und die mir nun doch wider Willen ein erwünschtes Asyl bieten sollte.

Ich fand die alte Frau glücklicher Weise zu Hause, wiewohl in einem kläglichen Zustande. Sie lebte in der äußersten Noth, war kränklich und verdrießlich, denn ein

Miethsman, der mein Nachfolger gewesen, war ihr davongelaufen und hatte ihren lange ersparten Schatz mitgenommen. So war sie allein auf die kärglichen Unterstützungen angewiesen, die ihr der frühere Brodherr ihres verstorbenen Mannes als Gnadenpfennig zukommen ließ. Als sie mich sah und erkannte, stieß sie einen Freudenschrei aus, um so lauter, da ich in guten Kleidern und in Begleitung einer gefüllten Schiffskiste erschien. Sie nannte mich auch sogleich bei meinem früheren Namen, doch nur einmal, denn ich bat sie sofort, denselben nie wieder zu nennen, da er mir großes Unheil gebracht. Sie ging alsbald auf meine Vorstellung ein und ich konnte sicher sein, von ihr gegen Niemand verrathen zu werden.

Natürlich öffnete ich schon in der ersten Stunde meinen Geldbeutel und schickte sie fort, um das Nothwendigste für unsere Wirthschaft einzukaufen, was sie auch in kürzester Zeit vollbrachte und athemlos zurückkam, um, wie sie sagte, sich an mir satt zu sehen und meine blühende Kraft und Gesundheit zu bewundern, ein Genuß, der sie allein schon wieder fröhlich gemacht habe. Ich erzählte ihr dabei, daß ich auf See gewesen und daß ich auch wieder dahin zurückzukehren, Willens sei; und nun war die Freude erst recht groß, da sie als Wittwe eines Steuermanns eine erklärliche Vorliebe für das Salzwasser besaß.

Da die arme Frau auch an Kleidungsstücken sehr heruntergekommen war, so hielt ich es für meine Schuldigkeit, ihr bessere und dabei recht dauerhafte zu verschaffen; ich kaufte ihr auch ihre Commode, einen Schrank

und einen Spiegel wieder, die sie aus Noth verhandelt hatte, und da es mir Vergnügen gewährte, die kleine Wohnung, in der ich einige Zeit der Ruhe verleben sollte, recht niedlich auszuschnücken, so verringerte sich mein eigener ersparter Schatz auf eine sehr rasche Weise, wobei es mich bedünken wollte, als wären alle Nahrungsmittel und Lebensbedürfnisse in London viel theurer geworden als früher. Im Uebrigen ging ich bei Tage sehr wenig aus, gab mich vielmehr wieder ganz meiner Geige hin und verschob meinen Entschluß, eine andere Stellung zu suchen, so lange, bis es endlich nothwendig geworden war, da ich mir berechnen konnte, daß ich höchstens nur noch sechs Tage von meinem Gelde zu leben haben würde.

Anfang Januar war ich in mein neues Verhältniß eingetreten und es war Mitte März, als meine Kasse leer war und die Noth mir auf den Nägeln brannte. Nun durfte ich nicht länger zaudern, selbst die Sorge, einem zweiten Mr. Welcome in die Hände zu fallen, konnte mich nicht länger von einem Versuche zurückhalten. Allein dieser Versuch, so ernstlich er ausgeführt ward, zeigte sich am ersten Tage eben so wenig glücklich als am zweiten, und nun fiel ich in eine Art von Bangen, wie ich es bisher noch nie gekannt. Da erinnerte ich mich eines Abends, als ich schlaflos im Bette lag, der bedeutungsvollen Worte, die Lady Denham zu mir gesprochen, als ich von ihr Abschied nahm, und schon am nächsten Morgen faßte ich ein ehrfurchtsvolles Schreiben ab, mit der Bitte, mir eine Zeit zu bestimmen, wo ich sie ungestört sprechen

könne, da ich noch einmal unverschuldet in Noth gerathen und Ihrer verheißenen Hülfe äußerst bedürftig sei.

Als ich, um sicher zu gehen, den Brief selber nach Kensington gebracht und ihn einem Jungen zur Abgabe in Denham-House überliefert hatte, wovon ich mich mit eigenen Augen überzeugte, kehrte ich freudig wie lange nicht nach Hause zurück und verließ den ganzen Tag mein Zimmer nicht, aus Furcht, die Antwort auf meine Bitte könne mich sonst verfehlen. So verfehlte sie mich auch wirklich nicht, aber erst am nächsten Tage gegen Mittag brachte mir ein Postbote einen Brief, der mich, als ich ihn las, bis in die Wolken erhob, da er mir die erste wirkliche Freude bereitete, seitdem ich ein Gefangener auf der ›Najade‹ gewesen war. Das merkwürdige, ächt frauenzimmerliche Schreiben aber lautete wörtlich folgendermaßen:

»Mein armer Junge! Aus welcher Weltgegend kommst Du denn mit einem Male wieder hereingeschneit? Doch sei es, woher es will, Du bist mir willkommen. Du kommst mir gerade zur rechten Stunde. Der Mann, den Du zu fürchten hast und den ich selbst fürchte, ist gegenwärtig auf Doward-Court und kehrt erst morgen wieder nach London zurück. Komm also heute Abend um sieben Uhr und trinke später den Thee mit mir. Ich bin recht neugierig. Ich habe lange nichts von Dir gehört. Das Letzte war der scandalöse Artikel in der Times vor zwei Jahren. O, wie mir das

weh gethan hat! Mündlich mehr darüber. Es erwartet Dich sehnsüchtig – Du weißt schon Wer.

Nachschrift Verbrenne diesen Brief, oder nein, noch besser: bringe ihn mir wieder, damit ich ihn selbst verbrennen kann.«

Sie können sich also denken, daß ich pünktlich war. Schon um fünf Uhr verließ ich mein Haus und hielt mich bis zur bestimmten Stunde in der Nähe des wohlbekanntes Gärtchens auf, die Pforte mit klopfendem Herzen bewachend, ob auch kein ungeladener Gast mir zuvorkomme und mein wichtiges Stelldichein störe. Es kam Niemand und der letzte Schlag der siebenten Stunde hatte noch nicht ausgeklungen, so ließ schon der metallene Klopfer an der Thür seine vier Schläge vernehmen, so daß es laut durch das ganze Haus schallte.

Dieselbe Jungfer, die mir vor zwei Jahren geöffnet, erschien auch heute wieder und trat mir mit einem freundlichen Knix entgegen. »Ah,« sagte sie lächelnd, »Sie sind es, Sir, ich kenne Sie noch. Mylady ist zu Hause und erwartet Sie schon.«

Ich konnte vor Aufregung fast nicht sprechen, aber die gute Dame oben, als hätte sie meinen Zustand errathen, kam mir zu Hülfe, indem sie die Thür öffnete und die Hunde herausließ, vielleicht um die Probe anzustellen, ob ich noch ›so gut‹ sei, wie damals. Es mußte wohl so sein, denn die kleinen Thiere umsprangen mich freudig bellend eben so wie das erste Mal und geleiteten mich wie im Triumph nach dem wohlbekanntes Zimmer.

In der Thür, zwischen der zurückgeschlagenen Portiere, stand Lady Sarah Denham, mit gespanntem Gesichtsausdruck, wenig gealtert, wie mir schien, und dasselbe braune Seidenkleid tragend, welches ich bei meinem ersten Besuche an ihr bemerkt. Als sie mich erblickte, schlug sie verwundert die Hände zusammen, trat einen Schritt vor und streckte mir dann ihre seine rechte Hand entgegen, die ich warm schüttelte und dann ehrfurchtsvoll küßte. Auch sie konnte nicht gleich zu Worten kommen und führte mich schweigend in ihr Besuchzimmer ein.

Ach, wie ward mir so wohl und herzlich zu Muthe, als ich das behaglich warme Zimmer wiedersah, in dem, wie früher, das Feuer lustig im Kamin brannte. Es war mir fast, als hätte ich dasselbe nie verlassen oder als sei ich nur wenige Stunden davon getrennt gewesen, und Alles, was ich seitdem erlebt, sei ein wüster trauriger Traum. So lebendig lebten die zuerst daselbst empfangenen Eindrücke wieder in mir auf.

Vor dem Kamin stand ein vollständig servirter Theetisch und das Wasser brodelte schon gemüthlich im silbernen Kessel. Geröstete Semmelschnitten, Honig, eingemachte Früchte und eine Menge anderer Speisen standen darauf und Alles war so appetitlich angerichtet und so sinnig geordnet, daß ich mir wie ein Prinz vorkam – ein sehr armer freilich – den man mit großen und schönen Vorbereitungen empfängt. Aber ich warf nur einen raschen Blick auf das Zimmer und seine Einrichtung, dann wandte ich mich der guten Lady zu, die mir lange in's Gesicht sah und sich nun erst allmählig zu sammeln anfang.

»Mein armer Junge,« sagte sie mit weinerlicher, aber herzlicher Stimme, »also da bist Du! Ach, Du bist ein Seemann geworden, wie ich an Deinen Kleidern sehe. – Doch halt – wo hast Du den Brief, den ich Dir schrieb, das ist die Hauptsache – Du hast ihn doch nicht vergessen?«

»Nein,« erwiderte ich, ihn hervorholend, »Ihr Wunsch war mir heilig und hier ist er.«

Sie warf einen flüchtigen Blick darauf, dann zerriß sie ihn in Stücke und warf diese hastig in die Flamme des Kamins.

»So,« sagte sie, »das war nothwendig; nun erst können wir uns freuen. Jetzt setz' Dich, dahin, so, und nun wollen wir uns das Herz frei piaudern, von Allem, was darauf liegt.«

So saß ich denn wieder auf demselben weichen Stuhle, und abermals sprangen zwei Hündchen auf meinen Schooß und die andern nahmen eine ähnliche Lage wie damals ein.

»Meine Hunde haben Dich noch so gern wie früher,« begann sie, »und das ist ein gutes Zeichen, es freut mich. Jetzt aber erzähle mir, wie es Dir ergangen ist und laß nichts aus, was wichtig ist, ich bin erstaunlich neugierig. Wenn dies ein Fehler ist, bekenne ich ihn gern. Haha!«

Ich holte erst tief Athem, dann erzählte ich ihr ehrlich und aufrichtig Alles, was mir begegnet war, von dem Augenblick an, wo ich sie vor fast drei Jahren verlassen, bis zu dem, wo ich wieder bei ihr eingetreten war. Wiederholt gab sie mir, während ich sprach, bald ihren Beifall, bald ihr Beileid zu erkennen, und nur zu oft zeigte ihr

Gesicht maaßlose Verwunderung, Staunen und Angst, je nachdem der Gegenstand beschaffen war, den ich vortrug. Als ich nach langer Rede fertig war, schwieg sie erst, rang die Hände, dann nahm sie ihr Tuch, trocknete sich die Augen und rief endlich wehmüthig: »Also er hat Dich geschlagen! Pfui, ein Bruder den Bruder – das ist abscheulich, ist sündlich, ist – gemein. Verzeih mir diesen Ausdruck, aber ich kann augenblicklich keinen anderen wählen O, nun hasse ich ihn erst recht und wir Alle haben wohl Ursache dazu!«

Nachdem wir nun noch eine Weile über das Eine und Andere hin und hergesprochen, stand sie auf und ging an ihren Schreibtisch. Sie öffnete ihn aber nur, schloß ihn gleich wieder und kam dann zu dem Theetisch zurück. »Nein,« sagte sie, »noch nicht, erst wollen wir in Gemüthsruhe den Thee trinken, dann wollen wir ernstlich weiter mit einander reden.«

Wir setzten uns also an den Tisch und während des Essens, wo die schmucke Jungfer uns bediente, sprachen wir nur Weniges und Nichts, was sich auf unser voriges Gespräch bezog. Sie beobachtete dabei mit scharfer Aufmerksamkeit alle meine Bewegungen, sah, wie ich mich des Messers und der Gabel bediente, worin Engländerinnen – man verzeihe mir den Ausdruck – Närrinnen und Slavinnen des Herkommens sind, und da sie fand, daß ich wie ein Gentleman aß und trank, nickte sie mehrmals befriedigt und sah mich mit freudestrahlenden Blicken an. Als unsre Gerichte, wenn auch nicht verspeist, doch sämmtlich gekostet waren, entfernte sich

die Jungfer mit dem Geräth, wir aber blieben noch bei einer Tasse Thee sitzen und nun sah mich Lady Denham ernsthaft an. »Jetzt, Charles,« sagte sie mit fast mütterlichem Tone, »sprich wie ein verständiger Mann zu mir und verhehle mir nichts. Was willst Du jetzt thun und wohin gedenkst Du Dich zu wenden, denn hier wirst Du doch unter keiner Bedingung bleiben wollen?«

Sie öffnete mir somit selbst die Thür zu meiner ferneren Mittheilung und ich ging ermuthigt zur Darlegung meines lange durchdachten Planes über. »Mit Ihrer und Gottes Hülfe,« sagte ich fest, »denke ich noch, trotz allen jugendlichen Mißgeschicks und trotz meiner vielen nicht zu verkennenden Fehlgriffe, ein ordentlicher und brauchbarer Mensch zu werden. Vielleicht können Sie Etwas für mich thun, mir durch Ihre Fürsprache irgend eine Laufbahn eröffnen. Wenn mir diese Hoffnung aber fehl schlägt, bleibt mir nichts weiter übrig, als meine Heimat zu verlassen, mich in's Ausland zu wenden, wo ich keine Feinde und Verfolger habe, und dort mein Glück zur See oder zu Lande zu versuchen.«

»Ha,« rief sie, »Du sprichst da zuletzt Etwas aus, was mir aus der Seele gesprochen ist. Ja, mein Sohn, Du hast viel Unglück in Deinem kurzen Leben gehabt und hast Dich bis jetzt mühsam durchgekämpft, nicht ganz ohne Deine Schuld, aber auch nicht ohne ein tieferes Verschulden Anderer. Nur in einem Dinge irrst Du und die darauf gebaute Hoffnung muß ich leider zerstören: ich habe keine Verbindungen in der Welt, mit denen ich Dir nützen könnte, wenigstens nur sehr wenige, und ich für meine

Person kann und – *darf* – leider! – Dir nicht die Wege bahnen, denn es würde mir nicht ziemen, gegen den Wunsch und Willen des Sohns meiner Schwester – selbst wenn ich ihn persönlich nicht liebe – Deine Partei zu nehmen. Also, Charley, verlaß England und wandere aus. Die Welt ist groß und weit, auch jenseit des Canals. Hier giebt es, so viel ich sehe, keine Heimat, kein Glück für Dich. Hüte Dich – diesen Rath *muß* ich Dir geben – Deinem Bruder noch einmal zu begegnen. Du hast ihn stolz und edel behandelt, ihn vor Dir gedemüthigt, und das verträgt eine Natur, wie die seine, am wenigsten. Reize ihn also nie mehr, geh ihm stets aus dem Wege. Er hat mehr Mittel in Händen, Dir schädlich zu sein, als Du denkst. Es ist nicht gut, wenn zwei Brüder feindlich auf einander stoßen und es könnte sich leicht ereignen, daß für Dich daraus ein Schmerz entsteht, der durch das ganze Leben anhält, und das Leben ist lang, wenn es durch Leiden, und Schmerzen verbittert ist. Zu Deiner Auswanderung aber, wohin es auch sei, will ich Dir nach Kräften behülflich sein. Sieh, ich habe jetzt gerade nicht mehr in Händen, als ich Dir geben werde, aber wenn es verbraucht ist, schreibe an mich, und wenn ich dann noch lebe, werde ich Dich nicht warten lassen. Ich will für Dich sparen, so viel ich vermag. Du sollst wenigstens eine Person im Leben finden, die ein Herz für das Kind hat, das nie seine Eltern gesehen und von seinen Blutsverwandten keine Liebe erfahren hat.«

Mit diesen Worten stand sie auf, nahm eine zierliche Briefftasche aus ihrem Schrank und drückte sie mir leise

mit einem bedeutsamen Wink in die Hand. »Da,« sagte sie, »nimm, aber sei still – bedanke Dich nicht, ich weiß doch, was Du fühlst – Ich gebe Dir gern, was ich habe. Und damit sei darüber genug gesprochen.«

Ich stand vor ihr, hatte ihre beiden Hände gefaßt und sah ihr mit thränenschweren Augen in das wohlwollende Gesicht – so tief hatten mich ihre Worte und ihr ganzes Benehmen dabei gerührt.

Sie gab mir einen Wink und wir setzten uns wieder, aber schweigsam, Jedes in seine innersten Gedanken verloren. Meine Erzählung hatte viel Zeit fortgenommen, das Essen auch und es war also spät geworden. Die alte Dame schien nur mit Mühe das Gähnen zu unterdrücken, ihre Wangen glühten und ihre Augen waren wie mit einem Schleier bedeckt – ich sah, daß sie der Ruhe und Erholung bedurfte.

»Ach, Mylady,« sagte ich, schon aufstehend und mich zum Gehen anschickend, »Sie sind so gütig gegen mich gewesen und doch habe ich noch *eine* Bitte, und die, ja die *müssen* Sie mir erfüllen, wenn es irgend in Ihrer Macht steht.«

»Sprich,« sagte sie, »ich will thun, was ich kann.«

»Ich trage, wie Sie schon gehört haben, einen falschen Paß bei mir, und das drückt mich nieder. Ich täusche. Niemanden gern und doch wurde ich oft selbst getäuscht. Dennoch will ich auch ferner so Wenige wie möglich täuschen. Können Sie mir nicht durch irgend einen Bekannten, der in's Geheimniß zu ziehen wäre, einen Paß für's In- und Ausland auf meinen wirklichen Namen lautend

auswirken? Hier habe ich auf einen Zettel geschrieben, was Alles darin enthalten sein muß. Ich will ihn nicht jetzt haben, aber vielleicht brauche ich ihn für spätere Zeiten. Bewahren Sie mir ihn auf, bis ich Ihnen einmal schreibe, und dann mögen Sie mir ihn senden. Ich mag nicht ewig Gibson heißen und könnte einmal Lust haben, als meines Vaters Sohn aufzutreten, wenn ich älter geworden hin.«

Diese Worte machten keinen so unangenehmen Eindruck auf die alte Dame, als ich anfangs befürchtet hatte, Sie besann sich eine Weile, dann sagte sie: »Ich will es mir überlegen und es könnte mir wohl durch einen braven Mann, den ich kenne und der mir vertraut, gelingen. Ja, ich denke, es wird gehen, wenigstens will ich es versuchen. So, da habe ich Dir doch etwas gewährt, was ich heute Morgen für sehr schwierig gehalten hätte, aber wenn man Dich sprechen hört und in Dein Auge sieht, wird man weich und thut gern, was Du willst. Also Du willst gehen? Nun denn, gehe noch einmal mit Gott. Ach!« – und hier brach sie in bittere Thränen aus – »ich werde Dich wahrscheinlich nicht wiedersehen, wenn Du in's Ausland gehst, aber ich werde glücklich sein, zu denken, daß Du wacker und edel bleibst, wie Dein braver Vater es war. Gehe hin, mein Sohn, und mögen die Menschen, in deren Mitte Du trittst, Dich erkennen, wie ich, und auch lieben, wie ich. Lebe wohl!«

Der Erzähler hielt hier wieder einen Augenblick inne und schöpfte tief Athem, ohne aufzublicken. Dann aber, da Mr. Mildness das tiefste Schweigen beobachtete, fuhr

er mit viel ernstem Miene und langsamer als vorher redend fort:

»Ich hatte sie verlassen, die edle Frau, ja, und ich stand wieder einsam auf offener Straße, die vom hellen Mondlicht fast tagesklar beleuchtet war. Ihr Geschenk bewahrte ich in meiner Brusttasche und ihre Worte im Herzen. Auf dem langen Wege, den ich nach meiner dumpfen Kammer zurückzulegen hatte, blieb mir Zeit genug, zu denken, was mit mir vorgegangen war, und zu empfinden, was noch in mir vorging. Ach, ich weiß nicht, wie es kam, nach diesem Besuche befiel mich eine so tiefe, mit Wehmuth und Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem, Unbekanntem gemischte Traurigkeit, wie ich sie bis dahin noch nie in meinem Leben kennen gelernt hatte. Gerade das liebevolle Wesen der alten Lady Sarah Denham hatte mein Herz tief aufgewühlt und dadurch diese unbekanntem Gefühle erweckt. Nie wie in jener Stunde fühlte ich, wie verfehlt und zwecklos mein ganzes Leben bisher gewesen war, wie ich Ereignissen und Zufällen zum Spielball gedient, die hauptsächlich darin wurzelten, daß ich, außerhalb aller Familienbande stehend, nie das Glück und den Frieden einer ruhigen Häuslichkeit genossen, vielmehr einsam und verlassen von wahren Freunden und edlen Rathgebern meinen eigenen rauen Weg gewandelt war. England, mein ganzes Vaterland

war mir schon lange im Innersten zuwider und jetzt schien es mir von Stunde zu Stunde unerträglicher zu werden. War ich nicht von zartester Jugend an in die fremde Welt geschleudert und in herbe, meiner ursprünglichen Naturanlage widerstreitende Verhältnisse gesetzt? War ich nicht von Eton, unbefriedigt im Innern, gefährdet von Außen, rastlos umhergeirrt, ohne jemals eine menschliche Brust zu haben, der ich mein Herz anvertrauen, und ein Dach, unter dem ich mein Haupt sorgenlos betten konnte? Diese eine Frau, die ich eben verlassen und die mir als Verwandte so fern stand, war die einzige Person, die mir wahrhaft wohlwollend, fast mütterlich begegnet war, und doch riß mich ein unerbittliches Verhängniß von ihr fort, ich durfte nur auf Stunden bei ihr weilen, wenn ich nicht sie, nicht mich Gefahren preisgeben wollte, die sie selbst vielleicht überschätzte, die aber von mir in meinem damaligen Alter nicht verächtlich bei Seite geschoben werden konnten.

Ach, seitdem ich ihr stilles trauliches Zimmer verlassen, erfaßte und quälte mich fast eine unendliche Sehnsucht nach eben solcher Stille und Ruhe. »Gieb mir Frieden mit aller Welt, o Schicksal!« stöhnte es in mir mit heißem Gebete, »und laß mich nie wieder das Opfer, die Beute von Lug und Trug, von Ränken und Nichtswürdigkeit aller Art werden! – Aber dann muß ich fort von hier,« rief mir mit unwiderstehlicher Bestimmtheit eine innere Stimme zu, »fort, nach einem anderen Ort. Welcher es sei, das ist mir gleichgültig, nur ein Ort muß es sein, der mich nicht an meine verkümmerte Jugend, an meine

einsame, verlassene Lage erinnert, ein Ort, wo mich Niemand kennt, Niemand von meiner Vergangenheit weiß, wo keine gedungenen Häscher auf mich lauern und keine drohenden, meinen Namen schändenden Zeitungsartikel mein Blut in Wallung setzen und meinen Geist mit trüben Besorgnissen füllen. Ja, ja, meine Heimat, sonst dem fühlenden Menschen das Liebste, Wünschenswerteste, ist mir zuwider geworden, überall ist es besser als hier, und je öder, stiller, verlassener der Ort ist, wohin ich mich begeben, um so schneller werde ich mich sammeln und das verlorene Gleichgewicht meiner Seele wiederfinden können.

Um über meine gegenwärtige Stellung vollkommen klar zu werden, begann ich jetzt über mich selber Gericht zu halten; ich ging in Gedanken meine ganze Vergangenheit durch und aus jedem einzelnen Vorfall blieb ich mit strenger Erwägung haften. Ich mußte mir gestehen, daß ich mich nicht von aller Schuld frei sprechen konnte. Ich war oft leichtsinnig gewesen, hatte dumme und kindische Streiche in Fülle vollführt, die manche üble Folgen gehabt, aber einen wirklich schlechten Streich hatte ich meines Wissens niemals begangen. Vor allen Dingen hatte ich mit meinen Mitteln nie Haus zu halten verstanden, schlechten Menschen, wenn sie mir augenblicklich aus der Klemme zu helfen vermocht, hatte ich stets Vertrauen geschenkt, und so war ich zuletzt ein Verfolgter, ein Ausgestoßener aus meiner Familie geworden, dem jetzt nichts weiter übrig blieb, als sich selbst aus dem Kreise

seiner ehemaligen Genossen zu verbannen und ein noch immer zweifelhaftes Asyl zu suchen.

Von solchen Gedanken hin- und hergeschüttelt und gepeinigt aber allmählig und fast unbewußt mich schon zu einem festen Entschlusse durchringend, kam ich in meinem elenden Kämmerchen an, das mir nie einsamer und öder vorgekommen war wie eben jetzt. Die alte Frau war bereits zu Bett gegangen und hatte nur eine kleine Thranlampe brennen lassen, damit ich mich zurecht finden und ohne Aufenthalt mein Lager aufsuchen könne. Aber daran war heute noch lange nicht zu denken. Mein Geist war so thätig und aufgereggt, daß ich eben erst ausgeschlafen zu haben wähnte, und die Spannung meiner Empfindungen verlieh mir ausdauernde Zähigkeit und Kraft genug, den Anforderungen der Natur zu widerstehen, denen ein Mensch in meinen Jahren sonst so leicht unterhänig wird.

Da fiel mir plötzlich das noch unbesichtigte Geschenk meiner alten Wohlthäterin ein. Ich griff in die Tasche und holte es hervor. Es war eine Art Portemonnaie mit festem Verschuß, den ich erst gar nicht öffnen konnte. Endlich gelang es und – ich fuhr erschrocken und vor Erregung fast zitternd zurück. Ich sah einen kleinen Haufen Banknoten vor mir, den ich vor Ueberraschung kaum zu zählen vermochte. Ich breitete meinen Schatz auf dem Tische aus und begann dies köstliche Geschäft. Ich zählte drei oder vier Mal und jedesmal kam ich zu demselben Resultat, obgleich ich immer noch zu irren glaubte. Endlich war ich überzeugt, daß ich richtig gerechnet, und

nun war ich in der Lage, mir sagen zu können, daß ich im Besitze von ganzen zweihundert Pfund Sterling sei, die in lauter kleinen und ganz neuen Noten vor mir lagen.

Von den quälenden Selbstvorwürfen und der Sorge ging ich nur langsam zur Freude über, es war ein zu kühner Sprung, den ich erst gar nicht zu unternehmen wagte. Endlich aber kam sie zum Durchbruch und mir traten zum ersten Male in meinem Leben Thränen der Wonne in's Auge. O, ich war reich, begütert, mein eigener Herr; nun war ich nicht mehr mit unzerreißbaren Banden an das Land meiner Geburt gebunden, nun konnte ich endlich frei – frei umherschweifen, wonach ich mich schon so oft schmerzlich gesehnt, und wenn ich mich weise einzurichten verstand, reichten meine Mittel, namentlich im Auslande, lange Zeit, bevor ich eine Noth mir wieder nahen sah. Aber diese Noth sollte, durfte mir nicht wieder nahen, ich wollte mich schon so einrichten, daß sie sich nicht an mich heran wagte, und wie viele Möglichkeiten waren mir nicht geboten, auf irgend eine Weise mein jetziges Vermögen vortheilhaft zu verwetthen und mir damit eine Existenz zu gründen, die mich Herr meiner selbst werden und doch unabhängig von Jedermann bleiben ließ.

Aber seltsam, wenn mich der Kummer, die Sorge nicht zu ermüden vermocht hatten, die Freude vollbrachte dies rascher, gewaltsamer. Mir fielen plötzlich die Augen zu und, kaum so viel Zeit behaltend, mich zu entkleiden, sank ich, nachdem ich meinen neuen Schatz unter das

Kopfkissen gelegt, in einen tiefen, glücklichen Schlaf. Als ich am Morgen erwachte, sah ich einen freundlichen Sonnenstrahl auf meinem Fenster haften. Das geschah, wenn klarer Himmel war, täglich nur einmal, etwa zehn Minuten lang, und gerade in dieser Zeit war ich erwacht. Dieses Erwachen war ein unbeschreiblich freudiges und ich fing ohne Weiteres meinen Schatz noch einmal zu zählen an. Als ich damit fertig war, stand endlich die Summe fest, ich befand mich wirklich im Besitz von zweihundert Pfund, und nun war es mit meiner Angst und Sorge auf lange Zeit vorbei. Ich stand auf, kleidete mich an und nachdem ich mit seltsamer Ruhe mein Frühstück verzehrt, welches mir die alte Steuermannswittwe heute wie alle Morgen auf mein Zimmer brachte, sagte ich ihr, ich müsse einen nothwendigen Geschäftsgang unternehmen, was ihr ganz neu war, da ich sonst nie Morgens früh das Haus verließ.

In Wahrheit aber war mir meine Kammer, mein Haus zu enge geworden; ich hatte keine Ruhe mehr darin und fast schien es mir, als ob selbst das große London ein zu enger Raum für mich wäre, denn meine Seele war während der Nacht in Folge des Glücksrausches gewachsen und sehnte sich nach einem weiteren, unfaßbareren Tummelplatz, wo frischere und reinere Lebensluft als in meinem nebligen Vaterlande wehte.

Ohne eigentlich zu wissen, wohin ich ging, lief ich nach der Themse hinunter, ich mußte vor allen Dingen Schiffe sehen, Schiffe, die die Weltmeere durchsegeln

und die unsichtbare Brücke nach fremden Ländern bauen. Ich war bald an die Stelle gelangt, wo es in der Regel von Fahrzeugen aller Art wimmelte, aber heute schienen mir die Themse ungewöhnlich still und leer und zum ersten Mal in meinem Leben machte das Getümmel am Hafen nicht den gewohnten Eindruck auf mich. Aber da blieb ich mit einem Mal wunderbar ergriffen stehen – kommt denn das Glück und die Freude wie das Unglück und der Schmerz immer in doppelter Gestalt auf mich zu, von einem Schiffe her, das er eben mit einem Boote verlassen, schritt ein Mann, und dieser Mann schien mir sehr wohl bekannt, obgleich sein Aeußeres sich gewaltig verändert hatte. Da blieb auch er vor mir stehen, sah mich fragend an und Beide nickten wir uns dann zu, herzlich die Hände in einander schlagend, und ›Charley!‹ tönte es von seinen Lippen, während von den meinen der Name ›Oliver Knight‹ klang.

Ja, es war Oliver Knight, mein Jugendgefährte und Freund aus Eton, der mir hier wie ein freundliches Geschenk vom Himmel geschneit kam. »Hast Du Zeit für mich?« war meine erste Frage, nachdem wir uns herzlich begrüßt.

»Einen ganzen Tag, mein Junge,« erwiderte er, »und was für einen tollen Streich wollen wir nun vor Freuden ausführen?« setzte er in übermüthiger Laune hinzu.

»Nichts von tollen Streichen mehr,« klang es seltsam ernst von meinen Lippen, »wir wollen vielmehr jetzt 'mal

erst einen klugen vollbringen. Komm nur mit mir, Du erzählst mir dabei Deine und ich erzähle Dir meine Schicksale, seitdem wir uns zum letzten Male – es war ja hier in London – sahen.«

Er folgte mir bereitwillig und bald saßen wir im abgelegenen Stübchen eines Weinhauses hinter einer Flasche Porto, die ich als reicher Mann natürlich bezahlte, und nach kurzer Zeit waren wir so in unsere Mittheilungen vertieft, wie die Jugend es bei ähnlichen Anlässen nur zu leicht zu sein pflegt.

Oliver war erst vor zwei Tagen von seiner ersten größeren Seereise nach Westindien und Valparaiso zurückgekehrt und hatte einige Tage Urlaub genommen, um die Seinigen in Eton zu besuchen. Natürlich wußte er von den Vorgängen daselbst eben so wenig wie ich und es lag mir auch nicht sehr am Herzen, Ausführlicheres darüber zu vernehmen, da ich in meinem jetzigen Sinnen und Trachten jener Zeit längst entwachsen war. Nachdem er mir seine Erlebnisse auseinandergesetzt, fing ich die meinigen zu erzählen an, und bald wußte Oliver, daß er mich jetzt Gibson nennen müsse und daß ich im Begriff stehe, eine längere Reise nach dem Auslande anzutreten.

»So, so,« sagte der gute Junge, »also in's Ausland willst Du? Da hast Du Recht, denn hier in Altengland ist es ver-teufelt neblig – und langweilig obendrein. Man sieht das erst, wenn man aus einem sonnigen Lande hierher zurückkehrt. Wohin willst Du denn zuerst Deinen Wanderstab setzen?«

»Am liebsten nach Deutschland,« erwiderte ich. »Dahin zieht es mich mit aller Macht, und das Wenige, was ich davon gesehen, läßt mich Mehreres zu sehen wünschen.«

»Nach Deutschland!« sagte Oliver naserümpfend.

»Na, da wird es auch hübsch langweilig und einförmig sein!«

»Gerade das erstrebe ich, denn mir geht jetzt ein ruhiges Leben über Alles.«

»Das ist seltsam, bei mir findet gerade der umgekehrte Fall statt: je toller, desto besser! Aber so sind die Menschen verschieden – Hast Du Dir denn schon ein Schiff gewählt, auf dem Du die Ueberfahrt machen willst?« fragte er nachsinnend.

»Nein, ich komme so eben erst an den Hafen und wollte mir gerade eine Gelegenheit suchen, als ich Dich traf.«

»Hm, hm! Höre, da kann ich Dir vielleicht rathen. Aber Du willst wohl nur an Bord eines englischen Schiffes gehen?«

»Eines englischen? O gewiß nicht, gerade das Gegentheil, ein fremdes wäre mir lieber, damit mich nichts an England und meine Landsleute erinnert.«

»Teufel, Du mußt uns sehr satt haben, wenn Du so sprichst. Nun, dann will ich Dir ein Schiff in Vorschlag bringen, das gerade segelfertig ist und in zwei Tagen, glaube ich, mit edlen Hölzern nach Rostock abgeht. Jedoch geht es nicht direct, sondern legt in Gothenburg und Kopenhagen an.«

Ich besann mich nur kurze Zeit. »Das ist mir ganz recht,« sagte ich, »so bekomme ich gleich ein paar Städte in Ländern zu sehen, die ich noch nicht betreten habe. Wer führt das Schiff, was ist es für eins und wie heißt es?«

»Es ist die Brigg ›Eveline‹, Capitain Barchfeld, ein Deutscher – ein ganz guter Kerl, der nur bisweilen, wenn das Wetter schwer wird, ein wenig tief in das Glas guckt. Sein Steuermann aber ist ein vernünftiger Seehund, jung und frisch, rasch und gewandt, und mit dem würdest Du recht gut zusammenpassen, und die Mannschaft sind Deutsche, aber sie sprechen alle mehr oder weniger Englisch, da sie oft hier zu Lande sind. So kannst Du ja Unterhaltung genug unterwegs haben.«

»Ich bin damit einverstanden, nur fragt es sich, wird der Capitain sich darauf einlassen, mich als Passagier mitzunehmen, denn Du mußt wissen, daß ich auf dieser Reise keine Dienste an Bord nehmen will.«

»Das wird auf eine Frage ankommen, mein Lieber, und wenn Du willst, kannst Du sehr bald darüber im Klaren sein. Trink das Glas aus und laß uns die Brigg besuchen. Ein paar hübsche Cabinen hat sie an Bord, das weiß ich, ich habe es gestern noch gesehen, als ich meinen Freund, den Steuermann, an Land holte.«

Zehn Minuten später saßen wir in einer Jolle von Oliver's Schiff und fuhren die Themse hinunter, da die ›Eveline‹ schon Ladung eingenommen hatte und im Strombette lag. Als ich sie von Weitem sah, gefiel sie mir auf

den ersten Blick, nur schien sie mir hinten etwas tief im Wasser zu liegen, was ich auch meinem Freunde sagte.

»Höre,« erwiderte dieser, »Du hast einen verdammt scharfen Blick, ich hätte es kaum geglaubt. Aber Du hast Recht, sie liegt etwas tief mit dem Spiegel und das ist ihr einziger Fehler. Indessen giebt sie in Gothenburg einen Theil ihrer Ladung von schwerem Holze ab und nimmt Frucht ein, ich glaube Rübsen, der ist leichter und dann ändert sich die Stauung.«

Unter solchem Gespräch, das mich nicht weiter kümmerete, ruderten wir an Bord der ›Eveline‹ und trafen den Capitain sowohl wie den Steuermann daselbst vor. Ersterer hatte ein dickes, rothes Gesicht und schien wirklich ein bischen stark in das Glas zu sehen; der Steuermann aber gefiel mir um so besser, und nachdem Oliver mich vorgestellt und meinen Wunsch kundgethan, gab der Capitain seine Beistimmung zu erkennen und forderte mich auf, in die Cajüte hinabzukommen und die Cabine zu besichtigen, die er mir abtreten könne. Ich fand dieselbe eng, aber sonst geeignet für mich, und da mir außerdem die große Cajüte und das Deck zu Gebote stand, war ich damit zufrieden. Nachdem ich nun noch auf Verlangen meinen Paß vorgezeigt und in Betreff des Ueberfahrts-geldes und einiger anderen Dinge ein Uebereinkommen getroffen, wurde ein Handschlag ausgetauscht und die Sache war abgemacht.

Oliver begleitete mich nach meiner Wohnung und ich theilte alsbald der Wirthin mit, daß ich in zwei Tagen

London verlassen würde, um so bald nicht wiederzukommen. Sie gerieth in große Verwunderung darüber und auch einiger Schmerz, einen so stillen Miethsmann zu verlieren, mischte sich mit ein. Da ich ihr aber ein passendes Geldgeschenk machte und Oliver versprach, ihr bald wieder einen guten Einmieter zu verschaffen, so beruhigte sie sich und wir verließen sie wieder, um unsern weiteren Geschäften nachzugehen.

Diese bestanden hauptsächlich in meiner Ausrüstung zu einer so großen Reise, und obgleich ich mir nichts Ueberflüssiges kaufte, so stattete ich mich doch ganz hübsch aus, so daß man mich auch außerhalb Englands für einen Gentleman halten und Vertrauen zu meinen Mitteln fassen konnte. Das Hauptsächlichste aber, was ich mir erwarb, war erstens ein wasserdichter Gürtel, wie ihn auch Oliver trug, der auf bloßem Leibe umgeschnallt wurde und einen festen Verschuß für mein Geld und meine Papiere hatte, denn dafür müsse ich auf einer solchen Reise Sorge tragen, behauptete Oliver. Für's Zweite kaufte ich mir einen gegen alle Feuchtigkeit vollkommen geschützten Geigenkasten, ließ ihn obendrein noch mit einem Ueberzug von Kautschuk versehen, um mein geliebtes Instrument heil durch alle Gefahren zu bringen, und nun glaubte ich Alles gethan zu haben, was für meine Reise ersprießlich war. »Jetzt gebe Gott nur gutes Wetter, günstigen Wind und frischen Muth, um bald, recht bald meine Vergangenheit zu vergessen und ein neues Leben zu beginnen,« dachte ich, »dann ist Alles vorhanden, was ich brauche, und nachdem ich mit meinem Freunde noch in

munterer Unterhaltung den Tag verbracht, geleitete ich ihn nach einer Yacht, die eben nach Eton segelfertig lag und ihn in seine Heimat tragen sollte. Ich aber ging getrost und freudig nach Hause, um unter dem Dache der alten Steuermannswittwe noch eine Nacht in England zuzubringen, denn schon am nächsten Morgen wollte ich an Bord der ›Eveline‹ gehen, um so bald wie möglich den heimatlichen Boden unter den Füßen loszuwerden, der meine Sohlen um so heißer zu brennen anfing, je näher ich daran war, ihn auf lange Zeit zu verlassen – auf wie lange? Davon hatte ich keine Ahnung, mein Freund, und es ist gut, daß die Vorsehung uns nicht hinter den Schleier der Zukunft blicken läßt, sonst verlebten wir vielleicht keine Minute in Ruhe und ich – ich wäre damals sicher nicht an Bord der ›Eveline‹ gegangen.«

ZWÖLFTES KAPITEL. DER SCHIFFBRUCH.

Der Erzähler ließ hier eine längere Pause eintreten und wandte seine Blicke mit forschender Miene auf Mr. Mildness hin, als ob er von ihm einige Worte zu hören erwarte; da dieser aber, der theilnehmend und fast unbeweglich mit gespanntester Aufmerksamkeit bis jetzt zugehört, keine Sylbe laut werden ließ, fuhr Sir Charles also zu sprechen fort:

»Nun, mein lieber Freund, lassen Sie mich einmal ein wenig Athem schöpfen, da ich gerade an einen Ruhepunkt gelangt bin. Meine Einschiffung nach Deutschland bildet gewissermaßen einen Abschnitt in meinem Leben,

und zwar einen bedeutungsvolleren, als Sie denken mögen. Ueber meine Jugendstreiche bin ich nun glücklich hinweg und es beginnt der Ernst meiner späteren Jahre sich allmählig zu zeigen. Ach ja, der Ernst, aber auch der Schmerz an dem ich noch jetzt schwer, schwer trage, wird sich nun bald entwickeln und Sie werden erfahren, was die tiefsten Eindrücke in meinem Herzen zurückgelassen hat. O meine schöne erste Jugendzeit, wie ward ich so schändlich darum betrogen! – und doch darf ich mich darüber nicht beklagen, denn meine zweite Jugend sollte dafür um so vollere Blüten treiben und mich empfinden lassen, daß auch ich zum Glücke und zur Freude auserkoren war. Doch wo sind die Blüten auch dieser zweiten Jugend geblieben? Was haben sich für Früchte daraus entwickelt? Ach, alle, alle sind unwiederbringlich verloren und obgleich ich jetzt so reich bin, so kann ich doch mit allen meinen Schätzen nicht einmal das eine Glück zurückkaufen, welches ich nun erst kennen lernen, doch nach kurzem Besitz – Besitz? nein, so kann ich es wohl eigentlich nicht nennen – bald wieder auf ewig verlieren sollte. Doch still, keine Klagen über Etwas, was hinter uns liegt, nur vor uns dürfen wir hoffnungsvoll und freudig schauen, denn die Vorsehung hat uns noch viel des Guten und Herrlichen aufbewahrt. Aber, bevor ich weiter zu erzählen fortfahre, sagen, Sie mir erst, wie *Sie* über ›die Schandthaten‹ urtheilen, die Sie so eben vernommen? Seien Sie aufrichtig – finden Sie mich wirklich so tadelnswerth, wie Mr. Coldwell mich schilderte, an dem Tage, als ihm die Unglückselster begegnet war?«

Der Rector lächelte unbeschreiblich milde, und nachdem er dem Freunde eine volles Glas funkelnden Weines näher gerückt und auch das seine gefüllt hatte, sagte er mit wohlwollender Miene: »Mein lieber Sir Charles, ich kann mich nur Ihrer eigenen Worte von vorher bedienen und sagen: Sie sind als Knabe leichtsinnig gewesen, ja, als Jüngling haben Sie oft nicht die nöthige Vorsicht walten lassen, und dafür eine herbe Schule durchmachen müssen – einen *schlechten* Streich aber haben Sie niemals begangen, und wollte Gott, daß die Tadler unter Ihren Standesgenossen sich nichts Schlimmeres vorzumerken hätten. Allein ich will Sie mit meinem Urtheil, was eigentlich kein Urtheil ist und sein kann, nicht lange aufhalten. Sie haben mich auf die Fortsetzung Ihrer Lebensgeschichte neugierig gemacht und nach allem Vorangegangenen kann ich von Ihren Mannesjahren nur Gedienges erwarten. Ob es aber ebenso interessant sein wird, steht freilich dahin und ich glaube es kaum, da ich Ihr Leben bis zur Einschiffung auf der ›Eveline‹ schon interessant und lehrreich genug finde.«

Sir Charles seufzte aus tiefstem Herzensgrunde auf und sagte: »Für Sie kommt vielleicht nichts Interessantes mehr, für mich aber entwickelt es sich jetzt erst. Doch hören Sie nur und dann urtheilen Sie. Ich näherte mich damals meinem zwanzigsten Jahre und war im Besitz aller körperlichen Kräfte, die mir die Natur verliehen; auch mein Geist war elastisch und strebsam genug, sich von den Irrthümern loszurichten, in denen er bisher geschmachtet, und, innerlich unverdorben, wie ich

war, bedurfte es nur eines zündenden Funkens, um die in mir schlummernden guten Eigenschaften zu wecken und mich auf den einzig richtigen Weg der Erkenntniß und höheren Sitte zu führen.

Es war Ende März, als ich mich an Bord der ›Eveline‹ begab, die bald darauf die Themse verließ, um ihren Cours nordöstlich zu nehmen. Um die Zeit nicht ungenutzt verstreichen zu lassen, hatte ich mich für die See-reise genügend mit guten Büchern versehen, allein ich kam nicht viel zum Studium, denn die Reise selbst und Alles, was sich darauf zutrug, nahm mich von Anfang an so sehr in Anspruch, daß ich weit mehr an meine früheren Erfahrungen zur See als an wissenschaftliche Studien dachte, die meinem augenblicklichen Leben so fern lagen.

Gleich beim Aussegeln in die Nordsee machte ich die betrübende Bemerkung, daß die ›Eveline‹, wie ich vorher gedacht, eine schlechte Seglerin sei und daß es nicht behaglich sein würde, bei schwerem Wetter mit ihr gegen Sturm und Wogendrang anzukämpfen. Allerdings war sie schwer beladen, das kostbare Mahagonyholz, womit sie befrachtet, hatte nicht einmal im untern Raum Platz gefunden und nahm noch einen großen Theil des Decks ein, allein das war der hauptsächlichste Grund ihrer Schwerfälligkeit nicht, er lag vielmehr in ihrer Bauart, die Vieles zu wünschen übrig ließ, wie sich bei näherer Besichtigung ergab. Da das Gespräch gleich in den ersten Tagen darauf kam und ich meine Meinung gegen den Capitain ehrlich kundgab, so maulte er mit mir und ging mir aus

dem Wege, wo er es nur möglich machen konnte. Daß er reichlich Spirituosen trank, ließ er niemals Jemanden mit Augen wahrnehmen, im Gegentheil war er in meiner und des Steuermanns Gegenwart mäßig, doch sobald er sich unbemerkt wußte oder glaubte, nahm er heimlich Wein oder Branntwein in großer Menge zu sich und nur zu oft kam er mit gläsernem Auge auf Deck und war dabei stets in übler Laune, so daß der Steuermann alle Mühe aufwenden mußte, auf erträglichem Fuß mit ihm zu bleiben.

Dieser Steuermann nun war ein sehr liebenswürdiger Mensch und ein tüchtiger Seemann obendrein. Es dauerte keine zwei Tage, so waren wir die besten Freunde und theilten uns ohne Rückhalt unsre Ansichten über unsre Fahrt, das Schiff und den Capitain selbst mit. Dieser junge, erst vierundzwanzigjährige Mann hieß Bodmer und stammte aus Lindau am Bodensee her. Nur eine leidenschaftliche Vorliebe für die See hatte ihn seinem schönen Vaterlande entfremdet und zufällig auf Capitain Barchfeld's Schiff geführt, welches in Rostock zu Hause war. Er hatte sich in kurzer Zeit recht hübsche nautische Kenntnisse erworben, war thätig und eifrig in seinem Beruf und dabei stets geneigt, die Mannschaft wieder anzuregen und zu ermuthigen, wenn sie das grämliche Wesen des Capitains verdrießlich gemacht hatte.

Auch zu der Mannschaft trat ich bald in ein gutes Verhältniß. Nicht allein gesellte ich mich oft zu dem einen oder andern Matrosen, wenn er bei gefährlicher Arbeit war, und half ihm dabei, sondern ich erheiterte sie alle

in geeigneten Stunden, indem ich meine Geige hervorholte und wie ehemals auf der ›Najade‹ meine schönsten Weisen erklingen ließ. So hatte sich bald ein traulicher kameradschaftlicher Ton zwischen uns Allen eingestellt, und wenn der Capitain nicht in denselben einstimmte, so war es nicht unsre Schuld, an Ermunterungen dazu hatte ich es durch mein Benehmen wenigstens nicht fehlen lassen.

Was mich selbst betrifft, so war ich in den ersten Tagen mit meinen Erinnerungen an die Vergangenheit noch vollauf beschäftigt und erst, als ein paar sonnige Tage die um mich her wogende Fluth heiter färbten und ein wolkenloser Himmel über mir ausgebreitet lag, ließ ich die Sorgen hinter mir und wandte meinen ganzen Sinn der Ferne entgegen, indem ich mich der Hoffnung hingab, daß überall, wo Menschen thätig, fröhlich und glücklich sind, ich es auch werden könnte. So war mein Auge und Herz allein auf das Kommende gerichtet. Was ich in Deutschland thun und treiben wollte, bedachte und wußte ich noch nicht. Ich wollte auch nicht ewig daselbst bleiben, mich nur in dem schönen Lande umsehen, dann wieder weiter ziehen, denn die Erde war ja so groß und mein lange gehegter Wunsch: zu messen, wie groß sie sei, konnte ja nun befriedigt werden. Vor allen Dingen aber wuchs mein Verlangen nach einem ruhigen Stückchen Erde, und je weiter ich mich von England entfernte, um so näher währte ich diesem ruhigen Stückchen schon gekommen zu sein.

Nur *eine* recht große Thorheit ließ ich mir auf dieser Reise zu Schulden kommen, die ich später sehr ernstlich zu bereuen vielfach Gelegenheit fand. Ich hätte unterwegs, schon so recht nach Herzenslust die deutsche Sprache allmählig können sprechen und lesen lernen, da alle mich umgebenden Menschen geborene Deutsche waren, allein das fiel mir durchaus nicht ein. Ich war damals noch ganz und gar in dem nationalen englischen Aberwitz befangen, daß die englische Sprache die einzige und erste auf der Welt sei und daß Jedermann, mit dem wir in Verkehr treten wollen, sich derselben bedienen müsse, und so dachte ich nicht im Entferntesten daran, mir die Sprache des Landes anzueignen, in welches ich mich begab. Dieser lächerliche nationale Aberwitz, mein Freund, ist leider auch jetzt noch nicht von unsern Landsleuten gewichen und Sie können noch heutzutage in allen Ländern Engländer antreffen, die kein Wort einer fremden Sprache sprechen und die doch in ihrer Heimat als erstes Bedingniß vom Fremden fordern, daß er sich in britischer Zunge auszudrücken verstehe. O welche Engherzigkeit, Eitelkeit und nationale Ueberhebung liegt in diesen anmaßenden Ansprüchen! Nun, ich bekenne meine Fehler gern, wie Sie wissen, und daß ich meine Zeit auf der See damals nicht benutzte, um von Deutschen Deutsch zu lernen, war ein unverzeihlicher und gerade mich am schwersten treffender Fehler, den ich, wie gesagt, erst später in seinem ganzen Umfange erkennen und bereuen sollte. –

Ungeachtet des günstigsten aller Winde, des Backstagswindes, den wir in den ersten acht Tagen auf unserer Fahrt hatten, kam unser Schiff doch nur langsam vorwärts und es gehörte meinerseits etwas Geduld dazu, mich in dies Schicksal zu fügen, der ich in meiner schmucken ›Najade‹ einen ganz anderen Segler kennen gelernt hatte. Endlich aber gingen wir um das Cap Skagen herum und warfen eines Abends vor Gothenburg Anker. Da mir der Capitain mittheilte, daß er wenigstens acht Tage im Hafen zu thun haben werde, verließ ich die ›Eveline‹ und begab mich in Begleitung eines jungen schwedischen Seemanns, der leidlich Englisch sprach und den ich zufällig außer Dienst traf, ins Innere des Landes, um wenigstens den Wenern- und Wettersee und ihre schönen Umgebungen zu besuchen. Hätte ich gewußt, daß Capitain Barchfeld sich über vierzehn Tage in Gothenburg aufhalten würde, so wäre ich auch nach Stockholm gegangen, so aber fürchtete ich, den Abgang der ›Eveline‹ zu versäumen, und war daher schließlich genöthigt, noch länger als acht Tage in Gothenburg zu verweilen.

Ich traf meinen Freund, den Steuermann Bodmer, in einer nicht gerade heiteren Stimmung an. Er hatte während meiner Abwesenheit mit dem Capitain Mißhelligkeiten gehabt, da er sich nicht damit einverstanden erklären konnte, das Schiff so zu belasten, wie dieser es that. Statt des Rübsamens hatte er, an Stelle des gelöschten Holzes, Eisen an Bord genommen, und nun war die ›Eveline‹ noch schwerfälliger geworden, so daß sie im wahren

Sinn des Worte überlastet war. »Ich an Ihrer Stelle,« sagte mir der Steuermann am Tage vor der Abfahrt, »würde mich diesem Fahrzeuge, wie es jetzt ist, nicht länger anvertrauen, sondern ein anderes Schiff abwarten, das Sie schneller und sicherer nach Deutschland bringt als dieses.«

Ich besann mich nicht lange und erwiderte ihm: »Ja, unter Umständen würde ich Ihren Rath befolgen, allein Sie sollen mich nicht für ängstlicher halten als ich bin; den Gefahren, welchen Sie sich aussetzen, will ich auch getrost in's Auge sehen.«

Er gab mir die Hand und nickte mir freundlich zu, und damit war die Sache abgethan. Das Wetter war im Ganzen bis dahin günstig gewesen, trotzdem der Wind fast immer aus Südwest stark geblasen hatte. Mitunter hatte es auch geregnet und sogar kleine Hagelschauer waren aus vorübergehenden Wolken gefallen, der Himmel aber heiterte sich immer wieder auf und blieb zuletzt klar, so daß wir keine Spur von irgend einem Sturm auf unserer bisherigen Fahrt erlebt. Doch, wenn auch ein kleines Unwetter uns gedroht hätte, an wirkliche Gefahr dachte kein Mensch von uns, ich am wenigsten, und selten wohl denkt überhaupt ein beherzter Seemann daran.

Endlich, in den letzten Tagen des April, verließen wir Gothenburg und steuerten getrosten Muthes südlich durch das Kattegat. Ein strammer Nordwind blies gerade hinter uns her und so trieben wir vor'm Winde hin, was unsern Lauf nicht sonderlich beschleunigte. Da ich

mich jetzt zumeist auf Deck aufhielt und an allen Beobachtungen und Pflichten des Steuermanns Theil nahm, merkte ich auf Alles, was um mich her vorging, und so entschlüpfte mir auch eines Abends seine ernste Miene nicht, mit der er aus der Cajüte vom Capitain herauskam und alsobald die Segel zu kürzen und bald darauf zu reefen befahl. Ich schaute mich nach dem Stande des Wetters um und fand diese Vorsicht eigentlich noch nicht ganz nöthig. Die Luft war klar, nirgends zeigte sich drohendes Gewölk und nur der Wind blies noch immer gleich stark aus Norden. »Ja,« sagte der Steuermann ungefragt zu mir, »Sie sehen sich um und gewahren nichts. Aber der Capitain hat diesmal den Ausschlag gegeben, wie billig, und ich habe ihm beigestimmt. Es giebt in dieser Nacht dick Wetter, geben Sie Acht. Das Barometer ist plötzlich stark gefallen, doch nicht das allein ist es, was mich besorgt macht, – wir haben noch ein untrüglicheres Barometer an Bord,« flüsterte er.

»Was ist das für eins?« fragte ich mehr mit dem Auge als mit dem Munde.

»Still, es ist der da unten selber. Haben Sie ihn je so selten hier oben auf seinem Platze gesehen? Gewiß nicht. Nun ja doch, wenn es schwer Wetter giebt, hat er stets ein Vorgefühl, und anstatt sich dann munter und frisch zu halten, wie Unsereins, trinkt er über das Maaß. Seit heute Morgen habe ich es schon beobachtet und das ärgert mich mehr, als es mich ängstigt. Ich weiß hier eben so wohl Bescheid, wie er, zum Ueberfluß sind Sie auch noch da, aber es wäre doch seine Pflicht, schon der Mannschaft

wegen, sich mehr als Schiffsführer, denn als Trunkenbold zu zeigen.«

Wir schwiegen darauf Beide und ließen es uns nur noch angelegener sein, die Pflichten des Capitains zu erfüllen, nach allen Seiten auszuspähen, dem Tau- und Segelwerk unsre Aufmerksamkeit zu schenken und sodann die Mannschaft bei gutem Muthe zu erhalten, was bei drohendem Unwetter so wichtig und unerläßlich ist.

Indessen die beiden Barometer an Bord, das quecksilberne wie das lebendige, schienen für jetzt noch zu früh dem Druck der Luft nachgegeben zu haben. Bodmer und ich blieben die Nacht auf, lösten uns nur zu gewissen Zeiten ein wenig ab und fanden, daß Wind und Wellen dieselben blieben, nicht wuchsen, nicht abnahmen, und also unsre Besorgniß, wenn sie vorhanden war, eine vergebliche gewesen.

Am nächsten Tage passirten wir den Sund, legten in Helsingör an, um den unvermeidlichen Zoll zu entrichten, und steuerten bald darauf südlich, um so bald wie möglich Kopenhagen zu erreichen.

Hier mußten wir drei Tage verweilen, weil die Rae des Großsegels unseres großen Mastes etwas schadhaft geworden war und der Capitain es für gerathen hielt, bei dem drohenden schweren Wetter mit heilen Knochen, wie er sich ausdrückte, um die Inseln herumzugehen. Ich gewann dadurch Zeit, mir die schöne Stadt und ihre Umgebungen zu betrachten und muß bekennen, daß ich großen Genuß daran fand.

Als wir die Rhede von Kopenhagen wieder verließen, hatte sich das Wetter noch immer nicht besser gestaltet, der Himmel hatte sich sogar mit dunkelgrauem Gewölk bedeckt und ein steifer Nordwester, wohin sich der Wind jetzt gewandt, höhlte die See tüchtig aus, so daß unser schweres Schiff furchtbar zu rollen begann und wir unsre Ladung, namentlich auf Deck, fester legen mußten, um uns vor Unglück zu bewahren. Dabei wurden wir vom zunehmenden Winde so stark nach Osten getrieben, daß wir bis zur Insel Møen kein Land mehr zu Gesicht bekamen, ein gut Stück von unserm vorgeschriebenen Course verloren und mehrere Tage gebrauchten, um bei schwächer gewordenem Winde, der nach Osten herumzugehen anfang, wieder in die alte Straße zu gelangen.

Alles dies waren jedoch nur unbedeutende Ereignisse einer so häufig mit Unannehmlichkeiten verknüpften Seefahrt, ein viel schrecklicheres Unwetter blieb uns noch vorbehalten.

Es war am fünften Mai 183*, als wir Abends um sechs Uhr den Leuchtthurm auf der Südspitze von Falster passirten, den wir bei klarem Wetter durch unsre Fernrohre deutlich wahrnehmen konnten. Es war dies der letzte freundliche Ausblick auf unserm Schiffe, der uns die Kunde gab, daß wir wieder auf richtigem Wege zu unserm Ziele seien. Gleich darauf trat eine seltsame Windstille ein, die bei der unnatürlichen Hitze, die uns auf einmal umgab, etwas Drohendes hatte, dem wir nur mit Schweigen entgegensahen. Der Capitain befand sich zu dieser

Zeit wieder in seiner Cajüte, ich stand neben dem Steuermann auf Deck, in der Nähe des Rades, welches ein alter Matrose führte, der, seinen Südwester tief in die Stirn gedrückt, uns Beide mit aufmerksamen Blicken beobachtete, aber kein Wort zu sprechen wagte.

Da ich mich seltsam ermüdet und gleichsam gezwungen fühlte, mich eine Weile niederzustrecken, um nachher desto besser auf meinem Posten ausharren zu können, sagte ich zu Mr. Bodmer: »Nicht wahr, wir schlagen jetzt den Cours südwestlich ein, um nach Rostock zu gelangen?«

«Ja!» lautete die auffallend leise gegebene Antwort.

»Wann können wir am Ziele sein?«

Während der Steuermann auf meine Frage im Kopfe rechnete, konnte sich der alte Matrose am Steuer nicht enthalten zu sagen: »Wenn es solch' Wetter bleibt, Sir, in Ewigkeit nicht. Aber getrösten Sie sich, es bleibt nicht so.«

»Nein, es bleibt gewiß nicht so,« bestätigte der Steuermann etwas lebhaft, »und wir werden sogar heute eine unruhigere Nacht haben, als der Tag gewesen ist.«

»Davon sehe ich aber noch gar keine Anzeichen?« warf ich ungläubig hin.

Der alte Matrose verzog sein verschrumpftes Gesicht wie ein satyrischer Meergott, der Steuermann aber sagte: »Sie kennen dies Wasser nicht, Mr. Gibson. Eine plötzliche Windstille mit solcher Temperatur nach einem so stürmischen Tage hat stets etwas zu bedeuten. Die Natur

ruht sich einen Augenblick aus, um nachher mit neuer Kraft wüthen zu können.«

»Nun,« erwiderte ich, »dann will ich auch ein Stündchen ausruhen, ich fühle mich fast krankhaft abgespannt, und wenn die Nacht wild wird, werde ich wieder bei Ihnen sein und sie Ihnen ertragen helfen.«

Er rieth mir auch dazu und ich stieg in meine Cabine hinab, wo ich mich sogleich niederlegte und fast augenblicklich in tiefen Schlaf verfiel. Wie lange ich geschlafen, weiß ich nicht, ich war wie mit unzerreißbaren Banden an mein Lager gefesselt. Plötzlich aber wurde ich durch ein gewaltiges Gepolter über mir aufgeschreckt und als ich mich ermunterte, bemerkte ich, daß das Schiff in einer Weise rollte, wie noch nie, so daß ich mich erst gar nicht auf den Füßen halten konnte. Nachdem ich mich aber vollständig in meine Lage gefunden, einen Südwester über meinen Kopf gestülpt und meinen Leib in einen wasserdichten Ueberwurf gehüllt, stieg ich im Fluge die Treppe hinauf, um mein Wort wahrzumachen und die wilde Nacht neben meinem Freunde zuzubringen.

Als ich auf Deck trat, überblickte ich im Nu die Lage des Schiffes und war über den Wechsel erstaunt, der sich während meines Schlafes zugetragen hatte. Es mochte etwa zehn Uhr Abends sein und der beinahe volle Mond streute ein eigenthümlich magisches Licht über das Wasser hin, obgleich er in Folge eines dichten Nebels am Himmel selbst nicht sichtbar war. Die See ging hohl und stieß bei ihrem gewaltsamen Auf- und Niedergehen ein melancholisches Gebrüll aus, wobei sie bisweilen ihren

Gischt so hoch an den Wänden des Schiffs emporspritzte, daß wir trotz unserer dichten Kleidung bald durchnäßt wurden. Ueberdieß leuchtete dieser Gischt auf eine unheimliche Weise und die ganze Oberfläche der See war so dicht damit bedeckt, daß man keine fünfzig Schritt weit vor sich sehen konnte. Durch die Takelage und die jetzt fast vollständig beschlagenen Segel aber heulte ein Wind, wie ich es noch nie gehört, und das Knarren, Pfeifen und Brüllen auf Deck war so stark, daß ich mich erst daran gewöhnen mußte, um mit klaren Sinnen das Schauspiel im Ganzen aufzufassen.

Ich eilte alsbald nach dem Hinterdeck und traf dort den Steuermann und drei Matrosen, die das Rad in ihren eisernen Fingern hielten. »Wie lange blast es schon so?« fragte ich mit stockendem Athem.

»Seit einer Stunde,« erwiderte der Steuermann, indem er mit mir am Backbord entlang, auf welcher Seite das Schiff lag, nach der Mitte hin ging, um nach den Masten zu spähen, die wie dünne Stengen hin und her gerüttelt wurden. »Haben Sie es denn nicht von Anfang an gehört?« fragte er. »Der Tanz fing ja mit einem wahren Orkan an. Doch Sie sehen merkwürdig bleich aus, Mr. Gibson, ist Ihnen nicht wohl?«

»Vollkommen, Sir, aber ich bin in Wahrheit überrascht und um so mehr, da ich mich jetzt des seltsamen Traumes erinnere, den ich so eben gehabt.«

»Was war es für einer?«

»Sind Sie abergläubig?«

»O nein, ich nicht, aber schreien Sie nicht so laut, die dummen Männer da drüben sind es, wie alle Salzwasser-matrosen.«

»Nun denn, es kann nichts schaden, wenn ich es *Ihnen* sage: ich träumte, unser Schiff liefe auf eine Sandbank und die ganze Mannschaft, mit einziger Ausnahme von uns Beiden, ertrank, als sie sich auf den Booten retten wollte.«

Der Steuermann schaute trüb vor sich hin. »Sie haben nicht übel geträumt,« erwiderte er, »und was Sie im Traume gesehen, habe ich schon lange im Wachen befürchtet. Hier zwar haben wir keinen Sand zu erwarten, es liegt noch ein gut Stück Wasser zwischen ihm und uns, aber dort südlich vor uns, da giebt es Sandbänke in Fülle. Wir gehen indessen mehr nach Westen als Süden und so hat es für's Erste nichts zu sagen.«

»Ist der Capitain noch immer unten?« fragte ich nach einer Weile, während wir unsern Rundgang auf dem Schiffe vollendeten.

»Zum Teufel ja!« erwiderte der kühne junge Mann barsch, »und das ist es, was mich am meisten schmerzt. Ich vermisse sein Vollmondsgesicht nicht, bei Gott, nein, aber er gehört jetzt auf Deck und nicht in die Cajüte, hinter die Branntweinflasche.«

»So will *ich* einmal hinuntergehen,« sagte ich, »und versuchen, ob ich ihn nicht auf die Beine bringen kann.«

Ich eilte, so rasch ich bei dem Rollen und Stampfen des Schiffs gehen konnte, nach der Treppe und rutschte

mehr hinunter als ich ging. Als ich in die von ihrer Lampe düster erleuchtete Cajüte trat, fand ich den Capitain vor einem Tische sitzen, auf dem einige Flaschen Cognac, Zucker und Wasser standen, und sah, daß er den Kopf auf die Hände gelegt hatte und wie eingeschlafen schien.

»Was giebt es?« fragte er, bei meinem Rütteln an seiner Schulter den Kopf etwas erhebend.

»Cap'tain,« sagte ich, »wir haben schweres Wetter, sehr schweres, die See dampft wie ein feuriger Ofen und geht hohl wie Gebirg und Thal. Hören Sie nicht, wie der Wind heult, und fühlen Sie nicht, wie das Schiff gleich einem Trunkenbold hin und herschwankt? Bitte kommen Sie doch herauf, es dürfte der Mannschaft angenehm sein, Sie in solchem Unwetter auf der Schanze zu sehen.«

Der Capitain brummte und stöhnte, als würde er von heftigen Schmerzen an seine Stelle gefesselt. »Ach,« sagte er mit einer eigenthümlich weichen Stimme, »es wird Alles nichts helfen, Mr. Gibson, meine Stunde ist endlich gekommen, ich weiß es schon seit acht Tagen.«

Mich erfaßte ein unheimliches Grauen bei diesen unseligen Worten, zum ersten Mal in dieser Art in meinem Leben, und ich gestand es mir selbst ein. Indessen faßte ich mich rasch wieder, denn der Capitain erhob sich von seinem Sitze und folgte mir sogleich auf Deck, während ich ihm voranging, als müßte ich ihm den Weg dahin weisen. Oben angekommen, warf er seine verglasten Blicke rings umher, dann, als habe er genug gethan, begab er sich zu dem ihm entgegenkommenden Steuermann und sagte: »Herr Bodmer, ich – ich kann nicht mehr. Ich übergebe

Ihnen die Leitung des Schiffes und lege mich zu Bett. Ich bin krank – sehr krank und Gott leite Alles zum Besten!«

Mit diesen Worten taumelte er wieder die Treppe hinab und wir Beide blieben unter der unverzagten Mannschaft allein zurück. Der Sturm, der um uns her tobte, hatte einen hohen Grad erreicht. Das Schiff stöhnte und krachte in allen seinen Fugen, wenn die Wellen gegen die Steuerbordflanke und den Spiegel schlugen. Dabei stand das Achterdeck fast stets unter Wasser; denn die haushohen Wogen gingen in Schaumwirbeln darüber hin und durchnäßten uns wie Alles, was ihnen in den Weg kam.

Wir standen am Rad und Einer nach dem Andern schaute nach dem auf und nieder springenden Bug des Schiffes und dann in die Richtung, in der unser Cours lag. »Haltet mehr Steuerbord, Westermann,« rief Mr. Bodmer, »immer noch mehr so – herum damit – geht es nicht mehr?«

»Wir halten so viel wir können,« erwiderte einer der Männer, »aber die Abtrifft ist so stark, daß wir nichts mit dem Ruder ausrichten, Herr!«

Ich will Ihnen die Einzelheiten, von denen ich nun Zeuge war, nicht genauer ausmalen, Mr. Mildness,« fuhr der Erzähler nach einer kurzen Pause fort, »und Ihnen nur andeuten, was um uns her und auf Deck der ›Eveline‹ vorging. Wir waren so weit mit unserer Ohnmacht gekommen, daß der Ruderhelm in Lee festgemacht, werden mußte und daß das Schiff, von allen Segeln entblößt, die zum Theil zerfetzt waren, vor Topp und Takel auf dem wilden Meere dahintrieb. Da die Brigg sehr achterlastig

war und schlecht beim Winde lag, so hätten wir leicht helfen können, wenn wir im Stande gewesen wären, die Vorderraaen vollzubrassen. Aber gerade dieses Manöver glückte nicht, es fehlte uns die gehörige Kraft dazu, und obgleich wir Alle mit Hand anlegten, so war der Sturm zu gewaltig, nahm uns Tauwerk auf Tauwerk weg und wir fürchteten jeden Augenblick, der eine oder andere Mast würde über Bord gehen und einen Theil unserer knappen Mannschaft mit sich fortreißen. So schoß denn das Schiff, seinem Ruder nicht mehr gehorchend, mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles vorwärts und stampfte und rollte so entsetzlich, daß wir uns nur mit Mühe auf den Beinen halten und die Schutzleinen nicht mehr loslassen konnten, die wir vom Spiegel bis zum Bug gezogen hatten. Oft stand das halbe Deck unter Wasser, aber immer arbeitete sich das schwere Schiff keuchend und ächzend wieder in die Höhe und schoß wie ein verzweifelnder Schwimmer in die schäumende See hinein.

Der Steuermann und ich standen in der Nähe des Ruders dicht beisammen. Der junge Mann lächelte schmerzlich. Er gestand mir ein, daß er seinen Cours verloren habe und daß er nicht wisse, wo sich die ‹Eveline› in diesem Augenblick befinde.

Ich erkannte die ganze Gefahr, in der wir schwebten, und feuerte selbst die Kanone ab, die wir schon seit einer halben Stunde öfters gelöst hatten, um irgend Wem, irgend wohin einen Nothschrei auszustoßen, der

wahrscheinlich wie ein ungehörter Seufzer aus qualvoller Menschenbrust im großen Raume der See und des Himmels verschwand.

Da fiel mein Auge plötzlich über unser Steuerbord fort in westliche Richtung, woher gerade der heftigste Anprall des Sturmes und der Wogen kam, und ich nahm, etwa in der Entfernung einer Meile eine wunderbare Erscheinung wahr, die ich zuerst für eine optische Täuschung hielt. Der weiße Nebel und der Gischt, die uns von allen Seiten umgaben, wurden aus einer bestimmten Stelle in der angegebenen Richtung lichter und röther, als brenne daselbst eine Flamme, deren Licht sich mächtig durch den Nebeldunst zu arbeiten bemühte. Da unser Schiff aber gleich darauf in eine tiefe Höhlung der See sank, verlor ich es wieder, und erst als es wieder emportauchte, kam mir jenes Feuer noch einmal und viel deutlicher in Sicht. Mit mir fast zugleich hatte es der Steuermann wahrgenommen und auf meine hastige Frage: »Mr. Bodmer, was kann das sein?« erstarrte sein Gesicht fast zu Stein, seine Augen blitzten unheimlich und er murmelte etwas zwischen den zusammengebissenen Zähnen, was ich nicht verstand. Endlich aber hatte er sich gefaßt; er sprang zu den Männern am Ruder, und da ich ihm auf dem Fuße folgte, so nahm ich wahr, daß seine Mittheilung eine Bestürzung bei den Leuten hervorbrachte, wie er sie selbst eben kund gethan. Nach kurzer Unterredung, die sie in deutscher Sprache führten, wovon ich kein Wort verstand, sagte der Steuermann zu mir:

»Wir sind nicht einig, Mr. Gibson, auf welchem Fleck dieses Feuer brennt. Es kann unmöglich schon die Küste von Mecklenburg sein, denn nach meiner Berechnung liegt unser Ziel weit westwärts von uns. Wenn es nicht ein brennendes Schiff ist –«

»Nein, nein,« rief ich hier mit lauter Stimme, »es ist kein Schiff, Sir, sonst müßte es auf den Wogen steigen und fallen, wie wir, es steht vielmehr fest an einem hochgelegenen Ort, und meiner Meinung nach ist es ein Warnungszeichen, daß wir uns in dem Nebel vor dem Orte hüten sollen.«

Der Steuermann sprang wie eine Stahlfeder auf, kletterte in den Steuerbordwanten des großen Mastes ein paar Stufen empor und nachdem er eine Minute lang, die mir eine Ewigkeit zu sein dünkte, scharf ausgelugt, sprang er wieder herab und schrie: »Mr. Gibson, Sie haben Recht! Eilen Sie, eilen Sie, es ist die höchste Gefahr. Jetzt weiß ich, wo wir sind, Alles, was wir vor uns im Nebel sehen, ist Land, und dicht vor unsern Augen liegen Sandbänke und Dünen ohne Zahl. Lassen Sie so schnell wie möglich alle Boote fertig machen und der Mannschaft Leben zu retten suchen – aber schnell, schnell, es ist die höchste Zeit!«

Ein großer Theil der an Bord befindlichen Matrosen hatte diesen Zuruf gehört, und ohne weitere Aufforderung stürzten Alle auf das Langboot zu, um es von seinen Stützen zu heben und in See zu bringen. Ich selbst und die Matrosen am Steuer legten mit Hand an, nur Mr. Bodmer hielt als Wache am Ruder aus, das festgestellt war, da

es uns ferner von keinem Nutzen mehr sein konnte. Als Alles so ziemlich fertig war, fiel mir der unglückliche Capitain ein. Ich stürzte nach der Cajütentreppe und kam glücklich unten an, ohne zu wissen, wie es geschah. Der Capitain lag angekleidet auf seinem Bett mit weit aufgerissenen Augen und starrte mich wie ein Irrsinniger an.

»Cap'tain!« rief ich, »retten Sie sich, schnell, wir laufen sogleich auf!«

Er sprang empor und eilte auf Deck. Ich wollte ihm eben folgen, als mein Blick durch die offen stehende Thür in meine Cabine fiel. Von einem geheimen Antriebe gestachelt, wo möglich von meinem Eigenthum zu retten, was zu retten war, ergriff ich die Schifffskiste, nahm sie mit Riesenkraft unter den rechten Arm, faßte den leichteren Geigenkasten mit der Linken, und so belastet wankte und kroch ich wieder auf Deck, um meine kleinen Schätze wo möglich in dem großen Boote zu bergen.

Aber da bot sich mir ein wunderbarer und mich anfangs auf eine Stelle fesselnder Anblick dar. Hatte die furchtbare geistige Erregung, in der ich mich in jenem Augenblick befand, alle meine Sinne geschärft, so daß sie durch Nebel und Dämmerung dringen konnten, oder war die Scene um mich her durch die rasch auf einander folgenden Windstöße, die das Schiff immer stärker erschütterten, klarer und durchsichtiger geworden, genug, der Nebel war theilweise geschwunden, der Gischt hatte sich gesenkt, und vor mir, etwa eine halbe Meile entfernt, sah ich, vom vollen Mondstrahl beleuchtet, der

vom blauen Himmel hernieder unsere Lage ruhig überschaute, eine lang fortlaufende Brandung, und hinter ihr, gespenstisch in dem dämmernden Lichte aufsteigend, erhoben sich Hügel auf Hügel, weiß wie Schnee, auf die unser Schiff ungestüm wie ein verzweiflungsvoller Wettrenner losstürzte.

In demselben Augenblick, als ich kaum das vor mir liegende Schauspiel mit meinen Sinnen erfaßt, sah ich den Capitain mit im Winde flatternden Haar und stieren Blicken an mir vorüberstolpern, nach dem großen Boote hin, dann – ich hatte ihn zum letzten Mal gesehen und weiß nicht, wo er sein Ende gefunden – geschah Etwas, was ich jetzt am wenigsten vermuthet und was mir auf einen Augenblick alle Besinnung raubte.

Eine haushohe Woge, höher als alle früheren, wälzte sich brüllend gegen unser Schiff von der Steuerbordseite her und zugleich sauste ein fürchterlicher Windstoß heran, der gerade die Breitseite unsers Schiffes traf.

Ich hörte erst nichts als ein ungeheures Krachen und Brechen um mich her, dann lag ich, von meiner Schiffskiste und dem Geigenkasten befreit, die über Bord flogen, der Länge nach auf dem Boden, und als ich mich wieder sammeln konnte und die Augen erhob, sah ich den Fockmast in der Mitte gebrochen im Wasser liegen, während der große Mast dicht über dem Deck wie ein dünner Baum zersplittert war, nur noch in seinen Tauen hing und in der See neben uns her schleppte. Das Schiff selbst aber lag auf Backbord und alle auf Deck befindlichen schweren Gegenstände rollten wild polternd durch einander

hernieder und schlugen in die See mit einem Krachen und Toben, daß mir Hören und Sehen verging. Ja, es war kein Zweifel mehr, der Sturm hatte unser Schiff auf die Seite gelegt, alles nicht fest Angebundene mit sich genommen und so war auch das Langboot mit allen daran arbeitenden Männern fortgespült, die, ohne einen Laut von sich zu geben, in den schäumenden Wellen versanken.

Ich war wie betäubt, sammelte aber noch einmal meinen Geist und bemerkte, daß ich durch meinen Fall unbeschädigt war. Und o Freude, neben mir – wie er dahingekommen, weiß ich nicht – erhob sich der Steuermann von den Knien und, wie es schien, lächelte er mich mit seinem bleichen Gesicht an.

»Mr. Gibson,« schrie er, was er schreien konnte, »retten Sie sich, das Schiff kentert – fort – in's Spiegelboot – die Küste ist nicht weit und wir können vielleicht das Land erreichen!«

Das war das letzte Wort, was ich jemals von ihm vernahm. Ich wollte seinem Rathe Folge leisten, aber ich vermochte es nicht. Denn kaum hatte ich mich halb auf meine Füße erhoben, so ergriff mich eine unsichtbare Gewalt und schleuderte mich vom Schiffe fort in die Wellen, auf denen ich mich, nach einigen bewußtlosen Secunden, leicht und instinctmäßig schwimmend fand. Um mich herum sah ich nichts als weißen Schaum und Gischt, und der schon blasse Mond leuchtete unbarmherzig auf meine trostlose Lage herab.

Von den Wogen vorwärts gerissen, die mich wie eine Feder zu tragen schienen, fühlte ich mich plötzlich in meiner Bewegung aufgehalten, und mit den Händen um mich greifend, faßte ich Tauwerk, an das ich mich kampfhafte anklammerte, da ich bald gewahrte, daß ich an einem starken Holzstücke – es mochte eine Rae sein – einen genügenden Halt besaß. Um mich herum wogte es von Schiffstrümmern, die bald über meinem Kopfe, bald neben mir hart an einander stießen. Ich hielt mich aber so gut ich konnte, bald schwamm ich, bald riß mich irgend ein Gegenstand unwiderstehlich mit sich fort. Da war es mir, als ob ich plötzlich weichen Boden unter meinen Füßen fühlte, gleich darauf aber war er wieder verschwunden und ich schwebte hoch auf den Wellen im freien Wasser. Das war der letzte Moment meines Bewußtseins, denn eine Secunde später stieß ein harter Gegenstand schwer gegen meinen Kopf, meine linke Schulter erlahmte, und von einem bitterem Schmerz ohnmächtig gemacht, stieß ich einen krampfhaften Schrei aus, meine erstarrten Hände ließen das rettende Tau fahren, und ich sank – wie ich glaubte – in eine bodenlose Tiefe hinab.«

ZWEITER THEIL.

1. ERSTES KAPITEL. IM PFARRHAUSE.

Der Erzähler, in die Erinnerung an den eben geschilderten Schiffbruch verloren, schwieg in sichtbarer Gemüthsbewegung; sein Auge blickte längere Zeit wehmüthig vor sich nieder und er schien seine Gedanken für das nun Folgende sammeln zu müssen. Bald aber hatte er sich wieder gefunden und einen leuchtenden Blick auf den gespannt zuhörenden Freund werfend, lächelte er sanft und fuhr dann mit beklommener Stimme in seiner Erzählung also fort:

»Es ist ein seltsames und ohne Gleichen wohlthundes Gefühl, nach solchen Gefahren, wie ich sie damals bestanden, und nach langem, dem Todesschlummer ähnlichen Traume, zu erwachen und sich in einem unbekanntem Raume und unter fremden Menschen lebendig und gesichert zu finden. Als ich zum ersten Mal wieder die Augen aufschlug, war es heller, sonniger Tag, ich lag warm gebettet in einem kleinen Zimmer und um mich herum sah ich mehrere Menschen, deren Gesichter eine große Besorgniß ausdrückten und deren freundliche Augen mit merklicher Spannung auf meinem Antlitz haften.

Eine ältliche ehrwürdige Frau stand mir zunächst und wischte mir das langsam aus einer Kopfwunde tröpfelnde Blut mit einem Schwamm ab; ihr gegenüber beschäftigte sich ein junger Mann, anscheinend ein Arzt, ämsig mit

meinem linken Arme, der gelähmt und mit Binden umwickelt in einer Art Schlinge lag. Vor mir am Fußende des Bettes beugte sich ein alter ehrwürdiger Herr, den ich augenblicklich für einen Geistlichen hielt, forschend zu mir herüber, und an seiner linken Seite stand ein dritter kräftiger Mann mit sonnenverbranntem Gesicht, während an seiner rechten Schulter, den Kopf fest dagegen gepreßt, ein junges, wunderbar schönes Mädchen lehnte, aus dessen dunkelblauen Augen die größte Besorgniß und das innigste Mitgefühl sprach. Weiter sah ich um mich her nichts und selbst dies nur einen kurzen Augenblick, denn mein Bewußtsein schwand mir so schnell, wie es gekommen war, so daß es mir später vorkam, als hätte ich die eben geschilderten Eindrücke nur in einem wohlthätigen Traum empfunden.

Nur so viel weiß ich, daß, als ich nach längerer Zeit, vielleicht erst nach einigen Tagen, abermals zum Bewußtsein gelangte, dies länger dauerte und klarer war und daß ich eine ganz eigenthümliche Freude dabei empfand. Ich war gern wieder zum Leben erwacht, das Leben schien mir plötzlich überschwenglich reich an süßen Reizen zu sein und schon das Licht, welches durch eine halb vorgezogene Gardine mild gebrochen über mein weiches Bett fiel, wirkte eben so belebend wie erheiternd auf mich ein. Als ich diesmal die Augen öffnete und mit einer gewissen verlangenden Hast um mich her spähte, fühlte ich einen heftigen Druck im Kopf und einen dumpfen Schmerz in der linken Schulter, die ich nicht heben konnte, aber beides vergaß ich sogleich, als ich meine

Pflegerinnen sah und wiedererkannte. Nur die ehrwürdige Frau und das junge Mädchen waren in meiner Nähe, und sobald ich die geringste Bewegung wahrnehmen ließ, eilten Beide an meine Seite und richteten mit einer unbeschreiblichen Zufriedenheit in den Mienen ihre strahlenden Blicke auf mich.

Jetzt konnte ich Beide schon einer genaueren Musterrung unterwerfen. Die alte Frau trug ein schwarzwollenes Kleid und ein schneeweißes Häubchen auf dem silbergrauen Haar. Ihre Züge trugen eine Milde und eine mütterliche Sorgfalt zur Schau, die mich augenblicklich für sie einnahmen, da sie mich sonderbarer Weise sogleich an Lady Sarah Denham erinnerte, mit der sie auch in ihren vollen Körperverhältnissen einige Aehnlichkeit hatte, unvergeßlich aber wird mir der Eindruck sein, welchen das junge Mädchen auf mich machte. Sie mochte etwa vierzehn Jahre alt sein, ihr Körper war noch nicht vollständig entwickelt, aber auf ihrem fast durchsichtig klaren Antlitz thronte eine frische, sanfte Lieblichkeit, wie ich sie noch nie an einem weiblichen Wesen gesehen. Ihr Auge, groß, rund und dunkelblau, hatte einen klugen und dabei seelenvollen Ausdruck, und um ihre korallenrothen Lippen schwebte ein weiches, süßes Lächeln, das mich an die Engelsköpfe erinnerte, die ich auf einigen Gemälden in London oft mit stiller Andacht betrachtet hatte, unbeschreiblich schön war ihr Haar und darauf hafteten meine Blicke am längsten, da es mich auf der Stelle an die schöne Mary in Eton erinnerte, welche

ich mit meiner grausamen Scheere einst so arg verstümmelt hatte. Das Haar dieses jungen Mädchens aber war noch schöner und voller und die Farbe desselben ließ sich mit keinem andern auf der Welt vergleichen. Es war von einem perlmutterartig glänzenden Blond mit goldenem Schimmer, als ob die Sonne mit ihrem mildesten Lichte darin spielte, und dabei war es so lang und stark, daß es am Hinterkopfe in zwei handdicken Flechten begann, die bis über ihre Kniekehlen hinabreichten, mit einem blauseidenen Bande durchflochten waren und bei jeder Bewegung des Körpers eine unnachahmlich anmuthige Schwingung blicken ließen.

Sobald ich also die Augen aufgeschlagen, traten Beide an mein Bett heran und die Matrone beugte sich zu mir nieder, faßte meine gesunde rechte Hand und sprach einige leise Worte zu mir, die ich zwar nicht verstand, da es deutsche Worte waren, deren Ton und Ausdruck aber erkennen ließen, daß sie sich erkundigte, wie es mir gehe und ob ich vielleicht frei von Schmerzen sei.

Als bald fragte ich in meiner Muttersprache: »Wo bin ich und wer sind Sie?« Als sie diese unbekannte Sprache vernahmen, blickten sie sich verwundert an und errötheten, als wären sie auf einem Versehen ertappt. Sofort aber redete die Mutter zur Tochter, denn dafür hielt ich Beide, und diese eilte flüchtig zur Thür, als wolle sie schleunig einen ihr ertheilten Auftrag ausrichten. Zwei Minuten später kam sie schon wieder und ihr auf dem Fuße folgte der alte ehrwürdige Mann, den ich schon einmal gesehen und sogleich für einen Geistlichen gehalten hatte.

»Ah,« sagte ich zu mir, »es ist ein Prediger, ich bin also wirklich in guten Händen!« und ein dankbares Gefühl strömte aus meinem Herzen zu Gott auf, daß er mich so gnädig behütet hatte. Aber auch jetzt konnten wir uns noch nicht verständigen, so viele freundliche Worte der Geistliche an mich richtete und so herzlich ich ihm mit matter Stimme erwiderte, denn ich sprach unausgesetzt Englisch und er Deutsch, und das – ach, da kam schon die erste Reue! – das verstand ich damals leider noch nicht.

Diese unerquickliche Unterhaltung jedoch sollte glücklicher Weise nicht lange dauern; der Geistliche wandte sich mit einem neuen Auftrage an das junge Mädchen und dieses flog abermals zur Thür hinaus, blieb vielleicht zehn Minuten weg, die mir entsetzlich lange dauerten, und kam dann fast athemlos und freudig in das Zimmer zurückgelaufen. Nach längerer Zeit nun, in der wir uns einigermaßen verlegen anstarrten und mit vielsagenden Mienen unterhielten, kam ein Mann herein, den ich auch schon an meinem Bett gesehen zu haben glaubte und den ich jetzt auf den ersten Blick für einen Seemann halten mußte, was er auch wirklich war. Nachdem er die im Zimmer anwesenden Personen mit einigen Worten begrüßt, trat er nahe an mein Bett heran, und während jene sich dicht um ihn her drängten, um kein Wort unsrer Unterhaltung zu verlieren, sagte er in zwar gebrochenem, aber doch verständlichem Englisch: »Nicht wahr, mein junger Freund, Sie sind ein Engländer?« Ich nickte. »Und Sie heißen Charles Gibson und sind aus Yorkshire gebürtig?«

Ich erstaunte. Woher wußte er das? Indessen sollte ich nicht lange in Ungewißheit bleiben. Der Mann drehte sich nach einem Tisch herum, hob meinen Gürtel davon in die Höhe und zeigte ihn mir. »Das haben wir Ihnen abgescnallt,« sagte er lächelnd, »und ich hielt es für meine Schuldigkeit, es zu öffnen. So wurden Ihr Geld und Ihre Papiere gefunden – ängstigen Sie sich also nicht, es wird Ihnen hier Alles wohl bewahrt bleiben.« Dann händigte er es sogleich dem Geistlichen ein, der den Gürtel zusammenrollte und in seine Rocktasche steckte.

Ich nickte zufrieden mit dem Kopfe, denn weiter sprechen konnte ich nicht. Die Scene hatte mich angegriffen und ich schloß die Augen und fiel wieder in die vorige Bewußtlosigkeit zurück.

Dieser traurige Zustand dauerte auch noch eine geraume Zeit fort. Ich schlief halbe Tage lang ununterbrochen, dann wachte, dann träumte ich halb, und nur in den Stunden wurde ich ganz munter, wo der Arzt kam, nach meinen Wunden sah und dabei meinen gelähmten Arm von Neuem verband. Als ich aber, nach Verlauf von acht Tagen, wie ich später hörte, eines Morgens plötzlich zu mir kam, fühlte ich mich plötzlich erleichtert. Der dumpfe Kopfschmerz, der mich bisher gepeinigt, eingeschläfert und fast taub gemacht hatte, war gänzlich verschwunden und Alles um mich her sah ich in einem neuen rosigen und erfreulichen Lichte. Doppelt beglückt aber war ich, als ich gleich darauf bemerkte, daß das junge Mädchen,

welches meine beständige Krankenwärterin zu sein schien, in meiner Nähe weilte, und daß es sogleich herbeikam, als ich die Augen aufschlug und mein Wohlbefinden durch Mienen und Blicke zu erkennen gab, so weit es in meinen schwachen Kräften stand.

Als bald darauf die Mutter in das Zimmer trat, ward die Tochter wieder hinausgeschickt, und nach einer halben Stunde kehrte sie mit dem Seemann zurück, den man bis jetzt als Dolmetscher zwischen uns zu gebrauchen pflegte. Nachdem er mich begrüßt und sich über mein besseres Befinden freundlich geäußert hatte, sprach er etwa Folgendes zu mir:

»Mein lieber junger Freund! Sie sind jetzt so weit hergestellt, daß ich mit Ihnen über Ihre Vergangenheit und Gegenwart zusammenhängend sprechen kann; und ich thue es in der Hoffnung, daß Sie hierdurch selbst beruhigt werden und sich in Ihrer augenblicklichen Lage zufrieden finden mögen. Sie haben Schiffbruch gelitten und scheinen von der ganzen Mannschaft des untergegangenen Schiffes der Einzige zu sein, der mit dem Leben davon gekommen ist. Das ist ein trauriges Ereigniß, allerdings, aber Tausende haben schon ein ähnliches erlebt und sind doch wieder froh und glücklich geworden. Darum besorgen auch Sie nichts. Sie sind in guten Händen. Diese Leute, zu denen Sie Gott geführt, erkennen es als ihre schönste Menschenpflicht, Schiffbrüchigen beizustehen, und sie werden sie an Ihnen in vollem Maaße üben und Sie behandeln und pflegen wie ihr eigenes Kind. Ihre Besitzthümer, die Sie auf dem Schiffe gehabt,

sind zwar verloren, aber Ihr baares Vermögen ist, wie ich weiß, in jenem Gürtel gerettet und so sind Sie nicht mittellos, können bald den Ihrigen Nachricht von sich geben und, wenn Sie vollständig geheilt sind, Ihre Schritte nach der Heimat oder dahin richten, wohin Sie sich begeben wollten. Nun theilen Sie auch mir mit, was Sie uns, die wir so großen Antheil an Ihrem Schicksal nehmen, wissen zu lassen für gut befinden.«

Ich dankte dem freundlichen Mann nach dieser Mittheilung aus tiefstem Herzensgrunde und bat ihn, auch Diejenigen, die mich so liebevoll aufgenommen und gepflegt, meiner ewigen Dankbarkeit versichern zu wollen. Darauf übersetzte er der Predigerfrau und dem jungen Mädchen meine Worte und als nun Beide an mich heran traten, drückte ich ihnen herzlich die Hand, indem ich meine Augen zu ihnen sprechen ließ, da sie die Worte meiner Lippen nicht verstanden. Sodann schickte ich mich an, dem Capitain, denn diesen Rang bekleidete der Seemann, die Ursache unseres Schiffbruchs zu erzählen, wobei er mir sehr aufmerksam zuhörte. Als ich ihm aber den Namen des Schiffes und den des Capitains nannte, theilte er mir mit, daß man bereits gemuthmaßt, daß das untergegangene Schiff die ›Eveline‹ aus Rostock sei, da verschiedene Schiffstrümmer darüber Aufschluß gegeben. Nachdem er mir nun noch einige Fragen vorgelegt, die ich alle nach bestem Wissen beantwortete, worauf er sagte, daß er das Unglück nach Rostock und England melden wolle, erkundigte ich mich nach dem

Schicksal des guten Mr. Bodmer, so wie nach dem der anderen Matrosen der ›Eveline‹.

»Ich habe es Ihnen schon gesagt,« erwiderte er traurig, »es ist Niemand außer Ihnen gerettet und Alle haben ihren Tod in den Wellen gefunden.«

Diese Nachricht, obwohl ich schon halb und halb darauf vorbereitet war, erschütterte mich doch tief und ich ließ in der weichen Stimmung, worin ich mich befand, meinen Thränen freien Lauf, was mir eine große Erleichterung verschaffte. Sodann aber wandte ich mich zu dem Capitain und sagte: »Jetzt, Sir, habe ich Ihnen Alles gesagt, was Sie vor der Hand interessiren kann, nun sagen Sie mir aber auch, wo ich bin und wer mich gerettet hat, damit ich ihm danken kann, denn ich habe von allen Vorgängen dabei nicht die geringste Ahnung.«

Der Capitain übersetzte meine Frage den beiden Frauen und diese ließen sich auf Stühlen an meinem Bette nieder, um wenigstens unmittelbare Zeugen der Unterhaltung zwischen uns zu sein, die ihnen allmählig klar wurde. Darauf sagte er: »Sie befinden sich im Pfarrhause des Dorfes *Prerow* auf der preußischen Insel *Zingst* in Pommern. Ihre Brigg ist auf den gefährlichen Sandbänken unsres Strandes zu Grunde gegangen, was bei dichtem Nebel und widrigen Winden leider oft vorkommt. Sie kamen durch den Sturm und ein schlecht lenkbares

Schiff von ihrem Course ab und wurden durch die nordwestliche Strömung gegen die Prerower Dünen geschleudert. Wir hatten schon lange Ihre Nothschüsse vernommen und alle Bewohner des Dorfes waren zu Ihrer Rettung an den Strand geeilt. Alt und Jung war auf den Beinen, die ganze Nacht hindurch. Auf dem Darsser-Ort, einem Vorgebirge dort drüben nach Westen hin, hatte man ein großes Feuer angezündet, um Sie von der Gefahr des Strandens in Kenntniß zu setzen. Indessen kam der gute Rath zu spät und die ›Eveline‹, die wir bei dem dichten Nebel erst gar nicht sahen, war nicht mehr zu retten. Wir bemerkten das leider sehr bald und konnten doch nicht helfen. Es sind, wie gesagt, schon viele Schiffe seit Menschengedenken hier zu Grunde gegangen, in der Regel aber nicht mit so großem Verlust an Mannschaft wie diesmal. Der Sturm war zu stark für unsre kleinen Küstenfahrzeuge und da wir sonst keine Rettungsapparate besitzen, konnten wir nur Diejenigen in Empfang nehmen, die mit Booten oder durch Schwimmen die Dünen erreichten. Unsre Männer drangen durch die Brandung, so weit es der weiche Sand, die Wellen und die herangespülten Schiffstrümmer erlaubten. Der Tag war bereits angebrochen, das Wetter hatte sich aufgeklärt und der Mond schien dabei so hell, daß man zuletzt ziemlich genau sehen konnte, was vorging. Da sahen wir denn die schreckliche Katastrophe aus nächster Nähe mit an. Nur Menschen sahen wir nicht und glaubten anfangs, sie hätten sich früher an einer anderen Stelle gerettet. Allein

dem war nicht so, wie wir jetzt von Ihnen wissen. Plötzlich nahm ein junger Mann aus dem Dorfe *Bootstedt* drüben jenseits des Binnenwassers, der zufällig in Prerow zu thun hatte, Sie in den Wellen wahr. Sie werden denselben wohl noch kennen lernen, er heißt *Elias Rubarth* und hat sich um Ihre Rettung am meisten verdient gemacht. Sie schwammen rüstig gegen das Land hin, aber die auf den Wogen hin- und hergeschleuderten harten Gegenstände verwundeten Sie schwer am Kopf und brachen Ihnen das linke Schlüsselbein. Sie stießen einen Angstruf aus und da war es *Elias Rubarth*, der Sie erfaßte und halbtodt auf den Sand brachte. Alle Dorfbewohner stritten sich darum, wer Sie bei sich aufnehmen sollte, aber da das Pfarrhaus das nächste Obdach bot, trug man Sie hierher und so befinden Sie sich jetzt als Gast in diesem Hause. Sie sind gern gesehen und es giebt vielleicht kein Haus im ganzen Lande, in dem man sich mehr beeifern würde, Sie bald gesund zu machen und Ihnen sodann in jeder beliebigen Weise behülflich und förderlich zu sein.«

So sprach der Capitain und ich erwiderte seine Rede mit wiederholten und heißen Danksagungen. Ja, mein Freund, lassen Sie mich kurz sein, ich war gerettet und geborgen und von einem Pfarrer gastfrei aufgenommen, was ich ihm und seiner Familie nie vergessen und vergelten kann. Hier haben Sie mit einen Grund, warum ich Ihnen mit vollem Herzen entgegenkam, als Sie mir am Abend meiner Ankunft hierselbst in den Weg traten und ich vernahm, daß sie ein Geistlicher wären. Für Männer

dieses Standes habe ich seit jenen Tagen eine besondere Vorliebe gehegt und jedem von ihnen so viel Gutes zu erweisen gesucht, als in meinen Kräften stand, da ich jenem braven Mann, wie Sie später hören werden, nicht so ganz von Herzen dankbar sein konnte, wie ich es wohl gewünscht hätte.

Was nun die Behandlung betrifft, die man mir im Pfarrhause zu Prerow angedeihen ließ, so kann ich nicht genug Rühmliches davon sagen. Man betrachtete mich in der That wie ein Kind vom Hause, pflegte und nährte mich als solches, und da man bald merkte, daß ich ein Mensch von einiger Bildung sei, so steigerte man sich sogar von Tage zu Tage in seinen Bemühungen um mich, und es gab nichts auf der Welt, worüber ich mich hätte beklagen oder was ich mir hätte besser wünschen können. Allein auch gegen jeden Anderen würde man auf gleiche Weise verfahren sein, denn im Pfarrhause zu Prerow gab es keinen Unterschied des Standes, keinen Vorzug des Reichthums, keinen Stolz auf die Herkunft, man war mit einem Worte rein menschlich gesinnt und ich habe immer gefunden, daß Leute dieser Art die besten, edelsten und aufopferndsten sind.

Was die Personen betrifft, die mir damals zunächst standen, so war die ehrwürdige Matrone die Frau des Pfarrers *Dankwardt*, das junge Mädchen aber, *Emmy Norge* mit Namen, Beider Pflgetochter. Der Seecapitain,

Bunger geheißen, gehörte mit zu den periodischen Bewohnern des Dorfes Prerow, worin er sein Wohnhaus hatte, aber nur im Winter lebte, weil er im Frühjahr gewöhnlich zur See und seinem Berufe nachging, wie es so viele andere Capitaine und Steuerleute im Orte thaten, die ich später hinreichend kennen lernte. Das Pfarrhaus von Prerow lag seltsamer Weise mit der Kirche und dem Predigerwittwenhause auf dem Zingst dicht am Prerower-Strom, der diese von der Halbinsel *Darss* trennte; das Dorf Prerow selbst dagegen lag auf dem *Darss* und war eine Niederlassung von Schiffern, Fischern, seit langen Jahren gestrandeten Fremden, einigen kleinen Handelsleuten und Ackerbauern. Das Alles erfuhr ich allmählig bald von dem Einen, bald von dem Andern in den nächsten Wochen, denn schon nach kurzer Zeit verließ uns Capitain *Bunger* und ich blieb allein mit den Bewohnern des Pfarrhauses, die mich allmählig verstehen lernten, indem wir uns gegenseitig unterrichteten und unsre Sprachen mit einander austauschten, was viel leichter ging, als ich anfangs erwartet hatte.

Meine Genesung schritt nur sehr langsam fort und volle vier Wochen blieb ich an mein Bett gefesselt. Nach dieser Zeit aber war die Quetschwunde an meinem Kopfe geheilt und auch meine Haare, die man mir theilweise abgeschnitten, begannen allmählig wieder zu wachsen. Den Arm indessen konnte ich noch lange nicht bewegen und mußte ihn noch beinahe vier fernere Wochen in einer Schlinge tragen. Dann erst stellte sich das Gefühl in den Fingern her, das mir bis dahin gefehlt, und nach und

nach wurde die Musculatur wieder kräftig, so daß ich ihn zu gewöhnlichen Verrichtungen gebrauchen konnte. Der gute Arzt, der mich behandelte, war es selbst, der meinen ersten Schritt im Zimmer veranlaßte. Er wohnte in der kleinen benachbarten Stadt *Barth* auf dem Festlande und war am Morgen nach meinem Schiffbruch zufällig nach Prerow gekommen und alsobald zu meinem Beistande herbeigeeilt. Anfangs kam er einen um den andern Tag, später alle acht Tage, und als er an jenem Tage erschien, brachte er mir auf meine Bitten und für mein Geld einen neuen Anzug, Stiefel und einen Strohhut mit, da meine Kleider fast gänzlich verdorben und unbrauchbar geworden waren. Der brave Mann hieß *Brusky* und hatte ein überaus gutmüthiges Gesicht und ein auf der Stelle Zutrauen erweckendes Wesen. Als er mir beim ersten Aufstehen behülflich war, erstaunte ich über meine Hinfälligkeit. Ich mußte das Gehen eigentlich wie ein Kind wieder lernen und half mir mit Emmy's Beistand von Tisch zu Tisch, von Stuhl zu Stuhl; allein sehr bald besserte sich diese Unbehülflichkeit und nachdem ich acht Tage im Zimmer umhergegangen, fühlte ich mich kräftig genug, einen Spaziergang im Freien zu versuchen, jedoch war dazu für's Erste keine Aussicht vorhanden, denn es regnete gerade um diese Zeit ununterbrochen und Dr. Brusky verbot auf das Strengste, meinem Wunsche zu willfahren. Erst wenn es wieder warm und trocken geworden wäre, sollte ich in die frische Luft hinaus, und in dies Gebot fügte ich mich denn auch gern, wie ich überhaupt ein äußerst lenksamer Patient gewesen war.

Sie dürfen indessen nicht glauben, daß mir die Zeit meiner Genesung zu lange gedauert oder daß ich mich überhaupt gelangweilt hätte. Ach nein, ganz im Gegentheil. Die Zeit glitt mir wie im Fluge vorüber und es gab den ganzen Tag keine Stunde für mich, die ich nicht zu irgend Etwas benutzt hätte, sobald ich nur erst wieder in den vollen Besitz meiner Geisteskräfte gelangt war. Die meiste Zeit brachte ich während meiner Genesung mit Sprachstudien hin, zu denen ich mich durch meine eigenthümliche Lage besonders gedrängt fühlte. Der Pfarrer, der fast der einzige Lehrer seiner Pflgetochter war, hatte seinen Unterricht an mein Bett verlegt und ich nahm an Allem Theil, was er lehren und Emmy lernen konnte. Da war es denn die deutsche Grammatik, auf die er, mir zu Liebe, jetzt sein Hauptaugenmerk richtete. Anfangs hatte ich je Morgens und Nachmittags *eine* Stunde, später wurden zwei und drei daraus, und als ich mich erst mit einigen Worten verständlich zu machen gelernt, schritt meine Kenntniß bei meinem Fleiß und gutem Willen über Erwarten rasch vor, wobei der Pfarrer selbst bemüht war, in Gesellschaft Emmy's auch von mir meine Muttersprache zu erlernen.

Allein nicht auf diese Unterrichtsstunden nur beschränkte sich mein reger Eifer, des Deutschen mächtig zu werden. War der Vater mit seinen Büchern von uns gegangen, so blieb Emmy bei mir und nun repetirten wir das Vorgetragene unaufhörlich; ich mußte ihr vorlesen und sie las auch zu meinem höchsten Vergnügen

in einem englischen Buche, welches sich zufällig im Besitze des Geistlichen vorgefunden hatte. Diese Repetitionen und die damit verbundenen Unterhaltungen hatten bei mir einen fast wunderbaren Erfolg, denn mir schwebte es wie eine Offenbarung vor, daß ich von meiner liebenswürdigen Lehrerin und Schülerin in einer Person am besten unterrichtet werden und ihre Sprache am leichtesten von ihr selbst lernen könne. Wenn sie sprach, hingen meine Blicke an ihren Lippen und ich las ihr die Worte, deren richtige Aussprache und Sinn gewissermaßen vom Munde ab. Dabei war sie so freundlich, so liebevoll und vor allen Dingen eifrig und geduldig in ihrer Unterweisung, daß ich mir die größte Mühe gab, sie zu verstehen und ihr selbst verständlich zu werden. So war ich nicht der einzige Lernende dahei, auch Emmy begriff auffallend schnell das Englische, namentlich die seltsame und schwere Aussprache desselben, und wenn wir einmal Beide, jedes in der ihm fremden Redeweise, ein recht schwieriges Wort aussprechen gelernt, wiederholten wir es so oft, bis wir es uns ganz zu eigen gemacht und nun um so leichter zu anderen übergehen konnten.

Als wir diesen gegenseitigen Unterricht erst vier Wochen betrieben, verständigten wir uns schon ganz leidlich und nun eröffnete sich uns ein neues Feld: das der Belehrung und Unterhaltung zugleich, indem wir uns etwas erzählten, wobei meine Lehrmeister die begierigsten waren, von meinen bisherigen Erlebnissen und meiner

Vergangenheit in England zu erfahren. So theilte ich ihnen denn nach und nach mit, was ich sie wissen zu lassen nach reiflicher Ueberlegung mit mir übereingekommen war und was völlig der Wahrheit entsprach, ohne sie in das eigentliche Geheimniß meiner Herkunft und in die einzelnen Vorfälle meines traurigen Jugendlebens blicken zu lassen. Auch erfuhren sie nun, daß ich England verlassen habe, um als unabhängiger Mann möglichst lange in Deutschland zu bleiben, mir irgend wo und wie ein Unterkommen zu suchen, oder, wenn dies nicht gelänge, in ihrem Vaterlande als Reisender zu leben, bis – ja, bis – und das war die einzige Unwahrheit in meinem Berichte – bis meine Verwandten anderweitig über meine Zukunft bestimmt hätten.

Diese Zukunft lag mir freilich noch oft schwer auf dem Herzen; allein darüber half mir nur zu leicht die Lebhaftigkeit meiner Jugend und der liebevolle Verkehr mit meinen Hausgenossen fort. War doch für's Erste mein Hauptwunsch vollkommen erreicht. England lag glücklich hinter mir und ich hatte eine stille, friedliche, von allem Verkehr mit der großen Welt abgeschnittene Heimat gefunden, wo Niemand meine früheren Verhältnisse kannte, wo kein böser Feind mich verfolgte und wo ich leben und lernen konnte, wie und was ich wollte. Allein an das fernere Leben dachte ich eigentlich noch lange nicht, wenigstens so lange ich schwach und gebrechlich war, kam mir dasselbe niemals in den Sinn, und eben so wenig wurde von Seiten meiner Wohlthäter ein Wort laut, was eine Neugierde danach verrathen hätte.

Wenn ich mich nun darauf einlasse, Ihnen noch Eini-
ges über das stille Familienleben im Pfarrhause zu Prerow zu sagen, so zürnen Sie mir darüber nicht. Ach, es war dort Alles so neu und anregend für mich, daß es Sie nicht Wunder nehmen darf, wenn ich mich mit ganzer Seele in die dortigen Verhältnisse versenkte und daraus Labsal für mein schon so lange nach ähnlichen Genüssen schmachtendes Herz schöpfte. Es war ja das erste Glück der Art, welches mir seit meiner Geburt zu Theil wurde. Ich hatte ja nie Eltern gehabt, nie die kräftige Einwirkung eines einsichtsvollen Vaters, die unermüdliche Sorgfalt einer zärtlichen Mutter und das gemeinsame Fortstreben mit Geschwistern kennen gelernt. Jetzt erst, auf einen Schlag, trat mir dies Alles zusammen entgegen und jeder neue Tag bewies mir, welches unaussprechliche Glück in einem traulichen Familienkreise lag, wie ich ihn hier vor Augen sah.

Es war dies ein eigenthümliches, mich fast beschämendes und doch hoch erhebendes Gefühl, als es mir so recht von Tage zu Tage klarer und faßlicher ward. Welche Ruhe, welche Stille, welcher Frieden umgab mich, und welche Behaglichkeit kam dabei in jeder Minute zum Vorschein!

Hier im Pfarrhause zu Prerow lebte Einer für Alle und Alle für Einen, und das Hauswesen mit Allem, was dazu gehörte, war dermaßen geordnet und geregelt, daß niemals eine Lücke zu fühlen, niemals ein Mangel an irgend einem geistigen Bedürfniß zu entdecken war. Der Prediger blieb in den ersten Morgenstunden stets allein

auf seinem Zimmer und gab sich da seinen Berufsarbeiten hin. Um sieben Uhr aber – es wurde dort, wie Sie sehen, der Tag früh begonnen – kam er zum Frühstück, das er gemeinschaftlich mit der ganzen Familie genoß, wie es auch bei uns zu Lande der Fall zu sein pflegt. Nach dem Frühstück ging er eine halbe Stunde in sein Gärtchen, um seine lange Pfeife zu rauchen, und nachdem er sich mit seinen paar Blumen beschäftigt oder nach den Blüten der Bäume geschaut, kam er in's Haus zurück, um den Unterricht mit uns zu beginnen. Um zwölf Uhr Mittags wurde gegessen, und bis zwei Uhr blieb der Pfarrer wieder auf seinem Zimmer allein. Nach dieser Zeit war er der Unsrige und der Unterricht begann von Neuem, beschränkte sich indessen mehr auf Lesen und belehrende Unterhaltung in verschiedenen Wissenschaften, wie Geographie, Geschichte und Literatur, wobei uns unter anderen anschaulichen Dingen herrliche Karten vorgelegt wurden, in deren Besitz der strebsame Pfarrer war. Natürlich nahm ich an diesen Vorträgen erst allmählig in gesteigertem Maaße Theil, faßte aber Alles schnell und leicht auf, da ich dasselbe schon zu Hause, nur in einer anderen Weise gelernt, der ich indessen nicht den Vorzug beilegen kann, dessen man sich bei uns zu rühmen die dünkelfhafte Eitelkeit hat. Hier in Deutschland beschäftigt man sich auch mit den sogenannten classischen Studien, allein die trockene kalte Manier, wie man unsrer Jugend das abgestorbene Wissen gewissermaßen als eine zum zweiten Mal lebendig gewordene Mumie auftischt, fiel hier ganz fort, indem der Pfarrer uns lehrte, daß das

wirklich Lebendige und Schöne, woran die alten Sprachen so reich, in anderer Gestalt auch noch heute in der modernen Welt lebe und nie untergehen könne, weil es sich alle Tage neu aus dem ewig frischbleibenden Menschengenoste reproducire.

Waren diese Nachmittagstunden beendet, so mußte Emmy den Vater auf einem Spaziergang nach dem Strande oder in den nahen schönen Wald auf dem Darss begleiten, ein Spaziergang, den ich später, als ich wieder gesund war, natürlich häufig mit ihnen theilte. Abends um sieben Uhr wurde dann sehr einfach zu Abend gegessen und nach dieser Zeit setzte man sich im Sommer, wenn kein Besuch da war, um einen Tisch im Garten, im Winter in der Wohnstube zusammen und Einer nach dem Andern mußte nun aus den Büchern vorlesen, die der Pfarrer vorsorglich in seiner kleinen Bibliothek bewahrte, und die meisten dieser Bücher waren – Ihre Lieblinge, mein Freund, die damals auch schon die meinigen wurden – die schönen, unvergänglichen deutschen Classiker, Schriften von Männern, die damals erst kürzlich ihre Augen geschlossen hatten und deren urkräftiger, reiner und schöner Geist eben voll und feurig in der deutschen Nation zu wirken begann.

Doch das Alles ging natürlich nicht in den ersten Wochen meines Aufenthalts in Prerow vor, erst nach meiner vollständigen Genesung kam es nach und nach in den rechten Zug, und ich habe hier nur das Allgemeine im

Voraus herausgegriffen, damit ich später nicht darauf zurückzukommen brauche und in der Schilderung meiner einzelnen Erlebnisse ungestört fortfahren kann.

Habe ich Ihnen nun den Pfarrer als Mittelpunkt des stillen Familienlebens gezeichnet, so muß ich auch einige Worte über seine herrliche gute Frau hinzufügen. Frau Katharine Dankwardt war eine *deutsche* Hausfrau und Mutter im ganzen Umfange und in der schönsten Bedeutung des Wortes. Da war nichts Steifes, Gekünsteltes, Angenommenes in ihrem Wesen, wie man es so häufig bei uns findet, sondern Alles war ursprünglich wahr, warm, herzlich und vor allen Dingen ächt weiblich. Sie wollte nie mit einer Gelehrsamkeit oder einem Wissen glänzen, in welchem die Frauen von der Natur selbst nicht zu Meistern bestimmt sind, sondern sie entwickelte ihre Eigenschaften und Fähigkeiten auf die natürlichste Art und Weise in der von ihrer Stellung vorgeschriebenen Richtung hin. Ihr kleines Hauswesen in Ordnung zu halten, Jedem das Seine zukommen zu lassen und Allen nach ihrer Neigung das Leben so angenehm wie möglich zu machen, war ihre höchste Aufgabe. Und das gelang ihr denn auch zu Jedermanns Befriedigung vortrefflich. Wo man ihrer bedurfte oder ein Verlangen nach ihr trug, da war sie stets zur Hand, vom Morgen bis zum Abend zu jederlei Aushülfe bereit, und dabei strahlte das ganze so bescheiden, ja nach unsern Begriffen ärmlich eingerichtete Haus von einer Nettigkeit und Sauberkeit, die einer Holländerin Ehre gemacht haben würde, ihr selbst aber

die höchste Genugthuung und uns Allen die süßeste Be-
haglichkeit bereitete.

In dieses geregelte und durch das harmonische Mitwir-
ken Aller verschönerte Hauswesen trat ich nun als frem-
de Person ein, aber ich blieb nicht lange darin fremd,
denn bald war ich ein wirklicher Hausgenosse, ein wirk-
liches Familienglied geworden und Niemand war da, der
mich als ein untergeordnetes Triegrad oder gar als eine
überflüssige Beigabe desselben betrachtet hätte.

Werden Sie es unter solchen Umständen wunderbar
finden, daß allmählig eine sehr bemerkbare und für mich
bedeutsame Wandelung in mir bewirkt wurde? Gewiß
nicht. Ja, mein Freund, ich wurde nach und nach ein
ganz anderer und, ich glaube hinzufügen zu dürfen, ohne
mich selbst damit zu rühmen, ein besserer Mensch. Der
sanfte Einfluß, den meine Umgebung auf mich ausübte,
das gute Beispiel, welches ich stets vor Augen hatte, und
die Wirkung, die ich von dem Allen an mir und Ande-
ren verspürte, weckte die in mir schlummernden guten
Empfindungen und Triebe, und alle unreinen Schlacken
in meinem Wesen, der jugendliche Leichtsinn, das Unge-
stüm vorschnellen und unbedachtsamen Handelns, stie-
ßen sich allgemach aus mir ab und ließen mein ganzes
Sein und Denken in einem geläuterten Zustand zurück.
Dabei gewann die Welt vor meinen Augen ganz unver-
merkt ein völlig verändertes Aussehen, sie wurde mir
schöner und begehrenswerther; ich erkannte, daß der
Mensch darin nicht bloß zum Genusse, zur unthätigen
Ruhe und zum Wohlleben, sondern auch zu ernsterem

Nachdenken über sich und Andere, zur Arbeit, vor allen Dingen aber zur Beförderung des Wohlseins seiner Nebenmenschen geschaffen sei. Namentlich das Letztere traf einen fruchtbaren Boden in mir vor – ich kann das dreist ohne Selbstlob von mir behaupten – denn ich hatte von Natur ein offenes Herz und eine eben so offene Hand, und es gab keine größere Freude für mich, als Aermeren von meinem Ueberfluß mitzutheilen, mochte meine Gabe nun in einem materiellen Geschenk oder in der unsichtbaren Hülfe durch Wort und Rath bestehen.

Jedoch war ich damals noch lange nicht so weit mit mir gekommen, wie ich hier anzudeuten mich bemühe; langsam, langsam schritt ich in der eigenen Besserung vor, und bevor ich aus mir heraustreten und für das Wohl Anderer sorgen und sie beglücken sollte, verging eine lange und mitunter durch trübe Erinnerungen verdunkelte Zeit, denn die ersten Monate in Prerow brachte ich eigentlich mehr in einem halb bewußtlosen, dämmerigen Geisteszustande hin, ich vegetirte mehr als ich lebte, und während ich meine Umgebung mit ihrem reichen Segen auf mich wirken ließ, erwartete ich geduldig und ergeben den letzten zündenden Funken, der mein Gemüth in Gährung setzen und meinem ganzen übrigen Leben seine Richtung und sein Ziel anweisen sollte.

Doch davon später. Für jetzt will ich zu einzelnen Scenen aus meinem damaligen Leben übergehen und Ihnen erzählen, wie ich allmählig wieder in das Weben und Treiben der Menschen zurücktrat und wie diese Menschen in

jenem friedvollen Stillleben mich zu dem Manne machten, der ich endlich geworden bin.

ZWEITES KAPITEL. DIE WIEDERGEFUNDENE GEIGE.

Ein Freudentag war es für mich, als ich bei wieder besser gewordener Witterung endlich die Erlaubniß erhielt, zum ersten Mal eine Stunde mich im Freien aufhalten zu dürfen. Emmy hatte schon am frühen Morgen mit geschäftiger Eile dazu ihre Vorbereitungen getroffen. Sie hatte in dem kleinen Gärtchen hinter dem Pfarrhause, das nur durch einen tief sandigen Fahrweg von dem Fuße der hohen Sanddüne getrennt war, an einem schattigen Fleckchen einen bequemen Stuhl für mich bereit gestellt und auch für eine warme wollene Decke gesorgt, um mich gegen den ungewohnten Einfluß der frischen Luft zu schützen. So trat ich denn eine Stunde vor dem Mittagessen, auf ihren Arm und einen Stock gestützt, meinen ersten kleinen Spaziergang an und unbeschreiblich süß waren die Empfindungen, die mich dabei durchströmten. Die Sonne stand hoch am Himmel und goß ihre hellsten Strahlen über das friedliche kleine Gärtchen, das ländliche Pfarrhaus und die dicht daneben stehende Kirche aus. O, wie lächelte mich die stille Natur und die anspruchslose Umgebung, in der ich mich hier befand, so freundlich an! Das Gefühl der Genesung, eins der köstlichsten Gefühle auf der Welt, kam mit ergreifender Gewalt über mich und stimmte mich so weich und dankbar gegen Gott und die Menschen, die er zu meinem Beistande herbeigerufen, daß ich fast Thränen der

Rührung vergoß und erst gar keine Worte finden konnte, um mich meiner Begleiterin verständlich zu machen, die mich aber dennoch begriff, was ich an ihren strahlenden, freudig und wehmüthig zugleich auf mich gerichteten Augen sah.

Der Garten des Pfarrhauses war nur klein und eigentlich dürftig bestellt. Die nahen Dünen überschütteten ihn zu oft, wenn der Westwind wehte, mit ihrem dünnen Flugsande und nur mit Mühe konnten Blumen, Gemüse und Grasplätze in frischem Zustande erhalten werden. Indessen standen einige dicht belaubte Hollanderbäume, ein halbes Dutzend Tannen, Stachel- und Johannisbeersträucher und, über alle hinausragend, ein alter knorriger Taxusbaum darin, der wohl schon über hundert Jahre zählen mochte und durch Gott weiß welche Hände hierhergepflanzt war. Gerade unter ihm, in der Nähe eines duftenden Blumenbeetes, hatte Emmy meinen Stuhl aufgestellt und auf diesen führte sie mich und hüllte mich vorsichtig mit der wollenen Decke ein.

»Ach,« sagte ich da, »was ist das lieblich und traulich hier, Emming!«

So hörte ich sie nämlich von Allen anreden und auch ich nannte sie fortan so. Desgleichen hatte mich der Pfarrer ersucht, in der Ansprache sie nur ›Du‹ zu nennen, einmal, weil sie noch ein halbes Kind, und sodann, weil es in seiner patriarchalischen Familie gebräuchlich sei, daß die Hausmitglieder sich unter einander dutzten. In Folge dieser Mittheilung wagte ich eines Abends die Bitte,

mich in dieser Beziehung zu seinen Hausgenossen zählen zu wollen und jene Gunst auch mir zu Theil werden zu lassen, was er denn alsbald mit einigen Bemerkungen genehmigte, die mich schließen ließen, daß er mich als ein ihm von Gott gesandtes Geschenk betrachtete, das er behüten und, so lange es in seinen Händen sei, zu serrenr guten Wandel anhalten müsse. Wenigstens verstand ich ihn damals so, er kann aber auch etwas Anderes gesagt haben, ich weiß es nicht genau

»Ja,« erwiderte Emmy auf meinen Ausbruch innigster Freude, »ja, es ist recht lieblich und hübsch hier, aber dort drüben jenseit der hohen Düne am Strande ist es noch viel schöner, und sobald Du weiter gehen kannst und stärker bist, werde ich Dich hinauf führen und Du wirst einen prachtvollen Anblick haben.«

»Ich bin schon jetzt ganz beglückt und fühle mich so wohl! O, welche süße Luft athme ich hier ein! Und wie blau und rein ist der Himmel – so schön ist er selten bei uns. – Aber was ist denn das?« fragte ich plötzlich, als ein wunderbar seelenvoller Ton an mein Ohr schlug, den ich noch nie in meinem Leben vernommen. Emmy horchte einen Augenblick auf und lächelte dann mit einer so süßen und kindlichen Miene, wie sie nur ihr zu Gebote stand. »Ei,« rief sie, »das hast Du noch nie gehört? Das ist ja seltsam. Es ist unsre Nachtigall im Hollanderbaum, die zumeist nur Morgens und Abends ihre süße Stimme erschallen läßt, aber heute singt sie ausnahmsweise bei Tage, wahrscheinlich um Dich zu begrüßen und Dir Glück zu Deiner Genesung zu wünschen.«

Ich schwieg und horchte verwundert auf den köstlichen Wohllaut dieser Vogelstimme, die man bei uns in England ja nie zu hören bekommt, weil es daselbst keine Nachtigallen giebt. »Nachtigall?« fragte ich. »Was ist denn das?«

»O, kennst Du das liebe Thierchen nicht? Es ist ein kleiner unansehnlicher Vogel mit klugen aber wehmüthigen Augen, der singt oder vielmehr schlägt, wie man sagt, wenn das Frühjahr anbricht und die Bäume sich in Laub hüllen, und der wieder fortgeht, wenn der heiße Sommer naht. Im Winter aber weiß Niemand, wo er bleibt, wahrscheinlich sucht er sich ein warmes Klima auf.«

Wir schwiegen wieder und horchten. Ich war ganz entzückt von dem melodischen, weichen und doch so vollen Gesange des Vogels, den ich endlich auch sah, da er von seinem Baume zu einem andern flog. In demselben Augenblick aber wurde meine Aufmerksamkeit von einem neuen und mir unbekanntem Gegenstande in Anspruch genommen. Meine Augen waren auf das damals noch mit Stroh gedeckte Dach des Pfarrhauses gefallen und auf einer Giebelspitze desselben sah ich einen Haufen Reisig liegen, aus dem sich mit einem Mal ein großer Vogel mit langen Beinen und fast eben so langem Schnabel erhob und ganze seltsame klappernde Töne vernehmen ließ.

»O, was ist denn das da?« fragte ich gespannt und neugierig, da ich hier so ganz absonderliche Neuigkeiten erfuhr.

Emmy lachte. »Wie,« rief sie, »kennst Du denn auch diesen Vogel nicht? Es ist ein Storch, unser Hausgenosse,

und sieh, da kommt seine Frau geflogen – da, jetzt sitzt sie bei ihm und später werden sie auch kleine Störche haben, die alle so klappern, wie die Alten. Das ist unser größter Zugvogel, er kommt Ende Mai oder Juni hier an, wenn es warm wird, und geht wieder fort nach wärmeren Ländern, wenn der rauhe Herbstwind über das Meer fährt. Habt Ihr denn auch dies Thier in England nicht?«

»Nein, ich habe es nie gesehen, obwohl ich seinen Namen schon öfter gehört habe. Man nennt es bei uns *stork*. Es ist ein Vogel, der nur in Deutschland heimisch ist, wie ich glaube. O was ist das für ein schönes Land. Nur Eins ist seltsam.«

»Was denn?«

»Daß diese Vögel nur zu Zeiten bei Euch erscheinen. Mir gefällt es so gut hier, daß ich an ihrer Stelle immer bei Euch bleiben würde.«

Emmy lächelte sanft. »O ja, das wäre recht hübsch,« sagte sie, »aber die armen Thiere frieren im Winter und man kann ihnen nicht verdenken, daß sie sich wärmere Nester suchen. Sie machen es gerade umgekehrt wie die männlichen Bewohner von Prerow. Die sind auch eine Art Zugvögel, aber sie gehen im Frühjahr fort und kommen erst zu Anfang des Winters wieder.«

»Ja, ja, Du hast Recht, es ist das ein seltsames Land und ich werde noch viel zu lernen haben, bis ich Alles weiß, was Dir davon bekannt ist.«

»O, Du hast schon recht ansehnliche Fortschritte gemacht. Vater sagt, er begreife es kaum, wie Du so schnell

hast das Deutsche lernen können, da es doch eine so schwere Sprache ist.«

»Das ist nicht mein Verdienst, Emming, sondern allein das meiner Lehrer, und Du bemühst Dich ja unablässig um mich. Ich bin Dir schon jetzt zu großem Danke verpflichtet.«

»O das sprich nicht aus; es versteht sich ja von selbst, daß wir uns Alle um Dich bemühen. Es ist auch jetzt viel hübscher bei uns, seitdem Du hier bist. Ich höre so viel Neues; Du erzählst so interessante Dinge von Deiner Heimat, daß Vater und Mutter sich alle Tage darüber freuen.«

»Ich freue mich auch alle Tage über das, was ich bei Euch sehe und höre, Emming, und erwache stets gern, um einen frischen Tag zu beginnen.

»Ich auch, Carling, gewiß, und es thut mir oft leid, wenn ich Abends zu Bett gehen muß und Deine vielen Fragen nicht mehr beantworten kann.«

So plauderten wir noch eine halbe Stunde traulich fort, bis der Pfarrer mit seiner langen Pfeife kam, sich zu uns gesellte und seine Freude über mein gutes Aussehen kund gab, was sich ja jetzt mit Gottes Hülfe täglich noch mehr bessern werde, wie er sagte.



Eine noch viel bedeutendere Einwirkung als dieser Morgen im Gärtchen des Pfarrhauses brachte der erste

größere Spaziergang, den ich mit meiner reisenden Pfliegerin unternahm, auf mein Gemüth hervor. Diesmal wollte sie mir die Prerower Kirche, den Strom, der die Insel Zingst vom Darss trennt, das Dorf Prerow selbst und zuletzt das Schönste von Allem, den Strand des baltischen Meeres zeigen, dessen Wellen ich schon oft Nachts, wenn ich erwacht war und vor vielen Gedanken nicht wieder einschlafen konnte, brausen und wühlen gehört hatte.

Es war an einem wundervollen Julimorgen, an welchem der Pfarrer eine kurze Reise angetreten und mich seiner Pfliegerin allein anvertraut hatte, da die Hausfrau in der Pfarre selbst eifrig beschäftigt war. In der Nacht vorher hatte es ein wenig gewittert und ein linder Regen hatte die heiße trockene Luft gereinigt und aufgefrischt. Jetzt lag wieder milder Sonnenschein auf der stillen Insel, die Luft war wonnig lau und ein frischer Salzduft zog vom Meere herüber, den ich schon oft in der Heimat wahrgenommen und den ich so überaus gern in meine Lungen einsog. Da ich nun schon so lange in Prerow gewohnt und außer dem Garten und der Binnenseite der Dünen noch nichts von der ganzen Umgebung gesehen hatte, war ich endlich neugierig auf sie geworden, und da meine Kräfte hoffentlich zu einem weitem Ausfluge ausreichten, zögerten wir nicht länger, den schon oft besprochenen Weg anzutreten.

Es war Morgens neun Uhr, als wir das Pfarrhaus verließen und uns zuerst nach der nahe gelegenen Kirche wandten, wonach ich Verlangen trug, um die Stätte der Hauptwirksamkeit des guten Predigers kennen zu lernen.

Emmy führte mich, wie das erste Mal, am Arm, obgleich das kaum noch nöthig erschien, denn ich war jetzt kräftig genug auf meinen Füßen; allein es war so angenehm, das zarte Wesen, das sich so liebevoll an mich schmiegte, am Arme zu fühlen, daß ich ihrem Wunsche gern nachkam und mich stellte, als empfände ich noch das Bedürfniß, von ihrer ungebrochenen Jugendkraft gestützt zu werden.

Das Innere der kleinen Kirche, die mit einem kaum Thurm zu nennenden Aufbau verziert war, erwies sich weder geräumig noch schön, wohl aber in seiner Einfachheit ansprechend genug und gab mit seiner eigenthümlichen Ausschmückung dem aufmerksamen Beschauer Manches zu denken. Neben und zwischen den Kronleuchtern von Messing nämlich hingen an dünnen Tauen zierlich gearbeitete Schiffe mit vielen weißen Segeln von der Decke herab. Diesen Zierrath hatte irgend ein denkender Geist nicht ohne Grund hier angeordnet. Die Besucher der Kirche, also die Bewohner von Prerow, die alle der See so nahe wohnten, daß sie sich ihrer steten Einwirkung auf ihre Verhältnisse nicht entziehen konnten, wurden dadurch jeden Sonntag aufmerksam gemacht, daß sie ihren größten Segen von dem flüssigen Elemente da draußen bezogen, zugleich auch, daß sie Gott dankbar sein müßten für die vielen auf demselben glücklich überstandenen Gefahren, und so verbanden sie hier mit ihrem Danke zugleich das Gebet um ferneren Schutz und um das Gedeihen der Schifffahrt, von welcher ihr Wohl auf dieser einsamen Scholle fast einzig und allein abhängt.

Nachdem wir jedes Schiff im Einzelnen besichtigt, ich Emmy ihre Unterschiede erklärt, und sie mir schließlich mitgetheilt hatte, daß einige derselben von Leuten geschenkt seien, die theils mit großen Reichthümern beladen von einer weiten Seereise zurückgekehrt, theils mit genauer Noth vom Untergange gerettet wären, verließen wir die Kirche wieder und setzten unsern Weg weiter fort.

Auf einem sehr sandigen Wege gelangten wir nun mit wenigen Schritten an den Prerower Strom, einen hier etwa dreihundert Schritt breiten Wasserstreifen, der von dem, zwischen dem Festlande von Pommern und dem Darss und der Insel Zingst liegenden Binnengewässer nach der Ostsee durchgebrochen ist, in der Mündung in die See theilweise versandet, sonst aber sehr tief ist und die Wasserstraße nach dem ostwärts gelegenen Meere bildet, also für die Bewohner unserer Insel eine große Wichtigkeit hat. Auch jetzt lagen ganz nett aufgetakelte Yachten, Schuten und verdeckte Boote darin und Emmy erzählte mir, daß die Besitzer derselben zum Theil weißen Dünensand, Brennholz, Besen, zum Theil auch junges Vieh und andere kleine Handelsartikel nach Stralsund und andern Orten damit verschiffen. Wir betrachteten eine Weile diese Fahrzeuge und mir wurde ganz heimatlich dabei zu Muthe, denn ganz ähnlich, nur im größeren Maaßstabe und mit schönerer Umgebung, stellte sich die Themse bei Eton dar und fast eben so gebaute Yachten, Schuten und Boote hatte ich oft genug dort aus- und einlaufen sehen. Am Wasser entlang gehend,

kamen wir an die Ueberfahrstelle und sahen nun gegenüber das Dorf Prerow selbst liegen, das sich auf sandigem Boden eine ziemliche Strecke weit in den Darss hineinzieht. Hätte ich so gesunde Arme wie früher gehabt, so würde es mir ein Vergnügen gewesen sein, meine Begleiterin hinüberzurudern, so aber mußte ich ihr diese Last aufbürden, und schon hatte sie gewandt zwei kleine Ruder ergriffen, die in einem flachen Boote lagen, als ein Fischerknabe herbeikam und sich erbot, uns hinüberzusetzen. Auf meine Bitte nahm sie das Anerbieten an und so standen wir bald auf dem Ufer des Darss', den zu betreten ich schon längst ein großes Verlangen getragen, da jenseit des Dorfes der schöne grüne Wald liegen sollte, von dem man mir schon so Vieles erzählt hatte. Allein diesen Wald sollte ich heute noch nicht aus eigener Anschauung kennen lernen, so weit trugen mich meine Füße denn doch noch nicht und ich entsagte ihm auch gern, da ich auf diesem ersten Spaziergange Neues genug zu sehen bekam.

Das Dorf Prerow bestand nur aus zwei unabsehbar langen Häuserreihen, die auf beiden Seiten einer breiten sandigen Straße ziemlich weit von einander entfernt lagen, und es machte einen gar freundlichen Eindruck, als ich zwischen ihnen grüne Gärten wahrnahm, in denen mit Früchten beladene Obstbäume standen und Blumen gezogen wurden, deren schönste Exemplare in Töpfen an allen Fenstern prangten. Die Häuser selbst waren klein,

aber mit ihren grünen Läden und Thüren recht wohlhlich anzusehen, und verriethen im Allgemeinen Wohlstand und Ordnungsliebe. Unter den mit Stroh gedeckten Bauernhäusern zeichneten sich insbesondere die städtischeren Wohnungen der Seeleute vortheilhaft aus, deren Namen mir Emmy der Reihe nach nannte, so wie sie die verschiedenen Weltgegenden angab, wohin sie in diesem Sommer gesegelt waren. Junge Männer bemerkten wir fast gar keine, die arbeiteten meist auf den Feldern, auf der See oder waren ganz außer Landes; nur ältere Männer, Frauen und junge Mädchen sah man überall, welche letzteren meist in bloßen Köpfen einhergingen, die Haare gelockt trugen und in ihren langen dunklen Kleidern mit seidenen Taffetschürzen einen gewissen Geschmack und eine natürliche Zierlichkeit an den Tag legten. Aeltere Frauen dagegen trugen schwarze Seidenmützen mit langen weißen Flügeln, alle aber hatten dicke Bernsteinperlen um den Hals gebunden, die im Sonnenschein artig blitzten und auf deren Farbenglanz die Besitzerinnen einen nicht geringen Werth zu legen schienen. Auch ein Haus mit einem Kaufmanns-, einem Fleischer- und Bäckerladen, so wie Schuhmacher- und Schneiderschilder nahm ich wahr, und viele Bewohner dieser Häuser saßen am offenen Fenster und verrichteten ämsig ihre Arbeit.

Kaum aber hatte sich Emmy mit mir in der Straße blicken lassen, so kamen Männer und Frauen aus allen Thüren, umringten und begrüßten uns herzlich und baten so inständig, mir ihre Wohnungen zeigen zu dürfen,

daß wir nicht widerstehen konnten und einigen von ihnen unsern Besuch abstatteten.

Ich fand die Zimmer fast ohne Ausnahme unerwartet sauber und ziemlich reichlich möblirt. Sogar Sofas, große Spiegel und schöne Nußbaumschränke fehlten nicht; auf vielen derselben bemerkte ich Gegenstände, wie gemalte Tassen, Teller, Theekannen und dergleichen Dinge, die mich lebhaft an englische Haushaltungen erinnerten, und Emmy erzählte mir nachher, daß diese Dinge wirklich aus England stammten, woher sie die Seefahrer als Geschenke mitzubringen pflegten. Auch viele andere fremdartige Sachen bekam ich zu sehen, die leider nicht auf so gesetzmäßige Weise an Ort und Stelle gerathen, vielmehr von Schiffen herrührten, die vor Jahren an den Dünen gestrandet, und nun in die Hände Derjenigen gelangt waren, die sich an der Bergung des Inhalts der Schiffe betheilig hatten. Das traurige Strandrecht war also hier noch in Kraft und es soll nicht selten vorgekommen sein, daß Schiffbrüchige, die auf der Insel blieben und sich ansiedelten, ihr früheres Eigenthum im Besitze Anderer sahen, ohne das Recht zu haben, dasselbe zu beanspruchen oder es dem neuen Besitzer streitig zu machen.

Als wir nachher weiter hinauf durch das Dorf schritten, begegneten uns viele Frauen, die, obgleich es das heiterste Wetter war, fast sämmtlich seidene Regenschirme in Händen trugen, und auf Befragen erfuhr ich von Emmy, daß dies eine Sitte der hiesigen Frauen sei und

daß sie sich selten, am wenigsten Sonntags beim Kirchgange, ohne Schirm zeigten, da derselbe gewissermaßen das Symbol des Wohlstandes, ländlicher Bildung und guten Geschmacks sei.

Nachdem wir nun noch bei einigen näheren Bekannten Emmy's eingekehrt waren und hie und da eine Tasse Kaffee oder Thee getrunken hatten, rüsteten wir uns zum Heimwege, und nachdem wir wieder über den Prerower Strom gesetzt, schlugen wir den Weg an demselben seewärts ein, der bis zu den Dünen führte, deren schneeweiße Häupter wir schon zu unserer Rechten, die höchsten einige siebenzig Fuß hoch, liegen sahen.

Mir wurde beklommen zu Muthe, als ich mich jetzt dem mir so verhängnißvoll gewordenen Orte näherte und Emmy mochte meine Gefühle theilen, denn sie blickte mich unverwandt forschend und theilnehmend mit ihren glänzenden Augen von der Seite an, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen. Ich schwieg auch und so erstiegen wir langsam und still eine der höchsten Dünen und blieben, oben angekommen, durch das Klettern im weichen Flugsande athemlos stehen. O mein Gott, welch wunderbarer Anblick wurde mir da zu Theil! Zu unserer Linken sprang in der Ferne eine etwas hügelartig erhobene Landspitze vor, der Darsser-Ort, auf welcher man in jener Schreckensnacht das Feuer angezündet, das uns dennoch nicht vom Scheitern gerettet hatte;¹ zu unsrer Rechten, unabsehbar, erstreckte sich der

¹Auf dieser für die dortige Schifffahrt so wichtigen Stelle ist seit 1847 ein schöner Leuchthurm erbaut und damit eine Rettungsstation

meist flache Strand in schön geschwungener Linie nach Osten hin; vor uns dagegen, weit, weit nach West, Nord und Ost sich dehnend, wogte das baltische Meer in seiner ganzen Schönheit und Majestät, auf dessen blauen Wogen sich der Blick erst in einer silbernen Linie verlor, die an der äußersten Gränze des sichtbaren Horizontes Himmel und Wasser mit einander verband. Darüber hin aber wölbte sich eine gleichmäßig gefärbte, fast durchsichtig klare Aetherkugel. Kein Wölkchen, kein Nebelstreif verdüsterte das herrliche Bild, Alles war licht, durchdringbar, offen – Nichts verschlossen, Nichts verheimlicht, wie bei uns in England, wo sich beim schönsten Wetter so oft das Meer hinter bläulichen Nebelduft verbirgt. Zu unsern Füßen aber rollten die langen Wogen der See still und sanft rauschend heran, wälzten ihre Schaumperlen spielend über den weißen Sand des Strand und ließen uns bis auf weite Entfernung hin auf den Grund der See blicken, die durchsichtig wie geschliffenes Glas vor unsern bewundernden Augen lag.

Als ich nun geraume Zeit mich dem augenblicklichen Eindruck hingegeben und dabei meine Hand fest auf das laut hämmernde Herz gedrückt hatte, überfiel mich plötzlich eine ungeheure Traurigkeit. Der ganze Schauplatz unsers Schiffbruchs lag mir ja hier vor Augen, auf

verbunden, deren Einrichtungen wir eben so kostbar wie vortrefflich befunden haben, als wir ihr im Sommer 1861 einen Besuch abstateten.

Verfassers.

Anm. des

dem unsre ›Eveline‹, die mich von Englands felsigen Küsten herübergetragen, mit allen meinen Gefährten ihr Grab gefunden hatte. Alle Aengste und Schrecken, die ich in jener Nacht ausgestanden, lebten mit neuer Gewalt in mir auf und, von meinen Gefühlen überwältigt, setzte ich mich rasch auf den weichen Sand und brach in einen endlosen Strom heißer Thränen aus.

Aber da saß schon eine neue Gefährtin neben mir, gleichsam vom Himmel selbst mir geschenkt, legte besänftigend ihre kleine weiße Hand auf meinen Arm und flüsterte mir innig bewegt herzliche, tröstende Worte zu. Ich verstand sie wohl, wie sie auch mich in diesem Augenblick verstanden, aber ich vermochte ihr doch nicht zu antworten, denn die Reizung meiner Nerven war zu stark, um mir zu gestatten, die Empfindungen meiner überströmenden Seele in Worte zu kleiden.

Lange saßen wir so schweigend neben einander, und doch fühlte ich, daß Emmy's Herz laut und eindringlich zu mir sprach. O, diese wenigen Minuten waren hinreichend, mich ganz und gar dieses zärtliche Herz kennen zu lehren, und obwohl weder ich ihr, noch sie mir, darüber ein Wort sagte, wußte ich doch, daß ich auf ewige Zeiten hin ihr Vertrauen mir erworben und das meinige ihr dafür wiedergegeben hatte.

Endlich weckten mich aus meinen tiefen Träumen die lauter rauschenden Wellen zu meinen Füßen, und eine mit weißem Fittig dicht an uns vorüberfliegende Möve führte mich in die Welt der Gegenwart zurück. Da hob ich das Auge und sah ein anderes blaues klares Auge mit

wunderbarer Innigkeit auf mir ruhen, und unwillkürlich Emmy's Hand fest ergreifend, sagte ich, ohne zu wissen, warum: »Emming, ich war eben sehr, sehr unglücklich in meinen Erinnerungen; jetzt aber, da ich Dich neben mir weiß, Dich, die einzige Lebendige in dieser Einsamkeit, und da ich zugleich diesen reinen Himmel und das fleckenlose Meer vor mir sehe, jetzt fühle ich mich dennoch namenlos beglückt, und die friedliche Ruhe, die mich umgiebt, ist eine Wollust für mein zerrissenes Herz, so daß ich Gott danken möchte, daß er mich den Schiffbruch erleben ließ und an diese Düne geschleudert hat.«

»Ja, danke Gott,« sagte sie sanft und feierlich, »daß er Dich überhaupt gerettet hat. Du konntest umkommen wie alle Anderen, die mit Dir von der Heimat abgesegelt sind.«

»Ach ja,« erwiderte ich, »aber warum war ich allein von ihnen dazu auserlesen? O, wenn Du wüßtest, wie das an meiner Seele nagt und wie ich bei allem Bemühen keine Antwort auf diese Frage finden kann, Du würdest begreifen, was in mir vorgeht, und mein überfließendes Herz verstehen.«

»O, ich begreife und verstehe Dich wohl, Carling. Gewiß. Ich bin zwar noch jung, aber die Leute, die wie wir an der See wohnen, sagt man, sollen früher zur Erkenntniß des Unbegreiflichen kommen, als andere. Allein beruhige Dich, auch Dir wird, glaube ich, künftig gewiß klar und begreiflich werden, was Dir bis jetzt noch verborgen ist.«

Ich sah sie überrascht an. Es war, als ob eine Prophetenstimme mich aus der Brust dieses jungen Mädchens angeredet hätte und, seltsam genug, von diesem Augenblick an erlangte ich meine Heiterkeit wieder, die ich in jenen Momenten für ewig verloren glaubte.

Nach einer kurzen Pause in unserm Gespräch fiel mir mit einem Mal etwas Anderes ein, wonach ich schon immer hatte fragen wollen und vor dessen Beantwortung ich doch aus einem sehr natürlichen Grunde eine große Furcht hegte. »Sage mir, Emming,« sagte ich, »weißt Du nicht, ob die Leichen der Ertrunkenen damals an den Strand getrieben sind, nachdem der Sturm ausgetobt hatte?«

Sie schüttelte traurig den Kopf. »Nein,« erwiderte sie, »keine einzige, und das ist hier immer so, wenn, wie bei Eurem Schiffbruch, bald nach dem Sturm Landwind weht. Die Wellen nahmen sie mit sich zurück und begruben sie, wo sie keines Menschen Auge je wiederfindet.«

»So. Nun, es ist einmal nicht anders und man muß sich darein fügen. Aber sage mir, ich sehe da überall kleine Stücke Holz auf dem Sande liegen, die von einem Schiffe herzurühren scheinen – es sind wohl die Trümmer unsrer Brigg, wie?«

»Ja, Carling, sie sind es!« erwiderte sie mit halb gebrochener Stimme.

»So laß uns hinabgehen und sehen, ob ich irgend Etwas finde, was ich erkennen kann.«

Sie lächelte ungläubig, aber folgte mir sogleich, der ich von meinem Platze aufgestanden war und schon auf

dem weichen, nur spärlich mit falbem Riedgrase bedeckten Sande hinabschritt.

Wir betraten gleich darauf den vom Seewasser durchdrungenen und gehärteten Strand und bückten uns oft nach einigen Stückchen Holz und anderen Dingen. Keines aber hatte irgend einen Werth für mich, die unbarmherzigen Wellen hatten schon lange Alles mit sich fortgenommen, was noch an die ›Eveline‹ erinnern konnte, die einst mit stolz geschwellten Segeln über alle Meere geschwommen war.

»Es ist nichts, nichts mehr da,« rief ich, schmerzlich bewegt, »und wir haben Alles, Alles in einem Moment verloren!«

»War es Viel, was Du eingebüßt hast?« fragte sie mit unendlich liebevoller Miene.

Ich dachte an meine wohlgefüllte Schiffskiste und ach! an meine liebe Geige mit Wehmuth, und ohne ihre Frage weiter zu beachten, fuhr ich mit einer neuen Frage fort: »Hat man denn gar nichts von Werth vom Schiffbruch gerettet?«

»O ja, Vieles sogar, aber die Männer von Prerow haben sich redlich darin getheilt, nur Elias Rubarth wollte nichts davon haben, obgleich er einer der Thätigsten gewesen, denn er kann den Gewinn aus den Schiffbrüchen nicht leiden, sagte er.«

»Elias Rubarth! O! Ja, den muß ich nun bald besuchen, ich habe es ihm ja versprochen, ihm, der mir das Leben erhalten hat!« fuhr ich wieder fort und verfiel in einen neuen Gedankengang.

»Du hast mir nicht geantwortet,« unterbrach mich Emming darin, »ich fragte, ob Du Viel verloren hast, Carling?«

»Eine Schiffs-kiste, mein Kind, mit einigen Büchern und meinen Reiseeffecten, die gewiß für zwei Jahre ausreicht hätten. Doch das will nichts sagen, das kann ich mir Alles wiederkaufen, wenn ich nächstens Barth oder Stralsund besuche. Nur Eins ist mir wirklich werth gewesen, was ich verlor, und das schmerzt mich am meisten.«

»Was war das?«

»Eine Geige, die mir mein Lehrer geschenkt und die mir in früheren kummervollen Tagen oft frohe Stunden bereitet hat.«

»Eine Geige?« fragte sie, aus ihrem Sinnen plötzlich in die Höhe fahrend. »Wie, ist das *Dein* Eigenthum?«

»Wie sprichst Du so seltsam?« fuhr ich lebhaft auf. »Weißt Du etwas von meiner Geige?«

»Von Deiner Geige nicht, aber von einer Geige weiß ich wohl. Sie ward am Morgen nach jener Nacht an den Strand gespült und unser Küster, der dort drüben im ersten Hause von Prerow wohnt, hat sie gefunden und natürlich behalten. Ich habe sie zwar nicht gesehen, aber sie soll in einem festen Futteral wohl verwahrt gewesen und ganz unbeschädigt geblieben sein.«

»Emming!« rief ich, fast heftig emporspringend. »Was sagst Du? Das ist *meine* Geige, ich habe sie in der That sicher verwahrt gehabt – o, das ist eine kostbare Nachricht. *Wer* hat sie? Ich verstand das Wort nicht.«

»Der Cantor, Vaters Küster. Und er giebt sie Dir gewiß wieder, wenn Dir daran gelegen ist. Wir wollen noch heute mit dem Vater darüber sprechen.«

Ich war wie neu begeistert. Also doch Etwas von den Todten war wiedergekommen, meine alte Geige, und ich hatte die Aussicht, ihr wieder die alten bekannten Töne, noch dazu hier, in Emmy's Nähe, entlocken zu können. Ich hatte jetzt keine Ruhe mehr fern vom Hause. Rasch schenkte ich der schönen See, dem blauen Himmel noch einen Abschiedsblick, dann faßte ich freudig bewegt Emmy's Hand und zog sie mit mir über die Düne fort, um auf dem nächsten Wege das Pfarrhaus zu erreichen, wo ich jedoch trotz meiner Freude sehr ermüdet eintraf und eine Stunde ruhen mußte, ehe ich etwas Weiteres unternehmen konnte.



Als der Prediger Dankwardt gegen Abend dieses Tages von seiner kleinen Geschäftsreise, die er zu Fuß unternommen, zurückkehrte, war Emmy die Erste, die ihm entgegensprang und ihm die Nachricht überbrachte, daß der frühere Herr der Geige, die der Küster am Strande aufgelesen, in mir selber gefunden, und daß sie gerade dasjenige von meinen Besitzthümern sei, welches ich am schmerzlichsten von allen vermisse.

Als der gute Pfarrer diese mit freudiger Hast vorgetragenen Worte vernahm und von mir selber bestätigt hörte, griff er sogleich wieder nach seinem Hut und trat den

kurzen Weg nach Prerow an. Eine halbe Stunde später erschien er mit dem alten Küster, der die verlorene Geige sammt dem Kautschukfutteral bei sich trug und außerordentlich erfreut schien, nicht nur seinem Herrn und Meister, dem Prediger des Orts, sondern auch mir einen Dienst erweisen zu können, der ihm ein so geringes Opfer kostete, da er selbst kein besonderer Geigenspieler war und ein hinreichend gutes Instrument besaß. Als ich aber meine geliebte Begleiterin auf allen meinen Jugendwegen in ihrer wohlbekanntem Kiste vollkommen unbeschädigt vor mir sah, gerieth ich vor Freude fast außer mir. Ich nahm sie zärtlichst heraus, ließ mit meiner Rechten ein paar Saiten darauf erklingen, und als ich den mir im Ohre so fest haftenden Ton vernahm, rief ich:

»Ja, das ist meine alte gute Geige! O, mein Herr, was wollen Sie dafür haben, wenn Sie sie mir wiedergeben?«

Der alte Küster lächelte freundlich. »Ich bin schon mit Ihrer Freude zufrieden, junger Herr,« sagte er, »aber wenn Sie mir durchaus danken wollen, so lassen Sie mich, sobald Sie wieder die Finger rühren können, Ihr erstes Stück darauf hören, da ich ein großer Musikfreund bin und mir denke, daß ein Mann, der sein Instrument so liebt wie Sie, es auch gut zu handhaben verstehen muß.«

Ich versprach es ihm, indem ich ihm tüchtig die Hand schüttelte, und schickte mich sogar an, sogleich den ersten Versuch zu wagen. Allein sobald ich den Geigenkasten gegen den verwundeten Knochen an meinem Halse setzte, that er mir so weh, daß ich auf der Stelle davon

abstehen mußte. Dennoch verlebten wir einen glücklichen Abend und alle Augenblicke trat ich zu der auf dem Tische liegenden Geige und griff ein paar Accorde darauf. Als ich endlich zu Bett ging, nahm ich sie auch dahin mit und legte sie auf einen Stuhl davor. So fielen meine ersten Blicke am Morgen darauf und abermals wurde ein glücklicher Tag dadurch eingeleitet, deren ich jetzt viele hinter einander genießen sollte.

Als ich aber nach ferneren drei oder vier Wochen meinen Arm ganz heil und meine Finger beweglich fühlte, auch keinen Schmerz beim Ansetzen der Violine mehr empfand, spielte ich eine Viertelstunde lang ganz leise und heimlich für mich, um zu prüfen, oh ich auch den Strich und das Greifen der Noten noch in meiner Gewalt habe. Ich hatte Ursache, darin mit mir zufrieden zu sein, und nun ging ich selbst, den Küster zu holen, um mein Versprechen zu erfüllen und ihn nebst der Familie des Pfarrers meinem ersten Concerte beiwohnen zu lassen. Als nun Alle gespannt um mich herum saßen, ergriff ich mit einer wahren Begeisterung den Bogen und spielte mit solcher Inbrunst und so ergreifendem Ausdruck meine Windsorklage, daß meine Zuhörer sich kaum der Thränen enthalten konnten. Von diesem Augenblick an war ein neues Glück in das stille Pfarrhaus eingekehrt; die bisher so geliebte, aber von Niemanden ausgeübte Musik ließ alle Tage ihre Zaubertöne erklingen, erheiterte und unterhielt uns Alle und es war bald in ganz Prerow und noch weiter hinaus bekannt, daß noch kein Virtuose auf der stillen Insel gewesen sei, der wie ich die Saiten

beherrscht und damit die Menschen glücklich und zufrieden gemacht habe.

DRITTES KAPITEL. CHARLES GOODRICK'S
BEKANNTSCHAFTEN IN PREROW.

In der bis jetzt geschilderten Weise verstrichen mir die Tage pfeilgeschwind und ich war schon länger als vier Monate Mitbewohner des traulichen Pfarrhauses von Prerow, ohne des Wechsels der Zeit und des Jahres so wie sonst gewahr zu werden. Und so ist es ja immer im Menschenleben der Fall: nicht wichtige, großartige Begebenheiten allein sind es, die die flüchtige Zeit schnell vor unsern Augen schwinden lassen, sondern auch ein gleichmäßig fortgesetztes ruhiges Stilleben, in dem ein Tag, wie der andere abrollt, führt uns sanft und unmerkbar über eine weite Spanne Zeit hinweg, und wir werden uns nur dann bewußt, daß wiederum ein bedeutungsvoller Abschnitt unsers Daseins zurückgelegt ist, wenn irgend ein erschütterndes oder in unser innerstes Sein tief einschneidendes Ereigniß unsern Geist aus seinem Schlummer weckt und ihn zur nothwendigen Wahl der einen oder anderen Richtung drängt.

Solche bedeutungsvolle Ereignisse sollten mir nun in den ersten Jahren meines Aufenthalts in Prerow nicht begegnen; ruhig und unbehindert, durch nichts Besonderes aufgeregt, schritt ich still meinen Weg dahin und nur einzelne kleine Begebenheiten, Gespräche oder Bekanntschaften mit anderen Menschen sind es noch, die ich Ihnen hier vor Augen zu führen habe.

Ein einziger Umstand war es jedoch, der mir in jener Zeit, die ich hiermit als abgeschlossen dargestellt, noch einige Sorge bereitete, und zwar eine Sorge, von der ich mich alle Tage ohne Erfolg zu befreien strebte, bis endlich ein Zufall sie ganz und auf lange Zeit von meinem Herzen nahm.

Auf diese Sorge muß ich nun hier wenigstens mit einigen Worten zurückkommen. Wie ich Ihnen schon gesagt, fühlte ich mich in meinem neuen Verhältnisse zu Frieden, ja bis zu einem gewissen Grade sogar glücklich. Ich hatte eine trauliche Heimat und wohlwollende Menschen gefunden, die mich vom ersten Augenblick unsers Zusammentreffens an liebevoll behandelten und ebenso für mein leibliches wie geistiges Wohl zu sorgen sich beiferten. Aber gerade, je liebevoller und aufmerksamer sie sich gegen mich erwiesen, um so mehr quälte mich der Gedanke, daß ich ihnen einmal lästig und unbequem werden könnte. »Wie lange,« fragte ich mich, »kannst Du noch in diesem Kreise weilen, ohne Dir selbst den Reisepaß schreiben zu müssen?« Doch jedesmal, wenn ich an den Abschied von Prerow dachte, befiel mich ein inneres Zittern und Bangen und mein sonst so heiterer Blick umflorte sich bei dem Gedanken an meine fernere freundlose Zukunft.

Ob der gute Pfarrer dieses innere Zerwürfniß in mir gewahrte oder ahnte, weiß ich nicht; da er aber ein mit

scharfem Blick begabter Mann und ein geschulter Menschenkenner war, so bin ich wohl geneigt, es anzunehmen. Gewiß ist nur, daß er eines Tages auf einem Spaziergange, den er mit mir allein unternahm, während Emmy und die Mutter zu Hause mit, einer wichtigen Näharbeit beschäftigt waren, das Gespräch auf den von mir angedeuteten Punct lenkte und so mit einem Mal den rechten Schlüssel fand, in mein Inneres zu dringen und den Inhalt desselben, meine damalige Sorge, zu meiner höchsten Befriedigung an den Tag zu bringen.

Es war an einem schönen klaren Herbsttage, Ende Septembers, als der Prediger Dankwardt mit mir ostwärts am Strande entlang, dem bequemsten und lohnendsten Spaziergange auf der ganzen Insel Zingst, wanderte und mir seine Ansicht über die Art und Weise der Losreißung des Darsses und der Insel Zingst vom Festlande von Pommern vortrug. Es war dies eins seiner Lieblingsthemata und ich hatte sehr bald seine Theorie vollständig in mich aufgenommen, da ich sie, nachdem ich das Land und die daselbe umgebenden Gewässer kennen gelernt, durch den Augenschein practisch bewährt vor mir liegen sah.

»Ja,« fuhr er im eifrigen Gespräch beim Nachhausegehen fort, während die Sonne schon in den Wellen verschwunden war, die ganze See aber wie ein Meer von Blut und Purpur vor unsern Augen lag, »ja, so ändern sich nicht allein die Menschen, wenn äußere feindselige Elemente auf sie einwirken, so daß sie sich von einander losreißen, so fest sie auch zusammengekettet gewesen,

sondern so gehorchen auch ganze Erdtheile unwandelbaren Gesetzen und bedeutungsvollen Zufällen; auch sie trennen sich und zerstückeln sich, und wo früher friedliche Eintracht und gedeihliche Nachbarschaft herrschte, da drängt sich, wie hier, das feindliche Element des Wassers ein, reißt auseinander, was zusammengehört, und formt so allmählig zur Insel, was früher Festland war. Ich lasse es mir nicht nehmen, es ist das feindseligste Element, was es giebt, und uns Allen, die wir hier wohnen, hat es schon einmal seinen Groll und seine Macht gezeigt. Auch Dir, mein Sohn, hat in Deinem jungen Leben jenes feindliche Element übel mitgespielt. Du hast gewiß nicht zu Hause im Kreise der Deinen gedacht, daß Dich ein Sturm nach dieser einsamen Insel verschlagen, daß das Meer sich zwischen sie und Deine Heimat legen und Dich an einen Ort bannen würde, den Du früher nicht einmal dem Namen nach gekannt, nicht wahr?«

Ich seufzte, erwiderte aber gleich darauf: »Mich hat nicht das feindliche Element des Wassers von meinem Vaterland getrennt, sondern es war mein eigener Wille, der mich über die See trieb, um mein Verlangen zu stillen, ferne Länder und Menschen kennen zu lernen und um mir ein Unterkommen zu suchen, gerade so wie es mir behagte und wie es meinen Anschauungen vom Leben und Wirken auf dieser Welt entsprach.«

»Ja, ja doch, ich weiß es schon, mein Lieber, aber sage mir einmal aufrichtig, hast Du denn nun schon gefunden, was Du so eifrig suchtest, oder wirst Du Deine Wege noch

weiter fortsetzen, um Deinem brennenden Verlangen Genüge zu thun?«

Mein Blick flog fast angstvoll nach seinem Auge; ich fürchtete schon eine leise Mahnung vernommen zu haben, nun bald das trauliche Pfarrhaus, mein jetziges einziges Asyl, verlassen zu müssen. »Versteh' mich nicht falsch,« fuhr er sogleich fort, da er meine Empfindung errathen mochte, »ich will Dich hiermit nicht daran erinnern, daß Du nur ein zeitweiliger Genosse meines Hauses bist, bewahre, das liegt mir sehr fern, denn ich selbst würde Dich bitter vermissen, wenn Du nicht mehr unter uns weiltest, allein ich möchte wohl wissen, wie es Dir bei uns behagt. Gefällt es Dir wirklich in unserm einfachen Hause so, daß Du noch länger darin bleiben möchtest, da Du doch gewiß an lebhafteren Verkehr und glänzendere Verhältnisse gewöhnt bist?«

Jetzt glaubte ich ihn besser zu verstehen, und um meine ewige Sorge los zu werden, beschloß ich kühn und offen zu handeln und ihm meine Wünsche vorzutragen, was nun mit einer Rührung geschah, die tief aus meinem Herzen kam, da Bleiben oder Gehen von diesem Orte, augenblicklich die Hauptfrage meines Lebens war.

»O, Herr Pastor« – so wurde der Prediger von Allen genannt – rief ich und faßte seinen Arm fest mit dem meinen, gleichsam um ihn schon so inniger an mich zu ketten, »Sie fragen mich, wie es mir bei Ihnen gefällt? Sehen Sie das nicht an meinem Auge, merken Sie das nicht an meinem ganzen Wesen? Ach, es gefällt mir so gut bei

Ihnen, daß ich – noch lange, lange nicht von Ihnen scheiden möchte, vielmehr mit Bangen in die Zukunft blicke, wo diese Trennung doch gewiß einmal stattfinden muß. Nein, lassen Sie mich hier bleiben, wenigstens einige Zeit noch. Sie haben so viel Gutes an und in mir gewirkt, daß ich mich schon jetzt besser und geläuterter als früher fühle, und ich habe noch so viel zu lernen, daß ich Ihre Unterweisung noch lange nicht entbehren möchte. Wenn ich aber einmal an mir selber fühle, daß ich Alles in mich aufgenommen, was mir zu wissen frommt, dann will ich mit herzlichem Danke von Ihnen gehen und einem Berufe folgen, welcher es auch sei, oder eine große Reise nach fernen Welttheilen antreten, wie es eigentlich in meiner Absicht lag, bevor ich mich nach Deutschland eingeschifft.«

»Nun ja,« erwiderte der Pfarrer nach einiger Ueberlegung, »ich billige ganz und gar Deinen Wunsch und habe durchaus nichts dagegen. Bleibe so lange bei mir, bis Du Dich reif und kräftig genug für die Welt da draußen fühlst, und dann nimm meinen Segen mit Dir, wohin Du auch gehst – das ist das Beste, was ich Dir mit auf den Weg geben kann. Allein, sage mir, mein Sohn, da wir doch einmal auf dies Thema gekommen sind, hast Du keine Verwandte, die sich um Dich kümmern? Es fällt mir auf, daß Du ihnen noch keine Nachricht von Dir gegeben, so lange Du hier bist, und es würde mir lieb sein, durch ihre Antwort zu erfahren, daß sie es gern sehen, wenn ich – um so zu sagen – Deine Erziehung vollende, die Du

in Deinem Vaterlande mit leidlichem Erfolge begonnen hast.«

Ich seufzte noch tiefer auf als vorher. Der gute Mann hatte ja hier, ohne es zu ahnen, an dem giftigen Krebschaden gerührt, der tief in meinem Innern saß, dessen schmerzliches Nagen ich aber seit langer Zeit in meinem jetzigen Glückszustand nicht gespürt hatte. »Ach, Herr Pastor,« erwiderte ich mit leichtem Beben der Stimme, »diese Antwort meiner Verwandten kann ich Ihnen leider nicht verschaffen. Ich habe zwar welche, aber sie bekümmern sich wenig oder gar nicht um mich. Ich stehe fast ganz allein in der Welt und nur eine alte Wohlthäterin, die ich nicht zu oft mit meinen Bitten belästigen darf, dürfte vielleicht einigen Antheil an meinem ferneren Schicksal nehmen. Doch, lassen Sie uns über diese Verhältnisse noch nicht reden, ich bin noch nicht ruhig und vorbereitet genug dazu, Ihnen den wirklichen Sachverhalt mitzutheilen; mit der Zeit sollen Sie Alles erfahren, Alles, sage ich; jetzt aber möchte ich nur der Gegenwart leben, die so heiter für mich ist, und mich dabei auf meine Zukunft vorbereiten, denn meine Vergangenheit war Alles in Allem trüb und herbe genug und ich möchte sie am liebsten ganz vergessen, wenn es möglich wäre.«

»Nun denn, mein Sohn, ich will nicht länger in Dich dringen, da Du mir sagst, die Zeit zu Deinem Vertrauen sei noch nicht gekommen, auch will ich Dir glauben, daß Du es eben so redlich mit Dir selber wie mit uns meinst. So bleibe denn bei uns, so lange Du willst, *ich* treibe Dich

gewiß nicht fort. Wenn Du zufrieden bist, so bin ich und so sind wir Alle es auch!«

»O Dank, herzlichen Dank, lieber Herr Pastor,« rief ich und umschlang seinen Leib mit meinem Arm, »das war ein Wort, das mir Muth, Hoffnung und Vertrauen gegeben hat, wie so bald kein anderes. Nun aber erlauben Sie mir auch noch eine Bitte auszusprechen.«

»Eine Bitte? Geschwind, sprich sie aus. Wenn es an mir liegt, so wird sie Dir wohl gewährt werden.«

»O, dann bin ich doppelt beglückt. Mit einem Wort, es drückt mich, daß ich schon so lange und nun hoffentlich noch viel länger als Gast in Ihrem Hause lebe. Gewähren Sie mir also meine Bitte und gestatten Sie mir, daß ich – daß ich Ihnen oder vielmehr Ihrer guten Frau ein entsprechendes Kostgeld zahle, damit ich von der Sorge erlöst werde, Ihnen in irgend einer Beziehung lästig zu fallen.«

Der gute Prediger lächelte heiter. »Also das ist Deine Sorge, mein Sohn?« rief er. »Ei, denkt denn schon die Jugend daran, genossene Wohlthaten so hoch zu schätzen und sich dafür dankbar zu erweisen? Dies, dachte ich, wäre nur eine Tugend, die dem Alter vorbehalten bleibt. Nun, wenn Dich das drückt, warum soll ich nicht mit dazu beitragen, Deine Lage in Deinen eigenen Augen erträglicher zu machen? Sieh, ich bin nicht reich, nicht einmal wohlhabend, was man so nennt, denn meine Pfarre bringt gerade so viel ein, daß ich und meine Familie davon leben kann. Am meisten kostete mir bisher mein einziger Sohn, der, wie Du schon weißt, auch ein Geistlicher

wird und jetzt als Hauslehrer bei einer vornehmen Familie in Pommern lebt. Für den, da er hoffentlich einmal mein Nachfolger wird, möchte ich nun wirklich Einiges sparen, doch ist es mir bisher noch nicht gelungen. Um ihn also nicht ärmer zu machen, als er ist, nehme ich Dein Anerbieten an, vorausgesetzt, daß meine Frau damit einverstanden ist. Und nun sind wir an *unserer* Düne – jetzt steigen wir bergan und damit sei unser Gespräch abgebrochen, bis wir zu Hause angekommen sind.«

So wurde es gehalten, aber zu Hause entspann es sich von Neuem, und so sehr sich die Pastorin anfangs dagegen sträubte, von mir ein Kostgeld anzunehmen, so ging sie doch endlich darauf ein, als ich erklärte, daß ich, wenn sie es nicht annähme, genöthigt wäre, mir in Prerow ein anderes Unterkommen zu suchen, da ich vor der Hand noch nicht geneigt sei, die Scholle Landes zu verlassen, die mir Gott selbst zu meiner Wohnung angewiesen habe.

So nannte sie denn endlich eine ganz unbedeutende Summe, die ich monatlich zu zahlen hatte, und mir – der ich so reich war, erschien sie um so unbedeutender, wenn ich bedachte, daß ich nun ein größeres Recht habe, mich länger in Prerow aufzuhalten, worauf damals mein ganzes Streben gerichtet war. So blieb ich denn ein Bewohner des Pfarrhauses vor wie nach und wurde fortan wie ein Sohn der Familie betrachtet. Ich war dadurch in ein unendliches Wohlbehagen versetzt und ich erinnere mich keiner Stunde, die zu damaliger Zeit mir irgend eine Mißstimmung oder Unzufriedenheit gebracht hätte.

Wir gewannen uns Alle von Tage zu Tage lieber, unser gegenseitiges Vertrauen wuchs immer fort und was ich an Neigung und Liebe in meinem Herzen trug, gab ich unbekümmert aus, wie ein unerschöpfliches Capital, ohne weder zu fragen noch zu rechnen, ob es mir auch Zinsen tragen und meine ferneren Tage vor Kälte der Empfindung und Mangel an Liebe sichern würde.

Bevor ich nun in meiner Erzählung zu den wichtigeren Ereignissen meines Aufenthalts in Prerow übergehe, muß ich Ihnen noch mittheilen, wie ich die Bekanntschaft eines Mannes machte, der an Bildung zwar eigentlich unter mir stand, wie die meisten meiner früheren Gefährten, den ich aber in Folge seiner edlen Handlungsweise gegen mich und seiner Uneigennützigkeit, als ich ihm meinen Dank dafür abtragen wollte, dergestalt achten lernte, daß ich mich eng an ihn schloß und ihn zuletzt so lieb gewann, wie keinen meiner Freunde zuvor, was er mir wiederum dadurch vergalt, daß er späterhin nochmals mein Retter aus einer anderen Noth wurde, wie Sie seiner Zeit hören werden.

Ich meine hiermit keinen Anderen als *Elias Rubarth*, den ich gleich nach meiner Genesung aufzusuchen für meine Schuldigkeit hielt, um ihm meinen tiefgefühltesten Dank zu sagen.

Noch während ich auf dem Krankenbette lag und nur erst einige deutsche Worte radebrechen konnte, besuchte

mich Elias Rubarth selbst, um nach meinem Befinden zu fragen und sich den jungen Mann bei Tage zu betrachten, den er in jener Nacht mit Aufopferung seines eigenen Lebens aus den Wellen geholt hatte.

Als er mir in seiner weiten blauen Matrosenjacke und der neuen rothen Weste, beide reich mit silbernen Knöpfen besetzt, zum ersten Mal vor Augen trat, war ich über seine äußere Erscheinung nicht wenig erstaunt. Ich habe kaum jemals im Leben einen so großen und kräftigen Menschen gesehen. Etwa fünf Jahre älter als ich, war er fast um einen Kopf größer und in Schultern, Hüften und in der Brust gleich riesenmäßig stark. Dabei lag auf seinem breiten, nicht unschönen und von der Luft gebräunten Gesicht eine fast kindliche Gutmüthigkeit und in seinem Wesen, seinen Bewegungen und Worten war er so ganz und gar Seemann, daß er für den Typus eines solchen vom reinsten Wasser hätte gelten können.

Da ich mich bei seinem ersten Besuche, wie gesagt, gar nicht oder nur sehr wenig mit ihm unterhalten konnte, so drückte ich ihm nur mit einem dankenden Blick herzlich die Hand und versprach durch Emmy's Mund, die mich schon besser verstand, ihn in Bootstedt zu besuchen, sobald es nur meine Gesundheit erlauben würde. Dieser Besuch ward auch endlich beschlossen, und um mich an die rechte Stelle zu bringen und es mir auch nicht, wo es nöthig war, an einem Dolmetscher fehlen zu lassen, hatte die Pfarrerin erlaubt, daß Emmy mich begleiten dürfe. So nahmen wir denn an einem günstigen Tage ein Boot

und ließen uns von Prerow aus, den Prerower Strom hinab über den Bootstedter Bodden setzen.

Es ist dies ein gewaltiges Stück Wasser zwischen den Ausbuchtungen des südlichen Darss', der Westspitze der Insel Zingst und den gegenüberliegenden, theils sandigen, theils bewaldeten Küsten des pommerschen Landes. Man sieht in der Ferne fast überall die Ufer auftauchen, bald höher, bald niedriger; hier drehen sich die Flügel einer einsam stehenden Windmühle, dort strebt ein Thurm aus grüner Waldung empor, im Ganzen aber ruht ein unendlicher Friede auf den Begränzungen dieses Wassers, das selber nur wenig diesen Frieden kennt, denn es gehört zu den unruhigsten und gefährlichsten Binnengewässern des Landes, ist reich an Untiefen und Gegenströmungen, so daß ein erfahrener Schiffer dazu gehört, bei schwerem Wetter sein Fahrzeug sicher an Ort und Stelle zu führen.

Emmy und ich saßen diesmal in einem großen Boote, welches einem Schiffer in Prerow gehörte und vortrefflich in seinen Segeln lag. Zwar blies uns der Südwind halb und halb entgegen, aber das Kreuzen bei so schönem Wetter war so angenehm und ich war dabei so glücklich, einmal wieder auf Salzwasser zu schwimmen, daß ich meine Freude kaum zu lassen wußte. Und nun hätten Sie Emmy dabei sehen sollen, wie sie sich mit mir freute und sich bemühte, mir die einzelnen in Nähe und Ferne sichtbaren Gegenstände zu nennen und meinen nicht immer leicht verständlichen Fragen zu begegnen, – o wie

schön und harmlos waren jene Stunden und nie, nie werden sie mir aus dem Gedächtniß schwinden.

Unterwegs erzählte sie mir auch, daß Elias Rubarth schon längst eine große Seereise angetreten haben würde, hätte ihn nicht stets die Gebrechlichkeit seines alten Vaters davon zurückgehalten. Diesen müsse er als einziger Sohn in seinem Berufe unterstützen. Der alte Mann sei seit fünfzig Jahren Führer des Postbootes zwischen Pommern, dem Darss und Prerow, und täglich zweimal, oft selbst in der Nacht, müsse er bei Sturm und Wetter die gefährliche Fahrt bestehen, die bei günstigstem Winde eine halbe Stunde und bei conträrem sechs bis acht daure, wenn sie überhaupt bei ganz schwerem Wetter unternommen werden könne. Elias aber, der sich die bösen Tage zur Ueberfahrt vorbehalten, sei der kühnste und sicherste Steuermann auf dem ganzen Bodden, für ihn gebe es weder Gefahren noch Mühen, sein eiserner Riesenkörper trotze Allem und sie habe einmal gesehen, daß bei einem Wettkampfe in Prerow sechs junge Leute ihn zugleich angegriffen und daß er sie alle siegreich von sich abgeschüttelt und einen nach dem andern auf den Rasen gestreckt habe.

Wir mochten etwa schon eine Stunde wacker gesegelt sein, als ein mächtiges Boot mit Halbdeck vom Darss her unsern Weg kreuzte. Es war Elias Rubarth's Boot und er selber führte das Steuer und schmauchte dabei sein Morgenpfeifchen, während ihm ein strammer Bursche die Segel richten und umlegen mußte. Als er uns mit seinen Luchsaugen erkannte, warf er das Boot herum, zog sein

großes Sprietsegel ein und bald lagen wir Bord an Bord mit ihm und mußten nun bei ihm einsteigen, während unser Fahrzeug die Rückfahrt nach Prerow antrat.

Ich werde nie den Gesichtsausdruck des jungen Athleten vergessen, mit welchem er mir jetzt im Boote gegenüber saß und meine Gestalt und meine Züge mit haar-scharfen Blicken musterte. Es lag dabei eine unendliche Freude auf diesem Gesicht, gepaart mit innerer Zufriedenheit, daß er es gewesen sei, der mich in jener Sturm-nacht an Land gebracht. Ich schüttelte ihm auch wieder-holt seine harte mächtige Hand und redete eifrig mit ihm, indem ich mich solcher Ausdrücke zu bedienen suchte, die er am leichtesten verstand. Auch gelang mir dies trefflich und sehr bald waren wir in lebhafter Unterhaltung begriffen, die sich natürlich auf meinen Schiffbruch be-zog, der damals noch alle Gemüther erfüllte.

»Also ich sehe Sie wirklich bei mir, Herr,« sagte er nun, »das freut mich und mein Alting wird sich auch freuen, Sie zu sehen. Es ist ein Genuß, einen so jungen schmucken Burschen über Wasser zu wissen, wenn die Fische sich schon in sein Gebein theilen wollten. Haha! Und Ihr Kopf und Arm ist auch wieder richtig getakelt, ja?«

»Vollkommen, mein guter Elias, und daß es so ist, ver-danke ich Ihnen zumeist, der Sie –«

Hier hob er seine breite Hand abwehrend gegen mich auf und sagte mit fast strengem Ernste: »Still doch, Herr, wer wird darüber so viele Worte machen? Ich habe schon

Manchen hier aus dem Wasser gezogen, aber noch Niemand hat deshalb den Mund aufgethan. Das ist bei mir auch nicht nöthig, Herr, und wenn Sie darum herüber gekommen sind, so haben Sie Ihren Cours verfehlt – ich bin nicht in meiner Koje, bin ausgeflogen und komme erst wieder in Sicht, wenn Sie von etwas Anderem zu sprechen anfangen.«

Er sah mich dabei mit einer so bittenden Miene an, daß ich von meinem Danke mit Worten Abstand nahm und denselben mehr durch meine Freundschaft als durch irgend etwas Anderes abzutragen beschloß. Ich reichte ihm nur noch einmal die Hand hin und sagte: »Gut, Sie wollen es so und ich füge mich.«

»Daran thun Sie auch am besten, Herr, denn wenn Sie mir nicht gutwillig Raum geben, breche ich mir mit meinen breiten Schultern selbst die Bahn, Kraft genug habe ich dazu. – Re! Junge da vorn. So. Nun wird es gehen!«

Als ich nun während des Umlegens des Bootes zu Emmy einige Worte sprach und sie mit dem zwischen uns eingeführten Du anredete, sperrte Elias weit die Augen auf und schien mit sich selber über Etwas zu Rathe zu gehen. »Hören Sie,« sagte er zutraulich, »Sie können mir gleich einen Gefallen erweisen, wenn Sie wollen, und daraus, daß Sie Ja sagen, werde ich erfahren, ob Sie wirklich ein so vornehmer Herr sind, wie manche Leute in Prerow erzählen, oder ob Sie das Herz auf dem rechten Flecke haben und ein Seemann nach meiner Art sind.«

»Nun,« fragte ich gespannt, »was wünschen Sie von mir? Reden Sie dreist, ich bin zu Allem wohl geneigt.«

Er lachte mit beiden Backen und zeigte uns dabei zwei Reihen weißer Zähne, die an Größe und Festigkeit seinem ganzen Körperbau entsprachen. »Das wollen wir gleich sehen!« rief er und nickte meiner Begleiterin neckisch zu. »He, Sie nennen die Emming, die beste Dirne auf dem Erdenrund, *Du* und sie dutzt sich auch mit mir. Das halten wir hier für eine Ehre, Herr, ja! Wollen Sie mir nun auch diese Ehre erweisen und sich mit mir dutzen, so weiß ich, wie Sie gesonnen sind, und dann sind wir für alle Tage Eins, zu Wasser und zu Lande, im Leben und im Sterben.«

»Elias!« rief ich freudig aus, »Du hast da ein gutes Wort gesprochen. Sieh, so wackere Kerle, wie Du einer bist, nenne ich gern Du und lasse mich auch gern von ihnen so nennen. Hier hast Du meine Hand, und Du, Emming, lege Deine kleine Hand mit darauf – so, nun ist der Bund geschlossen und wir Drei wollen der Stunde eingedenk sein, die uns mit einander bekannt gemacht hat, und ich bin überzeugt, ein Jedes wird davon, eine schöne Erinnerung mit in sein Leben hineinnehmen.« –

Der Erzähler hielt hier einen Augenblick mit Sprechen inne und fuhr mit der Hand über seine Augen. Mr. Mildness kam es vor, als wische er sich rasch eine heimlich hervorbrechende Thräne ab, daher wandte er sein Gesicht seitwärts. In demselben Moment aber hatte Sir Charles sich gefaßt und nahm seine Erzählung wieder auf.

»Wir kamen mit Elias auf dem Ankerplatz seines Bootes an. Nachdem er es festgelegt, stiegen wir in eine kleine Jolle und fuhren damit zu Lande. Etwa hundert Schritte vom Ufer, inmitten eines Gärtchens, stand ein niedliches Haus, das Elias' Vater gehörte. Wir wurden von demselben herzlich aufgenommen und der alte Mann gerieth fast vor Freude außer sich, als er die vertrauliche Rede zwischen seinem Sohn und mir vernahm. Er holte eine bestäubte Flasche aus einer Kiste hervor und wir mußten sie auf sein und unser Aller Wohl mit ihm leeren. Dann, nachdem wir noch sein Gärtchen besucht und Elias Emmy einen kleinen Blumenstrauß gepflückt, stiegen wir wieder in die Jolle und Elias brachte uns wohlbehalten bis vor die Thür des Pfarrhauses, da der Wind diesmal die Einfahrt in den Prerower Strom gestattete.

Das war mein erster Besuch in dem Schifferhause zu Bootstedt, aber nicht mein letzter. Bald besuchte mich Elias wieder und nahm mich mit auf den Bodden hinaus, wo wir bei heftigem Winde segelten wie die Schwalben und uns gegenseitig unsre Kunststücke vormachten, wie sie jeder Schiffer von Passion kennt und übt. Dadurch erwachte unsere Liebe zum Segeln immer mehr, und so oft günstiger, das heißt starker Wind wehte und Elias Zeit hatte, holte er mich zu einer wagehalsigen Kreuzung ab, und oft war auch Emmy die Theilnehmerin dieser Freuden, an denen sie ein eben so großes Gefallen fand wie wir, selbst wenn der eine Bootsrand hart auf den Wellen lag und das Spritzwasser kühl über Deck fegte. Es

dauerte auch nicht lange, so waren Elias und ich wirkliche Freunde geworden und bei einer großen Segelfahrt, die ich mit ihm durch den Barther Bodden, die Grabow und die Prohner-Wiek nach Stralsund unternahm, das ich doch auch kennen lernen mußte, konnte ich es nicht unterlassen, meinem neuen Freunde ein kleines Geschenk zu machen, indem ich einige neue Segel und Tauwerk kaufte und damit sein Boot auf englische Weise auftakelte. Daran fand er nun freilich ein großes Gefallen; er nahm meine Gabe auf, wie sie gemeint war, und von nun an wußte ich, daß ich auf einen Menschen mehr in Prerow zu rechnen hatte, wenn ich in den Fall kommen und seine Hülfe gebrauchen sollte. –

Eine ähnliche Uneigennützigkeit und menschenfreundliche Gesinnung, wie Elias Rubarth, verrieth der gute Doctor Brusky in Barth, wohin ich mich aus demselben Grunde, bald nach jenem Besuche begab, und zwar in Begleitung der Pfarrerin, da ich mir gute Wäsche und verschiedene andere Dinge kaufen wollte, die ich in Prerow nicht nach meinem Geschmacke finden konnte. Ich fand in Barth ein freundliches Landstädtchen mit einem alten Kloster, malerisch am Barther Bodden liegend, der von ähnlicher Gestalt und Größe wie der Bootstedter Bodden ist. Das Schönste in Barth aber war seine große Kirche, deren spitzer Thurm hoch in die Lüfte ragt und von allen benachbarten Ortschaften, dies- und jenseits der Binnen-gewässer, selbst in weiter Entfernung wahrgenommen werden kann.

Als wir in das Haus des Doctors traten, fanden wir ihn nicht daheim, er kam aber bald darauf und als er mich so kräftig wiedersah und sich nun schon mit mir in seiner Muttersprache unterhalten konnte, gab er laut seine Freude zu erkennen. Als ich nun aber von meinem Dank zu sprechen anfang und denselben durch einige Goldstücke bethätigen wollte, die ich zu dem Zweck in eine kleine Börse gethan, machte er ein erstauntes Gesicht, drückte mir die Börse wieder in die Hand und sagte:

»Mein Herr Engländer, Sir, Mylord oder wie Sie sich sonst nennen, das war einmal ein Fehlschuß von Ihnen und ich muß Ihnen gleich bei Ihrem ersten Besuche in meinem Hause recht tüchtig den Text lesen. Ich stimme Ihnen gern bei, daß es eine Pflicht für den Patienten ist, seinem Arzte Dank zu sagen, und daß der Arzt diesen Dank annimmt, ist ebenfalls eine sehr natürliche Sache. Aber Herr Engländer, von einem Schiffbrüchigen nehmen wir deutschen Aerzte hier an den Küsten keinen solchen Dank an. Wir sind nicht Aerzte geworden, uns an Verunglückten, die alle ihre Habe verloren haben, zu bereichern, sondern nur darum, um Unglücklichen mit unsern schwachen Menschenkräften zu helfen, so weit dieselben reichen. So, jetzt kennen wir uns und nun setzen Sie sich. Darf ich Ihnen ein Glas Grog anbieten, wie es die Herren auf der See zu trinken lieben?«

Ich blieb stumm und prägte mir das Gesicht dieses biedern Mannes fest ein, so daß ich mich seiner noch jetzt recht wohl erinnere, obwohl ich ihm seit jenem Tage, merkwürdig genug, niemals wieder begegnet bin. Auch

er gehört also zu Denen, welchen ich meinen Dank schuldig blieb, aber im Herzen habe ich ihn längst abgetragen und das, sagt man, soll ja der beste Dank für edle Menschen sein.

An einem Decemberabend, kurz vor Weihnachten, als wir um den mild beleuchteten Lesetisch im warmen Stübchen des Prerower Pfarrhauses saßen, trat ein Gast über unsere Schwelle, der uns Allen und mir insbesondere sehr angenehm war und dessen Rückkehr von weiter Reise wir schon lange erwartet hatten. Es war Capitain Bunger, der in Westindien gewesen und nun von seinem Schiffe herkam, das im Hafen zu Stralsund zu überwintern pflegte. Als er unangemeldet in die Stube trat, sprangen wir Alle freudig von unsern Plätzen auf und eilten ihm mit lauten Begrüßungsworten entgegen.

»Was,« rief er, als er sich von mir mit deutlichen deutschen Worten anreden hörte, »Sie sind schon ein Deutscher geworden? Und sehen so munter und frisch dabei aus? Nun, das freut mich; zum zweiten Mal also in Prerow willkommen! Ich dachte schon, Sie wären wieder ausgeflogen, und das hätte mir leid gethan, da ich noch gar nichts von Ihnen gehabt. Nun, ich habe jetzt den ganzen Tag Zeit für Sie und manche Neuigkeit in der Tasche. Besuchen Sie mich morgen und das Uebrige wird sich dann schon finden.«

Er blieb den Abend bei uns und erzählte uns viel Heiteres von seinen Erlebnissen auf der See und am Lande. In England war er diesmal nur wenige Tage gewesen und wußte mir natürlich nichts zu berichten, was Interesse für mich gehabt hätte. Am andern Morgen aber schon hielt ich mein Versprechen und suchte ihn in seinem niedlichen Hause in Prerow auf, wo er mit seiner Schwester lebte, die ihm die Wirthschaft führte, da er nicht verheirathet war. Als ich aber erst einmal bei ihm gewesen, kam ich sehr oft und auch er war manchen Abend im Pfarrhause zu finden, da ihn der Umgang mit mir anzuziehen schien. Wir unterhielten uns aber nicht allein über die See und solche Dinge, die sich darauf bezogen, nein, mich fesselte etwas ganz Anderes an den guten Capitain. Er besaß hübsche Kenntnisse in Handelsangelegenheiten, und da er auch gute Bücher hatte, die sich darauf bezogen, so war bald ein neuer Stoff vorhanden, der meine Neigung in Anspruch nahm. Schon am ersten Tage kehrte ich mit einem großen Vorrath derselben nach dem Pfarrhause zurück und nun begann ich ein Studium, das mich bald ernstlich interessirte. Der Capitain hatte mir manche schöne Einsicht in die Verkehrsverhältnisse der verschiedenen Völker und Erdtheile verschafft und da der überseeische Handel mit der Seefahrt verbunden war, die ich so sehr liebte, so regte sich in mir mit einem Mal die Lust, mich demselben zu widmen, und dazu eben trug der Capitain aus allen Kräften bei. Jahre lang beschäftigte ich mich auf diese Weise theoretisch mit meinem Lieblingsproject, aber erst im Verlaufe des vierten Sommers nach

meinem Schiffbruch sollte ich es practisch kennen lernen, da zu dieser Zeit Ereignisse eintraten, die abermals mein Leben umgestalteten und von allergrößtem Einfluß auf meine ganze künftige Existenz wurden. Doch davon später. Für jetzt will ich Ihnen nur noch berichten, daß ich zu Weihnachten des ersten Jahres meines Aufenthaltes auf Prerow zum ersten Mal dies schöne Fest auf deutsche Weise mitfeiern half, und es ist mir seitdem dieselbe so lieb und werth geblieben, daß ich sie heute, wo ich dies Fest nach so langer Zeit wieder in England verleve, in meinem Hause ausgeführt.

Ach, mein Lieber, ich hätte Ihnen wohl gern das Glück gegönnt, mit mir damals an den mit einer lichterstrahlenden Tanne geschmückten Tisch im Pfarrhause zu treten. Acht Tage vorher war ich mit Elias Rubarth nach Stralsund gesegelt und hatte meine kleinen Einkäufe für Jedermann im Hause gemacht. Für's Erste aber waren es nur Bücher, die ich meinen Hausgenossen verehrte. Emmy erhielt eine englische Grammatik, nach der sie lange geschmachtet, und einige andere englische und deutsche Dichterwerke, die ich gerade ausfindig machen konnte. Dem Pfarrer schenkte ich eine prachtvoll gedruckte Bibel mit schönen Kupferstichen, und der Pfarrerin ein Hausandachtsbuch, wonach sie eifrig Verlangen getragen. Mir dagegen wurde ein kleiner Tisch allein aufgebaut und verschiedene Kleinigkeiten bescheert, die mich mit dankbarer Rührung erfüllten. Wenn Sie aber Dasjenige sehen wollen, was mir das Liebste von Allem war und was ich bis auf den heutigen Tag aufbewahrt, so sehen

Sie es hier – diese kleine von grüner Seide gehäkelte Börse, die mir Emmy heimlich gefertigt, und die mich über alle Meere begleitet hat, welche ich seitdem als einsamer Wanderer durchmessen habe.«

Bei diesen Worten zog er eine alte, verblichene Börse aus der Tasche, und nachdem er einen innigen Kuß darauf gedrückt, reichte er sie dem Freunde hin, der sie mit lebhaftem Antheil betrachtete und sie dann seinem Wirthe zurückgab, der sie behutsam zusammenlegte und wieder in die Brusttasche steckte. Gleich darauf aber schickte er sich zur Fortsetzung seiner Erzählung an, die er mit einer Rührung in der Stimme begann, die dem aufmerksamen Ohre des Geistlichen nicht entgehen konnte und der daher mit erneuerter Spannung den langsam gesprochenen Worten folgte, als fühle er, wie wichtig der nächstfolgende Lebensabschnitt dem Erzähler selber sei.

VIERTES KAPITEL. EMMY NORGE.

Nun es wird endlich Zeit, mein Freund, daß ich von dem Verhältniß spreche, in welches ich ganz ohne mein Zuthun und wie durch die höhere Waltung einer unsichtbaren Macht gelenkt, im Laufe der Jahre zu Emmy Norge, der Pflgetochter des Pfarrers auf Prerow gerieth. Emmy Norge! O, wie gern spreche ich diesen Namen aus und doch, wie tief dringt der Stachel glühendsten Schmerzes dabei in mein von Wehmuth zerrissenes Herz! Gern und mit Freuden spreche ich von ihr, weil ich nie im meinem Leben ein reineres, gefühlvolleres, edleres weibliches Wesen kennen gelernt, dessen körperliche Schönheit und

Lieblichkeit, so groß und unbeschreiblich sie waren, doch kaum die Lieblichkeit und Schönheit seiner kindlichen Seele erreichten. Wehmuth und Schmerz dagegen erfüllt dabei mein ganzes Innere, weil mir nichts von ihr übrig geblieben ist, als die Erinnerung rasch vergangener Tage, die freilich die schönsten meines Lebens gewesen sind, aber durch das eigenthümliche Familienschicksal, welchem ich von frühester Jugend an zur Beute fiel, zuletzt gegen alle Voraussicht in Bitterkeit und Trübsal endigten.

Doch wer hat kein Leid und keinen Schmerz auf dieser Welt zu tragen, mein Freund? Und wohl dem, dem es noch vergönnt ist, ihn in eines treuen Freundes Brust auszuschütten, ihn so zu theilen und minder verderblich für seinen Geist und sein Gemüth zu machen!

Was zunächst Emmy's Herkunft betrifft, von der ich noch nicht mit Ihnen gesprochen, so war ihr Vater, wie Capitain Bunger, ein auf Prerow periodisch wohnender Seecapitain, dessen Vorfahre, aus Norwegen stammend, durch Schiffbruch an diese Küste verschlagen worden war und sich darauf angesiedelt hatte, weil liebevolle Menschen ihm den Aufenthalt daselbst wünschenswerth gemacht. In ähnlicher Weise sind viele jetzige Bewohner Prerow's aus andern Ländern dahin versetzt und finden wir noch heute in ihren englischen, norwegischen und holländischen Namen die Andeutung ihres eigentlichen Ursprungs vor. Ich erkläre mir diesen Umstand auch auf eine sehr einfache Weise. Die Verbindung jenes einsam gelegenen Küstenlandes mit überseeischen Ländern war

in früheren Jahrhunderten bei Weitem nicht so leicht zu bewerkstelligen als heutigen Tages. Es kamen und gingen nur wenige Schiffe ein und aus; die Rückkehr in ihre Heimat war den verschlagenen Männern erschwert, und als sie ihnen vielleicht endlich möglich ward, war ihnen das Land lieb und werth geworden, auf welches sie Gottes Fügung versetzt hatte, so daß sie es eben so wenig gern verlassen mochten, wie ich noch vor zwanzig Jahren.

Capitain Norge nun war, wie mir der Pfarrer Dankwardt oft genug erzählte, ein braver, liebenswürdiger und seinem Berufe mit seltener Hingebung lebender Mann, doch gelang es ihm bei aller Mühe nicht, sich in einen behaglichen Wohlstand hineinzuarbeiten, der ihm das Leben zu Hause angenehm gemacht hätte. Da schien sich sein Schicksal auf einer seiner Reisen plötzlich glücklicher gestalten zu wollen. Er lernte in einer Hafenstadt Norwegens die Nichte eines wohlhabenden Kaufmanns kennen, liebte und heirathete sie und kam mit seiner jungen schönen Frau nach dem Zingst zurück, um ein neues Leben zu beginnen und, wenn seine Frau dermaleinst in den Besitz ihres Erbes treten sollte, wozu baldige Aussicht vorhanden war, sich ganz von der See zurückzuziehen und in Prerow oder dessen Nachbarschaft sich ein Gütchen zu kaufen und als Landwirth sich eines friedlichen Daseins zu erfreuen.

Emmy war das einzige Kind dieses im gegenseitigen Besitz vollkommen glücklichen Paares und ihr schien es also bestimmt zu sein, einst die Erbin eines nicht unbedeutenden Vermögens zu werden. Jedoch, Sie wissen

es ja, dergleichen Aussichten, aus der Ferne betrachtet, lockend und glückverheißend, trüben sich oft, wenn man ihnen näher kommt, und so war es leider auch hier der Fall. Als Emmy zwei Jahre alt war, starb der reiche Oheim ihrer Mutter, den diese beerben sollte, und um dies Geschäft in Ordnung zu bringen, reiste Capitain Norge mit seiner Frau nach Norwegen ab und ließ sein zartes Kind in der Obhut der Pfarrerin Dankwardt zurück, die eine vortreffliche Pflegerin desselben und, eben so wie ihr Mann mit dem Capitain, mit dessen Frau innig befreundet war.

Nach fünfmonatlicher Abwesenheit schrieb Capitain Norge an den Pfarrer in Prerow, daß es ihm endlich glücklich sei, das Erbe seiner Frau vollständig in Empfang zu nehmen. Er habe die liegenden Besitzthümer verkauft und alles Uebrige, was er nicht auf sein Schiff nehmen könne, zu baarem Gelde gemacht, das er nun mit sich in die Heimat bringen wolle. Einige Wochen nach Ankunft dieses Briefes in Prerow verließ Capitain Norge in Begleitung seiner Frau Norwegen, allein er sollte mit seiner ganzen Habe nie Deutschlands Boden betreten, denn in einem Novembersturm ging seine Brigg mit Mann und Maus unter und niemals hat sich davon auch nur die geringste Spur auffinden lassen.

So also war Emmy Norge schon als zweijähriges Kind verwaist und arm wie je eins auf der Welt geworden. Bei solchem Unglück aber hatte ihr die Vorsehung wenigstens noch den Vortheil gewährt, sie in guten Händen zu lassen, und die Pfarrersleute auf Prerow nahmen sich

des hilflosen Kindes an, wie eines eigenen, zumal ihre Ehe selbst nur mit einem Sohn gesegnet war.

Sehen Sie nun wohl ein, mein Freund, wie natürlich es war, daß mein ganzes Mitgefühl von Anfang an, als ich diese Erzählung vernahm, für die arme Waise erregt wurde? O, wie konnte ich anders als mit der innigsten Theilnahme auf das liebliche Mädchen blicken, das unter ähnlichen Schicksalsschlägen litt wie ich und das sich nur dadurch von mir unterschied, daß es so glücklich gewesen, edle Pfleger und Hüter zu finden, die ihrer Aufgabe gewachsen und geneigt waren, wirkliche Elternstelle bei dem armen Kinde zu vertreten und ihm die beste Erziehung zu gewähren, die sie zu geben im Stande waren.

Emmy's äußere Erscheinung war von einer ganz besonderen und namentlich für mich ganz neuen Art. Man spricht in und außerhalb England viel von den namenlos schönen englischen Frauen, aber meine Meinung ist, daß man mehr davon spricht, als man das Recht dazu hat. Was mich betrifft, so hatte ich in meiner Heimat allerdings bisweilen ein hübsches Mädchen bemerkt, aber ein wahrhaftes Wohlgefallen hatte mir nie eins derselben erregt. Ihre Reize lagen bei Weitem mehr in der Einbildung und Phantasie ihrer Bewunderer, als sie in Wirklichkeit vorhanden waren. Wenn sie zum Beispiel sprachen, verzerrten sie ihre schmalen blassen Lippen bis zur Häßlichkeit und zeigten stets ihre langen Zähne mit einem so seltsamen Ausdruck, daß mir sogleich der Appetit verging, auf solche fleischlose Lippen einen Kuß zu

drücken. Und nun lassen Sie mich gar von der geistigen Bildung, dem übermüthigen kalten Benehmen und der geschmacklosen Kleidung unserer Landsmänninnen schweigen. Unsere jungen Mädchen und Frauen *wollen* gebildet erscheinen, sind es aber nur auf der äußersten Oberfläche ihres Wesens; sie möchten sich als Königinnen geberden, aber sie tragen nicht das königliche Gefühl weiblicher Würde in sich. Ihr Hauptaugenmerk richten sie auf eine gemessene, gleichmäßig steife Erscheinung im Aeußeren, ohne die Seele damit in Verbindung zu bringen, und von frühester Jugend an zu einer unweiblichen Kälte und Regungslosigkeit angeleitet, verfallen sie leicht in Herzlosigkeit, indem sie es für das Zeichen einer fehlerhaften Erziehung halten, die Gefühle zu verrathen, welche die Natur in sie gelegt hat. Dabei kleiden sie sich in reiche schwere Stoffe, aber diese Stoffe allein geben ihnen keinen Reiz, keinen Halt und kommen mir eben so gesucht und lächerlich vor, wie die dick vergoldeten Rahmen, in die man höchst unkünstlerisch erfundene und mittelmäßig gemalte Gemälde zu pressen pflegt.

Genug davon; ich führe hier nur *meine* Meinung an und lasse Jedem die seinige, ohne sie kritisch anzutasten oder absprechend zurückzuweisen.

Von einer ganz anderen Art war nun Emmy Norge's Schönheit, sowohl an Gesicht und Gestalt, wie an Bildung und Benehmen, an Character und Gemüth, und kaum wage ich es, sie Ihnen schildern zu wollen, da ich

selbst fühle, wie schwer und fast unmöglich diese Aufgabe durchzuführen ist. Im Allgemeinen schien es mir, als ob die Zahl ihrer Reize alle Tage um einen zunähme und als ob ihr Wuchs und ihre Gestalt sich täglich mehr entwickle, immer reicher an Formenschöne und Grazie werde. Den Lichtglanz und die Fülle ihres unvergleichlichen Haares habe ich schon früher angedeutet, eben so die durchsichtige Klarheit und die frische sanfte Färbung ihres Teints; diese allerdings veränderten sich nicht, sie blieben sich gleich; was mir aber in dem reizenden Gesicht an Inhalt und Umfang sichtbar zu gewinnen schien, das war das wunderbar tiefblaue, große Auge, welches alle Tage mehr Leben und Glanz, mehr Ausdruck und Seelenfülle entfaltete und in das man sich erst förmlich hineinleben mußte, um seine Unergründlichkeit zu entdecken und den geheimnißvollen Schatz zu begreifen, der in seiner Tiefe ruhte.

Etwas höchst Eigenthümliches bot dabei ihre Sprache, womit sie mich so überaus rasch an sich fesselte. War es, daß sie sich mir von Anfang an leicht verständlich zu machen suchte, oder lag es in ihrem sinnigen Wesen, genug, sie sprach stets kurz und bündig und dabei klang die Stimme so sanft und klar, daß ihr Ton schon allein hingereicht hätte, den Zuhörer von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was sie sprach. Dabei unterstützte stets ihre Miene die Worte, die sie an mich richtete, ihr Auge half gewissermaßen dem Munde, als wiederhole oder bestätige es den Inhalt ihrer Rede, um keinerlei Täuschung obwalten zu lassen. Bisweilen, aber nur selten und bei

wichtigen Veranlassungen, begleitete ihr Sprechen ein sanftes, fast melancholisches Lächeln, und dann war sie mir unwiderstehlich, dann hätte sie mich zu Allem leiten oder verleiten können, wenn das Unrechte überhaupt bei ihr Sitz und Stimme gefunden hätte. Dabei verzerrte sie nie ihre vollen, schön geschwungenen Lippen, ihre Worte entwickelten sich glatt und leicht wie ein süßer Hauch, und obgleich sie das größte Recht dazu gehabt hätte, ihre milchweißen und gleichmäßig gebildeten Zähne zu zeigen, wie meine Landsmänninnen, so gab sie sich keine Mühe damit, ebenso wenig, wie sie je ein erzwungenes Lächeln blicken ließ, was vielen Frauen so oft das Gepräge einer stereotyp grinsenden Maske aufdrückt.

Bis zu ihrem sechszehnten Jahre hatte sie noch die lang herabhängenden, mit blauen Bändern durchflochtenen Zöpfe getragen, wie ich es Ihnen schon früher angedeutet; von dieser Zeit an aber ließ sie ihr Haar vom Scheitel über die Wangen in vollen Wellen herabfallen und legte die dicken Flechten zierlich in mannigfachen Krümmungen im Nacken zusammen, was ihr oft große Mühe verursachte, da die Stärke ihres Seidenhaares fast zu mächtig und widerspenstig war.

Mit ihrer äußeren Erscheinung, die Jedermann auf den ersten Blick für sie gewann, ging ihr Character und ihr inneres Wesen Hand in Hand. Von einer wunderbaren Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen Alt und Jung be-seelt, suchte sie sich überall nützlich und dienstfertig zu erweisen und es gelang ihrer seltsamen Rührigkeit, in dieser Beziehung das Aeüßerste zu leisten und doch noch

Zeit genug für sich selber zu behalten. Mit allen Leuten befreundet, bei Allen beliebt und Jeden nach seiner Art und Weise zu nehmen wissend, legte sie vor allen Dingen gegen ihre Pflegeeltern eine Verehrung und Dankbarkeit an den Tag, wie man sie selten ein Kind seinen wirklichen Erzeugern erweisen sieht. Sie hätte sich geradezu selbst geopfert, nur um die beiden Alten zufrieden und glücklich zu wissen, und gerade diese Hingebung, mein Freund, war es vielleicht, die sie in Zukunft vergessen ließ, daß sie auch an ihr eigenes Glück zu denken und dafür zu sorgen habe.

Von zartester Jugend an durch weise Lehren und edles Beispiel zum Guten angeregt, nur das Beste lesend und stets auf das Rechte aufmerksam gemacht, entwickelte sich ihr Geist ungewöhnlich frühzeitig und ihr Verstand reifte so schnell, wie man es bei einem so jungen Mädchen wohl selten findet. War es indessen natürliche Anlage bei ihr oder hatte die einsame Wohnung, der Verkehr mit so wenigen Menschen und die häufige Berührung mit den unbeschreiblichen Reizen und den täglichen Gefahren des Meeres auf sie gewirkt, genug, in das junge Herz waren frühzeitig ein stiller Ernst und eine sanfte Ruhe eingezogen, die sie älteren Menschen nur anziehender machten, jüngeren dagegen ein Gefühl der Achtung und Verehrung einflößten, so daß Niemand sich mit alltäglichen Scherzen ihr zu nähern oder gar hart oder roh entgegenzutreten wagte. Mit einem Wort, die gewaltige Natur, die sie dicht vor Augen hatte, unter deren Schrecken und Stürmen sie aufgewachsen war und die

nun Tag und Nacht bald in schmeichelnden Flüstertönen, bald mit mahnender Donnerstimme zu ihr sprach, diese Natur selbst schien sie so ernst gebildet zu haben und schneller zu entwickeln, damit sie gerüstet sei, allen Bedrängnissen zu begegnen, die ihr das Schicksal noch vorbehalten haben mochte. Daß es solche Bedrängnisse für sie gab oder geben könne, war mir freilich damals noch nicht klar, erst als ich sie verlassen, sah ich zu meinem Schrecken den Zwang und die Fessel, in welche sie wider alles Vermuthen selbst das stille, ehrwürdige Pfarrhaus zu Prerow geschmiedet hatte.

Wie ihr Sinn und Gemüth für alles Schöne, Zarte und Große überaus empfänglich war, so übte namentlich die Musik, ihr bisher noch so selten geboten, einen großen Zauber auf ihre Seele aus. Vom ersten Augenblick an, wo meine alte Geige ihre eindringliche Stimme ertönen ließ, war sie ganz Ohr und Hingebung, und namentlich wenn die einfache Weise der schwermüthigen Windsor-klage erklang, die sie oft leise mitsummte, war ich im Stande, ihr Thränen der Rührung zu entlocken und sie für den ganzen Tag still und nachdenklich zu stimmen. Am liebsten aber hörte sie mir zu, wenn wir, an einem schönen stillen Abend in einem Boote sitzend, den Prerower Strom hinunterglitten oder, bei ganz schlafendem Winde, uns in die See hinausrudern ließen und ich dann mit gewaltiger Kraft den Saiten Töne entlockte, die nicht in dem Instrumente allein, sondern auch in meiner Seele zu schlafen schienen und Gott weiß welchen Gefühlen in meiner Brust Ausdruck und Leben verliehen.

Unser gegenseitiges Verhältniß war von Anfang an ein ganz eigenthümliches und wies dadurch unserm ferneren Verkehr seine besondere Richtung an. Sie war meine aufmerksame, dienstfertige Pflegerin, und ich war ihr dankbarer Patient. Ich, eben dem Tode entronnen, durch ihren Beistand erquickt und gestärkt, sah in ihr die Spitze und Blüthe des freudig wiedergewonnenen Lebens. Ich war und blieb ihr Schüler in der deutschen, sie der meinige in der englischen Sprache. Ich theilte ihr viele Neuigkeiten mit, die ihr bisher völlig fremd gewesen, und sie schloß mir die Wohlthat eines friedlichen Stilllebens auf, wie ich es ebenfalls nie vorher gekannt. So ergänzten wir uns Beide, Einer war des Andern Beistand und Stütze, und da wir uns sehr bald dieses Verhältnisses bewußt wurden, so strebten wir, in Folge eines natürlichen Antriebes, dasselbe nach allen Richtungen zu vervollkommen und zu befestigen, und deshalb suchten wir einander auf, so oft es ging, wobei uns auch von keiner Seite her irgend eine Schwierigkeit in den Weg gelegt wurde. Wenn daher Emmy im Hause ihre Pflichten erfüllt, setzte sie sich zu mir, um mit mir gemeinschaftlich zu studiren und zu lernen, und seltsam genug, sie fand an Allem Geschmack und Interesse, was mir lieb, werth und angenehm war.

In dieser Weise lebten wir zwei schöne Jahre ruhig und unbekümmert neben und mit einander fort, keine wahrhafte Sorge nahte uns, keine trübe Wolke verdunkelte unsern reinen Tageshorizont; überall um uns her wie in uns war Licht und Freude, und fiel einmal ein alter trüber Schatten aus meiner Vergangenheit über mein

warmes Herz, so schwand er bald wieder, wenn Emmy's Auge über mich hinleuchtete und ihre lächelnde Lippe mir irgend ein freundliches, aufmunterndes Wort bot. Nach diesen zwei Jahren aber weckte mich ein allmählig lauter und lauter tönender Glockenruf aus meinem Gemüthsschlummer auf, und es war, als ob mein Auge sich langsam öffnete und in eine ganz neue Welt blickte, wenn Emmy's Bild in meinen Gesichtskreis trat. Ich hatte ihr früher so oft und gern die Hand gereicht und niemals dabei ein auffallendes Gefühl empfunden, jetzt aber durchschauerte mich mit einem Mal ein seltsames Beben und Klopfen, wenn sie mir die weiche weiße Hand reichte oder ich überhaupt mit ihr in irgend eine Berührung kam. Anfangs war dieser Schauer mit einer fast namenlosen Angst verschwistert, als drohe mir eine neue unbekannte Gefahr, bald aber wich diese mehr und mehr, bis plötzlich eine gränzenlose Wonne sich über mich ergoß, wenn diese Berührung von Dauer war oder sich öfter wiederholte. In jener ersten Zeit begegnete es mir oft, daß ich flugs meine Geige ergriff und in wilden Strichen und Griffen meine ganze Leidenschaft austönen ließ, oder ich lief an den Strand, sprang in ein segelfertiges Boot und schoß in den sausenden Wind hinaus, um mit den Möven um die Wette zu jagen und mein heißes Blut durch das kalte Spritzwasser abkühlen zu lassen.

Allmählig aber gewöhnte ich mich an die süße Zaubergewalt, die mich mit unwiderstehlicher Macht ergriffen hatte, und ich floh nicht mehr vor dem schönen Mädchen, dessen Nähe mir so verhängnißvoll war. Langsam,

bedächtig, wie von einer unsichtbaren Fessel gezogen und gehalten, ging ich ihr nach auf Schritt und Tritt, und sah sie mich dann mit ihren sanften Augen nur liebevoll an, so waren alle Stürme in meiner Brust schlafen gegangen und der holde Friede einer vollständig gebändigten Natur prägte sich in allen meinen Empfindungen und Gedanken aus.

Bei alledem aber bewahrte ich meine Gefühle streng in meinem Innern und niemals ließ ich sie Jemanden blicken, so gern ich auch der ganzen Welt mein unsägliches Glück zugerufen hätte, denn ein Glück war es bereits für mich geworden, in Emmy's Nähe zu athmen, und ich konnte mir damals in keiner Weise eine Zukunft vorstellen, in welcher sie nicht an meiner Seite saß und mit mir die vor mir liegende Welt, ihren Reichthum und ihre Schätze oder, wenn es denn sein sollte, ihre Armuth und ihr Elend theilte.

So recht zum klaren Bewußtsein meines augenblicklichen Verhältnisses zu Emmy und ihren Verwandten kam ich aber erst eines Tages auf einem weiten Spaziergange, wo wir stundenlang ohne irgend eine Störung mit einander allein blieben. Es war im August des zweiten Jahres meines Aufenthalts in Prerow, als sämtliche Bewohner des Pfarrhauses von dem befreundeten Oberförster Niemann zu *Born* nach dem Darss eingeladen wurden, um, wie es alle Jahre geschah, den Geburtstag des Oberförsters an einem seiner Lieblingsplätze im schönen grünen Walde und im traulichen Familienkreise zu feiern.

Und nun, mein Freund, begleiten Sie mich endlich einmal nach meinem lieben unvergeßlichen Darss-Walde, wohin ich Sie noch nicht geführt, und dessen Schatten und Reize ich Ihnen erst bei diesem Spaziergange enthüllen wollte. Dieser Wald, eine volle deutsche Meile lang und breit, bedeckt fast die ganze Halbinsel Darss und reicht im Norden und Westen bis unmittelbar an den Strand der Ostsee hinab. Meist sind es hochstämmige Fichten, die hier im Seewinde rauschen; aber auch viele Buchen stehen dazwischen und diese sind so wunderbar schön, groß und vollblaubt, daß man selten herrlichere finden mag. Von Zeit zu Zeit trennt die schattige Waldung ein weiter grüner Bruch mit einem kleinen See oder Teich, oder auch eine futterreiche Wiese, auf der sich das Hochwild Abends, wenn die Hitze nachgelassen hat und es sich aus seinen dunklen Verstecken im undurchdringlichen Dickicht in's Freie wagt, zahlreich versammelt. Breite Fahrstraßen, von tiefen Gräben eingefaßt, nach allen Ortschaften führend, die am Rande des Waldes liegen, laufen sich kreuzend zwischen den Bäumen hin und zahllose Fußsteige, nur den Eingeborenen bekannt, verbinden sie mit einander. Ein ganz eigenthümliches Gepräge aber erhält der Darss-Wald dadurch, daß sein humusreicher Boden fast durchweg mit Farren bewachsen ist, die, einem kleinen Walde gleich, üppig zwischen den hohen Stämmen der Fichten hervorschießen und oft so dicht stehen, daß man sie kaum durchdringen kann.

In seinem kühlen Schatten beherbergt dieser große und schöne Wald eine Menge lauschiger Plätzchen, von

den Förstern anmuthig bepflanzt und mit lieblichen Fernsichten ausgestattet; das traulichste von allen aber liegt in der Mitte des Ganzen, von einem ungeheuren Kranze der stärksten Buchen umgeben, deren üppiges Laubwerk so dicht gefügt ist, daß beim Sonnenschein kein Lichtstrahl durchblitzen, bei Regenwetter kein Tropfen den immer kühlen Boden benetzen kann. Innerhalb dieses grünen Kranzes nun hat man ein hohes Gehäge errichtet, damit das Wild nicht in das Innere dringe und die jungen Anpflanzungen kostbarer Zierbäumen beschädige; in der Mitte desselben steht ein geräumiges Blockhaus, das sowohl zum Vergnügungsort der höheren Forstbeamten wie zum zeitweiligen Aufenthalt der Jäger dient, wenn sie die Nacht im Walde zubringen müssen, um Morgens in aller Frühe dem edlen Waidwerk obzuliegen.

Dies Häuschen, äußerlich nur aus behauenen Baumstämmen und Brettern bestehend, ist innerlich ganz behaglich und nett eingerichtet. Ein geräumiges Zimmer, mit einem Ofen und an den Wänden ringsherum laufenden Matrazenlagerstellen versehen, die den Jägern die nöthige Nachtruhe gewähren, bildet den Hauptraum des Ganzen, daran aber ist eine Küche und ein Vorrathszimmer gefügt, um die erforderliche Verpflegung zu bewirken, und auch ein Pferdestall, um allen Anforderungen gerecht zu werden. Die einfach grau getünchte Hauptstube schmücken noch Tische und Stühle, so wie ein Schrank, worin das nothwendige Geräth aufbewahrt wird, welches der Oberförster mit seinen Gästen gebraucht, wenn er einmal seine Schritte hierher lenkt.

Dieser alte treffliche Herr wohnte in Born, einem fast halbmeilen langen Dorfe auf der Südspitze des Darsses, an der Stelle erbaut, wo der Wald aufhört und ein kahler Anger beginnt, der, eine Viertelstunde breit, bis zum Bootstedter Bodden reicht. Die Oberförsterei selber liegt getrennt vom Dorfe auf einer Landspitze zwischen dem großen *Saaler* und dem kleineren Bootstedter Bodden und ist etwa eine Meile von Prerow entfernt. Da der Weg dahin von uns aus in der Hitze etwas weit, das Waldhäuschen dagegen gerade in der Mitte zwischen Prerow und Born gelegen war, so gab der alte Oberförster alljährlich seine kleinen Familienfeste in letzterem, und für Jedermann, der dahin geladen, galt es stets für ein Freudenfest, da der Wirth und die Wirthin nicht allein liebe gastfreie Leute, sondern der Aufenthalt selbst auch ein überaus angenehmer und behaglicher war.

Schon Nachmittags um halb zwei Uhr traten wir bei mäßiger Hitze unsern Weg diesmal an. Langsam gingen wir durch das lange Dorf Prerow, hie und da einen Gruß oder ein paar Worte mit den uns Begegnenden austauschend. Unmittelbar hinter dem Dorfe aber begann der Darss-Wald und als wir erst seine kühlen Schatten erreicht hatten, ruhten wir uns eine Weile, um dann mit frischen Kräften den Weg mitten durch das Dickicht auf einem leicht geschlängelten Fußpfade fortzusetzen.

Ich werde diesen Tag und die Vorfälle, die sich daran knüpften, nie vergessen. Der Pfarrer und seine Frau wandelten gemächlich unter den Bäumen hin, Emmy und ich schritten flüchtiger auf wohlbekanntem Pfaden voran,

uns lebhaft unterhaltend und die Reize des uns umgebenden Waldes mit vollen Zügen schlürfend. O, ich sehe die elastische, jugendkräftige Gestalt noch immer an meiner Seite schweben, den gelben Strohhut am blauen Seidenband über den Arm gehängt, das volle lichtblonde Haar oft anmuthig zurückschüttelnd, wenn seine dichten Wellen bei der Bewegung über die heiße Stirn fielen, und dabei mit ihren seelenvollen Augen bald mich, bald die Hirsche betrachtend, die von Zeit zu Zeit in geringer Entfernung an irgend einem Orte auftauchten und stolz ihre prachtvollen Geweihe schwenkten.

Emmy trug an diesem Tage ein helles Sommerkleid, dessen Stoff ich selber zum letzten Weihnachtsfeste aus Stralsund mitgebracht und das sie sich jetzt erst mit Hilfe der Mutter gefertigt hatte. Ihren damals schon zart gerundeten Körper umschloß das feine Gewebe wie eine duftige Wolke – mehr kann ich nicht sagen, denn Einzelheiten sah ich an ihr nicht, das Ganze, ja, nur das Ganze spiegelte sich in meinen Augen, in meiner Seele ab, und dieses Ganze war von einer wunderbaren, hinreißenden Anmuth und Schönheit.

Unter munteren Gesprächen und mit Wollust die erquickende Waldluft einsaugend, bald den Hirschen nachschleichend, bald ein flüchtiges Reh mit den Augen verfolgend, trafen wir endlich nach einer kleinen Stunde im Waldhause ein und wurden von dem alten oberförsterlichen Paare herzlich begrüßt. Vor der Thür des Häuschens, innerhalb der Umzäunung und im Schatten dreier

im Triangel gepflanzten Buchen war der Kaffeetisch aufgestellt und hier brachten wir den Nachmittag meist in ernstesten Gesprächen zu, an denen Emmy und ich uns bisweilen betheiligten, obwohl die beiden alten Herren am liebsten sich von Dingen unterhielten, die uns ferner lagen, und die Oberförsterin die Pastorin von ihren Wirthschaftsangelegenheiten unterrichtete. Da uns beiden jungen Leuten endlich der eingeschlossene Raum zu eng zu werden schien, ermunterten uns die älteren Personen aus eigenem Antriebe, das Freie zu suchen und uns die kühleren Abendstunden zu Nutze zu machen.

Emmy war so schnell bereit wie ich, dem Winke zu folgen, und bald standen wir außerhalb des Gehäges unter den riesigen Buchen und beriethen uns über den Weg, den wir nun einschlagen wollten.

»Laß uns nach dem nahen Strande gehen,« sagte Emmy endlich, »da ist es frisch und wir sehen das Meer; auch unsre hohen Dünen von Prerow tauchen wie Schneeberge in der Ferne auf und ebenso der Darsser-Ort, auf den Du schon in Gedanken einen Leuchtthurm gesetzt hast, damit Niemand wieder an unsrer Küste strandete. Es ist aber doch eigentlich gut, daß Dich dies Unheil betroffen hat, Carling, denn sonst hätten wir uns gewiß niemals kennen gelernt.«

»Ach nein, gewiß nicht!« erwiderte ich seufzend, wagte aber nicht zu fragen, ob ihr denn meine Bekanntschaft angenehm sei, da dergleichen Fragen zwischen uns nicht gebräuchlich waren und wir ganz von selbst wußten, daß

unsre Begegnung Jedem Genuß und Freude gebracht hatte.

So wanderten wir denn durch den Buchenwald, den bald wieder Fichten ablösten, in stillem Geplauder dem Strande zu, denn so sehr Emmy den Wald liebte, dem Strande war sie nicht weniger zugethan, und zwischen beiden eigentlich theilte sich ihr Verlangen, da sie außer der kleinen Welt, in welcher sie lebte, noch nie etwas Anderes gesehen hatte.

Allmählig wurde der Boden hügelig und sandig und die Farren verloren sich, je näher wir den Dünen kamen, und da ich unterwegs Waldblumen pflückte, die Emmy im Gehen zu einem Kranze zusammenflocht, so kamen wir langsam voran, bis endlich der Wald lichter, die Bäume spärlicher wurden und ein kühlerer Luftzug uns die Nähe der See verrieth.

»Sieh,« sagte Emmy, auf die einzeln stehenden Fichten zeigend, die zuletzt knorrigen Föhren ihren Platz abtraten, »sieh, wenn man diese Bäume betrachtet, möchte man wirklich an die vielberufene Feindseligkeit des Meeres und seiner Winde glauben. Allmählig verlieren sie ihre Zweige, die Stämme krümmen und winden sich gleichsam angstvoll, und ihre paar Nadelbüschel starren wie vom Winde emporgehobene Haare ostwärts, dem gefährlichen Weststurm ausweichend, der so oft und wild durch ihre Wipfel bläst. Sieh, sieh, Carling, die verkümmerte Föhre dort, deren alten Stamm die Sonne golden färbt,

sieht sie nicht aus, als wolle sie uns warnen, weiter vorzuschreiten, um nicht in den Bereich des Sturmes selbst zu gelangen?«

»Vorwärts, Emmy, immer vorwärts,« rief ich ermunternd, »ich fürchte weder die See noch ihre Stürme mehr. Einmal haben sie mir übel mitgespielt und doch will ich ihnen keinen Vorwurf daraus machen, denn – denn sie haben mich ja – zu Dir geführt.«

Wir kletterten so eben einen sandigen Hügel hinauf, wo schon kein Baum mehr stand, und bald hatten wir seinen spitzen Kamm erreicht, blieben einen Augenblick laut athmend stehen und schauten mit freudig klopfendem Herzen auf das vor uns liegende Schauspiel hin. Da lag das im Abendsonnenstrahl rosig angehauchte dunkelblaue Meer, leise wogend und bebend, und zu unsern Füßen wälzten sich langsam die klaren Wellen empor, flache Schaumhügel bildend, die eine Weile schneeweiß auf dem Strandsande liegen blieben, um sich bald wieder zu verflüchtigen und, mit den Ausdünstungen von See und Land vereinigt, als dünne Nebelstreifen oben im blauen Aether zu schweben.

Emmy hatte sich in den warmen Dünensand niedergelassen, ihre Hände hielten den angefangenen Kranz im Schooße fest, aber sie ruhten, denn ihre Seele schwang sich eben über die blauen Wogen fort und ihre Augen flogen mit ihr, um das unermessliche, schöne, gewaltige Ganze in einem Blick aufzufassen.

Meine Augen folgten den ihren, hefteten sich aber dann auf ihr Gesicht und erhaschten endlich ihren Blick,

der wie aus ferner Irre zurückschweifte und jetzt innig und fest auf dem meinen haften blieb. Da lächelte sie mich holdselig an wie nie und dieses Lächeln durchzuckte mich wie mit einem elektrischen Strahl und mir war zu Muthe, als hätte mein innerstes Wesen eine unsichtbare unwiderstehliche Gewalt gepackt. Wie es kam, weiß ich nicht, aber plötzlich hatte ich ihre Hand gefaßt und sie ließ sie mir, ohne die geringste Unruhe zu verrathen.

Wie lange wir so schweigend saßen, kann ich nicht sagen, denn es ging in dieser für mich so verhängnißvollen Pause ein gewaltiger Umschwung in meinem Innern vor. Ich glaubte ein doppeltes Leben zu leben und mein Herzschlag selbst schien die Thätigkeit zweier Herzen übernommen zu haben. Dabei fiel es mir gleichsam wie Schuppen von den Augen. Der blaue Himmel über mir, das schimmernde Meer vor mir, der grüne dunkelnde Wald hinter mir und die Menschen darin – Alles, Alles hatte für Mich mit einem Mal eine ganz andere Bedeutung gewonnen und ich wußte jetzt, als hätte es mir eine tönende Stimme vom Himmel zugemsen, was mich so lange bedrückt, was mir centnerschwer auf der Seele gelegen, ich wußte, daß ich liebte, nicht für einen Augenblick oder für wenige Jahre, nein – das Gefühl, welches in dieser Stunde in mir lebendig ward, konnte nur ein ewig dauerndes sein. Aber ach, mein Freund, das Bewußtwerden dieses Gefühls schloß kein Glück für mich in sich ein, denn ich sah kein wohlthuendes Ende, keinen erquickenden Abschluß davon voraus. Ich war nur ein Fremdling in diesem Lande, ein geduldeter Gast und Hausfreund,

aber ich besaß keine Mittel, mich an diese so liebgewonnene Scholle zu binden und mir dadurch ein dauerndes Glück zu gründen. Nein, wie das höchste Glück auf Erden oft mit einem jähen Schmerze verbunden ist, so war es auch hier: das Bewußtsein, daß ich Emmy liebte, führte mir mit eben solcher Gewißheit das Bewußtsein einst und vielleicht bald bevorstehender Trennung herauf, und in dieser Trennung – ach! was lag für mich darin? – Da ergriff und übermannte mich fast eine unendliche Traurigkeit und blitzschnell lief mein ganzes vergangenes Leben wie eine heimliche Anklage an meinem inneren Auge vorüber. Ich fühlte eine so unermessliche Dankbarkeit gegen die guten Leute in Prerow, die mich so gastfrei aufgenommen, Jahre flang beherbergt, ernährt und erzogen hatten, daß ich mich fast schämte, nicht im Stande zu sein, ihnen die mir bewiesene Liebe sichtbar und fühlbar zu vergelten. Wenn aber mein Gefühl schon für die alten Leute unsäglich groß und innig war, um wie viel mehr war es nicht das, was ich für Emmy empfand, und je größer meine Neigung, meine Liebe für sie, um so bewältigender war meine Traurigkeit, die allein daraus entstand, daß ich mir zu unwürdig vorkam, dieser Liebe nachzuhängen und ihr weitere Folgen zu geben. Meine Vergangenheit kam mir mit einem Mal viel schlimmer vor, als ich sie bisher beurtheilt, es fiel gewissermaßen ein scharfes Streiflicht darüber hin und ich sah nur Schatten und Finsterniß, wo meinem Begehren nach nur Licht sein sollte. Zwar kämpfte die Eigenliebe mit diesen meinen traurigen Visionen, ich wollte mich selbst überreden, daß die

meinem Leben anhaftenden Flecken nicht so groß wären, wie sie mir jetzt erschienen, aber sobald mein Blick auf das eine, unschuldige Wesen an meiner Seite fiel, zuckte ich wieder schmerzlich zusammen und mußte mich, von der Schwere meiner Schuld erdrückt, für besiegt, verurteilt erklären. Emmy erkannte mit ihrem scharfen Blick recht gut, daß irgend ein innerer Kampf in mir vorgehe, und sie fragte mich nach dem Grunde meines Schweigens, meiner Traurigkeit, indem sie sich sanft zu mir hinneigte und dabei immer noch meine Hand in der ihrigen behielt.

»Wie,« fragte ich, »siehst Du denn, daß ich traurig bin?«

»Gewiß, Carling, ich kenne Deine Miene sehr wohl und in Deinen Augen habe ich immer das Richtige gelesen. Sage mir also, warum Du traurig bist, vielleicht kann ich Dich trösten.«

Da durchfuhr mich ein seltsamer Gedanke. Mein inneres Brüten von mir schüttelnd, und ihm sogleich Folge gebend, sagte ich mit einem lauten Seufzer: »Emming, ach, ich hatte so eben einen schönen Gedanken. Siehst Du, ich stellte mir vor, daß, wenn es eine einsame Insel irgend wo im Ocean, mag sie liegen, wo sie will, gäbe, und ich könnte sie erreichen –«

»Nun, was denn, sprich weiter – ich höre!«

»Ja, ja,« sagte ich mit matter Stimme und senkte meinen Kopf auf die Brust, »da möchte ich hingehen und am liebsten – am liebsten nähme ich Dich mit mir, daß Niemand Dich und mich finden, mich verfolgen könnte, und

dann, ja dann würde ich vielleicht ganz – ganz glücklich sein.«

Sie dachte einen Augenblick ernst über das eben Gehörte nach, dann lächelte sie mich unbeschreiblich holdselig an und nickte mit dem Kopfe. »O ja,« flüsterte sie sanft, »das wäre hübsch, das wäre vielleicht auch gut. Und ich – ich ginge gern, recht gern mit Dir nach dieser einsamen Insel.«

»Wie?« rief ich mit lebhaft ausbrechender Leidenschaft, »das thätest Du, das könntest Du?«

»Gewiß, wenn meine Eltern es wollten, warum nicht?«

Der süße Traum war vorüber wie ein flüchtig dahinblitzender Lichtstrahl. »Wenn meine Eltern es wollten!« Ja, darin lag ja die Unmöglichkeit, wenigstens die Schwierigkeit, denn daß bei diesen Eltern irgend ein Hinderniß in Bezug auf meine Wünsche vorliege, wenn ich auch die einsame Insel ganz außer Acht ließe, das sagte mir eine innere Stimme, ein instinctartiges Vorgefühl, dem ich damals noch keinen Namen, nicht einmal eine Deutung zu geben wußte. Von diesem Augenblick an aber faßte ich den kühnen Entschluß, mir in Emmy, denke sie darüber was sie wolle, eine Vertraute zu schaffen. Ich wollte mich ihr zeigen, wie ich war, sie sollte ihr Urtheil über mich sprechen, und danach wollte ich mich selbst beurtheilen. Ja, mein Freund, es war bestimmt in mir, Emmy sollte meine ganze Lebensgeschichte, mein Herkommen, meinen wirklichen Namen erfahren, es sollte keine Schranke mehr zwischen uns bestehen; und dies

Bekentniß ihr, der lautersten Seele, die ich kannte, abzulegen, sollte gewissermaßen die Sühne aller meiner früheren Vergehen sein.

Plötzlich wachte ich aus meiner Versunkenheit auf und schaute zu Emmy empor, die ihre Hand schon vor einer Weile aus der meinen gezogen und ihren allmählig fertig gewordenen Kranz damit ergriffen hatte. Ihr Auge schaute so liebevoll zu mir hin, daß mir die Frage auf die Lippen kam: »Was willst Du, Emmy? Und warum reichst Du mir den Kranz entgegen?«

»Bücke Dich,« sagte sie leise, »ich will ihn Dir auf Deinen Kopf legen und Du sollst ihn zur Erinnerung an diese Stunde und – an die einsame Insel bewahren.«

»Emmy!« rief ich und bückte meinen Kopf tief zu ihr nieder, den Kranz, noch ehe er mein war, schon als einen großen Schatz bewahrend. Sie legte ihn sanft auf meinen Kopf, aber meine Locken waren zu stark, so daß sie sie zurückstreichen und glätten mußte, um die Blumen meiner Stirn nahezubringen.

»Dein Haar ist fast zu stark für ihn, ich habe nicht daran gedacht,« sagte sie lächelnd. »Aber sieh, es ist glatt und weich, es fügt sich. O, was für ein schönes, reiches Haar ist das!«

»Bei Weitem nicht so reich, wie das Deine, Emmy!«

»O doch, wir haben Beide starkes Haar, aber die Farbe des meinen ist zu licht, bei Weitem nicht so schön und kräftig wie die des Deinen – sieh doch her, der Unterschied ist zu groß.«

Ich konnte nicht sehen, was sie that, denn es geschah über meinem Kopfe. Aber dennoch fühlte und wußte ich es. Sie hatte eine Flechte aus ihrem Haare gezogen und hielt sie vergleichend neben das meine. »Nein,« sagte sie, »ich habe mich doch fast geirrt. Mein Haar ist heller als das Deine, aber viel dunkler ist Deines auch nicht; es ist nicht wie Tag und Nacht, wie ich dachte, sondern mehr wie Sonnen- und Mondschein, man kann beide für Schwester und Bruder halten, wenn ich mich solcher Vergleiche bedienen darf.«

»O ja, das darfst Du und es liegt auch etwas Wahres darin. Doch sieh, Emming, die Sonne ist untergegangen und die See erhebt sich unter dem Abendwind. Es wird Zeit sein, daß wir aufbrechen, man möchte uns im Waldhause erwarten.«

Emmy sprang wie eine Stahlfeder vom Sande auf. »Ja,« sagte sie, »Du hast Recht, man könnte uns erwarten; ich habe über unser Gespräch – ach, die einsame Insel kommt mir noch immer nicht aus dem Sinn – ganz vergessen, daß wir nicht allein hier sind.«

Bei den letzten Worten hatten wir schon den Strand verlassen, und rüstig und schnell, wie wir waren, legten wir den Weg nach dem Waldhause bald zurück, wo wir die vier alten Leute munter und heiter bei einem Glase Wein antrafen und auf der Stelle bemerkten, daß man uns nicht im Geringsten vermißt habe. Auch wir bekamen jetzt ein paar Gläser Weins und kalten Rehbraten nebst anderen Leckerbissen, die wir uns wohlschmecken

ließen, denn wir waren jung und kräftig und fühlten immer den besten Appetit. Den Wein aber trank ich diesmal mit wahrer Begierde, es schien mir, als brauchte ich eine Labung und Stärkung, denn meine Traurigkeit von vorher war wiedergekehrt und schnürte mir nach dem Essen fast die Kehle zu.

Es war am Abend Mondschein und so brauchten wir uns nicht zu übereilen. Daran dachten die alten Leute auch nicht. Sie waren in ihrer Art lustig und guter Dinge geworden, und als sie endlich aufbrachen, wollte uns der Oberförster nicht allein ziehen lassen, sondern ließ seinen Wagen hinter uns herfahren und begleitete uns noch eine Strecke nach Prerow zurück.

Diesmal gingen die alten Leute paarweise voraus, nachdem der Schlüssel zum Waldhäuschen vorsichtig in der Höhlung eines Baumes verborgen war, wo er immer seinen Platz hatte, damit die Herren, die sich vielleicht darin aufhalten wollten, zu jeder Zeit Einlaß fänden. Wir Beide dagegen schlossen uns ihnen in einiger Entfernung an und hatten unsre Freude an den wechselnden Lichtern unter den Bäumen, durch deren Zweige das silberne Mondlicht fiel und unsern Pfad mit einem dämmerigen Schimmer übergoß. Wenigstens machte mich Emmy darauf aufmerksam und ich hörte ihre liebliche Stimme wohl, aber ich verstand sie nicht recht, eben so wenig wie ich mit ganzem Sinn aus Mond, Licht und Schatten merkte. Denn in meinem Innern gohr es heftig, eine Gefühlswoge verdrängte die andere und die Brust war mir

zuletzt so beklommen, daß mir das Athmen ordentlich schwer wurde.

Da drückte mich plötzlich Emmy's Arm, den sie wie gewöhnlich in den meinen gelegt, fester an sich und sie sagte: »Carling! Was hast Du? Du sprichst nicht und hörst kaum, was ich Dir sage. Du bist mir seit einigen Stunden ein Räthsel und ich begreife Dich nicht. Sprich zu mir, ich bitte Dich, denn ich mag Dich nicht leiden sehen.«

»Leide ich denn? Weißt Du das?«

»Ja, ich weiß, ich fühle es. Also sprich!«

»Ach, Emming, liebe Emming,« sagte ich gedehnt, »so will ich denn sprechen, da Du es forderst. Wisse, mein liebes, gutes Mädchen, mir lastet ein Geheimniß auf der Brust, was ich nicht länger allein tragen kann und endlich abschütteln muß.«

»Ein Geheimniß? O, Du erschreckst mich. Was ist es denn?«

»Es ist das, was der Pfarrer schon oft in seinen Reden gegen mich angedeutet hat – Du weißt es wohl.«

»Ah, was Deine Herkunft und Deine Verwandten betrifft, nicht wahr?«

»Ja, das ist es und noch etwas Anderes. Und das Alles, Emming, will ich Dir, aber nur Dir allein vertrauen, das heißt für jetzt Dir allein, denn später, wenn ich mir das rechte Herz dazu fassen kann, soll es auch der Pfarrer erfahren.«

»O, o, Carling,« versetzte Emmy freudig, »nun bin ich nicht mehr erschrocken, denn in diesem Geheimniß kann nichts Schlimmes liegen.«

»Vielleicht irrst Du. Wenn nun aber doch Schlimmes darin enthalten wäre?«

Sie sah mich einen Augenblick mit scharfer Beobachtung von der Seite an. »Nein, nein,« rief sie dann, »für mich ist nichts Schlimmes darin. Ich kenne Dich besser und weiß, daß Du nichts begangen hast, was Du mir nicht sagen könntest. Schon daraus entnehme ich, daß Du über Dich selbst im Irrthum bist.«

Ich mußte wider Willen lächeln. Das einfache Landkind, die reine Tochter der Natur wollte mich besser kennen, als ich mich, selbst kannte. »O, was Du für ein Vertrauen zu mir hast,« rief ich, »aber ich will es auch zu Dir haben und sobald sich eine Gelegenheit bietet, sollst Du meine ganze Lebensgeschichte hören.«

»Deine Lebensgeschichte?« rief sie frohlockend und schmiegte sich fest an mich an. »Ach, das ist die größte Freude, die Du mir bereiten kannst, denn Vater hat uns schon oft darauf aufmerksam gemacht, daß sie nicht ganz ohne Bedeutung sein müsse.«

»Das ist sie auch nicht, wenigstens für mich nicht. Aber wirst Du gegen den Vater schweigen können, wenn ich Dich bitte, mein Geheimniß vor der Hand für Dich zu behalten?«

Sie besann sich einen Augenblick. »Ja, Carling,« sagte sie mit fester Stimme, »Deinetwegen will ich, *kann* ich schweigen – Du bist der einzige Mensch auf der Welt, dem zu Liebe ich sogar vor dem guten Vater ein Geheimniß bewahre.«

Ich drückte ihr dankbar die Hand und da in diesem Augenblick der Oberförster mit seiner Frau sich von den Pfarrersleuten trennte, schlossen wir uns letzteren an und gingen in ruhigerer Stimmung nach Hause, als ich sie diesen Abend noch zu finden die Aussicht gehabt.

FÜNFTES KAPITEL. DIE BEICHTE UND IHRE FOLGEN.

Trotz meines besten Willens und meines so bestimmt gefaßten Entschlusses wollte sich die Zeit zu der verheißenen Mittheilung doch so bald nicht finden lassen, und Emmy, die das sehr wohl einsah, verhielt sich still und erwartungsvoll, ohne ihrerseits dazu beitragen zu können, daß ich mein Versprechen hielt. Bald war es anhaltendes Regenwetter oder stürmischer Wind, die uns mehr als gewöhnlich an das Haus fesselten, bald ein häusliches Geschäft, das Emmy völlig in Anspruch nahm, und wenn einmal bessere Witterung eintrat, so lud uns der Pfarrer ein, mit ihm einen weiteren Spaziergang anzutreten, wozu er stets die größte Neigung empfand. Endlich aber, in den ersten Tagen des Octobers, stellte sich unerwartet ein freier Tag für uns ein. In Barth fand eine Hochzeit statt und da der Pfarrer mit seiner Frau dazu eingeladen wurde, so traten Beide ihre Reise wohlgemuth an, indem sie uns riethen, den schönen Tag zu benutzen und Nachmittags einen tüchtigen Spaziergang zu unternehmen.

Den Morgen dieses Tages verbrachte Jedes von uns auf seine gewöhnliche Weise, ohne daß Emmy die geringste Hast und Unruhe verrieth, mit ihren Arbeiten zu Ende

zu kommen. Sie war jetzt mehr als früher in der Wirthschaft thätig, die Unterrichtsstunden des Pfarrers hatten allmählig aufgehört und so blieb ich des Morgens in der Regel meinen eigenen Studien überlassen, denen ich mit redlichstem Eifer oblag, da ich nur zu sehr bedeutende Lücken in meinem Wissen fühlte. Als wir Beide nun an diesem Tage ziemlich einsylbig unser bescheidenes Mittagmahl verzehrt hatten und ich in meine Stube gegangen war, um mich zu sammeln, da ich nur zu gut wußte, was an diesem Nachmittag vorkommen würde, trat plötzlich Emmy bei mir ein und hatte schon den Strohhut auf dem Kopf und ein Tuch über dem Arm, als sei sie bereits zum Ausgehen gerüstet.

»Carling,« redete sie mich freundlich an, »mach' Dich fertig, die Tage sind jetzt schon kurz und Du wirst mir gewiß Viel zu erzählen haben. Du siehst, ich habe Dein Versprechen nicht vergessen, vielmehr jede Stunde bei Tag und Nacht daran gedacht. So nimm denn Deine Geige, die ich so gern am Meeresufer ertönen höre, und laß uns nach dem Darss in den Wald und an den Strand gehen. Da sind wir allein, da stört uns kein Mensch und wenn Du die rechte Stimmung gefunden, legst Du die Violine bei Seite und lösest ihre Stimme mit der Deinigen ab. Willst Du, mein Freund?«

»Ja, ja, liebe Emmy,« rief ich, »ich will es gewiß und bin schon darauf vorbereitet. So komm denn – da ist die Geige, da mein Hut und so laß uns wandern. Nur gebe Gott, daß Du nachher, wenn wir zurückgekehrt sind, so

heiter an meiner Seite stehst wie jetzt, denn Vieles wirst Du hören, was Dir keine Freude machen wird.«

Sie lächelte sanft wie gewöhnlich, wenn sie einen Zweifel ausdrücken wollte, und sagte: »Es gelingt Dir nicht, Carling, mich ängstlich zu machen. O nein, ich gebe Dir das Versprechen, Du sollst mich nachher so heiter sehen, wie ich jetzt bin, was ich auch von Dir hören mag. Das ist mein fester Entschluß, und jetzt komm!«

Durch diese hochherzigen Worte wunderbar ermuthigt, verließ ich an ihrer Seite das Haus. Es war noch nicht ganz ein Uhr und wir hatten also viele Stunden vor uns, die wir völlig nach Belieben benutzen konnten. Bald lag das Dorf Prerow in unserm Rücken und nun uns gleich rechts ab in den Wald wendend, hatten wir in einer Viertelstunde eine hohe Düne erreicht, die wir liebten, weil ihr der Wald so nahe lag und die größte Stille daselbst herrschte.

Nicht der geringste Wind war an diesem Tage zu spüren und die Sonne schien hell und warm vom blauen Himmel herab. Die See lag fast spiegelklar und glatt vor uns und kein Geräusch, weder von den Wellen, noch von den Bäumen her störte uns. In einer Vertiefung des weichen Sandes ließen wir uns auf der höchsten Spitze der Düne nieder und saßen da so traulich und still zusammen, wie zwei Vögel in einem warmen Neste, die an dem Frieden, der sie umgiebt, ihre ganze Freude haben.

Ziemlich lange schauten wir schweigend auf das große Meer vor uns hinab, dann nahm ich meine Geige aus

dem Kasten und fing Emmy's Lieblingslied leise zu spielen an, meine schöne Windsorklage, die meinen Geist stets in ernstmilde Stimmung versetzte. Allmählig aber verklangen die Töne meines Instruments, zuletzt hauchten sie nur noch wie Windesseufzer über die Wellen hin. Da glaubte ich den rechten Moment zu meiner Beichte gekommen zu sehen, ich legte sanft die Geige in den Sand an meine Seite nieder und mit einem langgezogenen Seufzer hob ich zu sprechen an:

»Emmy, liebe Emmy,« sagte ich, »jetzt will ich endlich reden, mein Herz hat die nöthige Ruhe dazu. Also höre. Das Erste aber, was ich Dir sagen werde, wird Dich am meisten verwundern, jedoch höre mich ruhig zu Ende, damit Du nicht vorschnell urtheilst.«

»Sprich, sprich,« flüsterte sie – »ich urtheile nie vorschnell, das liegt nicht in meiner Natur.«

»Ich weiß es. Gut, so wisse denn, daß Du mich bisher nie bei meinem rechten Namen genannt hast –«

»Wie!« rief sie und fuhr lebhaft in die Höhe. »Du heißest nicht Charles? Das thäte mir leid!«

»Nein,« erwiderte ich, »*der* Name ist richtig, aber *Gibson* heiße ich nicht.«

»O, das ist mir gleich, Du bist Du, aber Carling mußt Du mir bleiben.«

»Das will ich auch, doch nun höre.« So erzählte ich ihr denn dieselbe Geschichte, die ich Ihnen mitgetheilt, von Anfang an bis zu dem Schiffbruch an ihrer Küste, nur war ich in manchen Punkten, die mir für meine eigene Charakteristik wichtig erschienen, noch viel genauer

als hier. Dabei erlaubte ich mir nicht die geringste Ausschmückung oder Beschönigung meiner Handlungen. Ich führte Alles, wie es geschehen war, in getreuer Wiedergabe vor ihre Augen. Keinen meiner Fehler, kein Vergehen verschwieg ich, Alles stellte ich in's hellste Licht, ohne mir im Mindesten ein Urtheil über meine Thaten zu erlauben.

Ich hätte mir dabei keine aufmerksamere Zuhörerin wünschen können, als die an meiner Seite saß. Von Anfang an mit Theilnahme meinen Worten folgend, ward ihr Gemüth bald lebhaft angeregt, und bei den Hauptpunkten meiner Erzählung malte sich die höchste Spannung auf ihren sprechenden Zügen ab. Als ich aber endlich fertig war, lag sie mit dem Kopf an meiner Schulter, hielt beide Hände vor's Gesicht und ich sah klare Thränen durch ihre rosigen Finger rieseln.

Als ich das bemerkte, faßte mich eine unbeschreibliche Angst. Ich fürchtete, sie hätte im Stillen ihr Urtheil gesprochen, mich verurtheilt und beweine nun, daß sie ihr Vertrauen auf einen so unwürdigen Gegenstand gesetzt. Allein wie sehr irrte ich mich. Denn als ich zu sprechen aufhörte und still traurig vor mich hin über den blinkenden Seespiegel blickte, ohne irgend etwas Bestimmtes vor mir wahrzunehmen, fühlte ich mich plötzlich von ihrem Arm umfaßt, und indem sie ihre Wange gegen meine Schulter drückte, hauchte sie nur leise die wenigen Worte hervor:

»Du armer, armer Mensch!«

»Was willst Du damit sagen?« wagte ich zu fragen, ohne im Geringsten ihrer zärtlichen Bewegung entgegen zu kommen.

»Was ich damit sagen will? Und das fragst Du noch? O Carling, gieb mir Deine Hand, ja, gieb sie mir. So. Ach, ich habe nie ein solches Bedürfniß gefühlt, eines Menschen Hand zu fassen, zu drücken, wie jetzt. O ja, jetzt verstehe ich Dich ganz, und Alles, was mir bisher in Deinem sonst so lichten Wesen dunkel war, ist mir aufgeklärt.«

»Ich verstehe Dich immer noch nicht recht,« fuhr ich nur noch halb ängstlich fort, denn ihr warmer wiederholter Händedruck hatte die Blutwelle in meinem Herzen schon wieder beschleunigt und mir neuen Muth eingeblöst. »Findest Du mich, meinen Wandel, meine Handlungen denn nicht sehr tadelnswerth?«

»Nein, Carling, ganz und gar nicht; ich finde Dein Schicksal, von Deinen nächsten Verwandten so verkannt zu werden, nur zu beklagen und finde es auch natürlich, daß Du bisher darüber Schweigen beobachtetest. Eltern- und freundlos mußttest Du in jene jugendlichen Verirrungen fallen, und ich wundere mich nur, daß dieselben nicht größer und tiefer gewesen und daß Du Deine Seele noch lauter und rein erhalten hast. Hoffentlich aber bist Du jetzt ein für alle Mal über Deine Irrfahrten hinaus und hast Neigung zu einem ruhigen Leben gewonnen, nicht wahr?«

»Gewiß, Emmy, ich habe vollständig mit meiner Vergangenheit gebrochen. Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden, seitdem ich auf dieser Insel wohne, seitdem

der Pfarrer und seine Frau, und seitdem Du selber – ach am meisten! – auf mich eingewirkt hast. Euch Allen verdanke ich ganz allein meine Wiedergeburt, Ihr habt mir das Leben erst schön und begehrenswerth erscheinen lassen, und nachdem ich Euch kennen gelernt, ist mir die ganze übrige Welt viel gleichgültiger geworden – das heißt, verstehe mich recht – Ihr steht mir höher als alles Uebrige darin.«

Emmy neigte ihr Antlitz, das sie während meines Sprechens etwas erhoben, wieder nieder, und brach nochmals in ein sanftes Weinen aus. »Warum weinst Du?« fragte ich leise. »O weine nicht, Du glaubst nicht, wie weh mir das thut.«

Schon hob sie wieder ihr Köpfchen in die Höhe und lächelte mich mit thränengefüllten Augen an. »Da sieh,« sagte sie, »ich gehorche Dir sogleich, Du hast eine große Gewalt über mich und meine Gefühle. Aber – aber, *einen* Vorwurf muß ich Dir doch noch machen, Carling!«

»So? Kommt jetzt der Vorwurf? Nun, ich höre – was hast Du mir vorzuwerfen?«

»Daß Du zu gut bist – verstehe mich recht – ich meine nicht, daß Du ein zu edles Herz hast, denn das kann nie zu rein sein, sondern ich meine, daß Du zu – wie soll ich sagen – zu freigebig bist und mit Deinen Mitteln nicht haushalten kannst. Sieh, auch bei uns giebst Du zu viel Geld aus. Du möchtest uns alle Tage etwas schenken und Du schenkest auch Jedem bei irgend einer Gelegenheit

etwas. Aber das ist nicht recht, nicht ganz recht in Deinen Verhältnissen, Carling. Dein kleines Vermögen wird einmal ein Ende nehmen, und was dann?»

Ich schwieg, von ihren Worten betroffen, eine Zeit lang still, bald aber hatte ich mich wieder zu einer Entgegnung gesammelt. »Sieh, Emming,« sagte ich, »Du magst wohl Recht haben, aber das Geben und Schenken ist mir einmal zur andern Natur geworden. So arm ich oft auch war, immer kam ich mir viele zu reich, wenigstens reicher als Andere vor und darum theilte ich so gern mit ihnen, es schien mir dies sogar eine gebieterische Pflicht zu sein. Und daß ich nicht schenken und geben kann, so viel und oft ich will, das ist allein der Grund, warum ich bedaure, nicht wirklich reich zu sein, und wäre ich reich, so wendete ich einen großen Theil meines Besitzes dazu an, um Denen Hülfe und Beistand zu bringen oder im andern Fall ihnen Freude zu bereiten, die Gott an meine Seite gestellt hat. Und da sollten Deine braven Eltern und Du gewiß in der vordersten Reihe stehen – Ihr, Du – ja, Du solltest –«

»Still, still!« rief sie und hielt mir mit ihrer zarten kleinen Hand den Mund zu – »ich will nichts, nichts von Dir, kein Geschenk, keine Gaben, nur – nur das Eine wollte ich von Dir –«

»Was denn?« fragte ich mit innigem Ausblick.

»Deine vollkommene, Deine ewige Freundschaft, und damit würde ich allein schon befriedigt sein.«

»Da hast Du sie,« rief ich, ihr beide Hände entgegenstreckend, die ihrigen fassend und sie voll und warm

drückend, »die habe ich Dir schon lange im Stillen gegeben und jetzt gebe ich sie Dir laut, ein für alle Mal, für's ganze Leben – bis in den Tod!«

Ich konnte nicht weiter sprechen, meine Rührung übermannte mich. Sie hatte ihren Arm wieder um meinen Leib geschlungen und lehnte ihren Kopf vertraulich an meine Schulter, was sie so gern that. Dabei schaute sie liebevoll mit ihren Engelsaugen zu mir empor, wie ich zu ihr hinabsah, und indem unser Athem sich vermischte, tauschten wir unsre Seelen aus, und sie wie ich wußte von diesem Augenblick, daß wir einander, so weit wir uns angehören konnten, bis zum letzten Lebenshauch gehörten.



Als wir am Abend dieses Tages nach langer Besprechung einzelner Punkte in meiner Erzählung nach dem Pfarrhause zurückgekehrt waren, setzten wir uns ruhig bei unsrer kleinen Lampe an den Lesetisch, aber es gab kein Buch auf der Welt, welches in unserer jetzigen Stimmung Interesse für uns gehabt hätte. Wir fingen immer wieder von vorne über meine Verhältnisse zu reden an und als mir Emmy eben versprach, daß mein Geheimniß ohne meinen Willen nie über ihre Lippen kommen sollte, kamen die Eltern von ihrer Reise zurück. Sie freuten sich sehr, wieder bei uns zu sein, und fragten uns, wo wir am Nachmittag gewesen wären. Auf unsre Antwort, daß

wir den Darss besucht, musicirt und uns Vielerlei erzählt hätten sagte der gute Alte:

»Ah, also Ihr habt Euren Tag gut benutzt?«

»Gewiß, Väterchen,« erwiderte Emmy, »und besser konnte ihn kein Mensch benutzen. Wir fühlen uns Beide erhoben und gekräftigt, denn Gott hat nicht allein in der Natur, sondern auch im Menschenherzen Großes und Schönes geschaffen und heute habe ich einmal wieder den Beweis davon erlebt.«

Ich zitterte, vor Angst, der Pfarrer werde nach diesem Beweise fragen, aber er that es nicht, sondern sah seine Pflgetochter nur groß und verwunderungsvoll an; als er aber ihr reines Auge erblickte, welches stets der Spiegel ihrer Seele war, legte er die Hand auf ihr Haupt und sagte ernst und würdevoll: »Wenn es so ist, mein Kind, dann hast Du Deinen Tag gut angebracht und kannst Dich mit gutem Gewissen zur Ruhe legen. Und jetzt, Mutter, laß uns den Kindern erzählen, was *wir* erlebt, da mit sie sehen, daß auch wir mit unserm Tagewerk zufrieden sind.«

Und der gute Mann winkte seine treue Catharine zu sich auf das Sopha, auf welchem er behaglich Platz genommen, und als sie neben ihm saß und Emmy ihm die gestopfte Pfeife gebracht, erzählte er, wie die Hochzeit verlaufen, wer zugegen gewesen und was sonst bei dem Feste vorgefallen sei. Ich aber hörte nur mit halben Ohren zu, denn in meinem Herzen schwirrten die Worte nach, die mir Emmy am Nachmittag gesagt, und ich war froh, als ich endlich den traulichen Kreis verlassen konnte, um

allein in meinem Zimmer noch einmal den Tag in Gedanken zu durchleben, den auch ich gut angebracht zu haben mir das Zeugniß gab.

So hatte mir denn meine ehrliche Beichte an jenem Tage eine süßere Frucht getragen, als ich von ihr erwarten konnte, und bis zum letzten Augenblick meines Aufenthalts in Prerow sollte ich den Beweis davon vor Augen sehen. Anstatt Emmy mir durch Enthüllung meiner früheren Leichtfertigkeit zu entfremden, hatte ich sie fester denn je an mich gefesselt und eine Vertraute meiner kleinen Leiden gewonnen, die mir von jeher gefehlt, wodurch mein Leben von jetzt an nur froher und leichter gestaltet wurde. Mit ihr durfte ich nun alle Tage von meinen Familienverhältnissen sprechen, ihr konnte ich meine geringen Hoffnungen und Aussichten, sowie meine Befürchtungen für die Zukunft mittheilen, und wie sie die ersteren mit allen möglichen Wünschen und Verheißungen steigerte, so träufelte sie in Beziehung der letzteren einen so süßen Trost in mein Herz, daß sie mir selbst von Tage zu Tage geringer erschienen und zuletzt kaum noch vorhanden waren. Ob diese Sorglosigkeit ein wirklicher Vortheil für mich und meine Zukunft war oder ob sie mich über meine eigene Lage täuschte, fragte ich damals noch nicht, ich lebte nur der Gegenwart, und das

werden Sie bei einem Manne von meinen Jahren in jener Zeit und unter meinen damaligen Verhältnissen wohl verzeihlich finden.

Ach, es war ein süßes und inniges Band, welches Emmy von jetzt an mit mir vereinigte. Je größer ihr Vertrauen zu mir und je herzlicher ihre Hingebung für mich wurde, um so mehr bezwang ich die leidenschaftlichen Ausbrüche meiner bisweilen stürmisch bewegten Seele, und zuletzt blieb ein fast geschwisterliches Verhältniß zwischen uns, das durch die hingebendste Freundschaft verklärt und verschönert wurde. In diesem Sinne wurde dasselbe zu unserm Glück auch von allen uns Umgebenden aufgefaßt, und keine Andeutung, weder in Wort noch That, daß es anders mit unsern Gefühlen stehe, erschütterte und verbitterte unsern stillen Bund und wir schritten unangefochten und getrost langsam den vor uns liegenden Pfad dahin, der mir damals wirklich nur mit duftigen Blumen bestreut schien. Allerdings freute ich mich tagtäglich mehr über die aufblühende und sich allmählig vollkommen entfaltende Schönheit und Lieblichkeit Emmy's, tagtäglich wurde meine Verehrung und Neigung für sie eine umfassendere, herzlichere, allein meine Achtung und Dankbarkeit gegen sie wie ihre Angehörigen waren so groß, daß mir niemals – ich kann es beschwören, so seltsam es klingen mag – ein unreiner Gedanke in die Seele kam. Wenn in Emmy auch jetzt schon ein tieferes Gefühl für mich herrschte, und ich glaube das für ziemlich gewiß annehmen zu dürfen, so brannte dasselbe nur wie eine still belebende und erwärmende Flamme

in ihrem Innern, niemals loderte es wie eine verzehrende Gluth in ihr auf und höchstens äußerte es sich in liebevollen Blicken und herzlichen Händedrücker, die allein schon hinreichend waren, mir einen Himmel auf Erden aufzuschließen.

So floß denn mein Leben ohne alle äußere Störung mehr als drei und ein halbes Jahr, zwar einförmig, doch nie matt und träg, vor Allem aber mich innig beglückend dahin. Ich war in dieser ganzen Zeit ein fleißiger Schüler gewesen, nach allen Richtungen hin, und die deutsche Sprache redete ich endlich so gut und rein, daß man nur selten noch an meine englische Heimat dadurch erinnert wurde. Meine übrigen Kenntnisse hatten sich in mancher Weise befestigt und erweitert. Ich war mit der Geschichte des Landes, in welchem ich lebte, vertraut; mein Hauptstudium, das sich auf das Seewesen und den überseeischen Handel erstreckte, befriedigte mich vollkommen, und der Capitain Bunger that jeden Winter alles Mögliche, um mich in dieser Beziehung für meine Zukunft auszubilden, obgleich er bis zu jener Zeit noch niemals über dieselbe gesprochen oder mich irgend ein Ziel in der Ferne hatte schärfer in's Auge fassen lassen.

Die Musik dagegen füllte nicht mehr wie sonst die Hauptstunden des Tages aus. Sie war vielmehr nur eine treue Gefährtin in den Stunden der Muße und des geselligen Verkehrs geworden, und hier behauptete sie sicher den ersten Platz. Wie sie mich selbst erfreute und erhob, so erfreute und erhob sie auch Andere, und wenn

ich in kleineren oder größeren Kreisen meine Geige ergriff, lauschten alle Zuhörer mit freudiger Miene ihren Klängen, denn ich spielte gut, ausdrucksvoll und hatte mit der Zeit eine fast virtuose Fertigkeit erlangt.

Daß mir auf diese Weise mein Aufenthalt in Prerow eine Schule war, in der ich viel Gutes und Zweckmäßiges lernte, hatte ich mir oft schon selbst gesagt, daß ich aber mit allen meinen damaligen Bestrebungen den Grund zu einem viel umfangreicheren und großartigeren Studium legte, welches mir erst in einem fernen Welttheile zu vollenden bestimmt war, davon hatte ich damals keine Ahnung, und konnte ich gewiß keine haben,

Unser damaliges Leben verfloß jedoch nicht immer in ernsten Unterhaltungen, Lesen und Studiren, ach nein, das dürfen Sie nicht denken; auch Vergnügungen gab es manche, ja viele bei uns. Im Sommer waren es die schönen Spaziergänge nach den Dünen, am Strande und im Darss-Walde, den ich zuletzt nach allen Richtungen so genau wie ein Eingeborener kannte, die uns unterhielten und ergötzten, und die nur durch lustige Segelfahrten, zumeist in Begleitung Emmy's und Elias Rubarth's, bisweilen in den Hintergrund gedrängt wurden. Im Winter trieben wir uns oft auf dem Eise umher, am häufigsten auf dem Prerower Strom, der in der Regel sehr glatt zufro, mitunter aber auch auf dem Bootstedter Bodden, wo ich Emmy im Schlitten fuhr, da ich von Elias und Capitain Bunger sehr bald das Schlittschuhlaufen gelernt hatte. Das größte Vergnügen in dieser Jahreszeit aber brachte uns, wenn Wind, Wetter und Eis günstig waren, das

Bootschlittenfahren, ein Unternehmen so einziger, seltsamer und großartiger Natur, wie ich noch keins in meinem Leben mitgemacht hatte. Da ich später noch auf ein Ereigniß zurückkommen muß, welches sich bei einer dieser Fahrten zutrug, so verspare ich mir hier die Erklärung desselben und bemerke nur, daß ich mir in den drei Wintern, die ich nun in Prerow verbracht, von Elias alle Fertigkeiten angeeignet hatte, die zur Führung eines großen Bootschlittens gehörten, die stets und unter allen Umständen kaltes Blut, Geistesgegenwart, Muth und eine sichere Hand verlangt, um die Gefahr zu überwinden, die damit verbunden ist.

Sie werden mich jetzt fragen, ob denn nicht von Zeit zu Zeit wieder die alte Sehnsucht, die ferne Fremde aufzusuchen, in mir erwachte? O ja, das war wohl bisweilen der Fall, aber wenn ich mit dem Auge des Leibes in die Weite spähte und meine Phantasie sie mir schön und genußreich ausmalte, so zog mich das Auge der Seele immer wieder nach dem einsamen Pfarrhause und seinen, wengleich einfachen, doch romantischen Umgebungen zurück, in denen eine Fee waltete, die über alle meine Wünsche und Neigungen den entscheidenden Ausschlag gab. Ja, hätte ich Emmy mit mir nehmen können, dann wäre ich gern mit Capitain Bunger einmal nach Westindien gesegelt und hätte mir vielleicht da eine einsame Insel gesucht, die von jener Stunde der Beichte an das ideale Bild unserer geheimsten Herzenswünsche blieb; aber mich von ihr zu trennen, gut- und freiwillig, das vermochte ich nicht, dazu war das Gefühl zu stark, welches

mich an jeden ihrer Schritte fesselte. Schon wenn ich bisweilen mit dem Pfarrer über die Insel Zingst hinwanderte, was jedesmal einen ganzen Tag in Anspruch nahm, oder wenn ich einmal mit Elias Rubarth nach Stralsund fuhr, was sogar zwei Tage kostete, oder in irgend einer andern Richtung des Pommerlandes einen Ausflug machte, so kam mir die Dauer der Trennung von Emmy wie eine Ewigkeit vor und immer kehrte ich mit unendlicher Sehnsucht wieder nach Hause zurück und gelobte mir im Stillen, keine Stunde bei ihr zu verlieren, so lange mich nicht eine gebieterische Nothwendigkeit dazu trieb.

Im vierten Herbste meines Aufenthalts in Prerow aber legte mir in dieser Beziehung der Pfarrer selbst einen nur mit Mühe ertragenen Zwang auf. Eines Abends fragte er mich, ob ich mit ihm nicht auf acht Tage die Insel Rügen besuchen wolle, da er eine kleine Reise dahin zu seiner Erholung in's Auge gefaßt. Mein Blick flog schnell nach Emmy's Gesicht, die bei dieser Aufforderung gegenwärtig war, und da sie zustimmend nickte, bejahte ich die Frage des Pfarrers und so ward die Abreise gleich auf den nächsten Tag festgesetzt.

Anfangs über den schnellen Entschluß wenig erfreut, gab ich doch endlich mir selber zu, daß diese Reise nur eine Prüfung für mich sein sollte, ob ich die Trennung von Emmy nicht länger ertragen könnte, als ich fürchtete, und so nahm ich mit gefaßtem Herzen Abschied von ihr. Aber schon im ersten Nachtquartier in Putbus packte mich eine unendliche Sehnsucht nach ihr und aus dem schönen Jasmund selbst, welches ich allerdings reizend

fand, glaubte ich nur ihre Gestalt hinter jedem Baume hervortauchen, aus jeder schaumgekrönten Welle ihr holdes Gesicht mir entgegenblicken zu sehen, so daß ich fast vor schweigsam getragener Freude verging, als wir wieder unsern Rückweg antraten, um bald wieder unter unsern Lieben auf dem stillen Prerow zu sein.

Ach, mein Freund, wie gern weilte ich länger bei der Erinnerung an die seligen Stunden daselbst, aber ich muß nun rasch über die Zeit meines Aufenthaltes in dem trauten Pfarrhause hinweggehen, um zu dem Ende meiner schönen Jugendzeit zu gelangen. – Auch den vierten Herbst also hatte ich auf Zingst einkehren gesehen und bisher hatte kein Mensch ernstlich von einer längeren Trennung gesprochen, die doch nach dem Laufe der Dinge endlich einmal eintreten mußte. Ich selbst dachte gewiß am wenigsten daran und lebte wie ein unverbeserlicher Prasser ohne Zukunftsgedanken in den Tag hinein, Alles den höheren Mächten überlassend, die gewiß über das Schicksal der Sterblichen zu entscheiden haben, wenn uns auch freier Wille und Thatkraft zu Gebote stehen, die Wege zu wählen, die uns zu unserm Ziele führen sollen. Hätte ich hinreichende Mittel besessen, um mir irgend ein passendes Geschäft begründen zu können, dann wäre ich, falls es allein von mir abgehängt, gewiß bis an mein Lebensende in Prerow geblieben, hätte meine geliebte Emmy geheirathet und wäre dann gewiß nicht in die Lage gekommen, Ihnen diese Erzählung an diesem Orte vortragen zu können.

Auch mein Schicksal wurde, vielleicht zu meinem Besten, – denn wer erkennt die letzten Gründe und Zwecke der Vorsehung – aber gewiß nicht zu meiner eigenen Befriedigung, von einer höheren Hand regiert, das sollte ich nicht lange nach jener Rügianischen Reise erfahren, und nachdem erst kleinere stürmische Wogen mein Lebensschiff in schnellere Bewegung gebracht, sollte ein großer Sturm, wie so oft auf dem wirklichen Meere, von einer Seite her blasen, die ich in der That für keine verderbliche mehr gehalten hatte, und zwar ein Sturm, so verheerend, wie ich noch niemals einen erlebt, da er mich auf ewig von meiner Zufluchtsstätte riß und in ein gänzlich unbekanntes Land verschlug.

SECHSTES KAPITEL. DER GELEHRTE CANDIDAT ALS STÖRENFRIED.

Wie Sie selbst aus meiner Erzählung bemerkt haben werden, so war der Horizont meines Lebens in Prerow bisher fast vollkommen klar und rein gewesen und die kleinen Wölkchen, die dann und wann daran heraufgestiegen, waren allein aus meinem Innern, meiner Besorgniß um meine künftige Lebensstellung und meiner beginnenden Leidenschaft für Emmy Norge hervorgegangen. Von jetzt an aber sollte dieser Horizont auch von Außen getrübt werden und eine große finstere Wolke zog aus einer bisher heiteren Himmelsgegend heran und leitete jenen Sturm ein, der langsam und allmählig, aber sicher und gewiß über mich hereinbrach. –

Es war etwa drei Wochen vor dem Weihnachtsfeste, als wir uns eines Abends ruhig und gemüthlich wie gewöhnlich um den runden Tisch im Wohnzimmer setzten und der Pfarrer aus irgend einem Buche seine Vorlesung beginnen wollte. Der Tag war sehr rauh und stürmisch gewesen, wir hatten kaum das Haus verlassen können und vergeblich den Postboten erwartet, der verschiedene zum Feste bestellte Dinge von Barth mit herüberbringen sollte. Gegen Abend indessen war die Luft milder geworden, der tobende Wind hatte sich gelegt und wir hörten nur noch selten die letzten krampfhaften Stöße desselben die Fensterläden erzittern machen. Eben wollte der Pfarrer zu lesen beginnen, als die alte Magd hereintrat und einen Brief auf den Tisch legte, der anstatt der erwarteten Gegenstände allein gekommen war.

»Ah,« rief der Pfarrer, sein Buch bei Seite schiebend und nach dem Briefe greifend, »ist es dem Elias doch noch gelungen, die Post herüberzubringen?«

»Ja, Herr Pfarrer,« erwiderte die Magd, »aber mit vieler Mühe und großer Gefahr, hat der Postbote gesagt.«

»Gieb ihm ein Glas Rum, Lise, und ein Butterbrod, der arme Mann wird es gebrauchen können. Doch sieh – was haben wir da?«

Er hatte den Brief ergriffen, flüchtig die Aufschrift angeblickt und ihn dann rasch geöffnet. Jetzt las er den Inhalt einmal, dann noch einmal durch und endlich legte er das kleine mit großen Schriftzügen beschriebene Blatt schmunzelnd vor sich auf den Tisch und sagte mit freudigem Gesichtsausdruck: »Na, Alting, nun freue Dich, jetzt

wird unser Glück erst vollkommen werden, unser Sohn, unser guter Berthold, kommt herüber und wird die Weihnachtstage zum ersten Mal seit langer Zeit wieder bei uns zubringen, bevor er mit seinem jungen Herrn eine jahrelange Reise nach Frankreich und Italien antritt.«

Es entstand nach diesen Worten eine lange Pause, die dadurch ausgefüllt wurde, daß die Mutter den Brief des Sohnes las, der Pfarrer vergnügt sich die Hände reibend im Zimmer auf und ab ging und ich mit Emmy eine stumme Mienensprache unterhielt, indem es mir vorkam, als sei letztere gar nicht davon erbaut, daß unser sonst so trauliches stilles Fest diesmal durch einen unerwarteten Besuch sollte »vervollkommnet« werden, wie sich der Pfarrer ausgedrückt.

»Er kommt, ja,« nahm die Pastorin endlich mit bewegter Stimme das Wort, nachdem sie den Brief bedächtig gelesen, »aber, Vater, er schreibt mir einen ganz eigentümlichen Brief, der Berthold. Meinst Du nicht auch?«

»Wie so denn? Was hast Du daran auszusetzen, Ca-thing? Er ist ein gelehrter Herr geworden, der gute Junge, und hat vier Jahre in einem adligen Hause gelebt, das ist Alles, darum schreibt er in Ausdrücken, die bei uns kleinen Leuten nicht gebräuchlich sind. Haha! Nun tummle Dich, Alte, tummle Dich, in einigen Tagen kommt er schon und er muß Alles zu seiner Bequemlichkeit bereit finden, wie es sich schickt.«

»Gewiß, Vater, ja, das ist auch mein Gedanke, obgleich er es in Carnin bei seinem adligen Principal gewiß besser gewohnt ist, als er es bei uns finden wird. Aber halt, wo

schläft er denn? Carling bewohnt seine Stube und Emmy hat auch jetzt ihr eigenes Zimmer; das alte Haus ist fast etwas zu klein für uns geworden.«

Der Pfarrer stand in seinem Gange still und machte große Augen. Mir, als ich es bemerkte, schoß eine Blutwelle in's Gesicht und ich sagte sogleich: »Darum sorgen Sie nicht, Frau Pastorin. Wenn Ihr Sohn kommt, hat er natürlich den Vorrang vor mir und ich werde während seines Hierseins nach Prerow ziehen, wo es schon ein Stübchen für mich geben wird.«

Der Pfarrer wollte sogleich beistimmen, ich sah es ihm an; seine Frau aber, die im Hause als oberste Ordnerin den Vortritt hatte, bewegte sogleich abwehrend die Hand gegen mich und rief: »O nein, mein lieber Freund, daraus wird nichts, gar nichts. Hast Du drei und ein halbes Jahr bei uns gewohnt, so wird das alte Pfarrhaus auch ferner für Dich Raum haben und ich werde meine Einrichtungen schon so treffen, daß wir Alle, also auch Berthold, befriedigt sind.«

Ich blickte abermals den Pfarrer an und glaubte zu bemerken, daß er nicht ganz heiter drein schaue. »Lassen Sie mich lieber fort,« erwiderte ich mit leisem Beben der Stimme, denn ich wußte nicht, warum mir mit einem Mal so ängstlich zu Muthe wurde – »ich suche mir morgen ein Quartier und dann ist Alles so, wie es sein muß.«

»Nein, nein!« rief die Pastorin bestimmt. »Diesmal ist die Entscheidung auf meiner Seite. Das aber, was Du vorschlägst, mein Sohn, würde das Gastrecht verletzen, und das gebe ich nicht zu. Nicht wahr, Emming, Du behilfst

Dich gern ein paar Wochen und ziehest mit in mein Stübchen hinein?«

»Gewiß, liebe Mutter,« stimmte Emmy sogleich bei, »so ist es auch am besten, so bleiben wir Alle zusammen. Es könnte gewiß auch Berthold nicht angenehm sein, zu denken, er habe Carling vertrieben – nicht wahr, Väterchen?«

»Thut, was Ihr wollt, ich bin mit Allem zufrieden!« sagte dieser, ging aber immer noch mit etwas hastigen Schritten im Zimmer auf und ab, was mir bei dem sonst so ruhigen Mann ganz auffallend war, den bei anderen Gelegenheiten sein Gleichmuth nie verließ und den wahrscheinlich die Freude, seinen einzigen Sohn bald wiederzusehen, übermannt hatte.

Vom Lesen war nun an diesem Abend keine Rede mehr, es wurde nur von Berthold gesprochen, namentlich Seitens des Vaters, der ihn bis in die Wolken erhob, seine Gelehrsamkeit pries, seine früheren guten Zeugnisse besprach und den Principal des Sohnes lobte, der seinem Hauslehrer einmal so schöne Weihnachtstage gönnte. Die Mutter sprach weit weniger über den Abwesenden, Emmy fast gar nicht, und ich blieb natürlich ein stummer Zuhörer der abendlichen Unterhaltung, die auch nach dem Essen wieder aufgenommen wurde.

Trotz des Widerspruches der Pastorin aber stand mein Entschluß fest, mir am nächsten Morgen auf vier Wochen eine Wohnung in Prerow zu suchen; dazu hatte mich namentlich die Miene des Pfarrers angespornt, der es nicht ungern zu sehen schien, wenn ich das Haus verließ, so

lange sein Sohn Gast darin war. Als ich aber am nächsten Morgen gleich nach dem zweiten Frühstück mich zum Ausgehen angekleidet hatte und eben in den sonnenklaren frostigen Wintertag hinaus schritt, rief mich Emmy vom Fenster aus zurück, und ihrem Rufe Folge gebend, trat ich in ihr Zimmer ein, dessen Thür sie sogleich hinter mir schloß, obgleich ich die Klinke in der Hand behielt.

»Wo willst Du hin, Carling?« fragte sie mit einem eigenthümlichem entschiedenen Ernste.

Ich lächelte. »Du wirst es wohl schon errathen haben,« erwiderte ich, »sonst machtest Du nicht eine solche seltsame Miene, Emming.«

»Ja, ich glaube es errathen zu haben, Du willst nach Prerow gehen, um Deine Drohung auszuführen.«

»Meine Drohung? O nicht doch – ich will nur dem Pfarrer und seinem Sohn nicht entgegen sein, das ist Alles, und ich fühle, daß er ein Anrecht hat, seinem einzigen Sohn ein gutes Zimmer zu geben, wenn er drei oder vier Wochen hier wohnen soll.«

»Carling,« sagte sie da mit unwiderstehlich bittender Miene und trat dicht zu mir heran, indem sie ihre rechte Hand nachdrücklich auf meine Schulter legte, »Du gehst *nicht* nach Prerow, oder vielmehr, »Du suchst Dir keine andere Wohnung. Ich bitte Dich darum. Es würde mich unendlich traurig machen, Dich auf diese Weise verdrängt zu sehen.«

»Verdrängt? O nicht doch –«

»Sprich, was Du willst, nur bleibe hier. Ich bitte noch einmal.«

»Aber der Pfarrer sieht es lieber, wenn ich gehe, Emming.«

»Nicht doch, sage auch ich. Nur im ersten Augenblick flog es ihn an. Berthold ist sein Liebling, mußt Du wissen, und er möchte ihm am liebsten gleich jetzt das ganze Haus abtreten und selbst zu einem Bauer ziehen. Es ist dies die einzige Schwäche, die der gute Vater hat, und jetzt tritt sie mit einem Mal seit Jahren wieder zu Tage.«

»Eine Schwäche, Emming? Verdient Berthold nicht die ganze Liebe seines Vaters?«

Emmy schaute still vor sich nieder, aber kein Zug ihrer Miene veränderte sich, so scharf ich sie auch beobachtete. »Er mag sie verdienen, warum nicht?« erwiderte sie kurz. »Ich weiß das so genau nicht. Ich kenne ihn eigentlich nur aus seinen Briefen und habe ihn seit fünf Jahren nicht gesehen, eben so wenig wie die Andern, denn er liebt den Zingst nicht und kommt selten hierher. Aber damals gefiel er mir nicht, mein guter Bruder, oder, versteh mich recht, er zankte oft mit mir, daß ich nicht immer und allein die Bibel las, während der Vater doch selbst sagte, man müsse auch andere gute Bücher lesen, um dann wieder mit frischem Geiste zum Urquell alles Guten zurückzukehren.«

»So, so!« sagte ich sinnend, denn es ging plötzlich, wie von der Luft mir angeweht, eine gewisse Meinung über den gelehrten Candidaten von Carnin in mir auf.

»Also Du bleibst?« fragte sie mich mit blitzschnell ausbrechender Freundlichkeit, der ich nicht widerstehen konnte.

»Wenn *Du* es wünschest und die Verantwortung übernehmen willst, ja – dann bleibe ich, aber nur Dir zu Gefallen, Emming!«

»Ich danke Dir, ich danke Dir,« rief sie freudig, »jetzt bist Du frei. Jetzt gehe nach Prerow oder wohin Du willst, ich habe gegen Deine Schritte nichts einzuwenden!« Dabei öffnete sie mir schalkhaft lächelnd die Thür und ich verließ sie, nachdem wir uns herzlich die Hand gedrückt.

Schon am nächsten Morgen in aller Frühe waren beide Frauen thätig, die nöthigen Vorbereitungen zum Empfange des angemeldeten Geistes zu treffen, und bereits beim Mittagsessen konnte die Pfarrerin ihrem Manne die Versicherung geben, daß für die Bequemlichkeit seines Lieblings in jeder Beziehung gesorgt sei. Darüber war er denn sehr erfreut; er besichtigte später selbst des vornehmen Hauslehrers Zimmer und fand Alles gut und geeignet, so daß er namentlich Emmy für die Ausschmückung des Zimmers mit Blumentöpfen, kleinen Wandbildern und ähnlichen Verzierungen den wärmsten Dank sagte.

Merkwürdig aber war es, daß, seitdem jener Brief gekommen war und das darauf folgende Gespräch über den Sohn des Hauses stattgefunden hatte, ein ungewohnter Gast in Gestalt eines unsichtbaren unheimlichen Geistes in das sonst so trauliche Pfarrhaus eingekehrt zu sein schien. Welches der eigentliche Grund davon war, weiß ich nicht, aber es kam mir vor, als ob Alles viel stiller,

geräuschloser im Innern des Hauses sich abwickelte, obgleich doch auch früher niemals irgend ein Lärm gehört worden war. Die sonst bei irgend einer Begegnung der verschiedenen Personen so häufig gewechselten Worte, Fragen und Antworten, Alles war mit einem Male verschwunden, die Pfarrerin und Emmy gingen, ohne sich zu unterhalten, an ihre häuslichen Geschäfte, ich war ein stummer Beobachter alles Vorgehenden geworden, und nur den Pfarrer schien seine gewohnte Ruhe ganz verlassen zu haben. Er ging bald aus dem einen in's andere Zimmer, ordnete Dies und Das, stellte hier einen Tisch, dort einen Stuhl anders und immer schien ihm noch irgend Etwas zu fehlen, was zu der Gemächlichkeit Berthold's ein Geringes beitragen konnte. Abends fand er keine Zeit zum Lesen mehr, ja die bisher von uns am meisten geschätzten Bücher waren auf ihr Brettergestell gewandert und kamen gar nicht mehr zum Vorschein. Meist schritt er schweigend nach dem Abendessen im Zimmer auf und ab, blies große Rauchwolken aus seiner langen Pfeife und sprach nur dann und wann von seinem Sohn mit einer Freude, als habe er nie vorher eine andere gekannt oder als gebe es für ihn keine andere auf der Welt. Tagtäglich wanderte er auch allein oder mit Einem von uns am Prerower Strom entlang, um der Ankunft des Erwarteten entgegenzusehen, denn das Wetter war wieder umgeschlagen und ein warmer Südwind wehte schon seit zwei Tagen, so daß das Ueberfahrboot den Gast bis fast vor das Pfarrhaus fahren konnte.

Wenn mir Emmy in diesen unbehaglichen Tagen der Erwartung zufällig begegnete, sprach sie stets nur wenige Worte mit mir, aber diese klangen so freundlich und ihre Miene war dabei so liebevoll und gütig, daß ich auch mit den wenigen zufrieden sein konnte und mich damit tröstete, daß, wenn die nächsten Wochen nur erst ihr Ende erreicht, Alles bald wieder in das alte Geleise gerathen werde.

Endlich nach sieben langen, sehnsüchtig verbrachten Tagen sollte dem Pfarrer die Freudenstunde der Ankunft seines Sohnes schlagen und auch mir den Anblick und die Bekanntschaft der Person verschaffen, die allein schon durch einen Brief im Stande gewesen war, eine so große Veränderung im Pfarrhause und in dem Verhältniß seiner Bewohner zu bewerkstelligen. Es war ein ziemlich freundlicher Wintertag – der letzte in diesem Jahre, denn vom nächsten schon trat anhaltendes Frostwetter ein – als der Pfarrer nach dem Kaffee am Nachmittag uns sämmtlich aufforderte, mit ihm am Prerower Strom hinunter zu wandern und nach dem Hauslehrer von Carin auszuschaun. Wir waren Alle sogleich bereit und um drei Uhr setzte sich der kleine Zug in Bewegung, der Pfarrer mit seiner Frau voran, Emmy und ich hinterher gehend.

Emmy war in keiner Weise gegen mich verändert, im Gegentheil, sie war von innigerer Herzlichkeit denn je, die sich freilich nur auf einzelne Momente concentriren konnte; und da ich gelernt, auch in ihrem Auge ihre Empfindungen zu lesen, wie sie sie in den meinigen las, so

konnte ich mit dem augenblicklichen Verhältniß zufrieden sein.

Ueber alltägliche Dinge redend, gingen wir vom Pfarrhause fort und wandten uns sogleich nach dem nördlichen Ufer des Prerower Stroms, der hier eine ziemliche Strecke weit unmittelbar hinter den großen Dünen wegläuft, ehe er sich südlich wendet. Wir waren aber noch nicht bis zu dieser Krümmung gekommen, da sahen wir schon Elias Rubarth's Boot herans segeln, welches drei Menschen enthielt. Elias' athletische Gestalt war am Steuer nicht zu verkennen, vorn im Buge bei den Segeln stand sein junger Mitschiffer in einer blauen Seemannsjacke, somit konnte der in einen schönen Pelz gehüllte Herr mit dem modischen Cylinderhut im Boote kein Anderer als der Erwartete sein. So war es auch und nur wenige Minuten genügten, das Boot bis zu uns heranzutreiben, wo gerade ein Steg zum Anlanden lag, den Elias bereits in's Auge gefaßt hatte.

Der Pfarrer bebte vor Freude, die Mutter sah mit lächelndem Gesicht dem Sohne entgegen, Emmy blieb ruhig und still wie gewöhnlich und ich – seltsam genug, hatte zuerst gar kein Auge für den Fremden, sondern nur für Elias, dessen Miene mir schon von Weitem ganz ungewöhnlich verdrießlich und trübe vorkam. Darin hatte ich mich auch nicht geirrt, denn sobald er nahe an uns heran war, nahm er schweigend seinen Seemannshut ab und sah Emmy und mich mit einem Blick ein, als wollte er sagen: »Na, da bringe ich Euch einen seltsamen Gast.

Seht, wie Ihr mit ihm fertig werden könnt, ich mag weiter nichts mit ihm zu thun haben.«

Da stieg dieser Gast aus und wir Alle waren so glücklich, ihn aus der Nähe betrachten zu können und von ihm begrüßt zu werden. Allein diese Begrüßung war, sogar gegen seinen Vater, von einer ganz eigenen und meiner Erwartung nicht im Mindesten entsprechenden Art. Was zuerst seine äußere Erscheinung betrifft, so war er von Gestalt mehr klein als groß und erschien sogar in dem dicken Pelze von sehr magerem und schwächtigem Gliederbau. Sein Gesicht, bleichgelblich, ohne jeden Bart, wie auch sein Kopf nur mit wenigen braunen Haaren bedeckt war, schien einem dreißig Jahre alten Menschen anzugehören, obgleich ich wußte, daß er dieses Alter erst in vier Jahren erreichte. Die Züge des Gesichts, einzeln betrachtet, waren eigentlich hübsch und regelmäßig und boten eine große Aehnlichkeit mit denen seines Vaters dar, obwohl der Ausdruck beider ein gänzlich verschiedener war. Denn wenn des Pfarrers Gesicht gutmüthig, wohlwollend und würdevoll erschien, so sah man der Miene seines Sohnes auf der Stelle an, daß er Etwas vorstellen wollte, was er nicht war, und daß er sich Mühe gab, durch Gang, Blick und Sprache den Eindruck einer Würde hervorzurufen, die keinem Menschen mehr mangelte als ihm. Diese erzwungene und vor der Zeit angenommene priesterhafte Würde sollte noch mehr durch eine gewisse aristokratische Grandezza unterstützt und gehoben werden, doch auch dieses Kunststück mißlang ihm, wie ich denn immer im Leben beobachtet habe, daß

diejenigen Menschen, die eine Vornehmheit zur Schau tragen wollen, die sie nicht besitzen, einen eben so ungünstigen Eindruck hervorrufen, wie diejenigen hochgestellten Menschen, die sich ihrer äußeren Stellung zu entkleiden bemühen und, anstatt leutselig zu werden, nur herablassend erscheinen. Dieser aristokratischen Miene, die er gewiß in den vornehmen Kreisen angenommen, in denen er sich zuletzt bewegt, entsprach auch seine Kleidung, die in keiner Weise der eines angehenden Seelsorgers glich, denn sie war weder einfach noch anspruchslos, sondern sogar höchst elegant, aber durchaus gesucht und zu bunt, wie man sie wohl bei unsern jungen Dandies findet, die zum ersten Mal in's Ausland reisen und dort eine nationale Ueberschwenglichkeit an den Tag zu legen lieben.

Seine Begrüßung der Eltern war eigentlich kalt und oberflächlich, namentlich dem entzückten Vater gegenüber. Der Pfarrer erwies sich fast ungestüm in seinen Liebkosungen und der Sohn nahm gleichsam mit duldsamer Ergebung diese herzlichen Ausbrüche des väterlichen Gefühls auf. Selbst die Mutter war hierüber verwundert, und ich sah ihrem Gesichte an, daß ihre erste Freude eine kleine Dämpfung dadurch erfahren habe. Sie beobachtete ihren Sohn genauer als der Vater, der vor Bewunderung keine Zeit dazu fand, und ich las in ihren sprechenden Augen, daß die Besorgniß, die sie in Betreff des Besuchenden gehegt, schon jetzt einzutreffen beginne.

Nach der Begrüßung der Eltern kam Emmy an die Reihe. Herr Berthold betrachtete sie mit einem langen abwägenden Blick, der endlich in eine wohlgefällige, gleichsam billigende Miene überging, als wollte er sagen: »Du gefällst meinem Auge wohl, ich bin zufrieden mit Dir; Du hast Deine Schuldigkeit gethan und Dich nach meinen Wünschen entwickelt. Fahre so fort, es kann noch aus Dir Etwas werden.«

Endlich aber hatte auch ich die Ehre, eines Blickes gewürdigt zu werden: und dieser Blick wurde mir auf eine Weise zu Theil, als säße der junge Hohepriester erhaben auf einem Pferde und ich läge tief zu seinen Füßen am Boden. Ich wußte, daß er schon oft von mir gehört, denn alle Briefe von Hause hatten ihm genaue Kunde von den Vorgängen in Prerow gegeben. Aber dennoch behandelte er mich wie einen völlig Fremden, was ich für ihn allerdings auch war, nur hätte er meiner Meinung nach wohl etwas freundlicher gegen mich auftreten können. Er machte mir nur eine sehr förmliche Verbeugung, zog tief seinen glänzenden Hut und sprach einige Worte, ohne mir die Hand zu reichen. Dabei merkte ich auf den ersten Blick, daß ich nicht das Glück hatte, seinen Beifall zu finden, und daß meine Anwesenheit ihm ein gewisses peinliches Gefühl verursache, was mir seiner Mutter wegen am meisten leid that, die mich ihm mit einigen herzlichen Worten vorstellte.

Während nun Elias und sein Schiffer den Koffer und eine Reisetasche des Angekommenen nach dem Pfarrhause trugen, legten wir fünf Personen langsam denselben Weg

zurück. Der Pfarrer schritt mit Berthold am Arm lebhaft redend voran, neben ihnen ging in ihrer ruhigen Weise die Mutter. Emmy und ich schlossen den Zug, beide sprachlos und ein Jedes mit seinen Gedanken beschäftigt, wie es schien. So viel wir dabei von dem Gespräch zwischen Vater und Sohn verstehen konnten, gab letzterer keine Freude über dies Wiedersehen kund. Er sprach nur von dem schönen Carnin, von seinem Zögling, seinen vornehmen Bekanntschaften und daß bereits alle Vorbereitungen zu der beschlossenen großen Reise getroffen seien. Sobald wir im Pfarrhause angekommen, nahm der gelehrte Sohn die Miene an, als erweise er demselben eine Ehre, unter sein niedriges Dach zu treten. Der Vater führte ihn selbst in sein Zimmer, gab ihm die nöthige Erklärung, warum er sich mit dem kleineren Stübchen Emmy's begnügen müsse, und war von Neuem über den entpelzten Sohn so entzückt, daß er ihm alle Bequemlichkeiten mit eigener Hand reichte und wiederholt nach seinen etwaigen Wünschen und Bedürfnissen fragte. Als sie wieder zu uns in's offenstehende Wohnzimmer traten, wo schnell frischer Kaffee aufgetragen wurde, hatte der junge Herr gar keine Augen für mich und auf Emmy fiel nur bisweilen ein flüchtiger Streifblick, als prüfe er alle ihre Bewegungen, womit, wie man sehr wohl merkte, schon jetzt eine gewisse Kritik sich verband. Vielleicht bedauerte er, daß sie ihm nicht zu Füßen gestürzt war, denn etwas Aehnliches schien er, nach seiner Miene zu urtheilen, erwartet zu haben. Im Ganzen benahm er sich wie ein Mann, der zu befehlen gewohnt ist und der sich

wundert, in seiner jetzigen Umgebung keinen Slaven zu finden, als höchstens seinen Vater, der sich in dieser Stelle ungemein behaglich zu fühlen schien.

Für mich war, wie Sie sich denken können, dieser erste Nachmittag und Abend, den ich aus Höflichkeit im Wohnzimmer zubringen zu müssen glaubte, ein ungemein peinlicher, zumal ich, stumm dabei sitzend, nur hören mußte, was man sprach, und in keiner Weise in die Unterhaltung gezogen wurde, wie sonst, da der gelehrte Candidat fast nur allein das Wort führte. Und in der That, er sprach überaus gelehrt und stets in einem hohen Tone, mit accentuirter Stimme, dabei blumenreich, langsam und nachdrücklich, vorzüglich aber mit einem didaktischen Pathos, wenn er sich an die Mutter oder an Emmy wandte, die er seiner Erziehung noch am meisten bedürftig erachten mochte. Gegen den Vater fing er allmählig etwas natürlicher zu reden an, leider aber gerieth das Gespräch bald auf kirchliche Gegenstände und Glaubenssachen, und nun ließ er eine wahrhaft donnernde Kanzelrede vom Stapel, die zunächst an den Pfarrer gerichtet, doch ganz ersichtlich auf die anwesenden Zuhörer berechnet war. Der junge Candidat, der sich allein für einen Heiligen zu halten schien, tadelte darin bitter das geringe kirchliche Leben und die zunehmende Sündhaftigkeit der Menschen und setzte dann in langem Vortrage die Grundsätze auseinander, nach denen er einst seine Pfarrkinder erziehen würde.

Diese Predigt nahm fast den ganzen Abend weg und ich war kaum noch im Stande, den Uebertreibungen

des jungen Gelehrten mein Ohr zu leihen, aber ich hielt standhaft aus und stärkte mich von Zeit zu Zeit dadurch, daß ich Emmy ansah, die eifrig strickte und den Kopf selten von ihren Nadeln erhob. Doch, «die Stunde rennt auch durch den rauhesten Tag», wie unser William sagt, und so ging auch dieser traurige Abend endlich zu Ende. Ach, wo waren mit einem Mal unsre köstlichen Abendstunden geblieben? Und dies Leben, wovon wir heute die erste Probe gehabt, sollte beinahe vier Wochen dauern? Das wäre dem gläubigsten Christen unter uns, dem gelehrten Candidaten, selbst kaum glaublich gewesen, wenn ihm sein Seherblick die inneren Vorgänge unserer Herzen offenbart hätte.

Am andern Morgen beim Kaffee trug er uns, in Folge einer Frage seiner Mutter nach einer mir unbekanntem Persönlichkeit, eine Abhandlung über den Adel vor und erhob dessen Bildung und Frömmigkeit, Nächstenliebe und Gesetzlichkeit, Mäßigkeit und Sparsamkeit bis in die Wolken, was selbst seinen Vater zu einem verwunderungsvollen Staunen brachte. Beim zweiten Frühstück äußerte er die Absicht, sogleich nach Prerow zu gehen, um sich von dem christlichen Wandel der Dorfbewohner zu überzeugen. Früher seien sie sehr dem Mammon ergeben gewesen, sagte er, die Frauen und Mädchen hätten übermäßig an Putz und Flitter gehangen, Spiel und Tanz hätten den Vorzug vor Arbeit und Kirchgang gehabt – er *hoffe* aber, daß das gegenwärtig anders sei und er werde jetzt und künftig sein ganzes Ansehen in's Gewicht legen, um diesen sündhaften Neigungen entgegenzuarbeiten.

Wir athmeten fast Alle auf, als er mit herablassendem Kopfnicken von uns Abschied genommen und das Zimmer verlassen hatte, zumal ihm der Vater bis vor die Hausthür das Geleit gab. Als er fort war, schüttelte die Mutter gegen Emmy den Kopf, blieb aber still, und Emmy warf mir einen lächelnden Blick zu, der wie ein warmer Sonnenstrahl nach kalter Nacht auf meine Seele wirkte. Als der Pfarrer wieder in's Zimmer trat, schien er mir etwas kleinlaut drein zu schauen, seine Bewunderung des gelehrten Sohnes war aber zu groß, um die Schwächen desselben herauszufühlen, und er sah mich wiederholt mit einem Blick an, als wollte er sagen: »Na, hab' ich es nicht gesagt? Das ist ein Kerl, ein ganzer Kerl, und über den muß man doch wohl seine Freude haben!«

Von diesem Morgen an kam es mir immer vor, als bemühe sich die Pfarrerin, gegen mich besonders liebevoll und freundlich zu sein, und namentlich wenn sie einmal mit mir einen Augenblick allein war, gab sie es zu erkennen, redete rasch ein paar herzliche Worte und strich mir die Wange, als wolle sie mir Abbitte leisten für das, was der seinen Verhältnissen völlig entwachsene Sohn in meiner Anwesenheit geredet habe. Doch ich will mich nicht dabei aufhalten, Ihnen das fernere Leben der nächsten Woche im Pfarrhause umständlich zu beschreiben, nur noch Einzelnes muß ich herausheben. Alle Tage ging es fort, wie es am ersten begonnen hatte, und auf allen Gesichtern las ich allmählig eine bittere Enttäuschung, selbst das des Pfarrers nicht ausgenommen, als wolle ein Jedes

für sich sagen: »O was ist aus unserm schönen Feste geworden!« Aber Niemand sprach darüber ein Wort, selbst ich zu Emmy und diese zu mir nicht. Ueberhaupt schwieg sie zuletzt fast beständig, war jedoch im Uebrigen ruhig, unbefangen, wiewohl jeden Abend heiterer als am Morgen, so daß es mir schien, als hätte sie sich für diese Zeit einen besonderen Kalender angelegt, in dem sie mit Freuden die Stunden strich, die wieder vorübergerauscht waren.

An einem der ersten Tage gingen wir Alle bei klarem Frostwetter im Dorfe spazieren, da gerade die Sonne einige wärmere Strahlen niedergoß. Berthold ging diesmal mit Emmy allein voraus und führte ein langes und sehr eifriges Gespräch mit ihr. Nach seinen Geberden dabei zu urtheilen, examinirte und katechesirte er sie und zuletzt schien er ihr sogar eindringliche Vorstellungen zu machen, denn sie hielt den Kopf halb gesenkt und er sah aus wie ein triumphirender Sittenkönig. Als bei der Umkehr ein Vertauschen der Paare stattfand, blieb der Pfarrer bei seinem Sohn und Emmy kam zu mir.

Ich schaute verwundert zu ihr auf, denn sie hatte, was bei ihr höchst selten vorkam, ein von Purpurröthe flammendes Gesicht. Mein Auge mochte eine Frage enthalten, aber sie schüttelte darauf nur abwehrend den Kopf, lächelte mich freudig an und drückte mir – zum ersten Mal verstohlen – flüchtig die Hand. Ich ging wie auf Kohlen neben ihr hin, denn es kam mir Alles um mich her auf einmal ganz unheimlich vor. Allein, nachdem wir einige Minuten schweigsam fortgeschritten waren, richtete sie

einige freundliche Worte an mich und die zogen mich so schnell von meinen trüben Gedanken ab, daß ich fröhlicher nach Hause kam, als ich es nach dem Vorgehenden für möglich gehalten.

Mit mir hatte der Candidat im Allgemeinen bisher sehr wenig gesprochen, am allerwenigsten aber über meine Person eine Bemerkung laut werden lassen, und, obgleich das Gespräch wiederholt auf den Schiffbruch der ›Eveline‹ kam, richtete er doch keine Frage darüber an mich. Auch sah ich von Tage zu Tage klarer ein, daß ich ihm ein Dorn im Auge sei und daß er nur auf irgend eine Gelegenheit warte, um mir einen gelehrten Fechterstreich zu versetzen. Ich war daher sehr auf meiner Huth, blieb stets höflich gegen ihn, wie es sich für mich gegen den Sohn meines Wohlthäters geziemte, aber im Ganzen hielt ich mich von ihm fern und ging ihm aus dem Wege, wo es nur immer zulässig war.

Ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß mir bei diesem unbehaglichen Leben die Zeit so rasch verging, aber sie flog fast vorüber; und das war noch ein großes Glück. Wenn ich mich einmal von den Uebrigen losmachen konnte, ging ich, was ich sonst sehr selten gethan, allein spazieren, aber nicht in meinem lieben Wald oder am eisbelegten Strande, denn dazu war meine Stimmung nicht ruhig genug und ich wollte die Stätten meines ehemaligen Glücks nicht dadurch entweihen, daß ich den in mir tobenden Groll und die Unlust in sie hineintrug. Vielmehr wählte ich jetzt gewöhnlich den entgegengesetzten Weg und ging über den gefrorenen Prerower Strom nach

dem alten Schloßwall, in dessen Ringmauern die Ruinen der Veste liegen, die den einst so gefürchteten Seeräubern Störtebeck und Goedeke Michael zum Aufenthalt gedient hat, wie mir der Pfarrer oft genug auf dem Wege dahin erzählt hatte. Dabei freute ich mich über das schöne Frostwetter, das ganz ohne starken Wind eingetreten war, und da auch kein Schnee fiel, blieb das Eis glatt und schön und erlangte alle Tage größere Festigkeit, so daß wir bald an Unternehmungen darauf denken konnten, woran Elias Rubarth von Zeit zu Zeit zu erinnern nicht unterließ.

Eine neue Bemerkung jedoch, die ich in diesen Tagen machte, war es, die mich mehr als das herrische Benehmen des Sohnes vom Hause schmerzte. Der Pfarrer, der bisher immer so freundlich, ja herzlich gegen mich gewesen war, entwickelte mit einem Male ein ganz anderes Wesen. Er sah mich kaum an, richtete fast niemals das Wort an mich und zog mich namentlich nie mehr in die allgemeine Unterhaltung, wie es doch sonst seine Gewohnheit war. Ich konnte mir dies nicht anders erklären, als daß er nur in Folge der Einwirkung seines Sohnes also handele; und daß sich der würdige Mann auch in dieser Beziehung von demselben leiten ließ, that mir außerordentlich weh.

Mit Emmy allein zu sein, fand ich fast gar keine Gelegenheit mehr, und in Anwesenheit der Uebrigen konnte ich gewiß sein, daß Berthold stets wie ein Argus auf jede unserer Bewegungen, Blicke und Worte lauerte, weshalb

sowohl Emmy wie ich uns in stillschweigender Uebereinkunft in dieser Beziehung in Acht nahmen. Als er aber eines Tages dennoch einen freundlichen Blick zwischen uns erhascht hatte, fing er sogleich eine neue Predigt an und hielt einen Vortrag über die jetzigen schlechten Sitten der Menschen, namentlich der Frauen und Mädchen, die nur zu leicht sich den Einflüssen der Männer hingäben, am allerleichtesten solcher Männer, die jung, leichtsinnig, mit einigen äußeren Gaben ausgestattet, im Grunde aber nichts als Abenteurer, Nichtsthuer und somit gewissenlose Leute wären. Emmy hörte diese Rede mit stiller Verwunderung an; als der junge Prediger aber ausgesprochen, erhob sie plötzlich den Kopf, wandte ihn nach mir hin und lächelte mich auf eine so freundliche Art an, daß es unmöglich war, darin eine bestimmte Absicht zu verkennen.

An demselben Tage hatte ich auch zum ersten Mal das Glück, von Seiten des Gastes mit einer directen Frage beehrt zu werden. Es geschah beim Abendessen, und da er während des Fragens und Sprechens aß, erklangen seine Worte doppelt kurz und machten auf mich den Eindruck, als habe er sich vorgenommen, mir meine richtige Stellung im Hause seines Vaters anzuweisen oder mich darauf aufmerksam zu machen, daß nicht alle Bewohner desselben die bisherige Ansicht über meine Person theilten.

»In welchen Verhältnissen haben Sie früher gelebt, Herr Gibson?« begann er seine Frage mit dem caustischen Tone eines Untersuchungsrichters.

»Drücken Sie sich gefälligst genauer aus,« erwiderte ich ruhig. »Ich habe in so mannigfaltigen Verhältnissen gelebt, daß ich nicht weiß, von welchen Sie unterrichtet zu sein wünschen.«

»Ah, Sie verstehen die deutsche Sprache noch immer nicht ganz,« fuhr er ironisch lächelnd fort, »ich merke es. Wenn wir im Allgemeinen von Verhältnissen sprechen, meinen wir stets Familienverhältnisse. Mit der Aristokratie also sind Sie wohl niemals in Verbindung gekommen?«

»Nein!« erwiderte ich kurz und ernst.

»Ich *habe* allen Respect vor dem englischen Adel,« fuhr er fort und ich nickte ihm schweigend meine Beistimmung zu. »Einen Mittelstand giebt es bei Ihnen nicht?« fragte er nach einer kurzen Pause.

»O doch,« erwiderte ich langsam. »Diese Meinung beruht auf einem Irrthum, den man nur im Auslande von uns hegt. Es sind in England nicht alle Menschen Barone oder Bettler, es giebt auch gediegene Leute von Bildung und Verdienst, die zu keiner von beiden Klassen gehören.«

»Auf welcher Schule sind Sie gebildet?« fuhr er plötzlich fort, indem er ein so großes Stück Fleisch in den Mund steckte, daß ich mich wunderte, wie er es hinein bringen konnte.

Ich erröthete unwillkürlich, nicht sowohl über diese Frage, als über die Art und Weise, wie sie gesprochen

wurde. »In Eton!« sagte ich ruhig und mit einem gewissen Nachdruck, der ihn auf sein Benehmen aufmerksam zu machen geeignet war.

»Sie sind aber wohl nur Extraneeer gewesen,« fuhr er mit fast wegwerfender Miene fort.

Wäre diese Frage nicht in Gegenwart seiner Eltern und Emmy's an mich gerichtet worden, so hätte er jetzt die erste herbe Antwort von mir erhalten. So aber bezwang ich mich und setzte ihm mit wenigen Worten das Verhältniß der Etonschüler auseinander, ohne auf seine Frage direct einzugehen, die er sich selbst beantworten mochte.

»Haben Sie schon Reisen gemacht?« fragte er weiter.

»Viele!« lautete meine einsylbige Antwort.

»Wo sind Sie gewesen, oder ist es ein Geheimniß?«

»Durchaus nicht, Herr Dankwardt!« – Und nun nannte ich die vielen Orte in aller Herren Ländern, wohin ich theils zu Fuß, theils zu Schiffe gekommen war, was ihm aber durchaus nicht zu imponiren schien, da er es mit dieser neuen Wendung, wie ich sogleich erkannte, auf etwas ganz Anderes abgesehen hatte.

»Wohin werden Sie nächstens reisen?« fragte er mit einem Mal mit so dreistem Anschauen und so erhobener Stimme, daß Emmy sichtbar erschrak, die Mutter unwillig zusammen zuckte und nur der Pfarrer in ruhiger Erwartung meiner Antwort seine gleichmüthige Miene beibehielt.

Jetzt merkte ich, daß er mit dem Vater über mich gesprochen und sein Urtheil über meinen so langen Aufenthalt in Prerow abgegeben habe. Ich fühlte plötzlich eine

wunderbare Ruhe in mein Herz einziehen und erwiderte daher ganz unbefangen: »Wohin ich demnächst reisen werde? Das weiß ich noch nicht, wahrscheinlich aber nur dahin, wohin mich meine Neigung ziehen wird.«

»Ah, also Sie besitzen die Mittel zu *weiten* Reisen?« fragte er überrascht, und der Pfarrer warf, wie mir schien, einen seltsam lauernenden Blick nach mir herüber.

»Gewiß, mein Herr,« antwortete ich stolz. »Ohne Geld kann man nicht über das Meer gehen und sich seine Existenz für's ganze Leben gründen!«

Diese Worte machten ihn stumm und meine Prüfung war zu Ende. Beim Zubettgehen aber reichte mir Emmy diesmal offener denn je ihre Hand und sagte mit tönender Stimme laut: »Gute Nacht, Carling, schlaf recht wohl!«

Am nächsten Morgen ganz früh hatte ich Gelegenheit, mit ihr einige Minuten allein zu sein. Als wir im Frühstückszimmer unerwartet zusammentrafen, sahen wir uns erst ganz befremdet an, als wäre eine dicke Scheidewand zwischen uns niedergefallen. »Nun,« sagte sie leise, »Du bist doch noch Carling? Du siehst ganz anders aus!«

»Wenn Du Emmy bist,« erwiderte ich, »dann bin ich's allerdings noch, aber auch Du siehst ganz anders aus.«

»Still!« flüsterte sie hastig. »Wir Beide sind ganz dieselben, aber gieb Acht, das Pfarrhaus in Prerow wird ein anderes werden.«

»Wie meinst Du das? Geht Deine Befürchtung von Berthold aus?«

»Bitte – schweigen wir über ihn. Kein Wort mag ich darüber reden und will es auch nicht hören.«

»Aber *wir* verstehen uns doch, Emming?«

»Ja, Carling, ewig und immer, da hast Du meine Hand darauf. Und ich nenne Dich auch ferner Du –«

»Wie?« fuhr ich auf. »Solltest Du es nicht?«

»Still, kein Wort darüber – Du verstehst mich!«

Die Pfarrerin trat zu uns und beendigte unsere Unterhaltung. Ich fühlte mich danach wieder beglückter denn je; ein erquickender Thautropfen war nach langer Dürre in mein Herz gefallen, und doch war ich von Neuem in einer ganz anderen Art betroffen. So viel war gewiß: Berthold hatte über mich, sowohl gegen Emmy, wie gegen seinen Vater gesprochen und wahrscheinlich meinen langen Aufenthalt und mein Verhältniß zu Emmy getadelt. Mir sagte es Niemand, aber ich sah es an Allen. Mich überließ es bald heiß, bald kalt bei dieser Wahrnehmung, und doch hielt ich mich standhaft gleichmüthig und ruhig, wozu ungemein die Bemerkung beitrug, daß die Pfarrerin sich unverändert liebevoll gegen mich erwies.

Nachdem der Candidat sich vierzehn Tage bei seinen Eltern aufgehalten und zu Weihnachten von dem in Bezug auf ihn sehr freigebigen Vater reichliche Geschenke erhalten hatte, schien es ihm allmählig besser im Hause zu gefallen und man merkte seinem ganzen Benehmen an, daß er sich wieder heimatlicher in dem stillen Prerow fühle. Anfangs glaubte ich, an dieser günstigeren Gestaltung des Wesens des jungen Herrn sei die übergroße

Zärtlichkeit des Vaters und die einfache Natürlichkeit seiner Mutter schuld, allein darin irrte ich mich, denn es waltete ein ganz anderer Grund der so sichtbaren Verwandlung ob. Mit einem Wort, es war die schöne Pflegeschwester, die ihm mildere Ansichten über die Einsamkeit des abgelegenen Landes beigebracht, und das ließ er ohne Hehl vor Jedermann offen zu Tage treten. Allmählig ward er aufmerksamer und gefälliger gegen sie, seine Stimme, wenn er sie anredete, verlor den hohen Ton, und sogar die Worte, die er an sie richtete, wurden weniger lehrreich und pädagogenmäßig. Emmy's stets gleichmäßig freundliches aber ruhiges Benehmen schien ihm zuletzt zu imponiren, er merkte, daß sie kein Kind mehr war und am wenigsten eines Erziehers von seinen Jahren bedurfte. Von jetzt an wandte er seine Augen noch häufiger nach ihr hin, runzelte nicht mehr die Stirn, wenn sie von Dingen sprach, die sich nicht auf die Kirche, den Glauben und die Religion bezogen, und ließ selbst in seinen von Anfang an heuchlerischen Bestrebungen in diesem Punkte nach. Noch einige Tage weiter vorgerückt, fing er an, den Galanten zu spielen, fragte nach ihren Lieblingsschriftstellern und erbot sich sogar, ihr Abends vorzulesen, wenn sie gern etwas daraus hören wollte. Auch ging er ihr auf Schritt und Tritt nach, sogar in die Küche, und benahm sich dabei so aufdringlich daß die alte Magd eines Tages ganz laute Bemerkungen darüber hören ließ.

Ich sah das Alles mit an, aber bekümmerte mich nicht im Geringsten darum. Ich weiß nicht, wie es kam, aber

ich konnte auf diesen Nebenbuhler in keiner Weise eifersüchtig sein, dazu war ich Emmy's Zuneigung zu mir zu gewiß und Herr Berthold schien mir kein Mann zu sein, dem ich, seine Gelehrsamkeit abgerechnet, in irgend einem Punkte nachstände, trotzdem ich keine Theologie studirt, in keinem vornehmen Hause Hofmeister gewesen war und selbst in England keine Verbindung mit der Aristokratie gehabt hatte.

Eben so wenig gab mir Emmy Veranlassung, diese schreckliche Leidenschaft kennen zu lernen. Sie blieb sich sowohl gegen ihren Pflegebruder wie gegen mich vollständig gleich; gegen ihn war sie weder kalt noch herzlich, höchstens schwesterlich, gegen mich ganz so, wie sie bisher gewesen, nur legte sie fast noch mehr Innigkeit in ihren Ton, wenn sie mit mir sprach, und mehr Seele in ihr Auge, wenn sie mich bei irgend einer Gelegenheit anblickte.

SIEBENTES KAPITEL. DIE BOOTSCHLITTENFAHRT.

So standen die Verhältnisse am Morgen des dritten Weihnachtstages, bis wohin wir glücklich gelangt waren, und ich zählte die Stunden, die noch vor Anbruch des 30. December lagen, an welchem Tage der Candidat, wie er bereits verkündigt, nothwendig zu seinem Zögling nach Carnin zurückkehren mußte.

Dieser dritte Weihnachtsfeiertag war dazu auserlesen, abermals eine Wandelung in meinen Beziehungen zu den Mitgliedern des Hauses herbeizuführen, und wenn ich

dadurch auch nicht in das alte Verhältniß zum Pfarrer zurücktrat, so war er wenigstens geeignet, dem Unheil Stillstand zu gebieten, welches in seiner Brust gegen mich anzufachen, seinem Liebling gelungen war.

Es mochte halb neun Uhr Morgens sein, als Elias Rubarth plötzlich erschien und uns einen, mir sehr angenehmen Vorschlag machte. »Es ist ein herrlicher Tag,« sagte er nach abgestatteter Begrüßung; »das Eis ist prächtig und wir haben strammen Ostwind. Wie wäre es, wenn Ihr Alle zusammen eine Bootschlittenfahrt nach Bootstedt mit mir machtet, ein Glas steifen Grog bei mir tränket und tüchtig durchfrozen nach Hause kämet, um Euch das Mittagsbrod trefflich schmecken zu lassen, wie? Mein Schlitten ist frisch getakelt und liegt drüben an der Prerower Mündung im Bodden. Ich bin fast bei Nacht herübergekommen, um zeitig einzutreffen und Euch ein ächtes Weihnachtsvergnügen zu bereiten.«

Der Pfarrer warf einen Blick auf das Thermometer und sagte: »Es sind nur sechs Grad Kälte, die Sonne scheint hell, der Himmel ist blau und Dein Vorschlag läßt sich hören, Elias, wenn ich für meine Person auch von der Parthie Abstand nehmen muß. Auch die Mutter bleibt wohl lieber bei mir zu Hause – doch was meinst Du, Berthold?« wandte er sich zu diesem, der behaglich seine letzte Tasse Kaffee schlürfte.

Berthold warf einen fast verächtlichen Blick auf den ehrlichen Ueberfahrer und wollte sich schon gegen die Theilnahme aussprechen, als Emmy herantrat und, indem sie Elias eine Tasse warmen Kaffee reichte, sagte:

»Herzlich gern, Elias, nehmen wir Deinen Vorschlag und Deine Einladung an. Wir sind so lange nicht zusammen gefahren und bei diesem Winde werden wir den Bodden bald hinter uns haben.«

Elias lachte mit beiden Backen. »In fünf Minuten, vom Strande aus gerechnet, habe ich Euch Alle drüben,« sagte er, »es geht wie eine Windsbraut und das Vergnügen ist groß.«

»Ich werde mich sogleich fertig machen!« sagte nun Berthold, da auch ich mich entfernte, um meinen Ueberrock und ein Paar warmer Handschuhe zu holen. Zehn Minuten später trat der Candidat, in seinen schönen Pelz gehüllt, herein und meldete sich zum Abgange bereit. Gleich nach ihm kam Emmy, einen warmen Mantel um die runden Schultern und eine gestrickte Kapuze von schneeweißer Wolle auf dem glänzenden Haar, die fast das ganze Gesicht umschloß und ihr reizend stand. Außerdem gab ihr die Mutter noch einen kleinen Fußsack mit, den Elias trug, und so nahmen wir Abschied, nachdem der Pfarrer noch die größte Vorsicht empfohlen und die Mutter uns Allen eine glückliche Fahrt gewünscht hatte.

»Ich werde Euch den kürzesten Weg führen,« sagte Elias, als wir aus der Hausthür getreten waren. »Folgt mir nur, zuerst gehen wir über den Strom und dann querfeld ein.«

Bald hatten wir den mit dickem Eise belegten Prerower Strom erreicht, und da dasselbe sehr glatt war, prüfte Emmy es vorsichtig mit ihrem kleinen Stiefelchen, bevor

sie den Fuß fest daraufsetzte. Ich stand eben im Begriff, ihr meinen Arm zu reichen, als Berthold hastig zwischen uns trat, ihren Arm ergriff und sie nach dem gegenüberliegenden Ufer führte, wobei er mir einen Blick zuwarf, als wollte er sagen: »Halt, mein Herr Engländer! Sie machen sich hier sehr breit und nehmen einen großen Platz ein; aber erst komme ich, dem Sie nicht werth sind, die Schuhriemen aufzulösen.«

Am jenseitigen Ufer angekommen, lehnte Emmy seine fernere Führung ab, wickelte sich fest in ihren Mantel und so setzten wir hurtig unsern Weg fort.

Nach einer halben Stunde hatten wir das Ufer des Bodens und die Stelle erreicht, wo Elias Rubarth's Bootschlitten unter Aufsicht seines jungen Schiffers stand. Neben ihm lag noch ein anderer, der dem Müller von Bliessenrade gehörte, eben herübergekommen war und gegen Mittag erst seinen Rückweg nach der Windmühle antreten sollte, wie Elias Schiffsjunge erzählte.

Doch nun dürfte es wohl an der Zeit sein, Ihnen zu erklären, was eigentlich ein Bootschlitten ist, damit Sie sich eine richtige Vorstellung von einer Erfindung machen können, die jenem Lande eigenthümlich und für die Umwohner der großen Binnengewässer im Winter von großer Wichtigkeit ist. Der Bootschlitten ist ein bootartiges Fahrzeug mit ziemlich plattem Boden, nur doppelt so breit und nicht ganz so lang wie ein gewöhnliches Fährboot jener Gegend. Statt des Kieles sind zwei parallel laufende schmale stählerne Kufen am Boden angebracht, auf welchen das Fahrzeug wie jeder Schlitten

läuft. Die Fortbewegung wird wie bei einem Boote durch Segel bewirkt, deren Takelung sich durch nichts von der jedes Wasserboots unterscheidet und in der Regel auf einem Mast mit großem Sprietsegel, und am Buge aus einem Ausleger besteht, der ein ziemlich mächtiges Focksegel trägt. Die hauptsächlichste Kunst des Fahrens besteht nun, außer in der geschickten Segelstellung und ihrer schleunigen Bedienung, in der Steuerung. Wie jedes größere Fahrzeug auf dem Wasser ein Steuerruder führt, so auch der Bootschlitten, nur ist dasselbe hier von eigentümlicher Beschaffenheit und besteht in einem scharfen, spitzen Eisen, das mittelst einer Schraube fest in das Eis gedrückt werden kann, wenn der Schlitten stehen bleiben soll, sonst aber, in die Oberfläche des Eises während der Fahrt einschneidend, ihm durch seine Beweglichkeit nach beiden Seiten jede beliebige Drehung zu geben vermag wie das Steuer dem wirklichen Boot. Die Schnelligkeit, die ein solches Fahrzeug bei günstigem Winde und glatter Eisbahn erreicht, ist eine ganz ungewöhnliche und weicht in keiner Weise der unsrer jetzigen schnellsten Locomotive auf Eisenbahnen, so daß man bequem den Weg von einem Ufer des Boddens bis zum andern, also eine deutsche Meile weit, in fünf Minuten zurücklegen kann.

Zum Fahren selbst gehören nothwendig zwei Personen, von denen die eine auf die Segel achtet und die andere das Steuer keinen Augenblick aus der Hand lassen darf. Eine besondere Gefahr läuft man bei geschickter Führung nicht, nur muß man seine Fahrstraße kennen, die Kraft des Windes berechnen und zu rechter Zeit

den Steuerstachel in das Eis drücken und die Segel fallen lassen, wenn angehalten werden soll, da man sonst mit furchtbarer Gewalt auf das Land läuft und dabei leicht über Bord geschleudert wird. Eben so muß man sich von offenen Wasserstellen fern halten. Die Gefahr, in das Wasser zu gleiten, ist aber bei Weitem nicht so groß, wie es scheint, wenn man nur sonst auf seinem Platze sitzen bleibt. Denn geräth einmal ein solcher Schlitten in offenes Wasser, so schwimmt er wie jedes andere Boot und wird, da das flüssige Element in dem umschließenden Eise ruhig ist, leicht nach einer Stelle geleitet, wo man wieder auf das Eis gelangen und ihn herausziehen kann.

Als wir bei Elias' Bootschlitten anlangten, hielt dieser sich nicht lange mit Vorbereitungen auf, sondern stieg sogleich ein und überließ es uns, ihm nachzufolgen, indem er voraussetzte, daß ich das Steuern übernehme würde, was ich so gern that und eben so gut wie er verstand. Da ereignete sich aber ein ganz unvorhergesehener Zwischenfall. Anstatt zu uns in den Schlitten zu steigen und sich unsrer Führung anzuvertrauen, trat Berthold an des Müllers Schlitten, der etwas kleiner war, und gab seine Absicht kund, mit diesem über den Bodden zu fahren, in der bestimmten Erwartung wahrscheinlich, Emmy werde seine Gesellschaft vorziehen und sich in seinen Schlitten setzen.

»Was wollen Sie denn da drinnen, Herr Candidat?« fragte Elias fast unwillig. »Dies hier ist mein Schlitten und der dort gehört nach Bliesenrade.«

»Das ist mir ganz einerlei!« rief der Candidat stolz herüber. »Ich pflege stets nach meinem eigenen Willen zu handeln und bin am liebsten auch mein eigener Steuer-
mann. Herr Gibson wird es nicht besser verstehen als ich, da ich von Jugend auf mit Bootschlitten gefahren bin.«

»So. Also Sie wollen durchaus auf Ihren Kopf bestehen? Nun gut, ich bin nicht verantwortlich und gebe Ihnen Raum, Ihre Fähigkeiten zu zeigen. Jung'!« wandte er sich nun an seinen Schiffer, »steig Du hinüber und stelle dem Herrn Candidaten die Segel, aber gieb Acht, daß Du ihn glücklich hinüber bringst.«

»Komm, Emmy!« rief Berthold nun und streckte schon die Hand nach ihr aus, um sie in seinen Schlitten zu heben, während der Schiffsjunge bereits die Segel in demselben zurechtlegte und die Taue faßte.

Aber der Herr Candidat hatte sich diesmal verrechnet. Ich stand wie Emmy noch auf dem Festlande und hielt mich bereit, sie in den Schlitten zu heben, in welchen sie nun steigen wolle. »Nein, ich fahre mit Euch,« wandte sie sich plötzlich zu uns – »nicht aus Furcht, Berthold, daß Du das Steuern nicht verstehst, sondern weil es unrecht wäre, Elias, der uns dazu eingeladen hat, das Vergnügen zu verderben.« Und rasch sich auf meinen bereit gehaltenen Arm stützend, sprang sie behend in den Schlitten und setzte sich auf die Bank nieder, die dem Steuerplatz unmittelbar gegenüber angebracht war.

Berthold Dankwardt machte ein seltsames Gesicht. Anfangs wurde es glühend roth und dann plötzlich erdfahl

und bleich. »Thu, wie Du willst,« rief er fast erbost, »nun fahre ich erst recht allein.«

»Fahren Sie in Gottes Namen, Herr Candidat,« rief Elias lachend zurück. »Aber halten Sie sich dicht hinter uns, wir gehen in gerader Linie nach meines Vaters Hause hinüber. Rechts ab aber wenden Sie sich nicht, dort ist das Wasser weit offen, die Fischer haben das Eis just aufgeschlagen, um einen großen Fischzug zu thun. Und nun, Carling, wenn Du fest sitztest, löse das Tau – ich bin fertig, vorwärts mein Jung'!«

Ich wollte so eben das Tau lösen, durch welches der Schlitten noch an einem Pflock auf dem Lande befestigt war und hob schon das Steuer etwas vom Eise in die Höhe, als ich noch einen Augenblick inne hielt und mich verwundert nach dem andern Fahrzeuge umsah. Der Schiffer hatte die Segel bereits gerichtet und der starke Wind füllte sie schnell. Und noch ehe wir ganz fertig geworden, flog schon des Müllers Schlitten wie ein Falke dahin und da ich ihn in guter Richtung absegeln sah, löste ich rasch unser Tau und nun begann eine Fahrt, so schön und schnell, wie ich sie nie mitgemacht.

Anfangs ging Alles gut von Statten. Der Wind wehte gleichmäßig stark aus Osten und so flogen wir, da wir gerade nach Süden gingen, mit halbem Winde in furchtbarer Schnelligkeit fort. Emmy, die dicht vor mir saß und mir ihr frisch angehauchtes Gesicht zuwandte, war ganz beglückt, und nur zuweilen drehte sie sich herum, um nach dem vordersten Schlitten zu sehen, der durch meine

Zögerung einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatte. Ich dagegen hielt mein Ziel streng im Auge, denn ich wußte, daß es hier Acht zu geben galt, und wollte weder von Elias gescholten sein, noch Emmy der Gefahr des Aufstoßens aussetzen. Allein so weit waren wir noch nicht. Fünf Minuten sind eine kurze Zeit, wenn man sie bei heiterem Gespräch oder ziellos spazierendehend verbringt, aber es kann viel in dieser kurzen Zeit vorfallen, wenn man ein, wo nicht gefährliches, doch immer bedeutsames Unternehmen ausführt. Mit einem Auge Emmy anschauend, mit dem andern den Weg berechnend, der noch vor uns lag, verließ ich mich ganz auf Elias' Geschicklichkeit, die Segel zu richten und zu rechter Zeit fallen zu lassen, da er so gut wußte, was er zu thun hatte, wie ich. Plötzlich aber fuhr sowohl Emmy wie ich heftig zusammen, denn Elias braßte nicht allein unvorhergesehen mit gewaltigem Zuge die Segel, so daß der Schlitten, da der heftige Wind sie noch voller faßte, einen starken Ruck erhielt und noch eiliger fortschoß, sondern er rief auch mit hastigem Athem:

»Zum Donner! Was ist denn das? Seht doch den Candidaten an! Hat er den Verstand verloren? Er geht leewärts hinüber und gerade auf das offene Wasser los. Herum mit dem Steuer, Carling, noch mehr herum – es wird ein Unglück geben, wenn es so fort geht – hat denn mein Junge da vorn kein Seemannsauge mehr?«

Die Worte wurden so schnell hervorgestoßen, daß sie fast in einander flossen. Während ich auf der Stelle das

Steuer nach Backbord drehte, so daß also auch wir dieselbe Richtung wie das erste Boot einschlugen, hob ich mein Auge auf und sah, was geschah, wobei ich sogleich Elias' Absicht erkannte. Hatte Berthold Dankwardt das Steuer falsch geführt oder war irgend etwas an der Schraube gebrochen, genug, sein Schlitten fuhr mit rasender Schnelligkeit vor vollem Winde nach Westen hinüber und gerade auf die offene Wasserstelle zu.

Emmy, vor Schreck bleich, sah starr nach dem abirrenden Boote hin. Rubarth dagegen war ganz still geworden, saß unbeweglich auf seiner Bank und hielt die Schoten seiner Segel fest in der Hand, um sie augenblicklich fahren zu lassen, wenn es Zeit sei. Ich umfaßte den Helmstock mit krampfhaft drückenden Fingern und Elias' Augenwinken folgend, nickte ich ihm zu, daß ich wisse, was er wolle und darauf Acht gebe. Dabei flogen wir immer vorwärts, waren aber natürlich stark von unsrer ersten Richtung abgewichen.

»Bei Gott!« schrie Elias jetzt aus vollem Halse – das Unglück geht los – er ist dicht davor – die Segel herunter, armer Jung'!«

Er hatte kaum ausgesprochen, so geschah, was wir befürchtet hatten. Zwar sanken die Segel des ersten Boots, kunstgerecht von der Hand des jungen Schiffers gelöst, aber der Steuermann that seine Schuldigkeit nicht und der Schlitten schoß in dem einmal begonnenen Laufe wie der Wind selber dahin. Plötzlich vernahmen wir ein lautes Klatschen aus der Ferne – das Boot vor unsern Blicken verschwand – es war in den offenen Strom gelaufen und

anfangs bis an seinen Rand untergetaucht. Emmy schrie laut, – mir stand bei dem ängstlichen Ton das Herz fast still: »O, Carling, Elias, rettet ihn, rettet ihn, um Gottes und seines armen Vaters willen!«

Ich streckte meine Linke beschwichtigend und zustimmend gegen Emmy aus, denn reden konnte ich nicht; meine Rechte aber drückte das Steuer fest nieder, der spitze Haken fuhr tiefer in das Eis und unser Schlitten glitt nur noch, ein lautes Knirschen hören lassend, eine kurze Strecke fort, dann stand er, von dem Eisen gehalten, wie angenagelt, da Elias schon lange die Segel heruntergelassen hatte.

»Sie sind Beide im Wasser!« schrie Elias. »Aber das Boot schwimmt – die dummen Menschen! Heraus, Carling, fasse Du den Kandidaten, ich werde mich um meinen Jungen kümmern!«

Alles ging jetzt schneller vor, als man es beschreiben kann. Elias, Emmy und ich stürzten, so rasch wir es vermochten, über das glatte Eis, das uns von dem offenen, nur mit einer dünnen Eiskruste belegten Wasser trennte, und sahen schon von Weitem, wie die Sachen standen. Der Schiffsjunge war nirgends sichtbar, Berthold dagegen ragte halb aus dem Wasser hervor, von seinem Pelze oben gehalten, der sich wie ein großes Rad um ihn ausgebreitet hatte.

»Herr Gibson, Herr Gibson!« rief der Candidat ein Mal über das andere; »schnell, schnell, retten Sie mich!«

Ich war schon bereit. Ich stand hart am Rande des über einen Fuß dicken Eises und reichte dem angstvoll

blickenden Sohn des Pfarrers, der seinen Hut verloren hatte, eine zu diesem Zweck mitgenommene Stange hin. Als er sie erfaßt, zog ich ihn an das Eis heran und nun seinen Pelz mit kräftiger Hand ergreifend, zerrte und schnellte ich ihn heraus, während er krampfhaft nach meinen Händen griff, als ich ihn gefaßt hatte.

Fast in demselben Augenblick hatte auch Elias seinen Jungen auf das Eis gebracht. Wie derselbe aus dem Wasser aufgetaucht und was Elias dabei gethan, konnte ich natürlich nicht sehen, da meine ganze Aufmerksamkeit auf Berthold gerichtet blieb. Plötzlich aber standen wir Alle wohlbehalten auf dem Eise und sahen uns gegenseitig mit Blicken an, die sich nicht beschreiben lassen.

»Na ja!« schrie jetzt Elias mit zornigem Beben seiner gewaltigen Stimme, »das haben Sie davon, daß Sie Ihr eigener Steuermann sein wollten! Sie hätten sich und uns mehr Vergnügen gemacht, wenn Sie nicht so eigensinnig gewesen wären. Aber jetzt nicht gezaudert! Fort in meinen Schlitten, Herr Candidat, und hinüber nach dem Hause, um in's warme Bett zu kommen. Der Bodden ist etwas kühl, he? Vorwärts! Des Müllers Boot laßt ruhig schwimmen – da kommen schon Leute herüber, die werden es fischen und an Ort und Stelle zurück bringen.«

Alles ging jetzt mit hastiger Eile vor sich und kein überflüssiges Wort wurde mehr gesprochen. Der triefende Candidat und sein unglücklicher Schiffsjunge saßen bald, vor Frost schauernd, in Elias' Schlitten. Dieser hatte, ohne eine Secunde zu verlieren, schon seine Segel

aufgezogen, ich hielt das Steuer, Emmy's zitternde Hände mit meiner Linken umschließend, und so flogen wir bald, bei dem Winde segelnd, nach Elias' Hause hinüber, von woher uns der alte Rubarth schon entgegen gelaufen kam, um seine schwache Hülfe anzubieten.

Was nun geschah, geschah schnell und ohne daß ein Wort dabei verloren ward, Elias übergab seinem Vater den Schlitten und während sein Junge in das Haus lief, zerzten wir den schwerfälligen Candidaten mit uns fort, rissen ihm im warmen Zimmer den von Eiszotten starrenden Pelz und die Kleider vom Leibe und packten ihn in ein himmelhohes Bett, wo er mit klappernden Zähnen liegen blieb und ein Glas nach dem andern von dem schon fertigen Grog trank. Emmy aber war unterdessen im Nebenzimmer geblieben und erzählte mir später, daß sie in der ersten halben Stunde weiter nichts gethan habe, als Gott gedankt, daß ihrem Vater sein Liebling – o, und von mir! – gerettet sei.

Dies, mein Freund, war meine letzte und bedeutungsvollste Bootschlittenfahrt auf dem Bootstedter Bodden. Schon wenige Stunden nach dem unglücklichen Vorfall fühlte sich Berthold so gestärkt, daß er, in weite warme Kleider von Elias gehüllt, mit diesem und uns die Fahrt nach dem Prerower Strom zurück antreten konnte, denn wir wollten so bald wie möglich daselbst eintreffen, weil wir befürchteten, die Kunde des Vorfalls möchte in vergrößertem Maaßstabe den alten Pfarrersleuten auf einem anderen Wege zugehen, was glücklicher Weise nicht geschehen war, da derselbe zu weit von der Insel Zingst

stattgefunden und Niemand von dort aus unser Unglück bemerkt hatte. Wir fuhren so weit in den Prerower Strom hinein, als es der Wind und das Eis erlaubten, dann aber liefen wir, was wir konnten, nach dem Pfarrhause, wo wir in einer seltsamen Stimmung anlangten und den alten Eltern des Verunglückten durch unsre Erscheinung bewiesen, daß wir nicht nur am Leben, sondern auch völlig gesund, wenn auch tüchtig durchgefroren waren.

Erlassen Sie es mir, die ersten Augenblicke zu schildern, die nun im Pfarrhause folgten. Der Pfarrer saß am Bett seines Sohnes, wohin dieser wieder gebracht worden war, und dankte Gott mit lauter Stimme, daß sein Liebling ihm wohlbehalten wiedergegeben sei. Die Mutter aber lag an meiner Brust, küßte und herzte mich, da sie bald von Emmy erfahren, daß ich ihren Sohn aus dem Bodden gezogen, obgleich ich versicherte, daß ich nichts als meine Schuldigkeit gethan und daß es obendrein keine schwierige Sache gewesen sei, den leichten Candidaten aus dem Wasser zu heben.

An diesem und auch noch an den nächsten zwei Tagen herrschte im Pfarrhause eine, man möchte fast sagen, weihevollte Stille. Berthold hatte einen starken Schnupfen bekommen und der Pfarrer war darüber vor Angst und Sorge außer sich. Er verließ fast keinen Augenblick das Bett des Patienten und war nur mit Mühe davon abzubringen, auch Nachts bei ihm zu wachen. Um den alten

Mann in seinem Kummer zu trösten, erbot ich mich, nach Barth zu gehen und den Doctor Brusky zu holen, allein die Mutter widersetzte sich diesem Vorschlag, indem sie bestimmt erklärte: ein Schnupfen nach solchem kalten Bad sei ein so natürliches Ding, daß sie es für unnöthig halte, darum einen Mann zu bemühen, der schwerere Patienten zu besuchen habe. Ein paar Tassen Fliederthee würden ausreichen, den Kranken gesund zu machen, und man müsse nicht gleich verzagen, wenn der liebe Gott statt eines wirklichen Unglücks, das hier so nahe gelegen, nur ein vorübergehendes kleines Uebel gesandt habe.

Daß sie vollkommen Recht hatte, ward schon sehr bald klar, denn nach zwei Tagen war der Candidat von seinem Schnupfen so weit hergestellt, daß er das Bett verlassen und in unserer Gesellschaft mit großem Appetit das Mittagsbrod verzehren konnte, was den guten Pfarrer so sehr befriedigte, daß er jetzt eben so vor Freude, als vorher vor Angst und Sorge außer sich war.

Was mich selbst betrifft, so fühlte ich mich in jenen beiden ersten Tagen, wo ich den Patienten gar nicht und den Pfarrer sehr wenig zu sehen bekam, ganz außerordentlich behaglich. Ich hatte unter diesen Umständen die beste Gelegenheit, nach langer Zeit einmal wieder ungestört mit Emmy reden zu können, und sie gab mir dabei so unumwunden durch Miene und Blick ihre Gefühle zu erkennen, daß ich namenlos glücklich war.

Allein dieses Glück wurde sehr bald durch das Auftreten des Pfarrers und seines Sohnes unterbrochen, von denen der letztere sogleich nach seiner Genesung wieder

den ersten Platz im Hause beanspruchte. Doch ich will nicht vergessen, Ihnen zu sagen, wie sich der Pfarrer gegen mich benahm; nachdem er von seiner Frau vernommen, welche Dienste ich ihm geleistet. Sein erstes Begegnen mit mir war eigenthümlich und ich glaubte schon, seine frühere Zuneigung sei ganz und gar wieder zu mir zurückgekehrt. Er dankte mir mit Thränen in den Augen, nannte mich seinen guten Carling, den ihm Gott wirklich zu seinem Frommen gesandt, und verhiess mir Gottes Lohn für alle Zeiten, da er selbst mir mein Thun niemals genügend lohnen könne. Allein schon am nächsten Tage war er wieder viel stiller und zurückhaltender gegen mich, ja er schien mir, wo es anging, aus dem Wege zu gehen, und konnte es namentlich nicht über sich gewinnen, sein Auge in das meinige zu senken, so freundlich ich ihn anzuschauen mich bemühte. Noch viel eigenthümlicher und mir eigentlich unerklärlich war Berthold's Betragen. Als er mir entgegentrat, sah ich auf den ersten Blick, daß er mir hauptsächlich darum ernstlich grolle, daß Emmy in unsern und nicht in seinen Schlitten gestiegen sei, und dies Gefühl überwog sogar die Dankbarkeit, die er mir schuldete. Zwar sprach er einige anerkennende Worte gegen mich, die freundlich lauten sollten, aber sie kamen eben so kalt aus seinem Munde wie aus seinem Herzen. Jedoch will ich ihm hier nicht Unrecht thun. Ich habe keine Ahnung davon, wie einem eifersüchtigen Herzen zu Muthe ist, wenn ihm Aehnliches wie Berthold begegnet, und wer weiß, wie meine Empfindungen gegen ihn gewesen wären, wenn er mir in den ersten Stunden die

Zuneigung Emmy's abgewonnen und mich bei ihr in den Schatten gestellt hätte.

Drei Tage blieb er noch im elterlichen Hause, dann rüstete er sich endlich zur Abreise, die unwiderruflich festgesetzt war. Mit gemischten Gefühlen begleiteten wir ihn Alle nach dem Bodden, wo Elias' Bootschlitten ihn erwartete und der ebenfalls genesene Schiffsjunge wieder die Segel stellte. Von seinem Vater hatte er eigentlich schon durch ein stundenlanges Gespräch unter vier Augen im Hause Abschied genommen, daher flüsterte er ihm hier nur noch einige Worte zu, die der Alte mit schweigendem Kopfnicken erwiderte. Darauf küßte er seine Mutter einmal und Emmy zweimal, was diese so ruhig hinnahm, als verstehe sich solche Liebkosung von selbst. Dann reichte er mir die Hand, wünschte mir glückliche Reise zu meiner nächsten großen Seefahrt, die ich ja wohl nun bald antreten würde, und stieg in den Schlitten, der ihn im Fluge sicher von dannen führte. So lange wir ihn mit den Augen verfolgen konnten, blieben wir am Bodden stehen, dann schlugen wir den kürzesten Weg nach Hause ein und kamen daselbst im tiefsten Schweigen an, da wohl Jedes von uns Ursache genug haben mochte, über die Einwirkungen dieses seltsamen Besuches nachzudenken.

Dieses Nachdenken nahm namentlich bei mir eine ziemlich lange Zeit weg, denn der letzte ironische Abschiedswunsch Berthold's klang mir noch immer in den Ohren und eigentlich war er es, der mir fast jede frohe Stunde vergällte, die ich noch auf Prerow genießen

sollte. Wenn ich daher in den ersten Tagen etwas trübe und einsylbig erschien, so war Emmy um so heiterer und man merkte ihr an, daß der Alp gewichen sei, der ihr vier Wochen lang schwer auf der Seele gelastet hatte. Ungemein zärtlich erwies sich in dieser Zeit die Pfarrerin gegen mich und ich glaube mehrfache Beweise zu haben, daß sie über diesen Punkt in einigen Widerstreit mit ihrem Manne gerieth, der entschieden meine Partei *nicht* nahm und von Tage zu Tage wieder wortkarger und zurückhaltender wurde. Nach acht Tagen erreichte diese Mißstimmung gegen mich ihren höchsten Grad, als ein Brief von Berthold kam, worin er den Eltern und Emmy seine Abreise nach dem Rhein anzeigte. Dies war das Einzige, was Emmy und mir aus dem Briefe mitgetheilt wurde, der übrige Inhalt blieb uns verborgen und nie habe ich auch nur eine Andeutung erhalten, was in demselben mitgetheilt war, obgleich ich überzeugt bin, daß von mir viel darin die Rede gewesen, denn ich hatte mit der Zeit gelernt, in den Mienen der Menschen zu lesen; und die Miene des Pfarrers war mir endlich ein offenes Buch geworden.

Indessen verlor sich glücklicher Weise seine Kälte gegen mich mehr und mehr und es gab sogar im Laufe des Winters Tage, in denen er wieder recht herzlich sein konnte, und das geschah jedesmal, wenn er mit mir allein einen weiten Spaziergang unternahm und wir im Gespräch auf Gegenstände geriethen, die seinem Hause fern lagen und nicht den geringsten Anknüpfungspunkt mit dem abwesenden Liebling boten. Sobald der Name

Berthold aber genannt wurde, nahm sein Wesen einen trockenen, ja kalten Anstrich mir gegenüber an und ich ward endlich überzeugt, daß der Pfarrer persönlich mir wirklich wohlwolle, jedoch nur seinem Sohne zu Liebe ein Mißtrauen gegen mich gefaßt habe, welches sein Verstand eben so wenig zu überwinden im Stande sei, wie sein Herz sich ganz von mir abwenden konnte, und so entstand jenes zwiespaltige Verhalten, das von so unangenehmer Einwirkung auf unser Aller Stimmung, für mich insbesondere aber höchst niederdrückend und entmuthigend war.

ACHTES KAPITEL. CAPITAIN BUNGER ÖFFNET CHARLES GOODRICK DIE AUGEN.

Waren mir während des letztgeschilderten Besuches die Tage schon rasch vergangen, so schienen sie mir nach demselben in reißeendem Fluge zu verschwinden und es kam mir oft vor, als wären die Stunden kürzer geworden oder als verträumte ich die halbe Zeit, denn eine Woche nach der andern glitt dahin, ohne daß ich eine Ahnung, geschweige denn das Bewußtsein hatte, wo sie geblieben war. So lag schon der Januar und Februar hinter uns und während dieser Zeit waren wir Alle endlich wieder in das alte Geleise unserer früheren Beschäftigungen gerathen, die durch jenen Besuch eine so traurige Unterbrechung erlitten hatten.

Wunderbar früh entwickelte sich diesmal der Frühling vor unsern Augen und alle Reize und Schönheiten, die er in seinem reichen Schooße bewahrte, schien er vor

meiner Seele ausgeschüttet zu haben, um sie noch einmal mit Wonne zu füllen, bevor mir das Schicksal den Scheidebrief von meiner ewig theuren, stillen Heimat an der Ostsee schrieb. Ach, und mit diesem warmen, rosigen äußeren Frühling ging noch ein anderer, innerer, Hand in Hand, und der war noch viel lieblicher und beglückender als jener. Die reinste, vollkommenste Liebe zu Emmy war in mir aufgeblüht und mein ganzes Wesen schwelgte in Seligkeit, wenn sie mir in ihrer wunderbaren Schönheit vor Augen trat. Emmy war jetzt beinahe achtzehn Jahre alt, an Leib und Seele reif, aber auf ihrem meist ernst ruhigen Gesicht, wenn es nicht lächelte, thronte der Geist und die Gediegenheit viel späterer Jahre. Nie habe ich Jemand in meinem Leben kennen gelernt, der durch seine bloße äußere Erscheinung eine solche Gewalt über mich ausgeübt hätte. Ich brauchte sie nur kommen zu hören, so war ich wie electricirt, und wenn sie vor mir stand, mich mit ihren großen blauen Augen liebevoll betrachtete, hätte ich ihr immer zu Füßen stürzen mögen, um ihr mein Leben anzubieten, falls es ihr zu irgend etwas hätte nützen können. Ach, und wenn sie mit dem silbernen Tonfall ihrer weichen, glockenreinen Stimme zu mir sprach, wie rührte das mein ganzes Wesen auf, wie bemächtigte sie sich jedes Gefühls in meiner Brust, wie beherrschte sie meinen Geist, meine Gedanken, und auf der Stelle, mochte ich mich beschäftigen, womit ich wollte, war ich stets bereit, mich ihrem leisesten Wunsche zu fügen, ihrem einfachsten Winke zu folgen. War das allein

Liebe, mein Freund? Nein, das war die vollständigste Verehrung, die gänzliche Hingebung, mein Wesen ging voll in dem ihren auf, und es gab nichts, nichts auf der Welt, welchen Namen es auch haben mochte, was mir theurer, köstlicher gewesen wäre als sie und mehr noch – ihr irdisches Glück. Aber wie, womit konnte ich sie glücklich machen? Darüber zerbrach ich mir täglich den Kopf und niemals konnte ich etwas ausfindig machen, was meinem heißen Begehren darin nur einiges Genüge geleistet hätte, ausgenommen das Eine, was die egoistische Jugend allerdings für das höchste Glück der Geliebten hält: sie nur noch mehr, noch inniger zu lieben.

Doch still davon – hören Sie weiter, wie das Suchen eines Glückes für ein anderes Wesen mir selbst vom Schicksal vergolten ward. Wir hatten so ziemlich das Ende des März erreicht. Das Wetter blieb sich immer gleich, es war warm und schön, aber noch waren wir nicht wieder im Darss-Walde gewesen, obgleich wir schon manche Stunde auf unsrer großen Düne am Strande verplaudert hatten. Eines Sonnabends fesselte den Pfarrer der Entwurf einer Predigt länger als gewöhnlich an den Arbeitstisch, und da die Stunde des Spazierganges gekommen war, schlug er seiner Frau vor, mit Emmy und mir allein zu gehen. Wir wählten diesmal nicht den sandigen Weg nach Prerow, sondern den in entgegengesetzter Richtung am Strande entlang, um so nach einem kleinen Umwege die Schloßruinen zu besuchen, wohin die Pfarrerin gern ging, da es nicht zu weit war. Wir kehrten gegen Abend heiter und vergnügt zurück, als wir am Prerower Strom

entlang zwei Männer uns entgegenkommen sahen, von denen wir anfangs nur den Pfarrer erkannten. Endlich sah ich zuerst, wer es war, und rief freudig aus: »Ach, es ist Capitain Bunger, er ist also endlich von seiner Reise zurückgekehrt!«

Capitain Bunger hatte den letzten Winter nicht in Prerow, sondern ausnahmsweise in Stralsund bei einem Verwandten verbracht, ein Umstand, der mir den meisten Abbruch gethan, da ich den belehrenden Umgang dieses fahrenen Mannes stets schmerzlich entbehrte. Wie erfreut ich daher war, ihn jetzt wiederzusehen, können Sie sich denken. Ich lief den beiden Männern entgegen und rief dem Capitain schon von Weitem mein ›Willkommen!‹ zu. Aber da sollte ich, Dank meiner unglücklichen scharfen Beobachtungsgabe abermals eine kleine Enttäuschung erleben. Der Capitain war zwar freundlich gegen mich, wie früher, jedoch bemerkte ich einen eigenthümlich gepreßten Zug um seine Lippen, als er mir die Hand schüttelte und mit seinen ehrlichen Augen in die meinen blickte. Innerlich einigermaßen davon betroffen, nahm ich mich doch zusammen und wir setzten ruhig redend den Weg nach dem Pfarrhause fort. »Wollen Sie nicht mit hineinkommen?« fragte der Pfarrer den alten Freund, als wir vor die Thür gelangt waren. »Ich bin mit der Arbeit fertig und der Abend gehört mir.«

Der Capitain dankte und sagte, er habe noch zu thun, aber wenn ich ihn begleiten wolle, würde es ihm angenehm sein.

Ich verabschiedete mich sogleich von den Andern, hing mich an des Capitains Arm und schlenderte mit ihm nach Hause. Aber schon auf diesem Wege fiel mir sein langsam bedächtiger Schritt auf, da er doch sonst immer rasch und lebhaft ging. Indessen war das keine auffallende Erscheinung und so setzten wir ruhig unsern Weg fort, bis wir sein Haus erreichten, in das ich, ohne besonders eingeladen zu werden, mit ihm eintrat. Seine Schwester war nicht zu Hause und wir blieben allein. »Nun, Herr Gibson,« sagte er, nachdem wir in seinem Zimmer Platz genommen, »erzählen Sie mir, wie Sie diesmal den Winter verlebt haben. Ich weiß noch wenig davon und bin auf jede Kleinigkeit neugierig.«

Ich ließ mich nicht lange bitten und erzählte frisch von der Leber weg alle Vorfälle, die ich Ihnen mitgeteilt, und noch viele andere, die nur für den Capitain Interesse haben konnten. Er hörte mir still und mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Aber er sprach kein Wort, selbst als ich fertig war, und schien in ein ernstes Nachdenken versunken. Da mir das auffiel, sah ich ihn genauer an und glaubte zu bemerken, daß er einen innern Kampf mit sich bestehe. Daß dies wirklich der Fall war, sollte ich zu meinem Schrecken erst am nächsten Tage erfahren, für jetzt fuhr er nur plötzlich aus seinem Sinnen auf und sagte mit ganz eigener, fast behutsamer Stimme:

»Ich danke Ihnen für Ihren getreuen Bericht, mein lieber junger Freund. Heute bin ich aber nicht aufgelegt, Ihnen meine Bemerkungen über Ihre Erzählung zu machen.«

»Was denn für Bemerkungen?« fragte ich verwundert.

»Warten Sie es ab. Besuchen Sie mich morgen wieder, aber schon am Vormittag, wenn ich bitten darf. Ich habe Ihnen etwas zu sagen, was ich gern bald von mir abschütteln möchte.«

»So sagen Sie mir es doch jetzt gleich!« rief ich mit einigem Erstaunen aus, das nicht ohne ein ängstliches Vorgefühl war.

Er lächelte schmerzlich. »Nein,« erwiderte er nach sichtbarem Kampfe mit sich selber, »heute nicht, ich bin noch nicht genug gewaffnet dazu. Ihr Auge feuert mit zu schwerem Geschütz und ich bin augenblicklich sogar schon für Pistolenkugeln empfindlich.«

Mit diesem Scherze entließ er mich und ich ging, nicht traurig, aber wohl ernst und nachdenklich nach Hause, indem ich mir vergebens den Kopf zerbrach, warum der muthige Capitain heute schon für Pistolenkugeln empfindlich sei und sich erst wappnen müsse, das schwere Geschützfeuer meiner ehrlichen Augen zu ertragen.



Meine Neugierde, zu erfahren, was der Capitain gern bald von sich abschütteln möchte, war zu groß, um mich am nächsten Morgen nicht pünktlich sein zu lassen, und schon um acht Uhr trat ich bei ihm ein und fand ihn mit seiner Schwester am Frühstückstisch. Wir unterhielten uns einige Zeit zu Dreien über alltägliche Dinge, allmählig aber wurde der Capitain einsylbiger, ernster, fast

bedrückt, und endlich gab er mir einen Wink, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen. Ich verabschiedete mich von seiner Schwester, und da ich sah, daß er seinen Hut nahm, nahm ich auch den meinigen und alsbald standen wir vor der Thür und schlugen den Weg nach dem Darss ein, indem der Capitain sagte: »Wir wollen einen kleinen Spaziergang machen, Herr Gibson. Es spricht sich viel besser, wenn man neben einander hergeht, als wenn man sich Auge in Auge gegenübersitzt.«

»Ich will heute kein schwer Geschütz abschießen, Herr Capitain,« entgegnete ich, wider Willen seinen Scherz vom Tage vorher aufnehmend, da mir mein Herz doch, ich wußte selbst nicht warum, gepreßt voll war.

Er schüttelte bedenklich den Kopf. »Das kann man nicht wissen,« versetzte er. »Sie *wollen* jetzt freilich nicht, aber wenn es losgeht, gerathen Sie in Feuer und dann –«

»Sie werden sich doch bis heute hinreichend gewaffnet haben?« unterbrach ich ihn.

»Nein, meine Junge, nein, noch nicht ganz, und so viel ich mich kenne, hilft mir gegen Ihr Geschütz kein Panzer. Mein altes Herz ist weich, trotzdem ich ein harter Seemann bin, und Ihre Kugeln dringen immer voll und glühend in dieses Herz hinein. Doch still, lassen Sie uns zum Ziele kommen. Die Häuser liegen hinter uns, die Bäume vor uns und die Vögel behorchen uns nicht. – So sagen Sie mir denn aufrichtig,« fuhr er mit bewegterer Stimme fort, »gefällt es Ihnen noch *immer hier?*«

Diese so plötzlich auftauchende Frage und der Nachdruck, den er auf die beiden letzten Worte legte, waren

mir ein Fingerzeig, der mich das Nächstfolgende schon ziemlich deutlich erkennen ließ. Indessen nahm ich meine ganze Fassung zusammen und erwiderte mit möglicher Ruhe: »Es gefällt mir *noch immer* vortrefflich hier, Herr Capitain!«

»Na, Sie entwickeln wirklich eine bewundernswerthe Ausdauer und haben Talent zum Einsiedler. Ich hätte in jener Nacht, als Sie hier strandeten, nicht gedacht, daß Sie *vier Jahre* im Prerower Pfarrhause hängen bleiben würden.«

Jetzt glaubte ich ganz klar zu sehen. Meine Brust hob sich und ich brachte mit einiger Anstrengung die Frage vor: »Erlauben Sie – hat vielleicht der Pfarrer mit Ihnen gesprochen und Sie gebeten, mir obige Frage vorzulegen?«

Der Capitain stutzte und wagte es nicht, meinem scharf auf ihn gerichteten Auge zu begegnen. »Nun,« sagte er nach längerem Besinnen und Räuspern, wobei er sich Mühe gab, scherzen zu wollen, »ich sage es ja, Ihr Geschütz begnügt sich nicht mehr mit Blicken zu schießen, es fängt auch schon an, mit Worten um sich zu werfen – doch,« unterbrach er sich, eine ernstere Miene annehmend, »es kann Ihnen ja ganz einerlei sein, ob Jemand und Wer mit mir gesprochen hat. Hauptsache ist *das*, was *wir* besprechen wollen, und ich will es jetzt als Ihr Freund thun und wünschen, daß Sie meine Worte beherzigen mögen. Kein Mensch kann es mit Ihnen so ehrlich meinen wie ich – ich bin eine ächte Seemannsnatur und das sind Sie ja eigentlich auch. Also ziehen wir vor

einander die Flaggen auf – in die Höhe damit – Freund oder Feind?«

»Freund!« sagte ich fest und legte meine Rechte nachdrücklich auf seine Schulter.

»Nun gut denn, und so will ich auch einmal ein schweres Geschütz losbrummen lassen und Ihnen sagen, daß – daß Sie meines Erachtens – lange genug in Prerow gewesen sind. Der Tausend! Sie sind fast vierundzwanzig Jahre alt und haben von der Welt erst so wenig gesehen! Die Welt aber ist groß, mein Freund, und am größten für Leute von gutem Schlage, zu denen auch Sie mir zu gehören scheinen. Mit einem Wort also – was kann Sie hier noch länger fesseln und in Unthätigkeit halten? Sie haben bei dem Pfarrer Alles gelernt, was er Sie lehren konnte; und ewig können Sie doch nicht nur in Büchern lesen und den Handel studiren. Das wäre ein schlechter Handel und brächte nur geringen Verdienst ein. Vorwärts also! Heben Sie Ihren Anker, setzen Sie alle Segel bei und steuern Sie los, wohin gerade der beste Wind weht. Da haben Sie Alles in Allem, was ich Ihnen sagen wollte.«

Als ich den Captain diese Worte etwas rasch und lebhaft sprechen hörte, begriff ich sehr wohl, daß er ein Recht sie zu sprechen habe, aber dennoch packte mich seine nackte Aufforderung, Prerow zu räumen, wie eine glühende eiserne Zange an. Ich stieß einen Seufzer aus, der den ganzen Athem meines Wesens zu enthalten schien, und rief dann mit halb gebrochener Stimme: »O,

Capitain Bunger, Sie öffnen mir da auf eine sehr unerwartete Weise die Augen. Ich kann Ihnen nicht widersprechen und doch – doch ist es sehr leicht von Ihnen zu mir gesagt: Heben Sie Ihren Anker, setzen Sie Segel bei! Ich aber, ich, lieber Capitain, sage Ihnen, daß diese Sache sehr schwer für mich ist, denn mein Anker liegt zu fest und ich bringe ihn sobald nicht heraus.«

»So will ich Ihnen helfen!« rief er, mit fester Entschlossenheit. »Wohlan denn – was für ein Grund hält ihn?«

»O, mit einem Wort, Capitain – Sie sind der erste Mensch, dem ich dies sage – es ist die Liebe, die mich hier bindet, und ihr weicher Boden hält den Anker fest, der tief und schwer in ihn gefallen ist.«

»Aha!« rief der Capitain mit viel belebterer Stimme, »das dachte ich mir, ich habe also Recht. Gut, ich verdenke Ihnen Ihre Liebe gar nicht, das Mädchen ist Ihrer, ist jedes braven Mannes werth. Aber gerade *weil* Sie die Emmy lieben – eine Andere kann es ja nicht sein – *darum* müssen Sie fort. Und nun schieße ich mein größtes Geschütz gegen Sie ab, da wir doch einmal Breitseiten wechseln müssen. Gehen Sie also in die Welt, erwerben Sie sich etwas Ordentliches, werden Sie ein ganzer Kerl und dann – ja, dann kommen Sie wieder. Das Mädchen stirbt bis dahin nicht. Und wenn Sie dann noch Ihren Anker in demselben Boden sitzen fühlen, dann will ich sagen: lassen Sie ihn ganz stecken, Gibson, er geht nicht wieder heraus – und will, ja und will selbst Ihr Brautführer sein. Wie gefällt Ihnen das?«

Mein Herz schlug bei diesen ermuthigenden Worten wieder höher und eine glänzende Zukunft tauchte in der Ferne vor meinen flimmernden Augen auf. Ich – ein brauchbarer Mann geworden – sah mich schon wieder in Prerow landen und der Capitain kam mir mit der vor Glück strahlenden Emmy entgegen. O, welche göttliche Vision! – »Ja,« rief ich und drückte den Capitain fest an mich, »das gefällt mir wohl, aber überlegt will es dennoch sein –«

»Was ist denn da noch zu überlegen?« fragte er verwundert.

»O, sehr viel!« erwiderte ich gedehnt, denn mein unglückseliger falscher Paß trat mir mit einem Mal wie ein dämonisches Gespenst vor die Seele. Ich wollte nicht noch einmal mit einem mir nicht gehörigen Namen vor die Augen der Welt treten, und wenn ich für Emmy arbeiten und kämpfen sollte, konnte ich es nur als Charles Goodrick thun. Das stand bei mir fest, mochte kommen was wollte.

»Aber mein Gott,« fuhr der Capitain fort, »was für ein Zweifel macht Sie denn noch bedenklich?«

»Kein Zweifel, Capitain, aber ein ganz natürliches Ding!« rief ich auf einmal mit freierer Brust, denn mir war so eben ein anderer Gedanke zugeflogen. »Wenn ich reisen will, brauche ich Geld, und mein Vorrath davon ist in diesen vier Jahren um ein Bedeutendes zusammenschmolzen, wie Sie sich vorstellen können.«

Der Capitain lachte laut. »Geld brauchen Sie – ist das Alles?« fragte er noch immer lachend. »Und Sie denken,

ich, der alte Bunger, habe keins, um Ihr trocken liegendes Schiff flott zu machen? Bei Gott, Gibson, Sie sind noch kein ächter Seemann, keiner wie ich wenigstens, wenn Sie der Meinung sind, ich werde Sie ohne eine kleine Aussteuer hier aus meinen Händen lassen. Nein, nein, junger Freund, Wilhelm Bunger ist kein reicher Mann, aber einem Jungen, wie Sie es sind, giebt er gern, was er hat. Sie könnten ja wahrhaftig mein Sohn sein. Nun stellen Sie sich einmal vor, Sie seien es, wie? Sie kommen ja wieder – ich führe Ihnen die Emmy zu, und wenn wir so weit sind, halten wir Abrechnung und –«

»Halt!« unterbrach ich den edlen Mann, der es verstanden hatte, mit wenigen Worten mich zur Thatkraft anzuspornen, aber auch, den mir angeborenen Stolz aus seinem Schlummer zu wecken, »halt, mein lieber Captain, ich muß Ihnen, ehe Sie ein Wort weiter sprechen, noch zwei ganz verschiedene Dinge sagen. Zuerst: ich habe noch nie von einem fremden Menschen Geld angenommen und ich werde es *nie* annehmen, so lange noch diese Hände und dieser Kopf Kraft besitzen, sich selbst etwas zu erarbeiten, wenn sie es auch bis jetzt leider! noch nicht gethan haben. Auch von Ihnen nehme ich keins – nein, ich *kann* nicht – denn es soll Niemand von mir sagen, daß ich von Prerow fortgegangen sei und unbezahlte Schulden hinterlassen habe. Nein, schütteln Sie nicht unwillig den Kopf, es geht nicht – doch das ist jetzt nicht die Hauptsache und ich komme zu meiner zweiten Mittheilung.«

»Nun?« fragte der Capitain mit sichtbarer Spannung, indem er mich vom Kopfe bis zu den Füßen maß. Ich hatte mich während des Sprechens hoch aufgerichtet, meine Brust dehnte sich weit aus und ich fühlte selbst, daß ich um einen Zoll größer geworden, von dem Augenblick an, wo ich, diesem braven Mann gegenüber meine falsche Schaam abstreifend, mich ihm ganz zu enthüllen beschloß.

»Mit einem Wort, Capitain,« sagte ich fest und mit stolz blickendem Auge – »Sie kennen mich nicht!«

»Wie,« rief er, erstaunt stehen bleibend, »ich kenne Sie nicht?«

»Nein; Sie nennen mich Gibson, und der bin ich nicht.«

»Aber wer sind Sie denn, zum Teufel?« brachte er, immer mehr erstaunend, mit weit aufgerissenen Augen hervor.

»Kommen Sie,« fuhr ich ruhiger fort, »Emmy allein weiß bis jetzt mein Geheimniß, nun aber sollen auch Sie es erfahren, so viel Ihnen davon zu wissen nöthig ist, um mich richtig zu beurtheilen. Denn ich habe Vertrauen zu Ihnen gewonnen und Sie können mir vielleicht nachher noch einen guten Rath geben.«

Mit diesen Worten führte ich ihn tiefer in den Wald und erzählte ihm mein Herkommen, meine jugendlichen Thorheiten und Erfahrungen, aber nur in allgemeinen Umrissen und ohne daß ich ihn in den traurigen Zwiespalt blicken ließ, in den ich mit meinem Stiefbruder gerathen war, ja ohne einmal dessen Erwähnung zu thun. So erfuhr er denn auch, wie ich zu dem falschen Passe

gekommen war, und als Grund gab ich an, daß ich meinem verstorbenen Vater zu Liebe meinen Namen nicht als den eines Abenteurers habe bekannt lassen werden wollen. Fortan aber wolle ich nur mit meinem wirklichen Namen in das Leben zurücktreten, und dazu bedürfe ich des Passes, den mir Lady Sarah Denham habe auszuwirken versprochen.

Der Capitain hörte mir mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und gab mir mehrmals seinen Beifall zu erkennen. Als ich endlich zu reden aufgehört, faßte er meine rechte Hand, drückte sie herzlich und sagte: »So, das war hübsch von Ihnen, Charles Goodrick, und dieses Vertrauen sollen Sie niemals zu bereuen haben. Aber warum haben Sie Ihre Geschichte niemals dem Pfarrer erzählt?«

»Anfangs wagte ich es nicht; mein Vertrauen zu ihm sollte sich erst festsetzen. Dann fühlte ich mich auch in seinem Hause so wohl, daß ich nur zu gern meine Vergangenheit vergaß. Als ich aber endlich die Zeit zur Mithheilung gekommen glaubte, trat sein Sohn zwischen uns, und nun ist es zu spät. Bin ich erst fort, so mögen Sie und Emmy ihm die Wahrheit sagen, ich werde Sie Beide dazu ermächtigen.«

»Ach ja, das läßt sich hören; doch nun meinen Rath, wenn Sie ihn noch annehmen wollen. Es paßt Alles diesmal trefflich. Ich segle schon in acht Tagen von Stralsund

nach der Nordwestküste Englands und werde unter anderen Häfen zuletzt auch den von London besuchen. Geben Sie mir Vollmacht, für Sie zu handeln, und wenn Ihre gute Tante oder was sie ist, wenn Lady Sarah Denham noch lebt, will ich sie in Ihrem Namen an ihr Versprechen erinnern, und so Gott will, bringe ich Ihnen den Paß mit zurück. Nun, ist das ein schlechter Rath?«

Ich besann mich nur kurze Zeit. »Nein, er ist gut,« rief ich, »und das hat vielleicht Gott so gelenkt. Aber Sie kommen erst im Winter wieder?«

»Nein, diesmal bleibe ich im Ganzen nur etwa drei Monate fort. So lange mögen Sie noch hier bleiben, wenn Sie mir versprechen, nachher um so tüchtiger zu arbeiten.«

Drei Monate! Mein Herz frohlockte schon wieder – das schien mir für jetzt eine gewonnene Ewigkeit. »Ja,« sagte ich, »das verspreche ich. Und nun, will ich nach Hause gehen und einen langen Brief an Lady Denham schreiben, dann erhalten Sie ihre Adresse, sind mein Postbote und können von ihr erfahren, daß ich Ihnen die Wahrheit gesagt. Sind Sie damit einverstanden?«

»Vollkommen, mein Junge, und jetzt wollen wir umkehren. Das war ein ernstlicher Kampf und wir haben Beide mit grobem Geschütz gefeuert, wie?«

»Aber Beide haben wir einen Sieg erfochten und das mag selten zwei feindlichen Parteien begegnen.«

»O, wir sind ja keine feindliche Parteien, wir sind einig – nicht?«

Ich schlug in seine offen hingehaltene Hand und wir schüttelten sie uns Beide herzlich. Dann aber traten wir

rasch den Rückweg an und ich war ganz verstummt, denn ich überlegte mir schon den Brief, den ich an Lady Denham schreiben wollte.

Zur Verwunderung aller Bewohner des Pfarrhauses begab ich mich gleich nach Tische, nachdem ich nur wenige Worte über meinen Besuch bei dem Capitain gesprochen, an die Arbeit, versäumte sogar den Spaziergang mit dem Pfarrer und Emmy, und schrieb, bis mir gegen Abend das Licht ausging. Dann überlas ich meinen Brief, fand ihn geeignet und versiegelte ihn sogleich, um ihn noch Abends spät zum Capitain zu tragen, da ich nicht eher Ruhe zu haben glaubte, bis ich alle von mir abhängenden Schritte gethan, um endlich wieder einen ehrlichen Namen führen zu dürfen.

Sowohl die Pfarrerin wie Emmy waren ganz erstaunt über diese seltsame, noch nie von mir an den Tag gelegte Schreibseligkeit. Während der Pfarrer sich aber von mir fern hielt, da er sich ungefähr denken konnte, was mich veranlaßte, einen so langen Brief zu schreiben, kam Emmy einige Male in mein Zimmer, ohne etwas Anderes zu thun, als einen fragenden und zugleich bittenden Blick auf mich und mein Thun zu werfen. Ich reichte ihr die Hand hin und sagte nur: »Habe Geduld, Emming, in wenigen Tagen wirst Du Alles erfahren, was vorgeht, jetzt darf ich nicht reden, selbst zu Dir nicht.«

»Ich gehe,« erwiderte sie sanft lächelnd, »und will Dich nicht stören. Aber ich erfahre gewiß, was Dich so fleißig macht!«

»Jedes Wort – sowohl, was meinen Fleiß veranlaßt hat, als was daraus erfolgen wird. Verlaß Dich darauf.« –

Der Brief an Lady Denham aber berichtete der edlen Dame alle meine Erlebnisse, seitdem ich das letzte Mal ihr Zimmer verlassen. Ich schilderte meinen Schiffbruch, die Art und Weise meiner Rettung, mein Leben in Prerow, meine Wohlthäter daselbst und hielt mich umständlich bei der Wandelung auf, die seit vier Jahren in Folge eines so trefflichen Unterrichts in meinem Innern vorgegangen. Jetzt aber, fuhr ich fort, seien meine Schuljahre vorüber und nun müsse ich ernstlich in's Leben hinein. Ich wolle nach West- oder Ostindien gehen, wohin mich das Schicksal führen werde, und in irgend ein großes Handelshaus treten, wozu ich Empfehlungen von Capitain Bunger zu erhalten hoffte. Ihm, dem Ueberbringer dieses Schreibens, möge sie gänzlich vertrauen, er sei ein edler Mann und habe nur mein Bestes im Auge. Schließlich bat ich um meinen Paß, dessen Besorgung sie hoffentlich nicht vergessen habe. Capitain Bunger segle direct von London nach Hause und so würde er mir denselben persönlich überbringen können. Von einer neuen Geldunterstützung ließ ich kein Wort fallen. Ich war überzeugt, daß sie von selbst auf den Gedanken gerathen würde, und Capitain Bunger wollte ich noch mündlich beauftragen, ihr, wenn sie nach meinen Verhältnissen in dieser Beziehung

fragen sollte, die volle Wahrheit zu sagen und ihr überhaupt Alles mitzutheilen, was er über mich zu sprechen für nothwendig erachte.

Als ich am Abend vom Capitain nach Hause kam, saßen die Pfarrersleute und Emmy an unserm gewöhnlichen Unterhaltungstisch. Sie lasen jedoch nicht und schienen lebhaft gesprochen zu haben. Als ich eben eintrat, blieben sie still und nur Aller Augen richteten sich erwartungsvoll auf mich. Da hielt ich es für geboten, dem Pfarrer mitzutheilen, was mich den ganzen Tag so eifrig beschäftigt habe und warum ich noch so spät nach Prerow gegangen sei. Als er auf diese Weise erfuhr, daß ich an meine Verwandte geschrieben und um Verschiedenes gebeten habe, was ich demnächst zu gebrauchen gedenke, sah ich einen Strahl des Frohlockens in seinem Auge aufblitzen und er warf einen triumphirenden Blick auf seine Frau, die denselben aber nicht erwiderte, vielmehr die Augen fast traurig niedergeschlagen hielt. Emmy blieb regungslos sitzen, während ich sprach, doch sah ich deutlich, daß ihre Finger fast krampfhaft die Stricknadeln umfaßten, daß ihr Busen sich stürmisch hob und senkte, und daß ihr Athem von Zeit zu Zeit kürzer wurde. Um sie zu beruhigen, sandte ich ihr, so oft es ging, einen ermuthigenden Blick zu und es schien mir meine Absicht wirklich zu gelingen, wenigstens gab sie mir keinen neuen Beweis der Unruhe, als ich ihr die Hand reichte, bevor wir zu Bett gingen.

Am nächsten Morgen eilte der Pfarrer sehr früh aus dem Hause und, wie ich alsbald vermuthete, ging er zum

Capitain, was mir dieser am Nachmittage bestätigte. Von diesem Tage an war der alte Mann wieder freundlich gegen mich und es gab Zeiten, in denen ich glauben konnte, daß nie eine Störung unsers Verhältnisses vorgefallen und die süße Eintracht, die früher im Pfarrhause geherrscht, getrübt worden sei. Allein mein Vertrauen zu ihm war doch im Ganzen erschüttert, ich konnte ihm nicht mehr offen mein Herz darlegen, und da ich einmal an herzliche Mittheilung und ehrlichen Gedankenaustausch gewöhnt war, schloß ich mich inniger denn je an die Pfarrerin an, namentlich zu der Zeit, als Capitain Bunger Prerow verlassen und seinen Weg nach England angetreten hatte.



Mit diesem Tage begann für mich mit die traurigste Zeit meines Aufenthalts in Prerow. Von Stunde zu Stunde wurde mir klarer, daß mein Abschied vom Pfarrhause mit jedem Tage näher rücke, und eine düstere Wolke unbesiegliger Schwermuth senkte sich auf meinen Geist nieder und drang in mein übervolles Herz ein. Ich ward immer stiller und stiller, ging oft allein aus und wagte kaum Emmy anzusehen, da mir schon öfter dabei Thränen in die Augen gekommen waren. Endlich konnte ich diesen stummen Schmerz nicht länger tragen, ich mußte ihn in ein befreundetes Herz ausgießen, nur war ich zweifelhaft, wie ich mich Emmy erklären sollte, um sie nicht selbst noch trüber zu stimmen, als sie ohnehin schon seit

langer Zeit war. Im Stillen aber mußte ich ihre Characterstärke bewundern. Die Geduld, die sie meinem Schweigen gegenüber an den Tag legte, setzte mich oft in Erstaunen. Nie drängte sie mich, weder durch Wink noch Wort, und wartete ruhig, bis ich mein Versprechen lösen würde, und doch merkte ich ihr an, daß sie mit der höchsten Seelenspannung dem Augenblick entgesehe, wo ich sie mit in das mich umhüllende Geheimniß ziehen würde.

Endlich aber sollte auch dieser Tag kommen, ach, ein Tag, mein Freund, der mir mehr Schmerzen und doch noch mehr Seligkeit bereitete, als mein ganzes übriges Leben bis dahin zusammengenommen.

Es war im Anfang des Mai, dem ersten schönen und warmen Tage nach langen Regenwochen, als der Pfarrer eine nothwendige Reise nach Barth antreten mußte. Die Pfarrerin war mit Emmy den ganzen Morgen im Hause beschäftigt, für den Nachmittag aber war ein Spaziergang verabredet, an dem auch die Mutter Theil nehmen wollte. Als jedoch die Zeit dazu heran kam, sagte sie, daß sie zu müde sei, um uns zu begleiten, wir möchten also allein gehen. Und dazu fügte sie die bedeutsamen Worte: »Geht nur, geht, Kinder, Ihr werdet Euch doch genug zu sagen haben, was andere Leute nicht zu hören brauchen!«

Diese Rede fiel mir noch mehr als Emmy auf, wie ich wohl merken konnte. Emmy erröthete zwar, suchte aber ihre Bewegung geschickt dadurch vor mir zu verbergen, daß sie die Mutter länger als gewöhnlich umarmte und

sie herzlich küßte, indem sie ihr Lebewohl sagte. Mir selbst aber träufelten jene Worte einen süßen Balsam in mein wundes Herz, denn sie sagten mir klar genug, daß die gute Frau den Zustand unsrer Herzen nicht allein kenne, sondern auch billige. Es war dies also das erste Anerkenntniß meiner stillgetragenen Neigung, und ein solches ist allein schon im Stande, den jungen Baum der Hoffnung bis in den Himmel wachsen zu lassen.

Bald standen wir vor der Thür, Emmy zum ersten Mal in diesem Frühjahr im Sommerkleide, mit Strohhut und Sonnenschirm ausgerüstet, den ich ihr in der Regel zu tragen pflegte. »Wohin gehen wir?« fragte ich, noch etwas beklommen von den Worten, die ich so eben gehört.

»O, nach dem Darss, Carling; wir haben ja unser Nest dies Jahr noch nicht besucht.«

Schweigend traten wir den Weg an, schweigend setzten wir über den Strom und durchschritten das Dorf, und erst als wir den kräftigen Frühlingsduft des Fichtenwaldes athmeten, schien Leben in unsern Geist zu kommen und wir sprachen Mancherlei, aber nichts, was sich auf unser persönliches Verhältniß bezog. Endlich hatten wir die einsame schneeweiße Düne erreicht und unser kleines Nest darin unversehrt vorgefunden. Wieder lag die See dunkelblau und friedlich vor uns, wieder lächelte die Sonne warm vom klaren Himmel herab und wir saßen wie damals dicht neben einander im weichen Sande, in unserm lieben Neste.

Jedes von uns mußte sich wohl des wichtigen Gesprächs bewußt sein, welches jetzt zwischen uns stattfinden sollte, denn sowohl Emmy, wie auch ich schwieg eine lange Zeit. Aber die peinliche Pause mußte endlich ein Ende nehmen; um zu schweigen und trübselig in das blaue Meer zu starren, waren wir doch gewiß nicht hierhergekommen. Das schien sich Emmy zuerst zu sagen, und plötzlich legte sie ihre Rechte auf meine linke Schulter, und ihren Kopf meinem Gesicht näher biegend, sagte sie sanft und mit bittendem Tone:

»Carling! Nun sind wir allein und traulich beisammen, wie lange nicht. Laß uns den günstigen Augenblick benutzen. Du wolltest mir Dein Vertrauen schenken. Sprich, ich bin auf Alles vorbereitet, was Du mir sagen kannst, aber nur aus Deinem Munde kann ich es allein hören. Was war es also, was neulich der Capitain mit Dir verhandelt hat?«

»Ja, Emming,« erwiderte ich, »ich bin bereit. Heute muß Alles von meinem Herzen, was darauf liegt, und es ist Zeit dazu, denn die Last ist mir schon lange zu schwer.« Und nun erzählte ich ihr Wort für Wort, was Capitain Bunger damals zu mir gesprochen, nur sagte ich ihr nicht, daß ich ihm die Liebe als die Fessel bezeichnet, die mich so lange an Prerow gebunden habe.

Während dieser Erzählung war sie mir immer näher gerückt; ihr Kleid berührte mich und ihre Augen hingen an meinem Munde, als wollten sie jedes Wort von meinen Lippen saugen. Dabei hatten sich zuerst unsre rechten Hände gefunden, dann auch die linken, und so lagen

sie jetzt kreuzweise dicht über einander, fest verschlungen, so daß wir das Blut in unsern Adern lebhaft pochen fühlten. Obgleich ich Emmy, ohne es selbst zu wissen, dabei immer näher an mich zog, so machte sie doch keine Miene, sich mir zu entziehen, vielmehr horchte sie mit fast angehaltenem Athem genau auf das, was ich sprach. Da wurde denn endlich der bevorstehenden Trennung Erwähnung gethan und des Umstandes, daß ich nur des Capitains Rückkehr erwarte, um sogleich meine Reise anzutreten. Bei diesen Worten zuckte sie krampfhaft zusammen, ihre Hände entglitten den meinen und mit dem Ausruf: »O mein Gott, ich habe es mir wohl gedacht!« brach sie in einen unaufhaltsamen Thränenstrom aus.

Nie habe ich ein Frauengesicht gesehen, welches so hinreißend schön war, wie das Emmy's, wenn sie weinte. Bei Anderen verzerren und verdüstern sich die Gesichtszüge, bei ihr verklärten sie sich, denn nicht ihre Augen, sondern ihre Seele schien zu weinen. Wie ein thauiger Schleierflor breiteten sich die warmen Zähren über ihre rosigen Wangen aus, das wunderbar tiefblaue Auge glänzte wie ein Diamant und das Weiße desselben leuchtete hell, als bräche ein Lichtstrahl aus seinem Innern hervor. Trotzdem aber ergriff mich ihr Weinen stets so, daß ich mich wie zerschmettert fühlte, wenn ich es sah.

»Emmy,« rief ich, »theure, liebe Emmy, weine nicht und vergrößere damit noch meinen Schmerz. Wochenlang habe ich ihn allein getragen, um Dich nicht zu betrüben, denn ich weiß, Du lässest mich eben so ungerne

von Dir, wie ich Dich verlasse!« Dabei ergriff ich ihre Hände wieder und zog ihre Gestalt sanft zu mir heran. »Oder täuschte ich mich, wenn ich diesen Glauben hegte?« fragte ich leise.

Da kam sie mit ihrem Gesicht ganz nahe an das meine heran und ihr Blick drang wie ein belebender Lichtstrahl tief in meine Seele hinein. »Gehst Du auf ewig von mir?« fragte sie mit innig flüsterndem Tone, wie ich ihn noch nie von ihr vernommen.

»Auf ewig?« fragte ich verwundert. »Wie meinst Du das?«

»Nun, ich meine – wirst Du *niemals* wieder zu mir zurückkehren?«

»Niemals? O Emmy, wie kannst Du so fragen! Sobald ich kann, sobald ich darf, bin ich wieder da und dann – ist vielleicht die einsame Insel gefunden, die –«

Sie ließ mich nicht aussprechen. Einen jubelnden Schrei ausstoßend, zog sie ihre Hände aus den meinen und im Nu lagen ihre Arme wie eine weiche, warme Kette um meinen Hals, zogen mein Gesicht näher an das ihre heran und bald fühlte ich mich von heißen Thränen überströmt und auf meinen Lippen zwei andere Lippen, die sich damit zu einem glühenden innigen Kusse verbanden.

»Emmy!« rief ich, als ich wieder Herr meines Athems, meines Bewußtseins war und sie noch immer an meiner Brust lag, als gehöre sie dahin nach ewigen unergründlichen Naturgesetzen, »Emmy, also der Augenblick ist da, wo ich Dir sagen muß, wie unaussprechlich lieb ich Dich

habe. Ja, ja, ja, ich weiß es schon lange, und Du bist es allein gewesen – das habe ich auch Capitain Bunger gesagt – die mich an das Pfarrhaus gefesselt und von meiner Weiterreise abgehalten hat. Aber ach, mein süßes, liebes Mädchen, Du weißt, ich bin ein armer Mensch, ohne glänzende Zukunft, ohne allen Besitz – ich muß erst in die Welt, um mir zu erringen, was zum Leben für Zweie gehört. Wäre ich reich, oder nur wohlhabend, besäße ich irgend Etwas, was ich Dir bieten könnte, um es mit mir zu theilen, dann trennte ich mich nie von Dir und sollte ich Zeit Lebens diese stille Insel nicht mehr verlassen. Nun aber sprich Du, sieh mich nicht nur so wehmüthig an – o laß mich ein Wort von Deinen Lippen vernehmen, daß ich auch Trost aus ihm sauge, denn mein Herz ist, wenn gleich selig und übermäßig glücklich in diesem Augenblick, doch voll Bangen und WeH, daß ich mich in Deinen Gefühlen irre.«

»Nein, nein,« rief sie, sich fester an mich drückend, »Du irrst Dich nicht. O was soll ich sprechen – es wird mir so schwer! Du siehst es ja und fühlst es, daß ich Dich mit meinen Armen umschlungen halte – ist das nicht der Sprache genug? O Carling, Carling – nicht Du nur hast mich lieb – auch ich, ich habe Dich unermesslich lieb und ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß es eine Stunde geben soll, in der ich Dich nicht mehr in meiner Nähe weiß. O, vier Jahre an Deiner Seite haben mir Geist und Seele erweckt, und nur in ihnen liegt meine ganze Jugend – golden, rosig, sonnenklar – und da Du gehst, wird es wieder trüb in mir, und meine stille Heimat – mit Dir

so göttlich schön und geistig belebt – wird mir ohne Dich kaum erträglich sein.«

»Auch ich, Emmy,« nahm ich das Wort auf, »werde fern von Dir nicht auf Rosen gebettet sein, doch der Schmerz der Trennung muß überwunden werden und die Freude, die Hoffnung des Wiedersehens muß allein unsre Brust schwellen, nicht wahr?«

»Ja, Du hast Recht!« rief sie frohlockend. »Jetzt also nichts von Trennung, nur von Wiedersehen. Und sieh, jetzt haben wir uns ja noch. Capitain Bunger kommt noch lange nicht zurück und hoffentlich tritt nichts wieder störend zwischen uns, wie am letzten unglückseligen Weihnachtsfeste. O laß uns die süßen Stunden, die noch unser sind, genießen, und wenn es Dich erfreuen kann, so höre es: ich habe schon lange der Mutter auf ihr Befragen meine Neigung zu Dir gestanden – lange, lange bevor Du mir die Deinige gezeigt hast – und sie hat sie gebilligt, hat mich ermuntert, Dich zu lieben, denn Du seiest brav und gut und gerade ein Mann, der mich auch im Alter noch lieben würde wie in der Jugend, und das sei die Hauptsache beim Lieben.«

»Wie, also das hat sie gesagt? Wie konnte sie das wissen?«

»Der Frauen Auge ist in solchen Dingen scharf, mein Freund, sie sehen, was Vielen verborgen ist, und so hat sie auch Dich vom ersten Augenblick an richtig erkannt, wie ich.« –

So sprachen wir noch stundenlang mit einander fort und dazwischen flossen unsre Liebkosungen wie ein lebendiger frischer Strom, denn die ersten Zärtlichkeiten Liebender sind süß und finden so bald kein Ende. Ach, und mit welchen glücklichen Empfindungen traten wir endlich unsern Rückweg an! Welche Pläne schmiedeten wir für die Zukunft! Wie malten wir uns unser Wiedersehen freudig aus und wie frohlockte Emmy, als ich ihr sagte, Capitain Bunger selbst wolle mein Brautführer sein!

»Ja,« sagte sie, »wir haben schon Zwei, die für uns sprechen und wirken. Aber Einer ist wider uns – nicht unsertwegen, sondern eines Andern wegen – und das ist ein starker Gegner. Der Pfarrer hat seinen Sohn zu lieb, um uns Andern auch seine Liebe zu schenken. Ihm will er geben, was er besitzt, und auch mich rechnet er dazu.«

»Also auch Dich! Und er will Dich seinem Sohne geben?« fragte ich mit beklommenem Athem.

»So scheint es – wenigstens sagte die Mutter so. Sprich aber nicht mit ihr darüber, es möchte sie schmerzen.«

»Wenn er aber sieht, daß Du Berthold nicht liebst, nicht lieben kannst, daß Dein Herz einem Andern gehört, wie es die Mutter gesehen hat, wird er dann nicht nachgiebig sein?«

»Ich will es hoffen!« versetzte Emmy mit ernsterer Miene. »Und wenn ich die Mutter und Capitain Bunger zum Beistand behalte, denke ich ihm gewachsen zu sein.« –

In solchem Gespräch kamen wir zu Hause an, und wer weiß, ob ich nicht dennoch mit der guten Pfarrerin über mein Glück gesprochen, wäre nicht bald nach uns der

Pfarrer von Barth zurückgekehrt und hätte uns Alle mit seiner Unterhaltung in Anspruch genommen. Ach, aber die ganze folgende Nacht konnte ich kein Auge vor Freude schließen, mit der dennoch eine unsägliche Wehmuth verbunden war. Emmy's süße Lippen brannten noch immer auf den meinen und ihr Auge drang mich bezaubernd in meine Seele ein. Am nächsten Morgen aber war die Wehmuth geschwunden und das Glück in seinem ganzen Umfange wieder erwacht, als ich Emmy's Auge in neuem Glanze strahlen sah und an ihrem Händedruck fühlte, daß auch sie meiner liebend gedacht und mit der gestrigen Hoffnung den neuen Tag begonnen habe.

NEUNTES KAPITEL. WAS CAPITAIN BUNGER MIT AUS
ENGLAND BRINGT.

Ueber das Leben, wie es sich von jetzt an im Pfarrhause zwischen mir und Emmy gestaltete, kann ich schneller hinweggehen, da Sie es sich selbst vorstellen können. Wenn wir nicht Stunden für uns hatten, waren wir auch mit Minuten zufrieden und wußten sie stets zu unserm Besten anzuwenden. Meist umgaukelte uns in solchen Momenten ein freudenquellender Glückstraum, um so süßer, da er in heimlicher Stille seine Nahrung empfang, und wenn einzelne kleine Wolken dann und wann vor unserm Geiste aufstiegen, waren es stets mehr die voraufflatternden Schatten der nächsten Zukunft als die Nebel unserer Gegenwart. So verstrich uns die Zeit unglaublich schnell und ein Tag folgte dem andern, bis Wochen und Monate daraus wurden und endlich das ganze

Vierteljahr vorübergerauscht war, welches ich in meinem ersten Freudentaumel für eine Ewigkeit gehalten hatte. Nur eine Erfahrung machten wir Beide in dieser Zeit, die in Wahrheit uns zu großem Troste gereichte. Je weiter der Sommer vorschritt und je näher uns also die Stunde der Trennung rückte, um so gefaßter wurde sowohl Emmy wie ich. Wir hatten allmählig gelernt, dem uns entgegenrückenden Feinde ruhig in's Auge zu blicken und uns nicht mehr vor seinem drohenden Antlitz zu fürchten. Ueber die Kluft einer vorübergehenden Trennung fort sahen wir uns im Geiste schon wieder vereint, und in diesem Gedanken lag Alles, was uns über das augenblickliche Bangen, das doch dann und wann in uns aufstieg, hinweghalf. Emmy wie ich waren zuletzt von unserer ewigen Liebe und Treue so fest überzeugt, daß nichts auf der Welt mehr unsern Glauben an einander erschüttern konnte, und das, mein Freund, halte ich für eine der größten Wohlthaten, womit die Vorsehung zwei Liebende beschenken kann.

Wenn wir auf unsern Spaziergängen, die wir in der Regel mit den Eltern antraten, bisweilen allein blieben und durch Prerow gingen, kehrten wir gewöhnlich kurze Zeit bei Capitain Bunger's Schwester ein, um uns bei ihr zu erkundigen, ob noch keine Nachricht von ihrem Bruder eingelaufen sei, die die Zeit seiner Rückkehr verkünde. Das gute Wesen wußte sehr wohl, warum wir so oft danach fragten, und jedesmal vertröstete sie uns mit dem Ausspruch, daß noch kein Brief angekommen, was sie auch gar nicht wundere, da ihr Bruder kein Freund

vom Schreiben sei, daß sie aber glaube, er werde länger ausbleiben, als ursprünglich in seinem Plane gelegen.

So waren wir allmähig in den August hineingerathen und von jetzt fing wenigstens mein Herz unwillkürlich lauter zu schlagen an, denn nun konnte ich jeden Tag den Capitain erwarten. Indessen kam er nicht und jeden Tag faßten wir neue Hoffnung, daß wir uns noch vierundzwanzig Stunden ungestört gehören durften, und jeden Morgen sahen wir mit Bangen dem Moment entgegen, der uns die Scheidestunde verkünden könnte. –

Es war am Abend des 15. August. Den Tag über hatte ein heftiger Nordostwind geweht und das Postboot vom Festlande war sechs Stunden länger ausgeblieben als gewöhnlich. So erzählte uns der Pfarrer, als er von einem Besuche beim Müller in Bliesenrade zurückkehrte, dessen Frau todtkrank darniederlag. »Als ich aber vom Müller fortging,« erzählte er weiter, »sah ich es in der Ferne und Elias Rubarth hatte alle Segel beigesezt, um endlich an Land zu kommen.«

Sonderbar! In diesen Worten lag durchaus nichts Auffallendes, und doch ergriffen sie mich auf eine seltsame Weise. Ich suchte Emmy's Auge, die im Zimmer anwesend war, und sie nickte mir still zu, als ob sie mich verstanden habe. Daß meine Ahnung, wenn ich eine gehabt, eine richtige gewesen, sollte mir eine Stunde später klar werden, als der Postbote kam und einen Brief brachte, dessen Aufschrift an mich lautete.

Als ich ihn sah, erschrak ich heftig, denn es war der erste Brief, der an mich gerichtet wurde, so lange ich in

Prerow lebte. Der Pfarrer sprach auch sogleich denselben Gedanken, den ich im Stillen verfolgte, laut aus und fügte hinzu: Dieser Brief werde also jedenfalls von Bedeutung sein.

Ich erbrach ihn auf der Stelle und als ich ihn gelesen, sagte ich ruhig und gefaßt, so weit ich mich beherrschen konnte: »Ja, Sie haben Recht, eine Bedeutung hat er gewiß, denn er ruft mich augenblicklich nach Stralsund, wo Capitain Bunger mit seinem Schiff angekommen ist.«

Natürlich hatte ich nun bald alle Bewohner des Pfarrhauses um mich und ich las ihnen des Capitains wenige Zeilen vor, die also lauteten:

»Mein lieber Freund! Kommen Sie so bald wie möglich nach Stralsund, wo ich mit meinem Schiffe im Hafen liege und mit der Löschung beschäftigt bin. Ich habe so viel zu thun, daß ich mich keinen Tag losmachen kann, und muß sogar, sobald ich hier fertig bin, noch einmal nach Schweden segeln. So lange aber kann die *wichtige* Nachricht, die ich für Sie mitbringe, nicht warten, es wird Ihr eigener Vortheil sein, wenn Sie dieselbe bald erhalten. Also rasch! Lösen Sie Ihren Anker, auch aus dem festesten Boden, und steuern Sie in geradem Cours zu Ihrem treuen und Ihnen ganz ergebenen Bunger.«

Da war es denn heraus, was für eine Bedeutung jene Meldung hatte. Wir standen Alle und sahen uns unbeweglich eine Weile an. Zuerst aber entfernte sich der Pfarrer, ohne ein Wort zu sagen, vielleicht – Gott vergeb

mir, wenn ich ihm Unrecht thue – weil er seine Freude, mich gehen zu sehen, nicht länger unterdrücken könnte. Nachdem die Pfarrerin mir mit wehmüthiger Rührung einige freundliche Worte gesagt, entfernte auch sie sich und ich blieb mit Emmy allein, die mich sogleich in ihre Arme schloß, mich lebhaft küßte und dann gefaßt und ruhig sagte:

»Es ist geschehen, was wir lange erwartet, Carling. Capitain Bunger ist aus England zurückgekommen. Jedenfalls bringt er wichtige Botschaft für Dich mit. So gehe denn zu ihm und höre, wie sie lautet. Aber übereile Dich nicht. Sprich Alles klar mit ihm durch und rüste Dich dann zur Reise, an die wir lange gedacht. Ich bin getrost, Geliebter, sei Du es auch; wir müssen uns einmal in des Himmels Willen fügen und können ihm nicht widerstreben.«

Wir sprachen noch lange hin und her und endlich kam ich zu dem Entschluß, daß ich am nächsten Morgen in aller Frühe nach Barth gehen, daselbst mit der Post nach Stralsund fahren, den Tag darauf bei dem Capitain bleiben und erst am folgenden nach Prerow zurückkehren wolle, um dann das Weitere zu beschließen.

»Gut,« sagte Emmy darauf, »ich bin damit einverstanden. Morgen, am Mittwoch gehst Du, und am Freitag Nachmittag um drei Uhr wirst Du mich am Bodden Deiner wartend finden. Ich will die Erste sein, die von Dir hört, was über Deine, über unsre Zukunft beschlossen ist.« –

Am nächsten Morgen war ich schon früh munter, aber noch früher waren die Pfarrerin und Emmy aufgestanden, denn sie erwarteten mich bereits beim Kaffee. Der Pfarrer schlief noch und hatte mir schon am Abend zuvor eine glückliche Reise gewünscht.

Ich fand die beiden Frauen in einer seltsamen Stimmung und offenbar hatte die Pfarrerin Emmy mit weich und unruhig gemacht. Warum die alte Frau so heftig weinte, konnte ich mir damals freilich noch nicht enträthseln, und doch sollten diese Thränen eine tiefe Bedeutung haben, wie mir erst nach mehreren Jahren klar wurde. Doch ich will den Ereignissen nicht vorgreifen – hören Sie weiter. Ich hatte mein Frühstück bald verzehrt und bereits von der Pfarrerin Abschied genommen, die darauf sogleich das Zimmer verließ, um Emmy und mich nicht zu stören. Als ich mich endlich auch von dieser getrennt und schon auf den Hausflur hinaus getreten war, kam mir die Pfarrerin plötzlich mit erhobenen Armen noch einmal nachgelaufen und rief mit schluchzender Stimme: »Mein Sohn, mein Sohn, komm noch einmal an mein Herz – ach! es ist mir so schwer, so schwer!« Nachdem sie mich denn noch einmal geküßt, sagte sie etwas gefaßter: »So, nun geh', ich habe das Verlangen meines Herzens gestillt. Aber das merke Dir: was Dir auch ferner begegnen mag, *meinen* Segen hast Du für jetzt und immer!«

Durch diesen Abschied und die damit verbundenen Worte war ich selbst in eine ganz eigenthümliche Stimmung gerathen. Auf meine Bitte war Emmy im Hause

geblieben; als ich aber vor die Thür in den kleinen Vorgarten und dann auf die Straße trat und nach dem Pfarrhause zurückblickte, überkam mich eine so wunderbare Rührung, daß ich gern die Arme ausgebreitet und Alles an mein Herz gepreßt hätte, was ich still und friedlich vor mir liegen sah. In diesem Augenblick zog das Verhalten der Störche auf dem Dache meine Aufmerksamkeit auf sich. Beide, das Männchen wie das Weibchen, standen aufrecht in ihren Nestern, schlugen heftig mit den Flügeln und klapperten so angstvoll dabei, daß ich mich mehrmals umsah, ob ihnen vielleicht irgend eine Gefahr aus der Ferne drohe. Aber ich gewahrte nichts und so nahm ich ihr Benehmen auf, als sei es ein Zeichen ihrer Theilnahme für mich und winkte auch ihnen einen Gruß hinaus. Dann, zögernd, langsam, als hafte mein Fuß am Boden, wandte ich mich vom Pfarrhause ab, das immer wieder meine Blicke anzog, sprang in einen Nachen, ruderte mich schnell über den Strom und ging eiligen Schrittes quer durch das Land nach dem Bodden hinüber, um das erste beste Boot zur Ueberfahrt zu benutzen.



Morgens um sechs Uhr hatte ich das Pfarrhaus zu Perrow verlassen und Nachmittags um vier Uhr traf ich mit der Post in Stralsund ein. Ohne Zögern begab ich mich nach dem Hafen, wo ich sehr bald die ›Danae‹, die schöne Brigg des Capitain Bunger am Bollwerk liegen und fleißig ihre Ladung löschen sah. Mit ein paar Sprüngen

war ich an Bord, hörte, daß der Capitain in der Cajüte sei, und stieg flugs zu ihm hinab. Er saß am Schreibpult, hatte seine Rechnungsbücher neben sich und zählte Geld. Da er mir den Rücken zukehrte und sich nicht nach mir umwandte, trat ich leise hinter ihn und legte plötzlich meine beiden Hände auf seine Schultern: »Guten Tag, Capitain Bunger, willkommen in Deutschland!« rief ich freudig aus, da ich ihn mir wieder so nahe sah.

Er drehte sich rasch herum und mich erkennend, rief er, vom Stuhle aufspringend, lebhaft aus; »Teufel! Da sind Sie schon selbst und eben dachte ich noch an Sie! Ha, guten Tag, mein lieber Charles – Charles Goodrick! Ja, freilich, das sind Sie, mit Haut und Haar, jetzt weiß ich es bestimmt und Sie haben mir in Allem die Wahrheit gesagt. Dafür bin ich aber auch mit Leib und Leben der Ihre, ja, ja!«

Wir hatten uns schon lange die Hände geschüttelt und saßen bald auf dem kleinen Canapee einander gegenüber, wobei ich mit einem Male, ich weiß nicht warum, sehr ernst wurde, ohne Zweifel aber deshalb, weil ich zu bemerken glaubte, daß auch Capitain Bunger bei meiner Begrüßung ernster als gewöhnlich geblieben war.

»Also Sie sind wirklich bei Lady Denham gewesen und sie hat Ihnen meine Herkunft bestätigt?« fragte ich mit erwartungsvoller Miene.

»Nun natürlich – aber halt!« unterbrach er sich. »So weit sind wir noch nicht. Erst muß ich Sie tüchtig abtrumpfen, daß Sie mir doch nicht *Alles* gesagt haben, und das war dumm!«

»Was habe ich Ihnen denn nicht gesagt?« fragte ich, immer verlegener werdend, denn das sonst so harmlose Gesicht des Capitains nahm einen ganz eigenen Ausdruck an.

»Warten Sie es ruhig ab,« fuhr er fort. »Jetzt werde ich Ihnen der Reihe nach erzählen, was mir begegnet ist. Ach ja! Doch zuerst sagen Sie mir – ist meine Schwester wohlauf?«

»Ja, ganz wohlauf, ich konnte ihr aber nicht sagen, daß ich zu Ihnen ging, da ich erst gestern Abend spät den Brief empfang. Im Pfarrhause ist auch Alles wohl und Jeder läßt grüßen – vorzüglich Emmy.«

»Gut, gut, und ich danke bestens. Doch nun wird es Zeit sein, daß ich mein Werk vom Stapel lasse. Also vorwärts! Nun, ich war schon vierzehn Tage in London, hatte aber immer noch keine Stunde Zeit gefunden, um nach Kensington hinauszufahren. Endlich aber mußte die Zeit beschafft werden und ich suchte das niedliche Haus auf, das ich schon aus Ihrer Beschreibung kannte. Als ich auf dem Flur stand und die Jungfer meine Karte hinauftrug, trat ein feingekleideter älterer Herr, der eben hinter mir her in einem eleganten Cabriolet gekommen ist, war, durch die noch offene Thür in das Haus. Er sah mich sehr merkwürdig an, dieser Herr, als ob er hier zu befehlen habe, und sein Gesicht gefiel mir ganz und gar nicht. ›Was wünschen Sie?‹ fragte er mich, nachdem er mich eine Weile angestarrt hatte. Ich sagte: ›Ich trachte nach der Ehre, Lady Denham meine Aufwartung machen zu dürfen.‹ – ›Ah,‹ fuhr er im barschen Tone fort, ›Sie sind ein

Fremder!« und maß mich mit einem verzweifelt frechen Blick vom Kopfe bis zu den Füßen. ›Was haben Sie mit der Lady zu verhandeln?« – Der Mann gefiel mir immer weniger und ich versetzte endlich kurz: ›Familiengeschäfte, Sir, und hier haben Sie Alles, was ich Ihnen sagen kann!«

›So, so!« rief er mit ironischer Miene, schlüpfte rasch die Treppe hinauf und war mir schon lange aus den Augen, als die Jungfer endlich herab kam und mich einlud, bei der Lady einzutreten, ›aber sie sei kränklich«, fügte sie hinzu, ›und werde mich nicht lange bei sich behalten können.«

Während mir Capitain Bunger dies erzählte, wurde mir immer unheimlicher zu Muthe und unwillkürlich überließ mich sein kalter Schauer, als hätte ich etwas Schlimmes zu erwarten. Der Capitain merkte es, nickte mir zu, und sagte: »Ja, ja, so ist es, aber nun hören Sie weiter. Ich ward in ein kleines hübsches Zimmer geführt, worin es ungemein warm war. Der Kamin war voll Feuer und dicht davor in einem Rollstuhl saß die alte Dame, von der Sie mir nicht zu viel Gutes erzählt haben, denn auch jetzt erwies sie sich freundlich gegen Sie und mich. Nachdem ich mich vorgestellt und von meiner Freundschaft zu Ihnen gesprochen, reichte ich Ihren Brief hin und sagte, daraus würde sie Genaueres erfahren. Als ich Ihren Namen nannte, fuhr sie erschrocken in die Höhe und doch glänzte ihr Gesicht vor Freude dabei. Den Brief aber steckte sie rasch in die Tasche und sagte fast leise: ›Mein Herr, Sie sind zwar zu einer ungelegenen Zeit zu mir gekommen, indessen eine halbe Stunde dürfte ich

doch noch für Sie übrig haben. Sprechen Sie also rasch – was wissen Sie von dem armen Charles Goodrick und wie sind Sie mit ihm bekannt geworden?« – Da erzählte ich denn Alles, was ich von Ihnen wußte: daß Sie, unter dem Namen Gibson reisend, bei Prerow auf der Insel Zingst in Pommern Schiffbruch gelitten und seit vier Jahren daselbst im Pfarrhause gelebt hätten, daß Sie aber jetzt Ihren wirklichen Namen wieder annehmen, eine größere Reise antreten wollten und dabei auf die Mitwirkung der guten Lady rechneten.

Kaum hatte ich diese oder ähnliche Worte gesprochen, so geschah Etwas, was weder die alte Dame noch ich erwarten konnte. Die Vorhänge an einer Thür thaten sich auseinander und derselbe Herr, der mir auf dem Hausflur begegnet, trat mit einem wüthenden Gesicht zwischen uns, was die alte Lady dermaßen erschreckte, daß sie einen lauten Schrei ausstieß und halb ohnmächtig in ihren Stuhl zurückfiel. Aber der Herr weckte sie mit seiner lauten Stimme bald wieder und rief: ›Ich bedaure Ihre wegen, Mylady, außerordentlich, daß ich dieses *Tête à tête* unterbrechen muß, meiner wegen aber freue ich mich darüber, und Ihnen, Sir, danke ich sogar, daß Sie mir eine lange erstrebte Auskunft gegeben haben. Also auf Prerow beim Pfarrer auf der Insel Zingst in Pommern weilt der Schurke, der sich Charles Goodrick nennt, und unter dem Namen Gibson treibt er sich umher? Gut, gut, das soll mir genug gesagt sein, Ihnen aber, Sir, sage ich, daß Sie von einem Elenden belogen und beschwindelt worden sind. Ihr Charles Goodrick oder Gibson ist nichts von

alle dem, was er zu sein sich das Ansehen giebt, vielmehr ist er ein seiner Familie entlaufener Abenteurer, ein elender Geiger, ein Schmuggler, ein Wilddieb, dessen man auf jede Weise habhaft werden muß, um ihm die fernere Beschimpfung der Ehre dieser Familie unmöglich zu machen, und ich, dem seine Ueberwachung übergeben ist, werde die Gesetze in aller Strenge gegen ihn in Anwendung bringen lassen. Sagen Sie ihm das und auch, daß er sich auf seiner Sanddüne nicht für allzu sicher halten soll. England schützt jeden seiner Unterthanen auf der kleinsten Insel im Weltmeer, aber für seine Verbrecher reicht sein Arm noch weiter. Und mein Arm wird ihn fassen, wo er auch ist, verlassen Sie sich darauf, wir wollen endlich Ruhe vor ihm haben.«

»Solches oder doch Aehnliches sprudelte der Herr mit bissiger Miene hervor und ich wußte erst gar nicht, was ich darauf antworten sollte. Endlich aber dachte ich daran, daß Sie mein Freund seien und sagte: »Mein Herr, den zu kennen ich nicht die Ehre habe, ich bin Capitain Bunker vom Darss in Pommern und stehe meinen Mann, wie alle meine Landsleute, gegen Briten und Franzosen. Ich begreife in der That nicht, wie Sie sich über einen Menschen ereifern, den ich so gut wie meinen Sohn kenne. Allerdings sind mir die Jugendstreiche des »wilden Charley« ziemlich bekannt, aber ein Schurke und Elender und alles das, was Sie da sagen, kann ein Mann nicht gewesen sein, der wie mein Freund Goodrick oder Gibson aussieht – und so hat es auch alle Welt bei uns aufgefaßt.«

›Herr,‹ unterbrach er mich mit einer fast rasenden Heftigkeit, ›sparen Sie Ihre Worte, was wissen Sie von Charles Goodrick! Im Uebrigen haben Sie sich lange genug hier aufgehalten und Sie können sich entfernen, ich beurlaube Sie. Daß Ihr Herr Gibson aber, Ihr Sohn und Freund, nicht den edlen Namen der Goodricks antastet und entweiht, dadurch, daß er ihn sich beilegt, dafür werde ich sorgen und glücklicher Weise besitze ich die Macht dazu. Jetzt geben Sie mir Raum und verlassen Sie dies Gemach.‹

›Er wies mir gebieterisch die Thür, aber ich wich erst zurück, als mir die alte Dame einen leisen beschwichtigenden Wink mit der Hand gab, und indem ich ihr eine Verbeugung machte, warf ich dem Herrn einen verächtlichen Blick zu und schritt hinaus. Indessen, wie Einem auf der Treppe oft die besten Gedanken kommen, so ging es auch mir diesmal, indem mir einfiel, daß ich bis jetzt sehr wenig für Sie ausgerichtet. Ich schrieb also rasch meine Adresse auf eine Karte und gab sie der Jungfer, die mir angstvoll nachgelaufen kam, da sie den Herrn so laut schreien gehört. ›Hier,‹ sagte ich, ›geben Sie der Lady, wenn der Herr fort ist, diese Karte. Ich bin jeden Morgen in meiner Wohnung zu finden und stehe der Dame zu Diensten. Aber wie nennt sich der Herr da oben, der sich vorher an mir vorüber die Treppe hinauf gedrängt hat?‹

›Ach Gott, Sir,‹ sagte sie mit kreideweißem Gesicht, ›es ist der Major Goodrick, der Neffe der Lady!‹

›Ich stand einen Augenblick starr vor dem Mädchen, so wie Sie jetzt vor mir sitzen, und schaute in die leere

Luft hinein. Und nun sagen Sie mir, warum haben Sie mir nichts von Ihrer Feindschaft mit Ihrem Bruder erzählt, denn daß dieser wüthende Herr Ihr Stiefbruder war, ist mir nachher sehr wohl bekannt geworden.«

Ich konnte erst gar nicht zu Worten kommen, so sehr war ich erschrocken, daß das Gespenst meiner Jugend noch einmal lebendig werden und in mein jetziges Leben eingreifen sollte, aus dem ich es für ewige Zeit entfernt zu haben glaubte. Ich faßte mich aber wieder und bald hatte ich dem Capitain auseinandergesetzt, warum ich ihm nichts von meinem Verhältniß mit meinem Bruder erzählt.

»Na ja,« fuhr der Capitain fort, »das haben wir uns nachher selbst gesagt, ich meine, die Lady und ich. Doch ich bin mit meiner Erzählung noch nicht zu Ende und das Beste kommt noch. Ich ging an jenem Tage ganz verduzt nach Hause und konnte an gar nichts Anderes denken, als an den Major Goodrick. Ein solcher Mensch war mir noch niemals vorgekommen und ich glaubte in ihm den Typus der hirnverbrannten Engländer gefunden zu haben, von denen ich so oft gehört hatte. Sie thaten mir dabei ungeheuer leid und ich wäre für Sie durch's Feuer gegangen, wenn es einen Kampf zwischen Ihnen und dem Major gegeben hätte. Na, es sollte aber besser kommen, als ich dachte. Am andern Morgen schon um neun Uhr wurde mir ein Mädchen gemeldet, das mich sprechen wollte. ›Ein Mädchen?‹ dachte ich. ›Bei Wilhelm Bunger? Das kann nur ein Irrthum sein.‹ Und doch war es keiner, denn das Mädchen war kein anderes, als die

Jungfer der Lady Denham, welche mir die mündliche Bestellung brachte: an demselben Tage Abends neun Uhr noch einmal zu ihrer Herrin zu kommen. ›Ja, ja,‹ sagte ich, ›ich werde nicht fehlen, aber wird der Major auch wieder von der Parthie sein?‹ – ›Bewahre Gott!‹ sagte sie, meinen Scherz für Ernst nehmend, ›der Herr ist verreist und kommt erst in einigen Tagen wieder nach London.‹

»Sie können sich denken, daß ich am Abend pünctlich bei der Lady war. Ich fand sie auf demselben Platze, wie am Tage zuvor, doch sah sie sehr angegriffen aus. ›Ach, Herr Capitain,‹ redete sie mich an, ›was haben Sie gestern für eine traurige Scene bei mir erlebt!‹ Und nun erzählte sie mir, was Sie ja selbst von Ihrem Bruder wissen, und sie kleidete es in hübsche Worte, die Ihnen alle Ehre machten. Sie glaubte auch nicht, daß der Major gesetzlich gegen Sie einschreiten könne, aber er sei ein böser Mann, und wann haben sich je die Bösen um Gesetze gekümmert, wenn es sich um die Fröhnung ihrer Leidenschaft handelte? Das war so ungefähr ihre Rede. ›Nun aber,‹ fuhr sie fort, ›zu unserm armen Charley. Ich habe seinen Brief gelesen und eine wahrhafte Freude darüber gehabt. Ich wußte wohl, daß ein guter Kern in ihm war, und der hat sich nun vollständig entwickelt. Hier haben Sie meine Antwort darauf, die ich ihm zu übergeben bitte. Bewahren Sie den Brief sorgfältig auf. Er enthält den Paß auf seinen wirklichen Namen und einige andere Papiere, die ich ihm schon seit Jahren ausgewirkt, und damit kann er ungehindert durch alle Länder der Welt reisen, so lange

er will. Außerdem habe ich an Geld beigelegt, was ich erübrigen konnte, wie ich es ihm einst versprach. Grüßen Sie den armen Jungen herzlich von mir und sagen Sie ihm, daß ich ihn nie vergessen, aber mich freuen werde, wenn ich hören sollte, daß er fortfährt, auf guten Wegen zu wandeln. Jedoch soll er eilen, was er kann, um von jener deutschen Insel fortzukommen. Ich habe gestern Abend genug von seinem Bruder gehört – ach! es war ein schrecklicher Abend für mich – um zu wissen, daß die stolze Familie nicht ruhen wird, bis sie Charles irgend wo sicher untergebracht hat, wo er ihr in keiner Weise mehr hinderlich in den Weg treten kann. Der Major wird Mittel und Wege finden, um seinen Zweck zu erreichen, ich kenne ihn darin. Consequente Menschen sind im Bösen immer am consequentesten, und er ist ein harter und in der Verfolgung seiner Vorsätze gewaltsamer Mann. Er hat überdieß mächtige Verbindungen und wird Alles aufbieten, um seinen Willen durchzusetzen. Jetzt verlassen Sie mich, ich kann Ihnen nichts mehr sagen. Tausend Grüße noch einmal an den armen Jungen und ich bleibe bis zum Tode seine Freundin. Leben Sie wohl, mein Herr!«

»Da haben Sie nun,« fuhr der Capitain fort, »meine Geschichte bei Ihrer Lady, und hier ist ihr Brief mit Paß und Geld. Jetzt will ich Sie allein lassen, Sie mögen den Brief lesen, meine und der Lady Worte bedenken und dann einen raschen und guten Entschluß fassen. Adieu bis nachher – ich habe gerade oben zu thun.«

Er schloß rasch seinen Geldschrank zu und in zwei Minuten sah ich mich in der Cajüte allein. Ich war, trotzdem

meine Pulse flogen und mein Athem stockte, wunderbar ruhig und gefaßt, als hätte mich eine höhere Macht gestärkt. Ich ging alles Gehörte in meinem Geiste durch und prägte mir das Wichtigste tief ein. Als ich so weit gekommen, öffnete ich den Brief der Lady Denham und las folgende wenige Worte:

»Mein lieber guter Charley! Dein Freund wird Dir erzählen, was vorgefallen. Ich bin zu aufgeregt und zu schwach, um Viel zu schreiben. Denke Dir also, daß ich noch immer Deine alte Freundin bin. Hier hast Du Deinen Paß, einen Heimatschein und fünfhundert Pfund Sterling. Benutze Beides gut – gehe weit fort von England und hüte Dich vor dem Mann, der Dich einst mit der Peitsche geschlagen hat, er ist Dein gefährlichster Feind auf der Welt. *Aber wer weiß, wie Gott Alles zu Deinem Besten lenkt!* Bleibe brav und rechtschaffen, dann dringst Du zuletzt durch alle Nebel und Wolken Deines Lebens. Ich bin alt, stumpf und furchtsam, aber zu dem Entschluß, Dir diesen Brief zu senden, habe ich mich doch noch aufgerafft. Er wird wohl das letzte sichtbare Zeichen sein, welches ich Dir von meinem Leben geben kann. Gott segne Dich! Das ist der letzte und heißeste Wunsch

Deiner alten Sarah Denham.«

Ich sank in meinen Sitz zurück und heiÙe Thränen entstürzten unaufhaltsam meinen Augen, denn meine Gefühle waren in der letzten Stunde zu gewaltsam angespannt worden. Die liebevollen Zeilen der Lady Denham hatten sie endlich gelöst und dadurch meinem Herzen eine große Erleichterung verschafft. Aber auch mein Geist wurde klar, und nachdem ich mich einigermaßen beruhigt, stand Alles sichtbar vor meinen Augen, was nun ohne Aufschub geschehen müsse. »Ja,« sagte ich mir, »ich habe endlich Ruhe und Frieden in mir und mit der Welt gefunden, und den soll mir der unbegreifliche HaÙ eines verblendeten Verwandten nicht wieder trüben oder gar rauben. Am wenigsten aber soll er mich zwingen können, in Verhältnisse zurückzukehren, die ich für ewig als überwunden betrachten gelernt habe. Ich bin seit vier Jahren auf eine ebene Bahn gerathen und von der will ich keinen Augenblick wieder abweichen. Darum gehe ich von hier fort und suche mir eine Stätte, in der mich die Feindschaft und der HaÙ eines einzigen Menschen nicht auffinden soll. Doch triumphire nicht, stolzer Everard Goodrick, Du bist es nicht, der mich von hier forttreibt, ich wäre auch ohne Dich gegangen. Und jetzt kann ich es, Gott sei Dank, nicht als Abenteurer oder Bettler, sondern mit einem ehrlichen Namen begabt, – ja, für mich ehrlich, denn ich habe ihn nie beschimpft und mit Makel belastet, – und mit Mitteln, die mir zu einer geachteten Stellung verhelfen können. O Emmy!« rief ich, mich plötzlich wieder an das Glück meiner Liebe erinnernd, »jetzt werde ich

für Dich, für uns arbeiten und lange soll es nicht dauern, dann werde ich Dich in Ehren errungen haben.«

Bald darauf kam der Capitain wieder vom Deck herunter und fragte mich, ob ich mit ihm in die Stadt gehen und Abends im ›goldenen Löwen‹ speisen wolle. Schlafen könne ich in seinem Bett auf der ›Danae‹, da würde ich am besten aufgehoben sein. »Und nun, was haben Sie jetzt beschlossen?« fragte er mich mit ungewöhnlicher Milde und Freundlichkeit.

»Morgen bleibe ich noch hier,« erwiderte ich, »um meine Reise vorzubereiten; übermorgen gehe ich nach Perrow zurück und sobald meine Sachen gepackt sind, trete ich von da meinen Weg weiter an.«

»Wohin?« fragte er mit gespanntem Gesichtsausdruck.

»Zuerst nach Hamburg, denke ich, um dort mit dem ersten Schiffe nach West- oder Ostindien zu segeln.«

»Gehen Sie nach Ostindien,« sagte er nach kurzem Nachdenken, »das ist besser für Sie, und der Handel dort führt rascher zum Ziele. Verschmähen Sie noch mein Geld?«

»Ich danke Ihnen herzlich; ich hatte noch beinahe achtzig Pfund und Sie haben mir in jenem Brief fünfhundert mitgebracht. Damit kann ich es eine Weile aushalten.«

»Der Tausend! Ja freilich, das ist mehr, als ich Ihnen geben kann. Mit Geld, das ist wahr, sind die Engländer reicher bedacht, als wir. Nun,« fuhr er fort, »ich kann Ihnen vielleicht doch noch etwas Gutes mitgeben, wenn

Sie nach Hamburg gehen. Ja. Ich habe dort drei gute Bekannte aus früheren Jahren und einer davon wird Ihnen gewiß irgend wo eine Stelle zuweisen können. Drei Briefe sollen bis übermorgen früh fertig sein. Jetzt aber wollen wir gehen, Sie müssen frische Luft schnappen, denn Sie sehen ganz beklommen und verkümmert aus. Vorwärts! Der Würfel ist geworfen und nun wollen wir noch die paar Stunden vergnügt mit einander zubringen, wer weiß, wann oder ob wir uns überhaupt jemals wiedersehen!«

So sprach der Capitain, der gute, ehrliche Bunger, und ach! er hatte sehr wahr gesprochen, denn jene beiden Tage waren die letzten, die mit ihm zuzubringen mir vergönnt wurden und ich habe ihn in meinem Leben nicht wiedergesehen. Doch davon später.

Am andern Morgen aber führte mich mein erster Gang zu einem Geldwechsler. Ich setzte mir eine Fünzigpfundnote in preußisches und Hamburger Geld um und erhandelte mir dann einen anständigen Koffer nebst Wäsche, Kleidern und solchen Dingen, die ich auf einer weiten Reise zu gebrauchen dachte. Alsdann begab ich mich zu einem Möbelhändler und kaufte für die Pfarrersleute in Prerow Alles, was zur Ausstattung eines Zimmers gehört, da ich wußte, daß sie sich dergleichen Sachen lange gewünscht hatten, ohne sie sich anschaffen zu können. Das Holz war Mahagony, damals noch das beliebteste von allen, die Ueberzüge des Sopha's und der Stühle bestanden aus dunkelgrünem Plüschsammet. Für die Pfarrerin bestimmte ich namentlich einen schönen Spiegel mit

vergoldetem Rahmen und für den Pfarrer ein recht hübsches Schreibpult, wie er sich ein ähnliches lange in seiner Phantasie vorgestellt. Diese Sachen sollten drei Tage nach meiner Abreise in Begleitung eines kurzen Danksagungsbriefes von mir mit einem Schiffe nach Prerow gesandt werden, so hatte ich es mit dem Verkäufer verabredet, und Capitain Bunger versprach, für gute Verpackung zu sorgen, obgleich er über meine Freigebigkeit anfangs den Kopf geschüttelt hatte.

»Na,« sagte er, »ich will es nicht tadeln, es kommt ja aus gutem Herzen. Im Ganzen ist und bleibt es ja auch das Ihre. Die Emmy kann es sich zur Ausstattung nehmen, denn daß Sie bald wieder kommen und ich den Bratenrock anziehen muß, das sagt mir eine innere Stimme.«

»Wollte Gott, Ihre Stimme spräche wahr,« erwiderte ich, »und ich werde gewißlich kommen, sobald mir Gott eine Ruhestätte für's Leben angewiesen hat. Erzählen Sie nur dem Pfarrer, wenn Sie zu Hause eintreffen, Alles, was Sie von mir und meinen heimatlichen Verhältnissen wissen, denn ich denke mit ihm nicht mehr darüber zu sprechen.«

Er versprach es und ich bin überzeugt, er hat Wort gehalten. Doch – aber still, ich darf nicht vorgreifen. So hören Sie, also weiter, wie meine Reise nach Stralsund endete und wie gut es war, daß ich alle meine Vorkehrungen mit dem Capitain so genau verabredet hatte. Am Morgen des zu meiner Abreise bestimmten Tages verließ ich kurz nach Sonnenaufgang die ›Danae‹ und der

Capitain händigte mir die versprochenen drei Schreiben ein. Auch jetzt, wie neulich beim Verlassen des Pfarrhauses, war mir ganz eigenthümlich zu Muthe, als ich mich von diesem braven Manne trennen sollte, und ich konnte kaum seine Hand loslassen, so lange ich sie ihm auch schon gedrückt hatte. Endlich, als er sah, wie schwer mir das Scheiden wurde, sagte er:

»Nun ja doch, ich sehe es wohl, es wird Ihnen sauer, von mir zu gehen, aber der Wind wartet nicht auf uns, mein Junge, und wir müssen in See, wenn der Anker gehoben ist.«

»Ja, ja doch, Capitain!« rief ich. »Aber mein Dank –«

»Still, still, Charles Goodrick,« sagte er mit nachdrücklichem Ernste, »nichts von Dank bei mir. Ein Mann wie ich verlangt keinen Dank für Etwas, was er gern und aus wahrer Liebe zu einem Menschen gethan. Danken Sie Gott, daß er Sie so geschaffen hat, dankbare Gefühle hegen zu können, denn mit diesem kostbaren Ballast sind nur wenige Menschen auf dieser seltsamen Erde begabt. Und damit Basta! Reisen Sie glücklich, und in drei bis vier Jahren, denke ich, sehen wir uns in Prerow wieder. Ich werde Ihren Schatz dort bewahren, verlassen Sie sich darauf.«

»Dafür segne Sie Gott!« rief ich, und das war mein letztes Wort. Mit einigen Sprüngen war ich jenseit des Bollwerkes und eilte vom Hafen fort dem Posthause zu, wohin man meinen Koffer schon vorausgesandt hatte.

Mit welchen Gefühlen ich diesmal in dem leeren Postwagen saß und auf der Straße nach Barth fortrollte, will ich Ihnen nicht auseinanderzusetzen versuchen. Dergleichen läßt sich nur fühlen, nicht beschreiben. Tausend Gedanken verschiedensten Inhalts wühlten durch mein Gehirn und tausend quälende Empfindungen vergifteten mir die letzten Stunden meines Aufenthalts in dem sonst so herzlich geliebten Heimatlande Emmy Norge's. Aber die Zeit verging mir dabei überaus rasch und ich kam früher in Barth an, als ich vermuthet hatte. Da ich nicht sogleich einen Wagen bekommen konnte, der meinen Koffer nach Rubarth's Haus in Bootstedt bringen sollte, so nahm ich einen kräftigen Mann mit einer Karre an, und da die Fortschaffung der kleinen Last durch den dicken Sand nur langsam ging, schritt ich rüstig zu Fuß voraus und erreichte bald nach zwei Uhr schon das Dorf Bootstedt, an dessen westlichem Ende das Fährhaus lag. Es begegnete mir Niemand auf diesem Wege und als ich in die Nähe des Boddens gelangt war und mein Auge sehnsüchtig darüber hinschweifen ließ, bemerkte ich Elias' Boot noch nicht, was ganz natürlich war, da er um diese Zeit pflichtgemäß die Post hinüberbringen mußte. Ich hatte also hinreichend Zeit, meinen Koffer zu erwarten und trat ruhig in das Zimmer ein, welches Elias mit seinem alten Vater zu bewohnen pflegte. Aber mein Gott, was für ein Schreck und doch welche freudige Ueberraschung sollte mir da ganz unerwartet zu Theil werden! Kaum war ich eingetreten, so sprang mir Emmy, meine Emmy, mit einem lauten Ausruf der Freude – denn dafür

hielt ich ihn zuerst entgegen, umschlang mich mit ihren Armen und preßte mich leidenschaftlicher denn je an ihr hochschlagendes Herz.

»Emming,« rief ich, als sie mich wieder frei ließ, »Du hier? Du wolltest mich ja erst drüben auf dem Zingst erwarten?« Doch da schwieg ich schon, denn nun erst nahm ich einen ganz ungewöhnlichen Ausdruck auf ihrem lieblichen Gesicht wahr. Es war nicht nur bleicher und aufgeregter als sonst, sondern in ihren seltsam leuchtenden Augen lag auch eine mit Mühe unterdrückte Angst und ein tief schmerzlicher Zug spielte um ihre schönen Lippen. Im Ganzen aber bemühte sie sich ruhig und gefaßt zu erscheinen, und das gelang ihr bis zu einem gewissen Grade, denn sie besaß eine große Willenskraft und vermochte stets ihre Gefühle wunderbar zu beherrschen.

»Mein lieber Carling,« begann sie mit leiser Stimme zu sprechen, »Du wunderst Dich über mein Erscheinen in Elias' Hause, aber Du wirst es nicht mehr, wenn ich Dir sage, daß ich nothwendig hier sein mußte, falls ich Dich vor Unheil bewahren wollte.«

»Vor Unheil?« fragte ich mit bebender Lippe und laut hämmerndem Herzen.

»Ja. Es ist Vieles und Wichtiges in Prerow vorgefallen, seitdem Du uns verlassen hast, und Du kannst, nein, nein, Du kannst das Pfarrhaus nicht mehr betreten, ohne Dich den größten Gefahren auszusetzen.«

Ich sank neben ihr auf den Stuhl und, ihre Hände umklammert haltend, starrte ich sie eine Weile sprachlos an,

denn in meinem Geiste dämmerte eine unheilvolle Ahnung herauf, die wahrscheinlich den Mittheilungen Capitain Bunger's entsprungen war. »Sprich,« sagte ich endlich mit mühsam errungener Fassung, »sprich schnell, ich kann Alles hören und habe Dir nachher auch Wunderbares genug zu erzählen.«

»Wir werden Zeit in Fülle dazu haben,« fuhr sie seufzend fort, »doch erst laß mich sprechen. Vorgestern, als Du uns kaum verlassen hattest, kamen zwei Herren von Barth herüber und verlangten den Pfarrer zu sprechen. Der Eine war ein Engländer, der nur gebrochen Deutsch sprach, und der Andere ein Bote des Landrathsamtes, der ihm zur Begleitung mitgegeben war. Sie erkundigten sich, ob ein junger Engländer, Namens Charles Gibson, in Prerow wohne und was man überhaupt von ihm wisse. Der Pfarrer, auf der Stelle eingeschüchtert, erzählte natürlich Alles, was er wußte, und gab zu, daß Du seit vier Jahren bei ihm wohntest, aber auf mehrere Tage verreist seiest, indessen heute oder morgen wiederkehren werdest. Darauf erzählte der Beamte, daß der zweite Herr ein Abgesandter Deiner Familie aus England sei und Dich nach Deiner Heimat zu holen beabsichtige. Du seiest ihr heimlich entlaufen, habest Dich verschiedener Vergehen schuldig gemacht, Dir einen falschen Paß verschafft und hießest gar nicht Gibson, sondern anders. –

Du kannst Dir denken, wie der Pfarrer dadurch erschüttert ward und fast außer Fassung gerieth. Er konnte natürlich den Wünschen des Fremden nichts entgegensetzen und bat ihn nur, heute oder morgen wiederzukommen, da Du alsdann im Hause sein würdest.«

Sie schwieg und sah mich mit namenlos wehmüthigen Blicken an. »Nun,« erwiderte ich, denn ich hatte mich bereits gefaßt, da mein Ahnungsgefühl mich auf die Thatsache vorbereitet hatte, »und was hast Du darauf dem Pfarrer gesagt?«

Emmy lächelte mich mit einer englischen Milde an, drückte sich fest an mich und sagte: »Die Wahrheit, Carling, ich bin also Deinen Wünschen hierin nicht nachgekommen.«

»Du thatest Recht, daß Du sprachest,« versetzte ich. »Aber was hat der Pfarrer darauf erwidert?«

Emmy senkte den Kopf. »Darüber laß mich schweigen,« fuhr sie leiser fort, »Du brauchst das nicht zu wissen, für jetzt wenigstens nicht. In Zukunft aber, das verspreche ich Dir heilig, wird er eine andere Meinung von Dir fassen, als er sie jetzt hat.«

Tief bewegt schaute ich vor mich nieder und sann über die traurigen Verwicklungen meines kurzen Lebens nach. »Es ist gut,« sagte ich endlich, »aber warum soll ich nicht zu dem Pfarrer hinüber und ihm selbst meine Unschuld beweisen, die Capitain Bunger, wenn er später kommt, bestätigen kann?«

»Ach nein, Carling,« erwiderte sie traurig, »das geht nicht – ich bin mit meinen Berichten noch nicht zu Ende. Höre nur weiter. Gestern Mittag sahen wir Alle ein fremdes Schiff jenseit der Sandbänke vor Prerow kreuzen und die Leute im Dorfe behaupteten, es sei ein englischer Kutter. Am Abend, als ich eben mit der Mutter über Dich und Deine Verhältnisse sprach und wir beriethen, wie ich heute Vormittag schon nach Bootstedt fahren und Dich von der Rückkehr nach Prerow abhalten solle, kam Capitain Bunger's Schwester nach der Pfarre und erzählte, daß vier handfeste Matrosen, von wüstem Aussehen und Betragen, von jenem Kutter an's Land gekommen seien, nun im Krüge von Prerow säßen und bei Bier und Branntwein laute Reden führten. Sie gäben in ihrem Kauderwelsch nicht undeutlich zu erkennen, daß sie gegen gute Bezahlung einen hübschen Streich vorhätten und auf Jemanden lauerten, den sie für ihr Schiff pressen wollten. Es sei ein Deserteur und sie würden ihn schon fassen, bei Tag oder Nacht, und wenn sie auch eine Woche in dem elenden Sandneste bleiben müßten. Da war denn unser Entschluß bald gereift und hier bin ich, um Dich vor der drohenden Gewaltthat zu schützen.«

Ich blieb still, in mich gekehrt sitzen. »Ist es denn möglich!« seufzte ich unwillkürlich leise.

»Ja, es ist sogar gewiß, Carling,« sagte sie mit nachdrücklichem Tone. »Du darfst nicht nach Prerow hinüber, sondern mußt Dich bis zur Nacht an einem sicheren Orte verbergen, bis Dich Elias nach Mecklenburg hinüberbringt, von wo Du Deine beschlossene Reise fortsetzen

kannst. Ich werde Dir Deine Sachen bis dahin getreulich einpacken, Elias wird sie abholen und sein Boot wird an der Stelle liegen, die wir als dazu am besten geeignet ausfindig machen werden.«

»Wie,« rief ich, »ich soll von Prerow scheiden, ohne dem Pfarrer und der Mutter ein Lebewohl gesagt, von meinen Freunden überhaupt Abschied genommen zu haben?«

Emmy, die bis dahin ihre muthige Haltung bewahrt, brach bei diesen Worten, die meine ganze traurige Lage bezeichneten, in Thränen aus. »Ja,« bestätigte sie, »so muß es geschehen und die Mutter hat mir vollständig beigestimmt. Sie sendet Dir durch mich ihren herzlichsten Gruß und hofft Dich unter anderen Verhältnissen in einigen Jahren wiederzusehen. Vom Vater, ach! kann ich Dir diesen Gruß nicht bestellen, er hat nur nach tausend Bitten und Thränen zugegeben, daß ich diesen Tag Dir allein weihte, denn er zürnt Dir ernstlich, daß Du ihm so lange Deine Geschichte verborgen hast.«

»Vielleicht mit Recht!« sagte ich traurig. »Aber wo soll ich mich verbergen? Am besten wäre es, ich bliebe hier, dann bin ich gleich am Wasser und kann in der Nacht fahren, wohin ich will.«

Emmy schmiegte sich wieder fester an mich und umschlang mich mit ihren Armen. »Nein, Carling,« flüsterte sie, »das geht nicht. Hier im Fährhause, wo mehr Menschen aus- und eingehen als irgend wo, würdest Du am wenigsten Sicherheit finden. Und auch ich – ich würde

zu entfernt von Dir sein, denn Du wirst Dir wohl denken können, daß ich Dich, bevor Du gehst, noch ein Mal sehen will.«

Ich drückte sie leidenschaftlich an mich und eine Zeitlang konnten wir nicht reden, weil unsere Lippen eine süßere Arbeit zu verrichten hatten. »Aber wohin soll ich gehen und wo mich aufhalten, bis die Nacht kommt?« fragte ich endlich.

Da erhob sie muthig den Kopf und sagte: »Ich weiß einen sicheren Ort und dahin allein sollst Du gehen. Es ist das Waldhäuschen auf dem Darss. Es steht einsam unter den dichten Buchen, Niemand kommt jetzt dahin und Niemand wird daran denken, Dich dort zu suchen. Dahin kann ich mich am Abend mit Rubarth begeben, wenn er Dich abholt, und auf dem Rückweg soll mich die alte Lise begleiten.«

»Also, das willst Du wagen?« fragte ich, vor Freude wieder neu belebt.

»Was ist dabei zu wagen? Im Walde wird mir Niemand zu nahe treten und die fremden Matrosen weichen nicht von Prerow, wo sie Dich erwarten.«

»Aber wenn der Oberförster von Born zufällig in das Waldhaus kommen und mich darin finden sollte, was dann?«

»Dann sagst Du dem braven Manne die Wahrheit und ich werde sie ihm am Tage nachher bestätigen.«

»Du hast Recht,« rief ich, »die Wahrheit wird immer und überall das Beste sein!«

In diesem Augenblick wurde mein Koffer gebracht und zugleich sahen wir Elias' Boot auf dem Bodden heranssegeln. Wir griffen nach einem Fernglase, das immer auf dem Fensterbrett lag und bemerkten, daß Elias und sein Schiffsjunge allein darin saßen. Nachdem ich den Koffer in Empfang genommen und den Mann, der ihn gebracht, abgefertigt, erwarteten wir Elias, und als er endlich kam, war er bald in's Vertrauen gezogen und zehn Minuten später hatten wir Alles genau mit ihm verabredet. So konnten wir denn daran denken, nach dem Darss hinüberzusegeln, um mich dort an's Land zu setzen, worauf Elias Emmy und meinen Koffer rasch nach Prerow bringen sollte, damit diese Zeit genug übrig behielt, um meine Sachen einzupacken. Bald saßen wir, ich hinter dem großen Segel verborgen, in dem Boote und bei gelindem Südwinde steuerten wir nach der großen Bucht nordwärts von Bliesenrade hinüber, von wo ich den sicheren Wald am schnellsten erreichen konnte. Unterwegs erzählte ich Emmy, welche Nachrichten mir Capitain Bunger aus London mitgebracht, und nun war auch Emmy Alles klar, was ihr bis dahin dunkel gewesen. Es war etwa halb fünf Uhr, als ich vor Bliesenrade, wo ein Landungsboot lag, das Ufer betrat, und mich nur noch so lange aufhaltend, bis ich Elias' Boot mit Emmy den Cours nach Prerow nehmen sah, schritt ich rasch über ein kleines Bruch dem nahegelegenen Walde zu. Die Stunde unsres

Wiedersehens war, so genau es geschehen konnte, verabredet und so trat ich meinen letzten Gang in den Darss-Wald an, von dem ich auf diese Weise scheiden zu müssen, in glücklicheren Tagen gewiß niemals eine Ahnung gehabt hatte.

ZEHNTES KAPITEL. CHARLES GOODRICK'S ABSCHIED VON EMMY NORGE UND ELIAS.

Nach einer kurzen Pause der Erholung fuhr der Erzähler also zu sprechen fort:

»Ach, mein Freund, im nächsten August werden es *zwanzig Jahre*, daß ich jenen Gang nach dem Waldhause im Darss antrat, aber noch heute steht mir jeder Schritt und Alles, was ich in jener unvergeßlichen Nacht erlebte, so klar vor Augen, als hätte ich es erst gestern überstanden. Ich sage mit Bedacht: überstanden! denn es war in Wahrheit für mich ein bitterer, ein schwerer Gang. Ich sollte mich nicht allein von Allem, was ich auf Erden liebte, was mir das Leben süß und schön gemacht, in wenigen Stunden trennen, sondern dies mußte auch noch heimlich geschehen, und mir war es nicht vergönnt, allen Denen die Hand zu drücken, die mir vier Jahre lang mit der hingebendsten Freundschaft und dem menschlichsten Wohlwollen zur Seite gestanden hatten. Außerdem aber, und das war mir das Bitterste von Allem, ward ich auch noch, wie es schien, vom Pfarrer verkannt, er zürnte mir ernstlich und hielt mich vielleicht der groben Vergehen für schuldig, die Everard Goodrick, mein

unversöhnlicher Feind, mir angedichtet hatte und öffentlich zur Sprache brachte, um meinen Ruf auch im fremden Lande wie in der Heimat zu untergraben. Von Niemanden auf diesem letzten Gange begleitet, meinen eigenen qualvollen Gedanken überlassen, mußte ich mich bei Nacht wie ein Verbrecher fortschleichen, der das Licht des Tages und das Auge der Menschen zu scheuen hat. O, was hatte ich denn Uebles begangen, daß ich so hart gestraft ward? Wog mein früherer Leichtsinn so schwer, daß er noch jetzt, nach so langer Zeit, an mir heimgesucht wurde?

Unter solchen Betrachtungen setzte ich meinen Weg durch den Darss-Wald fort und ich hatte keine Empfindung von der milden, süßen Luft, die mich umwehte, noch von dem freundlichen Lichtstrahl, den die Sonne mit funkelnendem Golde auf meinen abendlichen Weg streute. Nur bisweilen warf ich einen scheuen Blick ringsum, ob mich auch Niemand diesen Weg wandeln sähe, aber ich bemerkte keinen Menschen und nur zwei Mal nahm ich im fernen Gebüsch einige Hirsche und zwei kleine Mädchen wahr, die verstohlen Erdbeeren oder Reisig suchten und sich eben so vorsichtig vor den spähen Jägern zu verbergen trachteten, wie ich mich vor allen Menschen verbarg.

Nach dreiviertelstündigem raschen Gehen hatte ich endlich die Lichtung erreicht, in deren Mitte das fest umzäunte trauliche Waldhäuschen stand. Hier blieb ich hinter einem dicken Buchenstamme stehen und schaute

mich behutsam nach allen Seiten um. Ich sah und hörte keines Menschen Tritt, nur das Hämmern des Spechts, das Geräusch, welches ein kletterndes Eichhörnchen erzeugt, das Zirpen der Grillen und das Summen der wilden Bienen drang von Zeit zu Zeit an mein lauschendes Ohr. Rasch eilte ich nun nach dem alten Baume, in dessen hohlem Stamm an einem Nagel der Schlüssel zur äußeren Pforte des Waldhauses hing. Ich fand ihn sogleich und schloß damit das Thor der Umzäunung auf, worauf ich ihn wieder an seine Stelle hing, denn so war es zwischen Emmy, Elias und mir verabredet. Als ich im Innern der Umzäunung stand, athmete ich hoch auf, denn nun konnte mich Niemand mehr sehen und ich war völlig allein an dem Ort, der mich sicher verbarg. Ich schlug jetzt die Pforte hinter mir in's Schloß und schritt dem Häuschen selbst zu, dessen Fensterläden dicht verschlossen waren, wie gewöhnlich, wenn Niemand in seinem Innern weilte. Auch der Schlüssel zur Thür fand sich an der mir bekannten Stelle und öffnete mir rasch das Haus, das ich nun nicht weiter verschloß. Im großen Zimmer war es ganz dunkel, kein Lichtstrahl von Außen fiel durch die dichten Läden; da ich aber wußte, wo die Lampe und die stets mit Lichtern besteckten Leuchter standen, deren sich der Oberförster zu bedienen pflegte, wenn er Nachts hier sein Lager aufschlug, so hatte ich bald Licht gemacht und konnte mich nun in dem geräumigen Gemach umsehen. Ich fand Alles in bester Ordnung auf seinem alten Fleck, die einfachen Lagerstellen, den Tisch und die Stühle, und im Schranke steckte sogar sorglos der

Schlüssel. Ich öffnete ihn, denn ich fühlte einen peinlichen Durst und wollte mir ein Glas nehmen, um draußen am Brunnen einen frischen Trunk zu schöpfen. Aber da sah ich einige Flaschen Wein neben einander liegen und der Korkzieher hing dabei an einem Nagel. Ich glaubte keinen Diebstahl zu begehen, wenn ich mir unter diesen Umständen eine Flasche Wein zueignete, meinen Durst löschte und mich zu der langen nächtlichen Flucht stärkte. Rasch leerte ich ein Glas und fühlte mich wahrhaft dadurch erfrischt. Von dem halbtrockenen Brod, welches ich ebenfalls vorfand, aß ich noch nichts, aber ich steckte mir ein großes Stück davon in die Tasche, um es später je nach Bedarf zu meiner Labung zu haben.

Nachdem ich ein zweites Glas Wein langsamer getrunken, fing ich an im Zimmer auf und nieder zu gehen, aber die lautlose Stille, die mich umgab, wurde mir unheimlich und um wenigstens etwas zu hören, was mich an das Leben draußen erinnerte und damit verband, zog ich die alte Weckeruhr auf, die an der Wand hing und den Jägern getreulich die Stunde angab, wenn sie bei dämmerndem Morgen ihren Platz im Walde einnehmen mußten. Als ich die Zeiger richtig nach meiner Taschenuhr gestellt und das schnarrende Tiktak des Pendels hörte, fühlte ich mich nicht mehr so allein und abgelöst von aller Welt, und nun gab ich mich ungestört und stundenlang auf- und abgehend meinen innersten Gedanken hin, die wahrlich nicht sehr tröstlicher Natur waren.

Ich habe immer im Leben gefunden, daß ein recht ernstliches und anhaltendes gewissenhaftes Nachdenken über irgend einen vorliegenden Zweck oder einen Seelenzustand des Menschen die Schwierigkeiten und Schmerzen, die derselbe bereiten mag, wesentlich abkürzt und erleichtert. So erging es auch mir in diesem Fall. Nachdem ich mir meine Lage nach allen Richtungen klar gemacht und meinen Geist von der traurigen Gegenwart ab auf eine vielleicht freudenreichere Zukunft gelenkt, überströmte es mich wie eine himmlische Erquickung, und eine so süße Ruhe und hoffnungsvolle Freudigkeit kehrte in mein Herz ein, daß ich mich, im Vergleich mit den Stunden vorher, glücklich und zufrieden fühlte. In dieser Stimmung faßte ich den Entschluß, noch einmal an den Pfarrer einige Worte zu richten und ihm meinen innigsten Dank für alle Wohlthaten zu sagen, die er mir so lange in seinem Hause erwiesen. Da ich kein anderes Schreibmaterial besaß, so schnitt ich einige Blätter aus einem Notizbuch, welches ich mir erst am Tage vorher in Stralsund zur Reise gekauft, und schrieb beim Scheine der kleinen Lampe mit Bleistift meine Gedanken nieder, die ich nachher Emmy zur Ablieferung übergab. Sie waren ganz dazu angethan, ein zürnendes Herz zu besänftigen, aber nach späteren Erfahrungen muß ich daran zweifeln, daß sie diesmal den beabsichtigten Zweck erreichten.

Als ich damit fertig war, sah ich nach der Uhr. Es ging gegen Acht und nach meiner Berechnung konnte ich Emmy erst eine Stunde später erwarten, da sie, alle anderweitigen möglichen Störungen abgerechnet, eben so wohl viel Zeit zum Packen meines Koffers wie zur Zurücklegung des weiten Weges von Prerow nach dem Waldhause gebrauchte. Diese eine Stunde, nachdem ich Alles wiederholt in mir bedacht und überlegt hatte, wurde mir fast zu einer Ewigkeit. Nie in meinem Leben sind mir die Minuten langsamer, qualvoller vergangen. Möchte ich auf und nieder wandeln oder mich eine Weile auf eine der Matratzen legen, niemals kroch der Schneckenzeiger der Uhr rascher von Stelle zu Stelle und es gab Momente, in denen ich glaubte, sowohl er wie die Welt um mich her und mein eigener Verstand stände ganz still. Als ich aber erkannte, daß ich nahe daran war, nochmals in tiefe Traurigkeit zu verfallen, raffte ich mich auf, trank rasch wieder ein stärkendes Glas Wein und horchte, um mir die Zeit zu vertreiben, mit angehaltenem Athem an der Thür, ob sich draußen noch kein bekannter Schritt vernehmen lasse.

So ward es halb neun Uhr und es mußte also draußen schon finster sein. Da schlug ein bisher nicht vernommenes Geräusch an mein Ohr. Ich erbebte. Aber es war nur das Rauschen in den Wipfeln der um das Haus stehenden Bäume, denn ein starker Wind hatte sich erhoben, wie ich ihn vorher nicht wahrgenommen. »Wo mag er her wehen? Wird er mir günstig sein?« dachte ich und lauschte mit allen Sinnen nach Außen, aber ich konnte

es nicht ergründen und was half es mir auch jetzt, zu wissen, woher und wohin der Wind wehe? Nach einer Richtung mußte er ja wehen und das feste Land jenseits des Boddens war groß, irgend einen Ort mußte ich erreichen, wo ich einen Wagen erhalten und meinen Weg nach Hamburg antreten konnte.

Da schlug die Uhr im Zimmer neun Mal an und ich fuhr von dem unerwarteten Schlage zusammen, als hätte mich eine eiskalte Hand angepackt. Gleich darauf aber ergriff mich ein anderes Gefühl, denn kaum war der letzte Schlag verklungen, so war es, als hörte ich einen leichten Fuß in den Flur treten, der unmittelbar vor meiner Thür lag. Ich hatte mich nicht geirrt. »Carling!« rief eine Stimme draußen, »ich bin es, öffne!«

Diese Stimme, weich und süß, schien meinen lauschenden Ohren die eines Engels zu sein und übte eine wunderbare Wirkung auf mich aus. Aller Muth in mir war wieder erwacht und alle Freude am Leben war in mein Herz zurückgekehrt. Rasch öffnete ich die Thür und eine Secunde später lag Emmy, athemlos vom schnellen Laufe, an meiner Brust, ohne nur ein Wort als: »Da bin ich!« hervorbringen zu können. Ich gönnte ihr lange Ruhe in meinen Armen und sie drückte sich fester an mich, nur zuweilen ihren strahlenden Blick in den meinen senkend und dadurch ihre Freude kundgebend, daß sie wieder bei mir sei.

»Bist Du denn allein gekommen?« fragte ich endlich.
»Elias wollte Dich ja begleiten?«

»Nein,« erwiderte sie, »nur die alte Lise ist draußen, sie hat mich hierher gebracht und bewacht uns jetzt. Elias konnte nicht mit, ihm blieb keine Zeit, da er sein Boot von Prerow hat wegbringen müssen.«

»Wohin hat er es denn gebracht?«

»Nach der Wedde, westwärts von Born. Er sagte, Du hättest sonst zu weit zu gehen, und jetzt könnt Ihr von hier aus in dreiviertel Stunden den Saaler Bodden erreichen. Deine Fahrt wird günstig sein, mein Carling. Es weht ein frischer Ostwind und Ihr könnt in andert-halb Stunden in Ribnitz sein. Die Post geht um zwei Uhr Nachts von da nach Rostock, Du wirst also morgen Nacht in Hamburg schlafen. Aber Du wirst nicht allein reisen, ich werde Dich wenigstens mit meinen Gedanken jede Minute begleiten.«

»O dann komme ich nicht weit,« rief ich, »denn ich werde mit den meinen ewig bei Dir zurückbleiben!«

Die gute Emmy! Sie beschäftigte sich nur mit mir und an sich schien sie gar nicht zu denken. »Du sprichst blos von mir,« sagte ich, »und ich werde meinen Weg gewiß nicht verfehlen; aber wie kommst Du an so spätem Abend nach Haus?«

»O, ich habe Zeit, meinetwegen darfst Du Dich nicht übereilen. Die Mutter weiß, wo ich bin und ist sogar in Gedanken mit mir hier. Sie erwartet mich, und wenn es Mitternacht wird, in Prerow bei Capitain Bunger's Schwester. Die Lise ist eine sichere Begleiterin und geht rasch. Die Nacht ist hell und unser Weg gut.«

»Was sagte der Pfarrer, als Du das Haus verließest? Er weiß doch auch, daß Du hierher gingst?«

Emmy schwieg eine Weile, blickte verlegen vor sich nieder und ich bemerkte deutlich, daß sie mir Etwas zu verbergen trachtete. Endlich sagte sie: »Der Pfarrer? Er sagte nichts und das genüge Dir. Doch jetzt laß *uns* an uns denken. Sieh, ich habe hier eine Scheere mitgebracht. Er-räthst Du, was ich damit thun will?«

»Nein, meine Liebe, ich errathe es nicht.«

»Ich will mir eine Locke von Deinem Haar nehmen. Sie soll mich nicht verlassen, bis Du wiederkehrst. Sie soll bei mir wachen und schlafen, und wenn ich sie nach Dir frage, soll sie mir Kunde und Nachricht von Deinem Thun und Sinnen geben.«

Ich küßte sie innig für diese herzlichen Worte. »Nimm, welche Du willst,« sagte ich, »mein ganzer Kopf steht Dir zu Gebote.«

Sie trat mit mir an den Tisch, woran die Lampe stand, und schnitt mir mitten aus dem Scheitel eine starke Locke ab, und nachdem sie sie geküßt, wickelte sie sie rasch in ein mitgebrachtes Stück Papier und ließ dasselbe verschwinden, ohne daß ich sah, wo es geblieben war. »Aber nun will ich auch eine von Dir haben!« rief ich, als sie fertig war.

»Daran habe ich auch schon gedacht!« flüsterte sie und zog eine kleine Flechte ihres herrlichen Haares aus dem Busen und reichte sie mir hin. Ich griff mit beiden Händen danach und drückte sie an meine Lippen, nachdem

ich sie lange mit inniger Wehmuth und Freude betrachtete. Dann steckte ich sie ein.

»So,« sagte darauf Emmy, indem sie sich neben mir auf eine der Lagerstellen niederließ, »nun haben wir, was wir einstweilen von einander haben können. Das Beste jedoch tragen wir in uns: die Liebe und das Vertrauen und den Glauben an uns —«

»Vergiß auch die Hoffnung nicht!« fügte ich hinzu und schloß sie liebevoll in meine Arme.

So saßen wir lange und vertraulich neben einander, ohne uns um Zeit und Stunde zu bekümmern, und tauschten zärtliche Worte und Liebkosungen aus. Plötzlich aber fielen meine Blicke auf die Uhr und das Herz fing mir bange zu klopfen an. Ich fühlte, daß es gut sein würde, wenn dieses Beisammensein, so köstlich es in einer Beziehung war, bald ein Ende nähme, denn selbst inmitten unsrer Liebkosungen vergingen wir Beide beinahe vor Schmerz, sobald unsre Gedanken auf die nahe bevorstehende Trennung fielen. Da klopfte es im rechten Augenblick draußen leise an einen Fensterladen, dicht hinter unserm Rücken. Wie vom Finger des Verhängnisses berührt, sprangen wir Beide auf und Emmy schritt auf die Thür zu.

»Es ist Elias Rubarth!« sagte sie fast stöhnend. »O mein Gott! er kommt, Dich abzurufen, Carling, Deine Uhr bei mir ist abgelaufen!«

Sie hatte Recht, es war Elias, der mit dem Südwester in der Hand und in seinen langen Wasserstiefeln bei uns

eintrat. Sein braunes Gesicht war mit dichten Schweißperlen bedeckt, denn er war weit und lange gelaufen, um die rechte Zeit nicht zu versäumen.

»Guten Abend! Es ist Alles in Ordnung und da bin ich!« sagte der ehrliche Junge mit fast heiserer Stimme. »Das Boot liegt fest und mein Schiffer bewacht es. Nun sollst Du den Preßteufeln bald aus den Klauen sein, Carling. Aber halt, ehe ich's vergesse: die Lise meint, Du könntest jetzt nach Hause gehen, Emming, es sei gleich elf Uhr.« Er hatte Recht, die Zeit war uns wie im Fluge verrauscht, anderthalb Stunden waren uns wie zehn Minuten vergangen.

»Geh noch einen Augenblick hinaus, Elias sagte ich mit fast erloschener Stimme, »wir kommen gleich!« denn ich wollte mit Emmy allein sein, wenn ich ihr Lebewohl sagte. Kaum hatte unser Freund das Zimmer verlassen, so traten wir, von dem schrecklichen Moment tief ergriffen, dicht vor einander hin und, ohne ein Wort zu sprechen, sahen wir uns tief, tief in die von Thränen schimmernden Augen. Da näherte ich mich ihr noch mehr und mit beiden Händen ihr rosiges Gesicht fassend, zog ich es sanft zu dem meinen heran, bis sie beide fest an einander lagen. Noch *ein* Blick in die Augen – noch *ein* Kuß – o wie lange dauerte er! – und wir ließen endlich von einander und gingen mit gebrochenen Herzen zur Thür hinaus, nachdem wir schon vorher das Zimmer wieder in Ordnung gebracht hatten. Den Schlüssel hingen wir an seinen Nagel und eben so thaten wir vor der äußeren

Pforte. Wir standen im Freien unter den gewaltigen Buchen, durch deren im Wind rauschende Wipfel der Mond sein silbernes Licht streute. Lise kam sogleich auf uns zugelaufen und ergriff meine Hände, die sie liebevoll küßte. »Gott segne Sie, Herr Carling!« schluchzte sie, mehr konnte sie nicht sagen. Emmy hing wieder an meinem Halse und konnte nicht fort. »Geh!« sagte ich endlich sanft und innig. »Es *muß* sein – Gott hat es so gewollt!«

Sie trat einige Schritte von mir fort, aber ihre glänzenden Augen hafteten noch immer an mir. Da kam mir mit einem Mal, ich weiß nicht wie und wodurch, der alte Wahlspruch meines Familienwappens auf die Lippen und ich rief mit schluchzender Stimme, aber laut hinein in den Wald, während sie schon wieder einige Schritte zurückgewichen war:

»*Love me little, love me long!*«¹

»*For ever!*«² rief sie zurück, sich ebenfalls meiner Muttersprache bedienend, und das war das letzte Wort, welches wir mit einander wechselten und – die unsichtbare Scheidewand, die meine Jugend vom Mannesalter trennen sollte, war aus den Wolken des Verhängnisses zwischen uns niedergefallen. Gleich darauf war sie, die mein Alles war, mit der alten Lise wie ein Schatten hinter den Bäumen verschwunden, ich sah nichts mehr von ihr und das Rauschen des Windes verschlang sogar ihren Schritt.

¹Liebe mich ein wenig, aber liebe mich lange!

²Ewig!

Ich stand wie an die Stelle gefesselt, wo mir Emmy aus den Augen gekommen war. Ich konnte es kaum begreifen, daß es möglich wäre. Mir war zu Muthe, als sei plötzlich alles Leben aus mir gewichen und als könne es nie wieder Tag in meinem zerrütteten Geiste, nie Licht in meinem zerknirschten Herzen werden.

Da legte sich eine feste schwere Hand auf meinen Arm. »Komm!« sprach Elias Rubarth's kräftige Stimme, in der gleichwohl ein weiches Beben sich hörbar machte, »komm', Carling, mein Junge, es wird sonst zu spät. Der Wind kann umschlagen und wir haben einen weiten Weg!«

Ich zuckte krampfhaft zusammen, als hätte ein glühendes Messer mein Gehirn berührt, er aber zog mich mächtig mit sich fort, indem er seinen Arm in den meinen legte, und so führte er mich durch den Wald, auf einem Wege, von dem ich eben so wenig etwas sah, als von irgend etwas Anderem, was mich umgab.

Wie lange wir schon gegangen waren, ohne ein Wort zu sprechen, weiß ich nicht. Allmähig aber wurde mein Auge wieder klar und ich sah und fühlte wieder, was um mich her vorging. Es war eine köstliche Augustnacht, mild und sternenhell. Den Wind spürte man im dichten Walde nicht und nur hoch über uns in den Wipfeln rauschte und brauste ein gewaltiger Luftzug. Der Mond stand fast voll am blauen Himmel und ließ seine lichten Strahlen durch die Zweige der Bäume fallen; nur dann

und wann, wenn wir eine Lichtung durchschnitten, sahen wir die Sterne lebhaft auf unseren nächtlichen Weg herabfunkeln.

Endlich traten wir aus dem Walde hervor, schritten über eine breite Wiese fort und ich spürte zum ersten Mal das Wehen des frischen Windes. »Ah,« rief ich, »wo sind wir, Elias?«

»Auf der Wiese des Oberförsters, bei Born. Noch wenige Minuten und Du kannst unser Boot sehen. Es giebt eine lustige Fahrt, der Wind bläst stramm von Osten her!«

»Eine *lustige* Fahrt?« dachte ich. Aber ich schwieg. Elias führte mich sicher auf leidlich trockenen Fußwegen und endlich standen wir am Ufer und ich sah den goldenen Mond und die feurigen Sterne ihre schimmernden Streifen im bewegten Wasser ziehen.

»So!« rief Elias, »hier ist ein kleines Landungsboot, nun rasch hinein, Carling, da draußen hinter dem Rohr tanzt mein Schiff!«

Ich saß schon in der Jolle, Elias stieß rasch mit einer Stange vom Lande ab und fünf Minuten später hatten wir sein großes Fährboot erreicht, in dem der muntere Schiffsjunge getreulich Wache hielt. Sobald ich darin war, fuhr Elias die Jolle an's Land zurück und watete dann mit seinen großen Wasserstiefeln vom seichten Ufer zu uns heran. Gewandt schwang er sich mit meiner Hülfe an Bord und rief dabei dem Schiffer zu: »Jung! Nun schnell den Anker herauf – so! Laß das Focksegel los – ich nehme das große – herum mit dem Steuer, Carling, so!«

Die Segel entfalteteten sich und der Wind füllte sie schnell, das Boot legte sich tief nach Steuerbord und der Bug tanzte nach Süden herum, wohin wir unsern Cours einschlagen mußten. Ich saß schon auf dem breiten Cajütenrand des Halbdecks, wo das Steuerruder sich befand, und alsbald kam Elias zu mir und setzte sich neben mich. Er nahm mir den Helmstock aus der Hand und ich umfaßte seinen mächtigen Leib mit meinem rechten Arm, um doch Etwas zu haben, an das ich mich liebevoll lehnen konnte.

Wir sprachen sehr wenig. Der gute Rubarth war so gerührt, daß er anfangs kein Wort herausbringen konnte. »Hast Du auch meinen Koffer?« fragte ich endlich, um nur etwas zu sagen.

»O ja, und auch die Geige liegt dabei. Hier unter uns im Raume wohlversorgt, denn ich habe gleich an das Spritzwasser gedacht. Es fegt ordentlich über Bord mein Junge – da, deck' Dich mit dem Segel zu. So. Ach ja, wir haben Alles aus dem Pfarrhause herausgeholt, wie die Pastorin es selber hingelegt. Doch da fällt mir ein, sie hat mir auch noch einen Gruß bestellt, als ich die Sachen holte und sie weinte, wie nur eine alte Frau weinen kann, ja!«

Ich schwieg wieder eine Weile. »Und der Pfarrer? Hat er Dir nichts gesagt?« fragte ich dann.

»Ich habe ihn gar nicht gesehen. Die Matrosen aber, die Dich pressen wollen, liegen zu Zweien oben am Bodden bei der Mühle und Zwei halten sich am Prerower Strom versteckt, um Dich zu erlauern. Ich mußte ihretwegen

einen großen Umweg über die Dünen machen. Na, jetzt können sie lange lauern, haha!«

Der Wind wurde immer frischer, je weiter wir gegen Süden durch den mehrere Meilen langen Saaler Bodden vorrückten, und die Wellen schlugen oft hoch über Bord. Das Boot segelte wie ein vollbusiger Schwan und zu Zeiten, wenn der Wind die großen Segel voll faßte, schoß es wie ein Pfeil dahin. Dann und wann sprach ich mit Elias, aber ich weiß nicht mehr was. Als wir jedoch nach etwa fünf Viertelstunden langer Fahrt um die letzte Ecke des Pommer'schen Landes bogen, um in den südlichsten Winkel des Saaler Boddens zu gelangen und schon das Mecklenburger Festland vor uns in Sicht war, fühlte ich, daß auch die Trennung von Elias näher kam, und ich fing an, mit ihm von Emmy zu sprechen, obgleich es mir schwer wurde, ihren Namen über die Lippen zu bringen.

»Bleibe ihr Freund!« sagte ich zuletzt, »und sprich bisweilen mit ihr von mir, wenn Du sie siehst. Vielleicht bedarf sie einmal Deines Beistandes und dann vergiß nicht, daß wir Drei uns bis zum Tode in ewiger Freundschaft verbunden haben. Solltest Du sie aber einmal traurig sehen, so tröste sie und sage: Carling kommt wieder, früh oder spät, hebe den Kopf auf, Emming! Und dann wird sie Dich freundlich anlächeln, ich weiß es. Willst Du das?«

»Ja, ja, das versteht sich von selber!« stöhnte Elias, der wieder so gerührt war, daß ihm das Reden schwer ward. »Aber wo gehst Du denn nun eigentlich hin?«

»Wie Du weißt, zuerst nach Hamburg – wohin dann? Das kann ich selbst noch nicht wissen. Sobald ich ein

Schiff und ein Ziel gefunden habe, werde ich an Emmy schreiben und auch Dir, sobald ich kann, ob früher ob später, einen *Gruß aus der Ferne* senden.«

»Er soll mir immer willkommen sein, wann und woher er auch kommen mag. Aber sieh' da, wir sind dicht vor Ribnitz. Die rothe Laterne dort brennt am Hafen. Was mag die Uhr sein?«

Ich sah nach, es ging stark auf Eins. In wenigen Minuten hatten wir den Hafen erreicht und das große Boot wurde fest vor Anker gelegt. Ich gab dem Schiffsjungen die Hand, sagte ihm gute Nacht und drückte ihm dabei zwei Goldstücke in die Hand. Dann lud Elias schweigend meinen schweren Koffer auf seine starken Schultern, ich nahm den Geigenkasten und so schritten wir rasch nach der Stadt hinaus, der Post zu, die wir bald erreicht hatten.

Wir fanden einen Beamten wach und gaben mein Gepäck ab, worauf ich mich zu der nächsten Fahrt nach Hamburg einschreiben ließ. Als dies geschehen, nahm ich ein Blatt aus meinem Notizbuch und schrieb darauf:

»*Love me little, love me long!* Ribnitz. Nachts halb zwei Uhr. 28. August 183*.

Charles Goodrick.«

»Hier,« sagte ich mit wehmüthigem Blick und reichte Elias das sorgsam zusammengefaltete Blatt hin, »das gib Emmy, wenn Du sie morgen wieder siehst, denn Du wirst doch zu ihr gehen und ihr sagen, wie wir herübergekommen sind, nicht wahr?«

Rubarth nickte und steckte das Papier vorsichtig in seine Briefftasche. »Und nun geh',« fuhr ich fort, »und laß mich allein. Mir wird wohler sein, wenn ich – ach! – nichts mehr von Euch sehe. Da hast Du meine Hand und – meinen Dank – Du weißt – bleibe ich Dir noch schuldig.«

»Wofür?« fragte Elias fast rauh.

»Für Alles!« sagte ich, denn ich wußte, daß er es nicht gern hörte, wenn ich darauf zurückkam, daß er mir einst das Leben gerettet.

»Ich danke Dir auch für Deine Liebe,« sagte er mit einem Male sehr weich, »und Gott behüte Dich auf allen Wegen! Und nun will ich es kurz machen. Auf Wiedersehen, Carling!«

»Auf Wiedersehen, Elias! Gott behüte auch Dich und Euch Alle!«

Das waren unsere letzten Worte. Wir hatten uns herzlich, mit innigem Drucke die Hände geschüttelt, dann verließ Elias Rubarth das Zimmer der Post und kehrte mit tief auf die Brust gesenktem Kopfe nach seinem Boot zurück. Ich aber stand, innerlich wie zerschlagen, abgelöst von aller Welt und von aller Freude darin, einsam, verlassen da. Nein, einen Abschied, der mir so tief das Herz bewegt, wie jene beiden, habe ich nie wieder genommen, und wie es stürmische Nacht da draußen in der Natur war, so war es auch stürmische Nacht in mir, in der nur wenige Sterne strahlten, der Stern der Erinnerung und der Hoffnung – und welcher von beiden der

am wenigsten trügerische war – das wußte ich damals zu meinem Glück noch nicht.«

ELFTES KAPITEL. ZWANZIG JAHRE IN DER FREMDE.

Charles Goodrick schwieg und versank geraume Zeit in ein ihm sichtbar peinliches Nachdenken, ohne seine Augen von dem Feuer zu erheben, das leise vor ihm fortbrannte und von dem Geistlichen aus Ross schon einige Mal mit neuer Nahrung versehen war, da es ihm darum zu thun schien, die interessanten Mittheilungen seines Freundes nicht durch einen herbeigerufenen Diener unterbrechen zu lassen. Auch jetzt ließ er die längere Pause verstreichen, ohne irgend eine Frage oder ein Wort der Theilnahme an den Erzähler zu richten, vielmehr verhielt er sich still wie bisher und studirte nur mit ungetheilte Aufmerksamkeit das edle Gesicht des Baronets, das lebhafter denn je die traurigen Empfindungen seines Herzens wiederspiegelte.

»Ja,« fuhr dieser darauf zu sprechen fort, wobei er den Kopf noch immer wie in seine Erinnerungen verloren, gesenkt hielt, »den traulichen Darss und die stille Insel Zingst sah ich, als ich einmal erst im Wagen saß, bald hinter mir liegen, aber mit ihnen blieb auch die Freude, das Glück meines Lebens, und meine Jugend hinter mir zurück. – Doch Sie werden weiterhören wollen, was mit mir damals geschah, und ich will Ihnen auch ehrlich das Ende wie den Anfang meiner Irrfahrten mittheilen, nur muß ich jetzt flüchtiger vorwärts eilen, denn mit den Hauptsachen meiner Erlebnisse bin ich ja fertig.

Ich glaube, das Schicksal, müde, mich damals noch weiter mit Unheil und Zwietracht zu verfolgen, schien es darauf abgesehen zu haben, mir, gleichsam um mich für das zu entschädigen, was ich so eben verloren hatte, von jetzt an Alles in meinen äußeren Verhältnissen glücken zu lassen. Nur war leider das Glück, welches mir zu Theil ward, nicht das, welches ich mit allen Fasern meiner Seele erstrebt hatte, und so mag es wohl schon manchem Menschen in diesem seltsamen Chaos, welches man Leben nennt, ergangen sein.

Ich kam den folgenden Tag spät Abends, glaube ich, in Hamburg an und stieg in einem Gasthof in der Nähe des Hafens ab, den mir Capitain Bunger als gut und für meine Zwecke passend bezeichnet hatte. Ohne mit Jemanden ein Wort gesprochen zu haben, begab ich mich am frühen Morgen des anderen Tages sogleich nach dem Hafen, um mir die darin liegenden Schiffe zu besehen und zu hören, ob einige segelfertig nach Indien dabei wären. Nachdem ich eine Strecke am Elbdamm entlang gegangen war, kam ich an eine Stelle, wo ich eine große Menschenmenge versammelt fand, deren Blicke ein Schiff anzog, welches mitten im Strome vor Anker lag. Es war ein großes Fregattschiff, schien, nach Segelwerk, Takelage und Anstrich zu urtheilen, ganz neu zu sein und war vom obersten Top des großen Mastes bis zum Bollwerk herab, und vom Klüver bis zum Spiegel hin, mit zahllosen bunten Wimpeln und Flaggen bedeckt, was in der That einen sehr freundlichen Anblick bot. Auch ich gesellte mich bald zu den Gaffern und mir gefiel das Schiff von

Augenblick zu Augenblick mehr, wobei mich ein dunkles Gefühl überkam, als habe ich ein größeres Anrecht als jeder Andere, meine Blicke wohlgefällig darauf weilen zu lassen.

»Was ist das für ein Schiff?« fragte ich einen neben mir stehenden Mann, der kein Seemann war, »und warum ist es so reich beflaggt?«

»Es ist das Brautschiff,« antwortete der Gestagte mit bedeutsamer Miene, »und heißt ›Die gute Hoffnung!«

»Das Brautschiff?« fragte ich weiter, »Was heißt das?«

»Nun, der Rheder giebt die ganze Ladung, die es bereits an Bord hat, seinem Schwiegersonne zur Mitgift mit. Das kann sich der Herr gefallen lassen, nicht wahr? Ei ja!«

Ich nickte beistimmend. »Wohin geht das Schiff?« fragte ich nochmals.

»Nach Ceylon, sagt man, aber ich weiß es nicht gewiß.«

»Und wem gehört es?«

»Dem reichen Senator G***, der nur eine Tochter hat und sie einem Engländer, Mr. Jefferson heißt er, mit nach Ostindien giebt. Aber der Engländer ist auch nicht gerade arm!« setzte der Mann mit einem gewissen Nachdruck hinzu.

Ich war von meinem Berichterstatter weg an eine einsamere Stelle getreten und zog meine Briefftasche hervor. Der Name ›Senator G***‹ war mir bekannt erklungen, und ich täuschte mich nicht: der eine Brief, den mir Capitain Bunger mitgegeben, trug denselben Namen auf

seiner Adresse. – Ohne mich einen Augenblick aufzuhalten und wie von einem geheimnißvollen inneren Anreiz getrieben, kehrte ich in die Stadt zurück, wobei sich jenes dunkle Gefühl in Bezug auf das beflaggte Schiff in verstärktem Maaße wieder bei mir einfand.

»Wo wohnt der Senator G***?« fragte ich einen Kellner in meinem Gasthofs.

Er beschrieb mir die Straße und das Haus genau und ich schritt rasch nach dem Jungfernstieg, in dessen Nähe der reiche Rheder und Senator wohnte.

Was ich thun wollte, war mir wie durch eine innere Eingebung augenblicklich klar geworden; bevor ich mich aber auf Capitain Bunger's Beistand stützte, wollte ich erst sehen, was ich allein durch mich selbst erringen könnte, wozu ich bereits zu Hause rasch meine kleine Vorbereitung getroffen hatte.

Die eigentliche Geschäftsstunde der Hamburger Großhändler war noch nicht gekommen und demnach vermuthete ich den Senator noch in seiner Privatwohnung, wohin ich mich begab, und in der That, ich hätte keinen glücklicheren Tag zu meinem Unternehmen wählen können. Als ich dem Portier mein Anliegen vortrug, den Herrn Senator zu sprechen, schüttelte er bedenklich den Kopf und sagte, er glaube nicht, daß mich der Herr Senator heute annehmen würde, es gäbe »so viel« an diesem Tage zu thun.

Dennoch zog ich meinen zu Hause geschriebenen Zettel aus der Tasche, der einfach die Worte enthielt: »Charles Goodrick aus Herefordshire wünscht den Herrn

Senator G*** in einer für ihn höchst wichtigen Angelegenheit zu sprechen!« und gab denselben dem Portier mit der Bitte, ihn sogleich in die Hände seines Herrn gelangen zu lassen. Zweifelnd, ob mir mein Gesuch glücken würde, das sah ich dem Gesichte des Dieners an, stieg er die kostbar mit Blumen, Teppichen und Statuen geschmückte Treppe hinauf, aber nach kurzer Zeit kam er schon wieder eilfertig herunter und sagte: »Der Herr Senator will Sie empfangen, sofern Sie ihm nichts Unangenehmes zu sagen haben. Also nicht? Nun dann kommen Sie!«

Nach drei Minuten stand ich in einem einfach aber gediegen ausgestatteten Zimmer einem schönen alten Herrn von einigen fünfzig Jahren gegenüber, dessen wohlwollendes und geistreiches Gesicht eine höchst angenehme Wirkung auf mich ausübte.

»Sie sind Mr. Charles Goodrick aus Herefordshire und also ein Engländer?« fragte er mich sogleich, nachdem ich mich ehrerbietig verbeugt hatte.

»Ja, Herr Senator,« antwortete ich, »der bin ich und ich bitte um Entschuldigung, daß ich Ihnen mit meinen persönlichen Angelegenheiten lästig falle.«

Er horchte sehr aufmerksam meinen Worten, sogar noch eine Weile, nachdem ich sie gesprochen, als wunderte er sich über etwas darin, was seine Erwiderung auch sogleich kundgab. »Wie,« sagte er, »ein Engländer, und Sie sprechen so gut und richtig Deutsch?«

»Das ist sehr natürlich,« erwiderte ich; »ich habe vier Jahre in Deutschland gelebt und mich bemüht, Ihre schöne Sprache gleich der meinen zu sprechen.«

Sein Gesicht nahm einen noch wohlwillenderen Ausdruck an, als er gleich darauf sagte: »Das ist eine seltene Erscheinung. Doch gut – womit kann ich Ihnen dienen?« Jetzt klopfte mir zwar etwas das Herz, da ich mit meiner Bitte so kurz und bündig hervortreten sollte, aber die Miene des Mannes machte mir Muth und ich theilte ihm offen meinen sehnlichsten Wunsch mit, irgend eine wenn auch noch so unbedeutende Stellung in einem Handlungshause zu finden und so bald wie möglich nach Ostindien zu gehen, worauf mein Streben einmal seit Jahren gerichtet sei.

Erst jetzt setzte sich der Senator auf einen Stuhl am Fenster nieder und lud mich ein, nicht unweit von ihm ebenfalls Platz zu nehmen, wobei er mich mit auffallender Schärfe beobachtete, als finde er irgend Etwas an mir, worüber er nicht klar werden könne. Da fing er mit einem Mal an zu lächeln und sagte sehr freundlich: »Sie sind an einem Tage zu mir gekommen, an dem ich Niemanden eine Bitte abschlagen kann, wenn ihre Erfüllung in meiner Macht liegt. Es ist nämlich der Hochzeitstag meiner einzigen Tochter, die mich leider schon in drei Tagen verläßt, um mit ihrem Mann, einem Landsmann von Ihnen, nach Indien abzugehen.«

»So wünsche ich ihr alles Glück!« sagte ich, als er eine kleine Pause eintreten ließ. »Mr. Jefferson geht nach Ceylon, wie ich höre?«

»Ah. Sie wissen also schon seinen Namen!« rief er.
»Nun ja – aber nein, nicht nach Ceylon, das wäre mir freilich lieber, sondern noch etwas weiter, nach Singapo-
re, wo Mr. Jefferson bereits sein Großhandelshaus und
einen Bruder hat, der ebenfalls eine deutsche Frau aus
Hamburg geheirathet. Doch zur Sache: besitzen Sie viel-
leicht Papiere, die Sie legitimiren können?«

Ich zog sogleich meine Briefftasche hervor und über-
reichte ihm den mir von Lady Denham übersandten Paß,
dem ein Heimatsschein beigefügt war.

Er las Beides aufmerksam von Anfang bis zu Ende
durch, sah mich wiederholt dabei an und seine vorher
nur wohlwollende Miene nahm allmählig den Ausdruck
achtungsvoller Güte an. »Sie sind also der Sohn des Ba-
ronets Sir Henry Goodrick auf Doward-Court bei Ross in
Herefordshire?« fragte er.

»Ja, der einzige Sohn aus zweiter Ehe, seit meinem
fünften Jahre eine Waise; und meine Familienverhältnis-
se sind es allein, die mich mein Vaterland im Auslande
suchen ließen, da das große England bisweilen keinen
Raum für Brüder aus verschiedenen Ehen hat.«

»Ah!« sagte der Senator mit zustimmendem Lächeln,
»ich verstehe. Was für eine Stelle könnten Sie ausfüllen?«

Ich sagte ihm, daß ich ein leidlicher Seemann wäre
und manche theoretische kaufmännische Kenntnisse be-
säße, aber daß es mir leider an aller practischen Erfah-
rung fehle. Für meinen Eifer und guten Willen aber kön-
ne ich einstehen, und es läge mir einzig und allein daran,

recht bald die Mittel zu gewinnen, um auch ohne Unterstützung meiner Anverwandten mein Schiff mit eigener Kraft über See zu halten.

Er legte meine Papiere langsam zusammen und blickte dabei sinnend vor sich nieder. In demselben Augenblick aber, als er sie mir hinreichte und ich sie wieder in meine Briefftasche stecken wollte, kam mir Capitain Bunger's Brief in die Hand und ich sagte, ihn dem Senator überreichend: »Hier habe ich auch noch einen Brief an Sie, der meine Bitte vielleicht bei Ihnen unterstützen dürfte.«

»Von Wem ist der Brief« fragte er lächelnd.

»Vom Capitain Bunger aus Prerow in Pommern.«

»Was,« rief er, »von Bunger aus Prerow?« Und schon hatte er ihn entfaltet und bald mit freudig gespannter Miene gelesen. »Ach, mein Herr, sagte er, »dieser Brief ist mir angenehmer, als ich es aussprechen kann. Wilhelm Bunger und ich traten in unsrer Jugend gleichzeitig in ein Geschäft ein, wir wollten Beide Kaufleute werden. Allein seine Vorliebe für die See zog ihn von dem Rechnungstisch fort und so verließ er die ruhigere Laufbahn, um eine gefährlichere zu beginnen. Ich habe ihn später nur selten wiedergesehen, aber stets seiner in Liebe gedacht. Jetzt bringt er sich mir in Erinnerung und trägt mir Ihre Bitte noch einmal auf andere Weise vor. Auch legt er Bürgschaft für Sie ab und auf *diese* Bürgschaft gebe ich etwas. Mit einem Wort, mein Herr, ich kann Sie heute nicht länger bei mir behalten, kommen Sie aber morgen Abend um acht Uhr wieder hierher und seien Sie mein

Gast bei dem Abschiedsmahle, welches ich meinen Kindern gebe. Dabei wird sich Gelegenheit finden, Sie meinem Schwiegersohn vorzustellen und mit ihm über Ihr Gesuch Rücksprache zu nehmen.«

Er entließ mich darauf mit sehr freundlichem Wesen und ich stieg mit bedeutend erleichtertem Herzen die hochzeitlich geschmückte Treppe hinunter. Sie können sich denken, daß ich mich am nächsten Abend pünktlich einfand. Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend und ich bewegte mich zum ersten Mal in meinem Leben in einer solchen. Mr. Jefferson war sehr bald mit mir in eifrigem Gespräch begriffen und erkannte leicht, daß ich sein wirklicher Landsmann sei, da wir nur Englisch mit einander sprachen, indem ihm das Deutsche nicht geläufig genug war. Jedoch ließ er kein Wort über unser Geschäft fallen, was mich anfänglich wunderte, allein später sah ich ein, daß Mr. Jefferson sowohl, wie sein edler Schwiegervater, sehr gut in mir den Gast von dem Bittsteller zu unterscheiden verstand. Auch der neuvermählten Frau Jefferson ward ich vorgestellt. Sie war eine angenehme Erscheinung, freundlich und sehr gesprächig. Als ich spät Abends die Gesellschaft verlassen wollte, trat der Senator auf mich zu und sagte:

»Herr Goodrick, ein Wort! Beehren Sie mich morgen früh um elf Uhr abermals in diesem Hause, dann wollen wir von *unsern* Geschäften sprechen.«

Dies eine mit absichtlichem Nachdruck gesprochene Wort belehrte mich auf eine feine Weise, daß meine Bitte so gut wie erfüllt sei, und am nächsten Morgen erhielt

ich den Beweis davon. Bei einem Gabelfrühstück, an welchem nur der Senator, Mr. Jefferson, dessen Frau und ich Theil nahmen, erfuhr ich, daß die ›gute Hoffnung‹ am nächsten Tage unter Segel gehe und daß Mr. Jefferson einen deutschen Commis für sein Geschäft in Singapore mitnehme, den er namentlich deshalb engagirt, weil er so gut Englisch wie Deutsch schreibe und spreche. »Diese Stelle also kann ich Ihnen nicht anbieten,« sagte Mr. Jefferson, »auch fehlt Ihnen noch die Routine dazu; wollen Sie sich diese aber recht bald aneignen, so biete ich Ihnen eine Correspondenzvolontairstelle an. Von Ihren Leistungen wird es abhängen, ob und wann ich Sie definitiv anstellen kann. Stimmen Sie meinem Vorschlage bei, so lassen Sie heute Abend Ihre Effecten an Bord der ›guten Hoffnung‹ bringen und verfügen Sie sich auch selbst dahin. Wir haben einen Platz für Sie leer und für die lange Reise einen angenehmen Gesellschafter mehr.«

Natürlich stimmte ich mit Freuden bei und schon wenige Stunden nachher war ich an Bord des großen Schiffes und fand mich wider Erwarten gut untergebracht, indem ich mit dem deutschen Commis, einem Hamburger, eine ziemlich große Cabine theilen mußte.



Unsere Reise ging im Ganzen glücklich und ziemlich rasch von Statten und ich trat sehr bald in ein angenehmes Verhältniß zu meinem Principal und seiner Gattin, deren Gesellschaft mir um so wohlthuender war, als

ich mit ihr von meinem lieben Deutschland reden und mich in der Sprache ihrer Heimat immer mehr vervollkommen konnte. Mr. Jefferson war durch seinen Verkehr mit Deutschen, insbesondere mit deutschen Frauen, ein sichtbar polirter Landsmann geworden; er erwies sich gemüthlich und umgänglich und litt nicht an jenem nationalen Dünkel, der die Briten auf dem europäischen Festlande oft so ungenießbar und unausstehlich macht. Außerdem hatte er nicht immer auf unsern, den Spleen oder die insulare Exklusivität erzeugenden britischen Inseln gelebt; weite Reisen durch alle Meere der Erde und der Umgang mit allen möglichen Nationen, die auch von dem ›englischen Gott‹ geschaffen sind, hatten seinen Geist gebildet und seine Anschauungsweise geläutert, das sollte ich gleich in den ersten Wochen unserer Bekanntschaft gewahr werden. Unser nahes und häufiges Beisammensein, das uns die meisten Genüsse zu theilen zwang, steigerte nur das Vertrauen, welches wir uns vom ersten Augenblick an einflößten und schon nach wenigen Monaten wußten wir ziemlich genau, was wir von einander zu halten und wie weit wir auf einander zu rechnen hatten.

Der einzige Unglücksfall, der auf unserer Reise vorfiel, betraf den deutschen Commis, der von Anfang an ein abgeschlossenes und zurückhaltendes Wesen gezeigt hatte, was sich jedoch wohl hauptsächlich auf seine Kränklichkeit gründen mochte, die von Tage zu Tage mehr zum Vorschein kam. Schon auf der Höhe von Madeira

erkrankte er an einem ruhrartigen Uebel, das ungeachtet aller ärztlichen Hülfe – wir hatten einen Chirurgen an Bord – nicht weichen wollte und schnell seine körperlichen Kräfte verzehrte. Am Cap der guten Hoffnung wurde sein Zustand so bedenklich, daß Mr. Jefferson ihn daselbst auszusetzen beschloß, allein der junge Mann sträubte sich fast gewaltsam dagegen und so blieb er auf dem Schiffe, um es bald darauf nur als Leiche zu verlassen.

Mr. Jefferson war darüber sehr betrübt, um so mehr, da er auf seine Hülfe in Singapore große Hoffnungen gesetzt hatte. Als er eines Tages mit mir über diesen ungeahnten Verlust sprach, versuchte ich ihn dadurch zu trösten, daß ich offen sagte: »Mr. Jefferson, Sie haben eine tüchtige Hülfe eingebüßt, das ist wahr, aber vielleicht ist Ihnen der Ersatz näher als Sie denken. Auf mich hatten Sie noch vor wenigen Wochen in Hamburg nicht gerechnet, nun aber bin ich da und stelle Ihnen meine volle Kraft und meinen besten Willen zur Disposition. Versuchen Sie es mit mir, und was mir an Erfahrung und Routine gebricht, will ich durch eifrigen Fleiß und ein reges Streben zu ersetzen mich bemühen.«

Nach kurzer Ueberlegung und nachdem er Rücksprache mit seiner Frau genommen, der er ein großes kaufmännisches Gefühl – ich brauche dies Wort mit Bedacht – zutraute, sagte er bald darauf zu mir, daß er mein Anerbieten annehme, um so lieber, da ich ja schon von Hause aus geneigt gewesen sei, sein Beistand zu werden, und so war denn mit einem Mal ein längst ersehntes Ziel für

mich gefunden und ich hatte eine Stellung, die mir für die Zukunft etwas Tüchtiges zu versprechen schien. Auch hatten wir unterwegs noch Zeit genug, uns geschäftlich zu unterhalten und ich wurde nun durch ernstliche Belehrung in die kaufmännischen Unternehmungen eingeweiht, wie sie Mr. Jefferson schon seit Jahren mit großem Erfolge betrieb.

Endlich kamen wir in unserm heißen neuen Heimatlande an und ich begann augenblicklich, ohne mich bei etwas Anderem aufzuhalten, meinen guten Willen und meine Kraft in dem gewählten Berufe zu entwickeln. Von Singapore, dem Leben und Treiben, den herrschenden Sitten daselbst, will ich nichts sagen, es würde mich zu weit von dem mir gesteckten Ziele abführen. Nur Einzelnes darf ich andeuten. Meine Wohnung ward mir in einem schönen Landhause, von Palmen und Kokusnußbäumen umgeben, in einer der Vorstädte angewiesen, das Geschäftslocal dagegen lag, wie alle übrigen, in der volkreichen Stadt. In ersterem fanden wir eine zahlreiche, meist chinesische Dienerschaft, wie denn überhaupt fast alle Nationen der indischen Inseln und des asiatischen Festlandes in dem kleinen babylonischen Reiche vertreten waren. Mr. Jefferson der Aeltere war ein einsichtsvoller, arbeitsamer und freundlicher Mann und hatte sich noch mehr germanisches Wesen als sein Bruder angeeignet. Seine Gattin, die Tochter eines reichen Hanseaten, war eine lebenswürdige Frau und Beide empfangen mich, als doppelten Landsmann, auf eine für mich

sehr erfreuliche und fast schmeichelhafte Weise. Ich wurde von Anfang an wie ein Mitglied der Familie behandelt und hatte mich über Nichts zu beklagen, im Gegentheil, ich fand alle Ursache, mit meinem gegenwärtigen Schicksal zufrieden zu sein, wenn nicht – doch halt, davon kein Wort mehr!

Was meine geschäftlichen Verhältnisse betraf, so gerieth ich sehr bald in reichliche Arbeit und mußte alle meine Kräfte aufwenden, um den an mich gestellten Forderungen gerecht zu werden. Indessen wurde es mir allmählig leichter, die in meinem Wissen vorhandenen Lücken füllten sich, und da ich nur durch anhaltende Arbeit die trüben Gedanken an vergangene Zeiten vertreiben konnte, so stürzte ich mich mit einer wahren Leidenschaft in sie hinein, was einen so guten Erfolg, insbesondere für meine Kenntnisse hatte, daß ich schon nach Verlauf eines Jahres vollständig in meinen Pflichten zu Hause war. Nachdem ich dies eine Jahr unter Aufsicht des älteren Mr. Jefferson nur im Comptoir und in der Correspondenz gearbeitet, wurde ich im zweiten Jahre schon mit zur Berathung der beiden Brüder gezogen und bei dieser Gelegenheit bezeugten sie mir dadurch ihre Zufriedenheit, daß sie mich mit einem so reichen Honorar bedachten, wie es in Europa wohl nur selten einem jungen Commis zu Theil werden mag. Nach zwei Jahren trat ich, vollständig für das Geschäft ausgebildet, meine erste Reise in kaufmännischen Angelegenheiten an und nun erst sah ich die Wunder der Tropenwelt sich vor meinen

Augen entwickeln, von denen ich bisher nur eine mangelhafte Vorstellung gehabt. Ich besuchte nach und nach mit der ›guten Hoffnung‹ alle Haupthandelsorte des asiatischen Continents, lernte China, Cochinchina und die angrenzenden Länder, so wie den hinterindischen Archipel kennen und kehrte, ohne einen Unfall zu erleben, mit so guten Erfolgen zurück, daß meine Principale mir nicht allein ihre ganze Zufriedenheit kundgaben, sondern mir auch einen bedeutenden Antheil von dem erworbenen Gewinn zufallen ließen. Im nächsten Jahre ging einer der Brüder auf Reisen und ich arbeitete für ihn zu Hause, denn zu dieser Abwechselung veranlaßte uns das verderbliche Klima Singapore's, welches Mr. Jefferson der Aeltere am schlechtesten, ich am besten von uns Dreien ertrug. Im vierten Jahre trat ich eine Reise nach Australien und Californien über den stillen Ocean an, und als ich nach Jahresfrist zurückkehrte und es sich ergab, daß ich abermals einen großen Gewinn erzielt hatte, empfangen mich meine Principale wie einen dritten Bruder, von dem sie sich nun nicht mehr trennen mochten.

Da sollte im fünften Jahre meines Aufenthalts in Singapore ein unerwartetes trauriges Ereigniß meine Stellung noch besser gestatten. Ich befand mich eben zu Handelszwecken in Borneo, als mich die erschütternde Kunde erzielte, Mr. Jefferson der Aeltere sei einem böartigen Fieber erlegen und sein Bruder verlange sehnlichst nach mir. Ich kehrte zurück, so schleunig es ging, und traf das ganze Haus in tiefster Betrübniß an. Lange Zeit war mein

Freund, der jüngere Bruder, außer Stande, seinem Geschäfte vorzustehen, denn auch er kränkelte auf Besorgniß erregende Weise. Nun lag die ganze Wucht desselben fast allein auf meinen Schultern, aber ich hatte arbeiten gelernt und Alles, was ich unternahm, gelang mir vorzüglich. Als Mr. Jefferson endlich wieder genesen war, überraschte er mich eines Tages mit der Frage: ob es mir, sobald seine verwittwete Schwägerin nach Europa zurückgekehrt sein werde, wonach sie Verlangen trug, genehm sei, an die Stelle seines Bruders als Compagnon in sein Geschäft zu treten? Ich besann mich nicht lange und nahm den so gut gemeinten und ehrenvollen Vorschlag an. So war ich denn mit einem Mal ein wohlhabender Mann geworden und von Jahr zu Jahr vermehrte sich mein Besitz. Ob ich Freude darüber empfand, kann ich Ihnen nicht sagen, Sie mögen sich das später selbst erklären. Gesund an Körper und Geist – an Gemüth weniger – blieb ich Gott sei Dank! immer, nur mein Haar wurde bleicher und bleicher, als ich erst das dreißigste Lebensjahr überschritten hatte, wie Lady Denham es mir einst vorhergesagt, da diese Erscheinung in der Familie meines Vaters erblich war. An Körperfülle verlor ich zwar, aber nicht an Kraft und noch weniger an geistiger Frische. Das verderbliche Tropenklima that mir bei meinem mäßigen Leben niemals Schaden und zuletzt wurde ich gegen jede Witterung, gegen jeden klimatischen Einfluß so abgehärtet, daß ich den Wechsel derselben gar nicht mehr empfand.

So blieb ich bis vor etwa zwei Jahren ein thätiger Mitarbeiter des asiatischen Großhauses Jefferson und Compagnie. Ich konnte mich mit Recht einen reichen Mann nennen und doch hatte ich von meinem Besitz keinen Genuß, da ich Anderen, Gleichgesinnten, Gleichführenden davon nicht mittheilen konnte, was von jeher mein ganzer Trieb, mein höchstes Verlangen gewesen war. Gebete sandte ich oft genug zum Himmel, um mir die Erfüllung meiner lange still getragenen Wünsche zu gewähren, aber das Ohr des Allmächtigen schien mir in dieser Beziehung verschlossen zu sein. Dennoch hatte er mich nicht ganz vergessen und gerade, als ich es am wenigsten dachte, sandte er mir eine Botschaft, daß er meiner eingedenk sei. Vor zwei Jahren etwa kam ich von einer Reise nach Java nach Hause, als Mr. Jefferson und seine Frau mich am Hafendamme empfingen. Ihre Gesichter sahen betrübt aus und doch gaben sie sich Mühe, mir ein freundliches Lächeln zu zeigen.

»Was giebt es?« fragte ich, »Sie haben mir etwas Neues zu verkünden. Heraus damit, ich bin ein Mann, der schon lange Alles hören und ertragen kann.«

»Nun ja, das, was wir Ihnen zu sagen haben,« erwiderte Mrs. Jefferson, »dürfte schon zu ertragen sein. Doch kommen Sie nur nach Hause.«

In ihr Zimmer getreten und noch einmal von Beiden herzlich bewillkommnet, sah ich auf dem Tisch eine vor wenigen Wochen angekommene Times liegen und eine

Stelle in dem aufgeschlagenen Blatt war mit dicken rothen Strichen bezeichnet. »Lesen Sie!« sagte Mr. Jefferson, mit dem Finger, trübe lächelnd, auf die Stelle deutend.

Ich nahm das Blatt auf, las – und es sank mir wieder aus der Hand. Wer hatte je *daran* gedacht, wer es für möglich gehalten, und doch fielen mir sogleich die edle Lady Denham und ihre Worte in jenem Briefe ein: »Wer weiß, wie Gott Alles zu Deinem Besten lenkt!« – Mit einem Worte, mein Bruder Everard war plötzlich ohne leibliche Erben gestorben, nachdem ihm schon vor zehn Jahren mein Bruder William vorangegangen war. Der dritte Sohn Sir Henry Goodrick's, Charles, also ich selber, ward von den Testamentsvollstreckern aufgefordert, seinen Aufenthaltsort anzugeben, wenn er noch lebe, um sein gesetzliches Erbe, das schöne Landgut Doward-Court in Herefordshire, sowie einige Häuser und Grundstücke in und bei London und an anderen Orten nebst seinem Titel in Besitz zu nehmen.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welche Umwälzung diese Nachricht weniger in meinem Geiste als in dem Mr. Jefferson's hervorbrachte. Er konnte sich in der ersten Zeit gar nicht darüber zufrieden geben und doch sah er zuletzt das neue Ereigniß mit ganz anderen Augen an. Von seiner Frau und mir lebhaft angefeuert, beschloß er sein Geschäft in Singapore aufzugeben und nach Europa zurückzukehren. Von Stund' an wurde Alles dazu in's Werk gesetzt, aber bis sich ein Uebernehmer des großen Handelshauses zeigte, verging eine lange Zeit und erst

vor ungefähr einem halben Jahre konnten wir uns in Indien für abgefunden erklären und mit gemischten Gefühlen der Freude und der Erwartung auf das Schiff steigen, das uns endlich nach so langen Jahren in die Heimat zurückführen sollte.

Wir legten diesmal die Reise nach Europa schneller zurück, als unsere erste von hier nach Singapore; denn die Zeit hatte in allen Dingen große Umwandlungen bewirkt und der Dampf war an die Stelle des Windes getreten, um die Welt zu beherrschen und die Menschheit zu Zielen zu führen, die wir in unsern Jugendjahren nicht hatten ahnen können. Genug, wir kamen glücklich in Hamburg an, trafen den alten Senator noch am Leben und gesund, und sahen ein paar Wochen in Freuden verfließen, wie wir sie in Singapore in neunzehn Jahren nicht genossen hatten.

Da aber zog es mich endlich mit gewaltiger Sehnsucht nach meinem Vaterlande. Zwar wogte ein ängstliches Beben durch meine Brust, als ich mich Englands felsigen Küsten näherte, aber ich empfand denn doch eine früher nie besessene Kraft, allen möglichen Begegnissen und Neuerungen mit fester Stirn und ruhigem Herzen entgegenzutreten zu können. Als ich aber erst einmal meinen heimatlichen Boden betreten hatte und Alles um mich her in dem wohlbekanntem Geleise sah, fühlte ich mich sicherer und gerüsteter als jemals und so trat ich meinen Weg nach London an, um zuerst meine Testamentsvollstrecker aufzusuchen und mich ihnen als Erben Sir Everard's persönlich vorzustellen, nachdem ich ihnen schon von Singapore aus brieflich von mir Nachricht gegeben hatte.

Auch der Lady Sarah Denham ehemaliges Haus besichtigte ich, das zuerst meinem Bruder und nun mir als Erbe zugefallen war, denn sie selbst war lange todt und Niemand vorhanden, der nähere Ansprüche darauf besaß. Mit welchen Gefühlen diese Besichtigung vor sich ging, will ich verschweigen, aber mein Herz sah noch mehr als meine Augen, und der alte Gärtner, der es hütete und die Blumen des Gartens in Stand gehalten, wunderte sich vielleicht, daß ein reicher Erbe, noch dazu mit so grauen Haaren, Thränen über ein Glück vergoß, welches Andere nur mit lachendem Munde begrüßt haben würden.

In London hielt ich mich nur so lange auf, als unumgänglich nöthig war, um meine Erbschaftsangelegenheiten in Ordnung zu bringen, dann beeilte ich mich, Doward-Court zu erreichen, und Sie wissen ja, wie ich hier ungekannt anlangte und empfangen wurde. So sehen Sie mich denn jetzt nach so langen Irrfahrten als Sir Charles Goodrick in der Halle meiner Väter sitzen und meine Füße am heimatlichen Heerdfeuer wärmen. Ich aber freue mich, daß ich bald auch hier einen Freund gefunden habe, dem ich meinen seltsamen Lebenslauf erzählen und in dessen mitfühlende Brust ich meine Leiden und Freuden ausschütten konnte. Und hier, mein theurer Mr. Mildness, endigt meine Geschichte. Mögen Sie mich milde beurtheilen, wenn, ich früher oft fehlgegangen bin; mein Gewissen aber ist rein und ich kann getrost meinem Schöpfer einst in's Auge blicken, wenn er mich unverhofft zu sich rufen sollte.«

Sir Charles Goodrick schwieg und sah mit wunderbar forschendem und ernstem Gesichtsausdruck nach Mr. Mildness hin, der während des Schlusses dieser Erzählung kaum sein Erstaunen zurückgehalten hatte, seinen Freund jetzt fast aufgeregt anstarrte und vor Verwunderung erst gar keine Worte finden zu können schien. Endlich aber hatte er sich gefaßt. Er sprang lebhaft von seinem Stuhle auf, that einen Schritt zu dem ruhig ihn betrachtenden Baronet hin und rief mit tief bewegter Stimme:

»Wie, Sir Charles, ist denn das Alles? Hat denn damit auch die Geschichte Ihrer Liebe zu Emmy Norge ein Ende? Haben Sie sie nie wiedergesehen, nicht einmal Briefe mit ihr gewechselt? Wo ist denn Ihr Versprechen, Ihr Gelübde, Ihre einsame Insel geblieben?«

Sir Charles winkte beschwichtigend mit der Hand und seufzte dabei schwer auf. »Setzen Sie sich, lieber Freund,« sagte er mit gedämpftem Tone, in dem eine wehmüthige Klage zu liegen schien, »und beunruhigen Sie sich meiner wegen nicht. Also auch das wollen Sie wissen, mir Nichts ersparen? Ich soll mit dem dreifach gestählten Messer des Schmerzes, der Trauer, der Wehmuth noch in meinem eigenen Herzen wühlen? Nun ja, Sie verlangen es und ich will es thun – also vorwärts, da ich denn doch einmal damit zu Ende kommen muß! Natürlich schrieb ich von Hamburg aus, sobald mir der Senator G*** die Ueberfahrt nach Singapore zugesichert und Mr. Jefferson mich als Volontair angestellt, nach Prerow, sowohl an Emmy wie an den Pfarrer, und theilte ihnen

den guten Erfolg meiner ersten Schritte mit. Auch bat ich Emmy, den Capitain Bunger davon zu benachrichtigen, wenn er zurückkäme, da ich an ihn selbst nicht schreiben konnte, weil ich wußte, daß er bereits auf dem Wege nach Schweden war. Vom Cap der guten Hoffnung, wo wir einige Tage anlegten, sandte ich meinen zweiten Brief an Emmy allein, um sie von meinen bisherigen Reiseerlebnissen zu unterrichten. Kaum endlich in Singa-pore angekommen, schickte ich einen vollständigen Reisebericht, mit Beschreibung meines Wohnorts und meines Dienstes im Comptoir, mit dem ersten abgehenden Schiffe ab, und weiß aus den Zeitungen sehr wohl, daß jenes Schiff glücklich in Europa angekommen ist. Nun erst konnte ich auf eine Antwort der drei Schreiben hoffen und die Freude der Erwartung war groß. Allein ein Monat nach dem andern verging, ein Schiff nach dem andern kam, einen Brief aber brachte mir keines mit. Ich wußte gar nicht, was ich davon denken sollte, obgleich ich durchaus nichts Böses ahnte, denn was sollte geschehen sein, was nicht wenigstens Einem der in Prerow Zurückgelassenen ein paar Zeilen an mich zu richten gestattete? Freilich, es konnte Einer oder der Andere gestorben sein, das war möglich, aber dann waren doch die Andern noch da, um mich davon zu benachrichtigen. Mit solchen traurigen Gedanken legte ich mich fast jeden Abend nieder und mit ähnlichen stand ich am Morgen wieder auf, um mich in meine Arbeit zu stürzen und mein immer wehmüthiger schlagendes Herz zum Schweigen zu bringen. Sobald ich aber ein Schiff aus Europa oder einem

westlichen Hafen kommen sah, immer wieder wachte von Neuem die Hoffnung auf, daß der kleine Bote von Prerow her jetzt an seinem Bord schlafe, aber immer wieder hatte ich mich geirrt, denn es kam kein Brief.

Nach zwei Jahren schrieb ich in ernsterer Stimmung sowohl an Emmy, wie an den Pfarrer, und theilte ihnen mit, daß es mir in meinem neuen Wirkungskreise zu glücken scheine und daß ich nach einigen Jahren schon nach Europa auf kurze Zeit zurückzukehren hoffen könne, um – o warum ist der Mensch so thöricht, das Süße stets für sich erreichbar zu wännen – um mein ganzes Glück im Pfarrhause zu finden, denn nun gestand ich dem Pfarrer offen meine Liebe zu Emmy ein, hielt bei ihm um ihre Hand an und versprach, nur so lange mit ihr in Indien bleiben zu wollen, wenn ich sie mir abgeholt, als unumgänglich nöthig sei, um unsere fernere Zukunft in Deutschland sicher zu stellen. Diesem Brief legte Mr. Jefferson der Jüngere auf meine Bitte einige Zeilen bei, worin er meine guten Aussichten bestätigte, mein persönliches Verhalten lobte und dem jungen, ihm unbekanntem Mädchen, meiner Geliebten, ein wünschenswerthes Loos an meiner Seite verhiess. Zu diesem Schritt war ich durch Mrs. Jefferson bewogen worden, der ich endlich meinen Herzenskummer gestanden, nachdem ich ihn ihrem weiblich scharfen Auge nicht mehr hatte verbergen können. Sie versprach sich von diesem Begleitschreiben ihres Mannes eine große Wirkung auf den Pfarrer, da sie der Meinung war, daß derselbe nur aus dem Grunde bisher keine Antwort gegeben, weil er die Zukunft seiner

Pflegetochter an meiner Seite nicht gesichert genug geglaubt habe.

Allein auch auf diese Briefe erfolgte keine Antwort, und halb in Verzweiflung über dies räthselhafte Schweigen schrieb ich kurz nacheinander an Capitain Bunger und seine Schwester, gab ihnen von allen meinen vergeblichen Schritten Kenntniß und bat sie um Gottes willen, mir irgend eine Nachricht zukommen zu lassen, wenn sie auch das Schrecklichste von Allem, Emmy's Tod, enthalten sollte.

So waren vier Jahre vergangen und ich war bereits im Stande, eine Frau anständig ernähren zu können. Aber auch Bunger ließ nichts von sich hören und eben so wenig seine Schwester, was mich in einen Zustand schweigsam düsterer Zerknirschung versenkte, wie ich ihn Gottlob! nur dies eine Mal in meinem Leben empfunden habe. In dem Glauben, daß alle meine Schreiben auf irgend eine Weise verloren gegangen oder nicht in die richtigen Hände gelangt seien, wandte ich mich an den Hamburger Consul und bat ihn inständigst, meinen letzten Brief durch einen sicheren Boten an den Pfarrer zu Prerow abgeben lassen zu wollen. Dieser letzte Brief nun war in so dringenden, ja flehenden Worten abgefaßt, daß ich es für unmöglich hielt, ihn unbeantwortet zu lassen, wenn noch ein Mensch im Pfarrhause am Leben sei, und durch diesen Gedanken von Neuem erhoben, gab ich mich einer schwach auflebenden Hoffnung hin, daß sich nun wohl

das Räthsel lösen und Alles zum Besseren gestalten werde. Sollte aber wider Erwarten auch diesmal keine Antwort erfolgen, so hatte ich mir fest vorgenommen, selbst nach Europa zu reisen, und Mr. Jefferson hatte mir bereits seine Einwilligung dazu gegeben, da er an meinem Gemüthszustande sah, daß etwas Ernstliches geschehen müsse, um mich zu beruhigen.

So lief das fünfte Jahr meines Aufenthalts in Singapo-
re ab und Mr. Jefferson der Aeltere starb. Nun war freilich für's Erste an keine Reise nach Europa zu denken, aber dieselbe war ja auch noch nicht unbedingt nöthig, da jeden Tag ein Brief anlangen konnte. In meine damaligen anstrengenden Arbeiten begraben, meinen lebhaften Geist auf tausend verschiedene Gegenstände richtend, um mich nur bisweilen zu zerstreuen, zu erleichtern, wartete ich Monate auf Monate, da, denken Sie sich meine Freude, meine Ueberraschung, meine Seligkeit, da kam eines Tages mit einem neuen Schiff ein Brief an mich, und noch mehr, er war von der Hand des Pfarrers adressirt und trug auf seinem Couvert den Poststempel: Prerow. Also sie lebten, sie waren gesund, sie konnten schreiben – o ja, ja, ja, es hatte ein Irrthum, ein unberechenbarer Zufall stattgefunden, und jetzt erst war die Schranke gebrochen, die sich zwischen mich und Emmy gestellt. Dies Alles ging mir wie eine Vision blitzschnell vor der Seele vorüber, als ich den Brief erbrach, nachdem ich mich in meine Privatwohnung begeben und in meinem Zimmer eingeschlossen hatte.

Offen lag das aus mehreren Blättern bestehende Schreiben vor mir, aber ich vermochte es noch nicht zu lesen. Mein Herz klopfte so gewaltig, daß es meine Brust sprengen zu wollen schien und meine Gemüthsbewegung war so stark, daß die Buchstaben, die Zeilen vor mir flimmerten und ich kein Wort erkennen, entziffern konnte. Ach, da war es, in jenem Augenblick, wo mich zum ersten Mal, wie eine eiskalte Hand, die Ahnung von einem Unheil packte, einem Unheil, welches ich mir nicht näher auszumalen vermochte, das aber dennoch erkennbar, fast sichtbar vor den Augen meines Geistes stand. Da kam mir mit einem Mal die Sehkraft und mit ihr die nöthige Ruhe wieder. Ich schlug die letzte Seite des Briefes auf und las zuerst die Unterschrift. Sie lautete zu meiner höchsten Verwunderung: »Ihr ergebenster Dankwardt!«

»Ihr ergebenster Dankwardt – nicht *Dein*, wie er mich sonst genannt hat!« rief ich. »O, o, es ist nur zu wahr, es ist irgend Etwas vorgefallen, was ich nicht ermessen kann, und nun will ich lesen, muß ich lesen, denn länger halte ich es vor Bangen nicht aus.«

Daß meine Ahnung keine trügerische gewesen, sollte ich sehr bald erfahren, denn der Brief des Pfarrers zu Prerow lautete folgendermaßen:

»Sehr geehrter Herr! Endlich dürfte es an der Zeit sein, Ihre seit Jahren wiederholt an mich eingelaufenen Briefe beantworten, die vom ersten bis zum letzten, wie sich aus ihrem Inhalt ergibt, richtig in meine Hände gelangt sind.

Seit Ihrer mit so seltsamen Nebenumständen verknüpften und einer heimlichen Flucht nur zu ähnlichen Abreise von hier hat sich Vieles in unserm guten Prerow verändert, wovon ich wenigstens das Hauptsächlichste Ihnen mitzuthemen mir erlauben will, bevor ich an die Beantwortung des Hauptinhalts Ihrer geehrten Schreiben selbst gehe. Zuerst starb vor vier Jahren meine gute Frau an einem Herzübel, welches plötzlich zum Ausbruch kam, und unser ganzes Haus wurde dadurch in eine nur zu gerechte Trauer versetzt. Ein halbes Jahr später erkrankte in Folge einer Erkältung Capitain Bunger sehr ernstlich und verschied an einer Lungenentzündung, wie wir sie damals häufig an unserem Orte hatten. Seine Schwester erlitt durch diesen Verlust eine sie so niederdrückende geistige Störung, daß man für ihren Verstand fürchtete und sie nach dem Krankenhause in Barth brachte, wo sie nach wenigen Wochen ihren Leiden erlegen ist.

Schon bald nach dem Verlust meiner unvergeßlichen Frau fühlte ich mich so angegriffen und im Gemüthe niedergebeugt, daß ich mich nur mit Mühe aufrecht erhalten konnte; seitdem aber nahmen meine Kräfte allmählig dergestalt ab, daß ich meine Emeritirung nachsuchen mußte, die mir auch zuertheilt ward, wobei mir jedoch Gott in seiner Gnade meinen steten Wunsch dadurch erfüllte, daß er mir meinen Sohn zum zweiten Male wiedergab, indem

er ihn an meine Stelle brachte, wo er nun gleich mir des Guten zu wirken berufen und gesonnen ist.

So viel von unsern Verhältnissen im Allgemeinen. Was nun die Ihrigen insbesondere betrifft, so hat es mich – das *muß* ich Ihnen selbst jetzt noch sagen – sehr schmerzlich berührt, von Ihnen vier Jahre lang vollkommen getäuscht und in manchen Dingen sogar hintergangen worden zu sein. Erst der Besuch jener sehr ehrenwerthen Person, des Abgesandten Ihrer beunruhigten Familie, hat mich über Sie und Ihre Vergangenheit aufgeklärt und ich habe oft und lange bedauert, unbewußt meine Hand dazu geliehen zu haben, einen früher sehr leichtsinnigen, später aber durch besseren Umgang scheinbar geläuterten Sohn seiner Familie so lange zu entziehen. Daß gerade *Sie* mich so arg täuschen konnten, habe ich nie für möglich gehalten und eben so wenig von Ihnen verdient. Daß Sie sich bei Ihrer Abreise für die Wohlthaten, die Sie genossen – ich gebrauche hier nur Ihre eigenen Worte – dankbar zu erweisen bemühten, hat mich einigermaßen mit Ihnen ausgesöhnt, ich würde aber Ihre reichen Geschenke nicht angenommen haben, wenn ich sie hätte ausschlagen oder Ihnen zurücksenden können. Indessen habe ich sie nur wenig benutzt und sie kommen jetzt meinem Sohne zu Gute, dem ich sie zu seiner häuslichen Einrichtung zu überweisen Willens bin.

Was nun endlich den Hauptpunkt aller Ihrer Schreiben, meine geliebte Pflgetochter, Emmy Norge, betrifft, so habe ich auch diejenigen Briefe erhalten, die Sie entweder direct oder unter meiner Adresse an sie zu richten für gut befunden haben. Ich mußte es aber nicht allein für meine Schuldigkeit, sondern auch für meine väterliche und christliche Pflicht halten, ihr keinen einzigen derselben weder einzuhändigen, noch ihr überhaupt mitzutheilen, daß dergleichen an sie angelangt seien, einzig und allein um nicht Hoffnungen in ihr zu erregen oder zu bestärken, die, wie die Verhältnisse einmal lagen, nimmermehr verwirklicht werden konnten. Es war anfangs sehr schwer, ihr begreiflich zu machen, daß auch sie von Ihnen hintergangen sei, indem Sie jene Hoffnungen in ihr unerfahrenes und unschuldiges Herz pflanzten, und es ist mit ein Grund gewesen, daß ich ihr die Ihrerseits gesandten Schreiben auf jede mir zugängliche Weise vorenthielt, weil ich es für meine Pflicht hielt, ihren Schmerz nicht durch den Gedanken zu erneuern, daß Sie auch noch jenseit des Meeres fortführen, diese unerfüllbaren Hoffnungen wachzurufen und weiter auszubilden.

Es war mit einem Wort nicht edel von Ihnen, die Jugend eines so braven und in einfachen Sitten erzogenen Mädchens zu vergiften und ihm für sein ganzes übriges Leben eine so bittere, durch Nichts zu versüßende Erinnerung aufzudrücken. Denn wie ich

die Sache ansehe, konnten Sie, der Sohn eines reichen englischen Baronets, niemals die Waise eines verschollenen Seemanns und die Pflgetochter eines armen, unbedeutenden Landpfarrers heirathen, und selbst wenn die Möglichkeit dazu vorhanden gewesen wäre, so ist doch Ihre Vergangenheit, wie ich von Ihrer eigenen Familie weiß, nicht dazu angethan gewesen, das Geschick eines so braven und rechtschaffenen Mädchens an das Ihre zu knüpfen. Wie gesagt, es ist nicht leicht gewesen, Emmy begreiflich zu machen, daß sie von Ihnen getäuscht worden ist, und es mag noch jetzt Stunden geben, in denen sie eine von der meinigen abweichende Meinung darin hegt; mit der Zeit aber wird sie sich, ich zweifle nicht daran, ganz dazu bekehren, und damit dies sicher geschieht, geben Sie fernerhin durch Ihr Schweigen zu erkennen, daß Sie sie vergessen haben, wie auch wir uns, Sie zu vergessen, angelegen sein lassen wollen. Was wir einst Gutes an Ihnen zu thun Gelegenheit gehabt, haben wir aus allgemeiner Menschen- und Christenpflicht gethan, und darum gerade ist Ihnen nichts besonderes Gutes bei uns geschehen, Sie sind also auch zu keinem ferneren besonderen Danke verpflichtet. Einen unerbittlichen Groll hege ich nicht gegen Sie, wie Sie vielleicht denken mögen, ach nein, das erlaubt mir mein christlicher Standpunkt, meine Religion und mein Gewissen nicht. Emmy denkt gewiß noch bisweilen freundlich an Sie, aber sie hat sich bereits in

ihr Schicksal gefunden und die erhabene Aufgabe erkannt, die ihr durch die Vorsehung und meine Vermittlung zu Theil geworden ist. Sie sind ihr daher nur noch ein frühzeitig verstorbenen Jugendfreund, dessen Bild, in so glänzenden Farben es auch einst vor sie hingetreten sein mag, sie nicht von den ernsteren Pflichten abzuziehen im Stande ist, denen sie sich jetzt weihevoll und freudig ergeben hat.

Wie ich Ihnen nämlich schon gesagt, ist mein Sohn, nachdem er die Ordination erhalten, nach Prerow zurückgekehrt und hat durch Gottes Gnade und meine Fürsprache mein hiesiges Seelsorgeramt erhalten. Er ist es, der Emmy schon lange geliebt, und meine väterliche Sorge ist es gewesen, diese Liebe zu hegen und zu pflegen nach allen Kräften. Emmy war, zufolge Ihrer Einwirkung, nicht geneigt, sich meinem und unserm Wunsche so bald zu fügen, allein endlich ist es *gelingen*, ihr die Augen für meines Berthold's Tugenden zu öffnen, und so wird sie meinen seit Jahren gehegten Lieblingswunsch hoffentlich bald erfüllen und meinem Sohn vor dem Altare des Herrn ihre Hand zum ewigen Seelenbunde reichen. Wenn dieser Brief in Ihre Hände gelangt, werde ich selbst den Segen über Beide gesprochen haben. Stören Sie diesen Segen und den daraus entspringenden Frieden nicht nochmals durch irgend ein Zeichen Ihrer immerhin anerkennenswerthen anhänglichen Gesinnung und geben Sie sich Mühe, durch fleißige Arbeit und eifriges Gebet zu

dem Herrn der Heerschaaren, die Flecken zu tilgen, die eine leichtsinnige Jugend über Ihre Vergangenheit ausgegossen hat.

Somit scheidet ich in Frieden von Ihnen und wünsche auch Ihnen Frieden, mit sich und Anderen. Ein Vaterherz kann viel verzeihen, und so verzeihe auch ich Ihnen, der ich in der That einst väterliche Gesinnungen für Sie hegte, daß Sie mich und die Meinigen gekränkt und lange Zeit Unruhe über unser ruhiges Haus gebracht haben. Der Herr sei mit Ihnen und führe Sie zu Zielen, die Sie sich durch Ihren geläuterten Wandel und Ihr christliches Verhalten vor Gott und den Menschen in Zukunft verdienen mögen.

Prerow am heiligen Weihnachtsabend 183*.

Ihr ergebenster Dankwardt.«

Ach, mein Freund, als ich diesen grausamen und erbarmungslosen Brief erhielt, der, von so falschen Motiven ausgehend, in so vielen Punkten die Thatsachen gänzlich entstellte und der zugleich alle meine Hoffnungen und mein ganzes irdisches Glück mit einem Schlage vernichtete, da wurde es trüb in mir und um mich her, als hätte sich plötzlich eine schwarze Wolke auf meinen Geist niedergesenkt und es ringsum Nacht auf der hellen Erde werden lassen. Was hatte ich verbrochen, um eine so kalte und herzlose Abfertigung, noch dazu von meinem guten Pfarrer auf Prerow, gleichsam als eine unheilgebärende Mitgift für mein ganzes ferneres Leben zu empfangen?

Hatte ich diese Demüthigung, diese Strafe, dieses mich vernichtende Urtheil wirklich verdient? Das war meine erste und immer wiederkehrende Frage, die ich mir Tag und Nacht vorlegte und auf die ich doch niemals eine mich befriedigende Antwort fand. Doch wann hätte das Schicksal jemals dem elenden Menschen eine so schwierig zu entscheidende Frage auf der Stelle beantwortet, selbst wenn er im größten Rechte, dieselbe zu stellen, gewesen wäre? Nein, auch mir ward keine Antwort zu Theil und ich ergab mich in das Unvermeidliche, indem ich mir sagte, daß mein ganzes Leben bisher die Beute einer Reihe verhängnißvoller Verwickelungen und Irrthümer gewesen, daß ich nicht bestimmt sei, um glücklich zu werden, und doch, mein Freund, – erkennen Sie daraus die ausdauernde Zähigkeit des hoffenden Menschenherzens – doch lebte stets und lebt auch jetzt noch in der Tiefe meiner Brust ein dunkles, geheimnißvolles Etwas, was mir zuruft: »Charles, verzweifle und verzage nicht, blicke vielmehr froh und freudig um Dich her, denn Deine Zukunft wird eine bessere sein, als Du fürchten magst, und ihr helles Licht wird die finsternen Schatten Deiner Vergangenheit aus Deinem Gedächtnisse verlöschen!«

Hiermit könnte ich meine Erzählung schließen, und doch drängt es mich, Ihnen noch über einige Punkte in jenem Briefe meine Ansicht mitzutheilen, damit Sie nicht denken, der Schmerz über mein Unglück hätte mich auch hart und ungerecht gegen Andere gemacht.

Was zunächst den Pfarrer betrifft, so wollte ich ihm anfangs ernstlich zürnen – und dazu hatte er mir wohl

ein Recht gegeben – daß er mich um mein Glück betrogen, dadurch, daß er meine Briefe an Emmy unterschlug und mich auf diese Weise in ihren Augen als treulos und pflichtvergessen darzustellen versuchte. Allein bei näherer Betrachtung fand ich einen wichtigen Entschuldigungsgrund für seine Handlungsweise auf, denn er glaubte gewiß Recht zu thun, wenn er Emmy's Zukunft sicherstellte und sie vor einem Manne schützte, an dessen Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe sein Glaube wankend geworden war. Fehlte er aber gegen mich dadurch, daß er meine Interessen denen seines Sohnes nachstellte, so fehlte er einzig und allein aus wohl verzeihlicher Vaterliebe. Berthold war sein einziger Sohn, auf den er seine ganze Hoffnung gegründet; als solcher stand er seinem Herzen näher als ich, und wenn er für Emmy besser zu sorgen dachte, indem er sie diesem seinem Sohne lieber als mir, einem Fremden, gab, so ist das allein Sache seines Gewissens und unterliegt nicht dem herben Urtheil derer, die solche Empfindungen des Vaters gegen den Sohn nicht kennen.

Emmy dagegen sprach ich und spreche ich auch noch jetzt von aller und jeder Schuld gegen mich frei, wie ich auch hoffe und glaube, daß sie mich von einer Schuld gegen sie frei sprechen, und erkannt haben wird, daß ihr Vater allein es war, der sich zwischen uns Beide stellte und meine Mittheilungen an sie unmöglich machte, wodurch allein es kam, daß ich mein Wort nicht hielt und nach Prerow zurückkehrte, um sie zu der Meinigen zu machen. Ja, ich spreche sie von aller Schuld gegen mich

frei, selbst in dem Punkte, daß sie das Wort der Treue gegen mich nicht hielt und einem Anderen ihre Hand reichte, denn das war keine freiwillige, vielmehr eine ihr durch Gott weiß welche Täuschungen aufgezwungene Handlung, die ihr vielleicht als eine Pflicht vorgehalten ward, wodurch sie nur allein den Zoll der Dankbarkeit abtragen könne, die tief in ihrem reinen Herzen gegen den Pfarrer schlummerte, der ihr Stab und ihre Stütze von Jugend auf gewesen war, als sie elternlos und von aller Hülfe verlassen auf jener einsamen Düne zurückblieb. Ja, darin kenne ich sie zu genau und eben so wohl weiß ich, daß sie, trotz jenes aufgezwungenen Ehebandes, in der geheimen Tiefe ihres Herzens mir lieb und hold geblieben ist bis auf den heutigen Tag, wenn sie noch lebt. Es ist freilich nur ein Gefühl, welches mir das sagt, aber ein inniges, starkes, unauslöschliches Gefühl, und gegen ein solches läßt sich nicht ankämpfen, selbst wenn man den vielgerühmten Verstand zum Beistand anrufen und damit sein Wünschen und Hoffen, das so leicht das Gewand des Glaubens umhängt, als ein Spiel und eine Täuschung der Phantasie auslegen will.

So viel weiß ich bestimmt, daß der so schnell erfolgte Tod der Pfarrerin und meines guten Bunger mit die Ursache zu meinem Unglück war, und dafür kann wieder kein Mensch. Wären diese beiden Hauptstützen Emmy als Beistand zur Seite geblieben und hätten gegen des Pfarrers Pläne angekämpft und mich in Schutz genommen, so hätte jener Berthold niemals über mich triumphiren und das

mir verheißene Glück für sich in Anspruch nehmen können.

Was endlich diesen, durch den Segen seines Vaters mit Emmy Norge verbundenen Mann anbelangt, so konnte ich weder früher, noch kann ich jetzt irgend eine Empfindung gegen ihn hegen, die dem Hasse oder gar der gewöhnlichen Eifersucht gleich kommt. Nein, er verdiente jenes herrliche Weib eben so wenig, wie sie ihn aus Neigung zu ihrem Beschützer gewählt hat. Er war für mich nur ein Stein, den mir die Vorsehung als ein Hinderniß meines Glückes in den Weg warf; kalt war sein Herz, trocken und dürr seine Seele, und gegen ein solches Geschöpf kann kein Mann wie ich Empfindungen des Hasses, der Eifersucht hegen. »Einst in jenem lichten Reiche dort oben,« habe ich mir oft und immer gesagt, »wird es sich zeigen, ob Du oder ich an ihrer Seite sitzen wirst, denn dort binden und lösen keine irdischen, priesterlichen Bande, dort gilt allein die Wahrheit und das göttliche Recht, und ein höherer Richter und Priester als alle auf dieser Welt wird kommen und entscheiden: Du Seele gehörst zu dieser Seele und Ihr Beide seid Euer ewiges Eigenthum!«

Eine Reinigung meiner Person und meiner Handlungen gegen den Pfarrer auf Prerow versuchte ich nach dem Empfange jenes Schreibens nicht. Ich schwieg, theilweise mit aus Stolz, weil ich es nicht für angemessen hielt, meinen reinen und guten Willen gegen die engherzig vorgefaßten Meinungen kurzsichtiger Menschen in Schutz zu nehmen. An Emmy aber habe ich nie mehr

ein schriftliches Wort gerichtet oder einen Gruß gelangen lassen, obwohl ich oft genug Gelegenheit dazu fand, denn auf die Gattin eines Anderen hatte ich keine Rechte und Ansprüche mehr, auf Erden wenigstens nicht, und meine anderen Rechte und Ansprüche, die, ja, mein Freund, die warten da droben auf ihre Erledigung. Und das ist auch eine schöne, eine süße, eine große Hoffnung!

Hier haben Sie also das Ende meiner Geschichte, auf welches Sie so begierig waren. Jetzt will ich Sie nicht länger von Ihrer Ruhe abhalten, denn es geht gegen Morgen, und wir haben eine ganze Nacht weggesprochen. Ach, auch ich bin müde und matt, nicht vom Sprechen, sondern von dem wiederkehrenden Schmerz in meiner Brust, in der es nach dieser Erzählung hämmert und klopft, wie damals, als ich zum letzten Male im Waldhause des Darss jenes Mädchen an mein Herz drückte und in ihr von Thränen schimmerndes Auge sah. Und das werden Sie mir nicht, mein Freund, denn sie ist meine einzige Liebe auf Erden gewesen, mein Eins und Alles, und doch ward sie mir geraubt. O ja, ich habe alle großen Meere der Erde unter meinen Füßen, an meiner Seite rauschen gehört und Gottes Stürme haben mich auf ihren Wellen hin und hergeschüttelt; die Eisfelder auf den höchsten und fernsten Gebirgen der Welt habe ich unter Gottes Sonne leuchten gesehen, Millionen Menschen sind an mir in aller Herren Ländern vorüber gewandelt und ich habe in ihre Gesichter geblickt und in ihren Herzen gelesen – niemals aber, nirgends ist mir wieder ein Weib begegnet, dem mein Herz auf den ersten Blick so

entgegenschlug, wie jener verlassenen Waise auf der Düne, und das Gefühl, welches mich damals für sie bewegte, ist dasselbe geblieben bis auf den heutigen Tag, die jetzige Stunde, es ist mir gleichsam als ein unvergängliches Denkmal meiner Jugend in die Seele gebrannt, und da soll es stehen bleiben, bis ich es einst, wenn Gott ruft, mit unter den Rasenhügel nehme, den gütige Menschen über meinen Gebeinen aufhäufen werden.

ZWÖLFTES KAPITEL. EIN NEUER REISEPLAN.

Sir Charles Goodrick schwieg und blickte, ohne sein von lebhaften Gefühlen durchglühtes Gesicht gegen den Geistlichen von Ross zu erheben, traurig ernst und doch ergebungsvoll vor sich nieder; dieser aber stand leise von seinem Stuhle auf und mit tiefbewegter Miene trat er zu dem Freunde hin, legte seine Rechte sanft auf die Schulter des Sitzengebliebenen und sagte mit seiner milden Stimme: »Sir Charles, ich danke Ihnen wahrhaft für diesen schönen und mir in so mancher Beziehung unvergeßlichen Abend. Sie haben mir in dem Spiegel Ihrer Herzens Bilder von Menschen gezeigt, wie nicht Sie allein, wie auch ich sie liebe, und mir damit ein Vertrauen bewiesen, welches ich vollkommen zu schätzen weiß. Eine längere Erörterung über so Manches, was Sie in mir angeregt, ersparen Sie mir aber wohl heute, nicht nur ich, auch Sie bedürfen der Ruhe und morgen ist auch noch ein Tag, wo wir unsere Meinungen über Ihre Vergangenheit austauschen können. Meinen Sie nicht?«

Sir Charles war schon aufgestanden und hatte dem Redenden beide Hände entgegengestreckt, die sie sich nun herzlich drückten. »Ja,« sagte er, »morgen ist auch noch ein Tag und ihm folgen noch viele andere nach. Sie kommen also morgen, oder vielmehr noch heute wieder?«

»So bald ich kann, nur zum Mittag mögen Sie mich nicht erwarten, da ich in meinem eigenen Hause Verschiedenes zu thun habe.«

»Gut, ich bin auch mit dem Nachmittag und Abend zufrieden. Ach, da Sie jetzt mein ganzes Herz kennen, werde ich gar nicht mehr ohne Sie leben können. So gehen Sie denn. Ich hoffe, der Wagen wird Sie nicht lange warten lassen.«

Er schellte und nach kurzer Zeit trat der alte Harry, der schon viele Stunden lang diesen Befehl im halben Schläfe erwartet hatte, mit der Meldung ein, daß der befohlene Wagen bereit stehe.

»So laß ihn vorfahren!« sagte mild sein Herr. »Und so lange setzen Sie sich noch, Mr. Mildness.«

Beide Männer hatten nur wenige Minuten Platz genommen, ohne ihr Gespräch von Neuem zu beginnen, als man in der Stille der Nacht, deren Wind sich gesänftigt hatte, die Räder des Wagens auf dem Kiesweg draußen knirschen hörte, und nun erhob sich Mr. Mildness, drückte seinem Wirthe noch einmal die Hand und hüllte sich mit Harry's Hülfe fest in seinen Mantel ein. Sir Charles begleitete ihn selbst bis zur Thür, als der Wagen aber abgefahren und Harry zu Bett geschickt war, kehrte er in die Bibliothek zurück und setzte sich auf denselben Stuhl,

auf dem er seine Geschichte vorgetragen hatte. Hier saß er in einem eigenthümlichen Gemüthszustande, halb wachend, halb träumend, noch lange Zeit und starrte, ohne die geringste Abspannung zu verrathen, unablässig in die verlöschenden Flammen des Kamins. Wer ihn in diesem Augenblick genauer betrachtet hätte, würde gefunden haben, daß seine Augen nicht das Feuer und die vor ihm liegenden Gegenstände, sondern etwas ihm viel ferner Liegendes zu suchen, zu erfassen und zu halten schienen. Ja, er hatte die Gegenwart vollkommen vergessen, und die Vergangenheit, die er so eben heraufbeschworen, war in seiner Seele von Neuem wach und lebendig geworden. Weit, weit in seine längst entschwundene Jugendzeit flogen seine Gedanken zurück und noch einmal sah er sich in Eton als Knabe mit fliegendem lockigen Haar über die Wiesen und durch den Wald eilen, mit seinen Kameraden auf der Themse rudern, und wie aus den Wolken fast verschwindender Erinnerung trat das heiter blickende Gesicht seines alten Musiklehrers vor ihn hin. Aber rasch waren dies Bild und alle darauffolgenden verschwunden, wie im Fluge eilte er über die Jahre des Leichtsinns und Unheils hinweg und erst vor der schneeweißen Düne zu Prerow tauchte er aus den Wellen auf, von den starken Armen Elias Rubarth's an's Land getragen und auf das warme Lager des Pfarrhauses gebettet. Ach, und da lächelte ihn schon wieder das sanfte Engels Gesicht des holden Mädchens an, von dem er eben so viel Rühmendes gesprochen, und hinter ihr klapperte der

Storch, und flötete die Nachtigall jenes zauberisch unvergeßliche Lied, das ihm noch immer in den Ohren zu klingen schien. Aber auch die anderen Gestalten von Prerow sammelten sich im Geiste vor ihm. Da kam der Pfarrer – ach und sein Gesicht trug wieder die freundlichen Züge der ersten Jahre, und die vortreffliche Mutter, die ihn noch beim letzten Austritt aus dem Hause, vom innigsten Drange getrieben, nachgelaufen kam und ihn liebte und segnete. Auch Capitain Bunger mit dem ehrlichen Seemannsgesicht begrüßte ihn nochmals, und hinter ihm stand, hoch über Alle emporragend, der riesige Elias mit seinem sonnenverbrannten Gesicht und dem gutmüthigen Lächeln darauf. Alle, alle also waren sie wieder bei ihm, um ihn versammelt, und seltsam, keine der Personen, die irgend eine unangenehme Empfindung in ihm erwecken konnten, wagte es mit in diesen Kreis heiliger Erinnerung zu treten und Theil an den Gedanken zu nehmen, die jetzt den Mann unterjochten, den als Jüngling einst ein gewaltiger Sturm an ihre Küste verschlagen hatte.

Da ging eine wunderbare Gefühlstauschung in der Seele des einsamen Mannes vor. Er glaubte sich wirklich in den Kreis seiner Lieben auf Prerow zurückversetzt, er sah nicht allein, er hörte sie alle liebevoll zu ihm sprechen, es war, als ob sie mit Mienen und Blicken ihm winkten, ihn riefen, noch einmal in ihre Mitte zu treten – und als müsse er sich von der Wahrheit ihrer Anwesenheit überzeugen, erhob er unwillkürlich die Arme, um den Einen nach dem Andern zu fassen, als – der süße Traum,

der ihn gefangen gehalten, zerrann und er merkte, daß er an einem andern Orte, in ganz anderen Verhältnissen ein neues Leben begonnen habe.

Da sprang er von seinem Stuhle auf und schritt in heftiger Bewegung durch das geräumige Zimmer, in dem er sich befand, aber es ward ihm dennoch zu eng und rasch öffnete er die Thüren der nebenanliegenden Prunkgemächer, zündete mit eigenen Händen die leicht erreichbaren Kerzen an und ging nun mit hochathmender Brust lebhaft darin auf und ab. Auf diesem Gange war es, als ob sich sein bisher nur für seine innere Welt geöffnetes, aber für das Aeußere geschlossenes Auge aufthäte und er mit einem Male sähe, was für eine reiche Pracht und Herrlichkeit um ihn her ausgebreitet war. Gleichsam verwundert, erstaunt, blickte er bald das Eine, bald das Andere an, und je mehr ihm die Schätze in seiner Umgebung zum Bewußtsein kamen, um so trauriger wurde sein Herz und um so eilfertiger zog sich seine Erinnerung wieder in die Vergangenheit zurück.

»Wie!« rief es plötzlich in ihm wie mit gewaltiger Geisterstimme, »ist das wirklich mein, was ich hier vor mir, um mich sehe? Bin ich so reich geworden und bin ich wirklich als einziger Erbe aller meiner Vorfahren in ihr stolzes Schloß eingezogen? Ja, ja, ich bin es, ich sehe und fühle es, aber ist dieser Besitz nicht ein ungerechter, so lange noch Andere darben und entbehren, die meinem Herzen so nahe stehen? Habe ich auch schon der Menschen gedacht, die mich damals aus den Wellen retteten, mich heilten, kräftigten und dann auch kleideten und

nährten? O mein Gott, nein, das habe ich leider nicht, und doch möchte ich so gern, da ich es nicht in Liebe darf, wenigstens voll Dankbarkeit zu ihnen gehen!«

Und mit einem Mal erfaßte ihn eine Sehnsucht nach der einsamen Düne an jenem entlegenen Strande, wie er sie nie zuvor, nicht einmal im fernen Indien, jenseit des großen Weltmeeres gefühlt, und der Wunsch, die Menschen, die darauf lebten, noch einmal wiederzusehen, entwickelte sich so schnell aus dieser Sehnsucht, daß er sich wunderte, ihn nicht schon lange genährt zu haben. Und wie er ihn erst in sich zurechtgelegt, nach allen Seiten bedacht und keineswegs für unausführbar erkannt hatte, da wurde der Wunsch zum Verlangen und das Verlangen zum heißen Begehren, das zuletzt kein Einspruch des Verstandes, nachdem auch er zur Prüfung herbeigerufen, mehr zurückzuweisen im Stande war.

Doch so weit nur sollte die menschliche Natur, die zuletzt immer ihre Rechte behauptet, sein heutiges langes Tagewerk ausspinnen lassen. Nachdem die Sehnsucht, der Wunsch und der Wille, Prerow wiederzusehen, gleichsam als die Frucht des heutigen Tages, aus seinem Geiste hervorgegangen, erschlafften auch seine ausdauernden Kräfte und er fühlte eine unwiderstehliche Müdigkeit seinen Körper in Fesseln legen. Rasch verlöschte er die brennenden Kerzen, und nun sein Schlafgemach aufsuchend, entkleidete er sich schnell und lag bald in einem so tiefen Schläfe, daß kein einziges Traumbild ihn störte, so viele deren vorher auch seinen wachenden Geist umgaukelt hatten.

Merkwürdig aber war es gewiß: als er bei vorgerückter Tageszeit erwachte, sich in seinem schönen Schloßzimmer umblickte, da waren dieselben Gestalten und Gesichter wieder um ihn versammelt, und derselbe Wunsch, dieselbe Sehnsucht, sie wiederzusehen, war noch in ihm vorhanden, nur waren sie ihm noch klarer, bewußter geworden, und so schritt er in den neuen Tag mit denselben Gedanken hinein, mit denen er den vorigen beschlossen hatte.

Noch lange, bevor Harry, der auch bis vor Kurzem geschlafen hatte, seinem Herrn das Frühstück brachte, stand dieser am Fenster und sah in den frischen Weihnachtsmorgen hinaus. Nicht allein im Innern des Menschen, auch in der äußeren Natur scheinen sich oft Wunder zu vollbringen, und so war die stürmische Winter nacht in einen neuen hellen, sonnenklaren Morgen übergegangen, dem nur die Wärme und das Grün der Bäume und Felder fehlte, um ihn für einen anmuthigen Frühlingstag halten zu lassen. Blau wölbte sich der ganze Himmel über das schöne Thal des Wye, der Fluß selber murmelte in stillerem Rauschen als gewöhnlich hin, als wolle er mit den Menschen das heilige Fest feiern, und über Wiese und Wald, Berg und Thal funkelte der goldne Sonnenschein, so daß Alles in Licht und Glanz und Freude getaucht war.

»O ja,« sagte der Bewunderer dieses reizenden Naturbildes, »auch meine Heimat ist schön und reich, aber ich bin ja darin allein und Niemand theilt ihre Gaben, und

meinen Besitz mit mir! O dieser Weihnachtstag, wie erinnert er mich so lebhaft an Die, die damals um den alten runden Tisch und den lichter geschmückten Tannenbaum in der kleinen Stube des Pfarrhauses standen, mit frohem Lächeln einander anblickten und ihren Dank und ihre Freude in einem Athem aussprachen! O, wie glücklich war ich in jenen ersten drei Jahren, bis – bis – doch still, keine dunkle Wolke soll mir diesen Tag trüben, von dem an – ich gelobe es feierlich – meine innere Wiedergeburt beginnen und, wenn der edle Mildness mir beistimmt, ihre bedeutsamen Folgen haben soll.«

Nach diesem Selbstgespräch setzte er sich an den Frühstückstisch und versuchte seine Gedanken auf andere Gegenstände zu richten. Aber was sollte er mit dem Tage beginnen, so lange der Freund aus Ross nicht bei ihm war, der ihm jetzt erst recht unentbehrlich geworden? Um die Kirche im Städtchen zu besuchen, war es diesmal viel zu spät geworden und so beschloß er denn, seinen Gottesdienst für sich allein zu begehnen, und das kann der Mensch sehr wohl, der es ehrlich mit Gott, sich und Anderen meint. Mr. Coldwell, der Haushofmeister, aber war mit den meisten Dienern des Schlosses in Ross gewesen, und als sie aus der Kirche zurückkamen, ließ der Baronet Ersteren kommen und fragte ihn, was der Rector auf der Kanzel gesprochen habe.

»Ach, Sir Charles,« erwiderte der Haushofmeister mit pathetischem Tone, »Seine Ehrwürden hat eine sehr schöne Predigt gehalten.«

»Das glaube ich wohl, aber wovon hat sie denn hauptsächlich gehandelt?«

»Ja, Sir Charles, Alles weiß ich nicht mehr so recht, aber er sprach viel von der Liebe Christi zu den Menschen und daß wir Alle an ihm ein Beispiel nehmen möchten. Wir sollten uns unter einander auch lieben und namentlich Denen dankbar sein, die uns Gutes erwiesen. Wenn der Dank auch erst spät käme, er käme immer zur rechten Zeit, vorausgesetzt, daß er aus dem Herzen flösse; und wie er den Empfänger erfreue, so beglücke er noch mehr den Geber und beruhige sein Gemüth, wenn er vielleicht lange des Dankes vergessen habe.«

Mr. Coldwell sprach noch eine ganze Weile in ähnlicher Weise fort, Sir Charles aber hatte schon lange sein Gesicht nach dem Fenster gewandt und mit schimmernden Augen in das Thal hinabgeblickt. »Es ist gut,« sagte er endlich, »Sie können gehen!« Und als der Haushofmeister die Thür hinter sich zugemacht, da erst drehte Sir Charles sich nach dem Zimmer herum und auf seinen sprechenden Zügen lag ein frohlockendes Lächeln und aus seinen Augen blitzte ein feuriger Glanz innerster Zufriedenheit. »Ja, es ist gut,« sagte er still zu sich, »ich habe mich weder in meinen eigenen Gefühlen, noch in denen des Rectors geirrt. Er stimmt jedenfalls meinem Wunsche bei, denn umsonst hat er die heutige Predigt nicht gehalten, die gewiß auch für mich mit berechnet war. Nun wohl, er soll sie mir theilweise heute Abend hier im Zimmer wiederholen und dann wollen wir hören, ob er auch meiner in seiner Weihnachtsrede gedacht.«

Sir Charles' Wunsch, den Geistlichen von Ross bald wiederzusehen, war durch diesen Bericht Mr. Coldwell's nur noch mehr gewachsen, allein er mußte etwas lange auf ihn warten, denn schon war der Mittag vorüber und noch immer kehrte der Wagen nicht zurück, den er bereits vor einigen Stunden nach dem Städtchen gesandt, um den Freund abermals nach Doward-Court zu holen. Endlich, als die Sonne schon wieder hinter die westlichen Berge gesunken war und die Schatten des Abends sich allmählig über die Umgebungen des Schlosses breiteten, kam der Wagen auf dem weiten Umwege den Berg herauf gerollt und Sir Charles ging dem Freunde schnell mit hochschlagendem Herzen entgegen.

»Sie lassen mich heute lange warten,« sagte er, so bald er ihn bei sich im Zimmer sah, »und ich wäre längst bei Ihnen gewesen, hätte ich es über das Herz bringen können, dies Zimmer zu verlassen, in dem an dem heutigen Tage alle meine Gedanken und Wünsche mit mir eingeschlossen waren.«

Der Rector, der eine nachdenkliche Miene zeigte und sichtbar in gehobener Stimmung sich befand, wie der heutige Tag und sein Amt es auch ganz natürlich erscheinen ließen, lächelte bei diesen etwas hastig an ihn gerichteten Worten und erwiderte dann: »Sie haben Recht, ich bin etwas lange geblieben und ich muß mich sogar beschuldigen, daß ich diesmal mit Absicht zögerte. Ich verschob von Stunde zu Stunde meinen Besuch, weil ich glaubte, mir würden andere Gedanken in der Seele auftauchen, als die Sie gestern in mir angefaßt; allein da

keine anderen kommen wollen, so bin ich endlich mit ihnen wieder hergefahren, und da haben Sie mich also in derselben Stimmung, in der Sie mich in dieser Nacht von hier scheiden sahen.«

Sir Charles warf einen tiefen, forschenden Blick in das sinnende Auge des Rectors, und was er darin gefunden zu haben glaubte, mußte ihn befriedigen, denn er sagte sogleich mit heiterem Tone: »Auch ich bin in derselben Stimmung wie gestern oder vielmehr in einer noch besseren, mein lieber Freund.«

»O, ich habe es schon lange bemerkt, Sie sind nicht mehr traurig wie heute Morgen, sondern heiter, und wenn ich nicht irre, sogar *auf dem Wege* zur Zufriedenheit und zum Glück.«

»Sie haben das Rechte bemerkt, auf dem Wege bin ich dazu. Nun aber sprechen Sie Ihre Meinung aus, wie Sie es verheißen haben.«

»Meine Meinung? Das dürfte wohl schwer sein. So im Allgemeinen kann man das selten. Wenn wir aber auf Einzelnes kommen, dann dürfte auch zuletzt die allgemeine Meinung sich von selbst enthüllen. Darf ich sprechen, wie es mir um's Herz ist?«

Sir Charles frohlockte, nicht nur innerlich; auch seine Blicke verriethen, daß er jetzt fest überzeugt sei, Mr. Mildness habe seine heutige Predigt auch in Bezug auf ihn gehalten. »Sprechen Sie,« sagte er, »o ja, schnell, und dabei, hoffe ich, werden Sie mir in einzelnen Zügen die Gedanken wiederholen, die Sie heute Morgen Ihren Zuhörern in der Kirche vorgetragen haben.«

Mr. Mildness lächelte unwillkürlich. »Ah,« rief er heiter. »Sie wissen es also schon? Nun, dann wird mir meine Frage viel leichter werden. Wohlan denn: Sie haben mich durch die Mittheilung Ihrer Lebensgeschichte einen Blick in Ihr Herz thun lassen, und ich, der ich dieses Herz schon so ziemlich zu kennen glaube, ich frage Sie jetzt: was gedenken Sie nun zu thun? Denn daß Sie Etwas zu thun beabsichtigen, in Gedanken schon *auf dem Wege dazu* sind, das sehe ich Ihrem Auge an, das nie so sprechend Ihr Inneres verrathen hat wie heute.«

Sir Chorus ergriff die Hand des Geistlichen und sagte warm und herzlich: »Mr. Mildness, ich will Ihrem Rathe, Ihrer Vorschrift folgen – mit einem Wort: ich möchte mich auch gern dankbar erweisen, und wenn dieser Dank auch lange hinausgeschoben ward, so konnte ich ihn, Sie wissen es ja, nicht eher abtragen als jetzt.«

»Ah, also ich habe das Richtige in Ihnen getroffen, es eigentlich schon vorausgesetzt und jetzt wirklich herausgelockt! Ja, zu diesem Danke ist es noch immer Zeit. Aber haben Sie auch bedacht, was Ihnen dabei begegnen kann?«

»Ja,« erwiderte Sir Charles fest, »ich habe Alles bedacht, doch ich weiß nicht, ob Sie in Allem mit mir übereinstimmen werden.«

»So nennen Sie mir Ihr hauptsächlichstes Gefühl und dann wollen wir sehen, ob wir Beide auch diesmal einig werden können.«

»Ich hoffe es, ich hoffe es, und nun mit einem Wort: ich habe eine ungeheure, unüberwindliche Sehnsucht, den

Darss und die Insel Zingst in meinen jetzigen Verhältnissen noch einmal wiederzusehen. Hier haben Sie Alles, was ich Ihnen sagen kann, und nun sprechen Sie: billigen Sie die Befriedigung dieser Sehnsucht?«

»Ah!« rief der Rector mit leuchtendem Gesicht, »das dachte ich mir, es kann nicht anders sein, bei Ihnen nicht, so weit ich Sie kenne. Diese Sehnsucht *mußte* früher oder später einmal zum Durchbruch kommen. Und ob ich sie billige? Warum sollte ich nicht? Es hält Sie ja Nichts davon zurück. Sie sind unabhängig, frei, wie ein Mann es nur sein kann, und die dazu nothwendigen Mittel stehen Ihnen ja reichlich zu Gebote. Außerdem – und das ist in meinen Augen ein wichtiges Moment – haben Sie ja nicht *einer* Person, sondern mehreren Ihre Wiederkehr, früh oder spät, versprochen, und selbst wenn Sie nichts Erfreuliches an jenen Orten finden sollten, das Erfreulichste wenigstens ist dabei, daß Sie sich selbst sagen können, Ihr Wort als Mann gehalten und gelöst zu haben, so bald die vorher unberechenbaren Umstände es Ihnen erlaubten.«

Sir Charles senkte bei diesen Worten seinen ausdrucksvollen Kopf und eine schmerzliche Regung zuckte durch sein wieder traurig gewordenes Gesicht.

»Was haben Sie?« fragte der Geistliche theilnehmend.

»Mein Wort als Mann gehalten und gelöst?« seufzte Sir Charles auf. »O! Zu *dem* Zwecke es zu geben, welchen wir jetzt vor Augen haben, ist mir niemals eingefallen, mein Freund. Ich hatte damals einen andern Wunsch, eine andere Absicht im Herzen, die Gott der Allmächtige nicht

hat zur Ausführung kommen lassen wollen. Ach, und ein schmerzliches Gefahr packt mich mit einem Mal, denn ich weiß es voraus: ich finde Alles anders, ganz anders, als ich es verlassen und wiederzufinden einst hoffen durfte. Wer von meinen Jugendfreunden lebt noch, wer denkt noch an mich – wer erwartet mich jetzt – *nach zwanzig Jahren?*«

»Das können Sie nicht wissen, ob Sie nicht doch noch Jemand und recht sehnlich erwartet! Aber abgesehen davon, muß es Ihnen auch einerlei sein, *ob* Sie Jemand erwartet oder nicht, wenn Sie mit Ihrem Thun eine Pflicht erfüllen, und, gerade heraus gesagt, als eine Pflicht betrachte ich Ihren Besuch. Einige Ihrer Freunde leben gewiß noch, und wenn Sie denen in's Auge geschaut haben, dann werden Sie wenigstens ruhiger werden, die schrecklichste Begleiterin Ihres Wandels, die Ungewißheit, wird auf ewig ein Ende haben und Sie werden mit genügsamem Sinn Das genießen, was Ihnen außer jenen Freunden noch geblieben ist.«

Sir Charles schaute fragend auf und sein helles Auge traf voll und fest das Auge des Geistlichen, wobei seine Lippe bebte, ehe er mit leiser Stimme die Worte sprach: »Und wenn ich Emmy Norge glücklich oder nur zufrieden an der Seite ihres Mannes finde?«

»Dann gehen Sie wieder fort, ohne ihre Ruhe, ihr Glück zu stören und ohne auch nur im Geringsten an ihrer Zufriedenheit zu rütteln. Denn glücklich und zufrieden wollten Sie sie ja doch nur sehen, wenn sie es auch nicht durch Ihren Besitz geworden ist.«

Sir Charles sprang von dem Sessel auf, den er schon seit einer Weile eingenommen. »Ja,« rief er in lebhaft ausbrechendem, fast leidenschaftlichem Gefühl, »Sie haben Recht, wie immer. Ich kann nicht anders handeln. Mein Herz fordert ungestüm, was Sie da sagen. Und wenn auch der Schmerz die Freude überwiegt, die ich finde, *eine* Freude ist doch gewiß dabei, denn jener Berthold wird mir nicht alle Herzen abwendig gemacht haben. O, o, mein Freund, was – wie werde ich Alles finden, und immer komme ich wieder auf das Eine zurück – *wie* werden meine Augen Emmy wiedersehen? Sie war achtzehn Jahre alt, als ich von ihr fortging, und im nächsten August werden es zwanzig Jahre, daß ich sie verließ.«

Der Geistliche von Ross lächelte auf seine mildeste Weise. »Darüber beunruhigen Sie sich nicht,« erwiderte er mit tröstendem Zuspruch. »Sie sind auch gealtert, und wenn auch Ihr Herz jung geblieben ist, da Sie seine Empfindungen geschont und zusammengehalten haben, Ihr Verstand ist gereift, Ihre Umsicht erweitert, und so werden Sie sich selbst sagen können, daß in zwanzig Jahren große Veränderungen mit einem Mädchen vorgegangen sind, das Sie blühend und frisch, rosig und jung verließen.«

»O, o, verstehen Sie mich nicht falsch, mein Lieber. Darum bange ich nicht. Ob sie alt oder jung, schön oder nicht schön ist, danach habe ich noch nie gefragt. Ihre Seele, ihr Herz, ihr Gefühl, das ist es, welches ich fragen, wonach ich forschen möchte; nur *einen* Blick will ich in dasselbe thun und dann, wenn ich ihn gethan, will

gern in meine Heimat zurückkehren, meine Jugendhoffnungen begraben und noch Gott danken, wenn ich nicht ganz vergessen bin.«

»Nein, vergessen sind Sie gewiß nicht, wenn Ihre Schilderung Emmy Norge's eine richtige war. Dafür möchte ich bürgen, so sehr baue ich auf ein edles weibliches Herz.«

»Sie erfrischen mich mit diesem Trost. Doch nun sagen Sie mir, wird man mich wohl wiedererkennen?«

»Das wird sehr bald eine Probe lehren, doch ich glaube es kaum. Sie waren ein blühender Jüngling mit einem blonden Lockenkopf und glatten bartlosen Wangen, als Sie Prerow verließen, heute sind Sie ein vollkommen ausgebildeter Mann, mit wahrscheinlich auch veränderten Zügen und Ihr Haar und Ihr Bart ist gebleicht. Nein, nein, schwerlich wird Sie Jemand erkennen, wenn Sie sich überhaupt nicht erkennen lassen wollen.«

»Nein, das will ich gewiß nicht. Ich will nur von ferne und im Stillen beobachten, wie sich die Menschen gewandelt haben.«

»Nun, was dann weiter? Wollen Sie aber recht vorsichtig sein, so richten Sie sich auf alle Fälle ein. Hoffen Sie nichts und fürchten Sie nichts, so gehen Sie, ohne Besorgniß, sich zu täuschen, gerade auf Ihr Ziel los. Und übrigens, meine ich, würde es ein Leichtes sein, sich noch unkenntlicher zu machen, als Sie sind, doch darüber nachzudenken, haben Sie noch Zeit in Fülle.«

Sir Charles antwortete nicht. In seinem Geiste schien sich vielmehr ein anderes Bedenken zu regen. Er sann

geraume Zeit schweigend nach. Endlich aber blickte er freudiger als vorher auf, suchte das Auge des Geistlichen und sagte: »Ja, Sie haben Recht, daran habe ich noch gar nicht gedacht. Ich kann meine Miene beherrschen, meine Zunge im Zaume halten und sogar meinen Gang und meine Haltung ändern – nun aber habe ich noch eine andere Frage, und wenn Sie wollen, eine Bitte – werde ich auf die Erfüllung derselben hoffen können?«

»Sprechen Sie sie dreist aus,« erwiderte der Geistliche, »was ich für Sie thun kann, thue ich gewiß.«

»Wohlan denn! Darf ich auf Ihre Begleitung nach Deutschland rechnen? Ohne Ihren Beistand und Trost möchte ich nicht diese Reise antreten und überhaupt nicht so lange von Ihnen entfernt sein. Ich habe so gern Menschen um mich, die mich lieben und die ich wieder liebe. Ueberdies dürfte ich in mancherlei Dingen Ihren Rath und Ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen haben. Jetzt reden Sie.«

Mr. Mildness sann nur wenige Augenblicke nach, dann versetzte er freundlich: »Sir Charles, auch diese Bitte denke ich erfüllen zu können. Ein Urlaub wird mir zu jeder Zeit bewilligt werden, da mein Neffe mich im Amte vertreten kann. Andere Hindernisse giebt es, so viel ich weiß, nicht.«

»Nein, nein,« rief Sir Charles freudig, »andere giebt es nicht, und ich bin auf der Reise Ihr Wirth und Sie sind mein Gast, wie wir Beide hier dasselbe sind. O, mein Freund, wie dankbar bin ich Ihnen! Ja, ja, reisen Sie mit

mir nach unserm lieben Deutschland. O, wir werden zusammen eine schöne Reise haben und Gott wird uns beistehen, daß sie zu irgend einem erwünschten Ziele führt. Und so wollen wir bald einmal nach Bristol fahren und die Yacht betrachten, die mein verschwenderischer Bruder hat bauen lassen, ohne sie noch für sich benutzt zu haben. Mr. Coldwell hat mir große Dinge davon berichtet. Damit dampfen wir nach Kopenhagen und von Kopenhagen nach Stralsund. Dort erst beginnt unsere Landfahrt. Harry allein soll uns nach Prerow begleiten und er muß in Alles eingeweiht werden, denn er ist zuverlässig und treu und spricht das Deutsche so gut wie ich. Er war Mr. Jefferson's, des Aelteren, Diener, dessen Gattin ihn mir auf meine Bitte überlassen hat, da ich ihm schon lange Vertrauen schenkte. So hat er mich über das große Meer begleitet und soll mich jetzt auch über das kleine begleiten. Ueber unsere anderen Vorbereitungen können wir noch oft und lange sprechen und sie sollen jetzt das schönste Thema unserer Unterhaltungen bilden. Denn für's Erste kann ich noch nicht von hier fort. Näher liegende Pflichten binden mich noch einige Wochen an mein Haus und an meine Familie, meine Pächter, so wie an die zu ihrem Besten begonnenen Pläne. Erst wollen wir unser Haus bestellen und dann in die weite Welt ziehen; mit um so ruhigerem Gewissen werden wir dann die Reise antreten können. Also lassen Sie uns bis zum völligen Eintritt des Frühlings warten. Dann erst, wenn die

Bäume grün sind und lindere Lüfte wehen, will ich nochmals in den Frühling meines Lebens zurücktreten und erkunden, welche Blumen und Früchte mir der lange Winter meines Daseins übrig gelassen hat. O mein Gott, welche Aussicht! Also endlich werde ich meine weiße Düne und meinen traulichen Wald wieder betreten! Und nun, da wir so weit sind, sei mir dieses Weihnachtsfest erst recht gesegnet! Ich habe Anderen eine kleine Gabe bescheert und Gott hat mir eine große aufgebaut – eine neue Freude, eine neue Hoffnung, und mit ihnen einen Freund, der sie beide in mein neues Leben pflanzt. Da haben Sie meine Hand, mein treuer Mildness, und mit ihr meinen Dank, den ganzen Dank, den mein Herz in diesem weihevollen Moment sprechen kann.«

»Ich nehme Ihre Hand gern und freudig an,« erwiderte der Rector sanft, »aber Ihres besonderen Dankes bedarf es nicht bei mir. Wie Sie gern auf Ihrer neuen Bahn fortschreiten, so begleite ich Sie gern darauf und an mir soll es nicht liegen, wenn dieselbe nicht zu einem guten, einem freudereichen Ziele führt!«

Und mit innigem Händedruck verbrüdeten sich die beiden edlen Männer und der neue Bund zum neuen Handeln war damit noch einmal besiegelt.

DRITTER THEIL.

ERSTES KAPITEL. WIRTH UND GAST.

Der in England häufig so milde Winter erwies sich auch diesmal sehr wenig feindselig und war unsern Freunden auf Doward-Court und in Ross bei steter Arbeit zu wohlthätigen Zwecken und unter ämsigen Vorbereitungen zu der im Frühjahr festgesetzten Reise fast unmerklich vergangen. Ihr häufiges Beisammensein und ihre Unterhaltung hob sie leicht über die kurze Spanne Zeit fort und versetzte sie endlich in die Tage, wo lindere Lüfte wehten und die Bäume grün wurden, wie Sir Charles sich am Weihnachtstage gegen seinen Freund ausgedrückt hatte.

So bitten wir denn den Leser, mit uns den englischen Boden zu verlassen und nach der Nordküste von Pommern, der Insel Zingst und der Halbinsel Darss zu wandern, damit er mit dem kleinen Lande einigermaßen vertraut ist, wenn Sir Charles Goodrick und Mr. Mildness daselbst eintreffen, die wir auf ihren dortigen Pfaden und Unternehmungen treulich begleiten wollen.

Westwärts von der Insel Rügen gelegen, erstreckt sich, gegen die See hin eine fast gerade Linie bildend, von Osten nach Westen ein seltsames Stück Land, welches ehemals mit dem Festlande von Pommern zusammengehungen hat und nur durch gewaltsame Stürme und die von Osten hereinbrechenden Fluthen des baltischen Meeres davon losgerissen ist. Werfen wir einen Blick auf die erste beste Kaste, so sieht dieses seltsame Stück Land aus

wie die geballte Faust eines Menschen, die nur den Zeigefinger gerade nach Osten ausgestreckt hält. Die geballte Faust ist die Halbinsel *Darss*, die mit ihrer südwestlichen Spitze an das Fischland von Mecklenburg stößt, und der Finger die Insel *Zingst*, die dadurch von dem Darss getrennt und zur Insel wird, daß der Prerower Strom zwischen beiden fließt, ein von Südost nach Nordwest laufender, sich vielfach krümmender Wasserpfad, der keine eigene Strömung hat, vielmehr der Strömung des herrschenden Windes folgt, zwischen zweihundert bis dreihundert Fuß breit ist und jetzt nur an der Stelle eine Brücke trägt, wo früher der Uebergangspunkt vom Dorfe Prerow nach seiner auf der Insel Zingst gelegenen Kirche war.

Im Norden und Westen bespült den hochbewaldeten, wildreichen Darss und im Norden die mehr mit Wiesen und Haideland ausgestattete Insel Zingst die schöne blaue Ostsee, die bei Sonnenschein und Windstille so lieblich erscheint und bei Stürmen so dämonisch wüthet und braust. Die beinahe sechs Meilen lange Küste beider Inseln bildet ein weißer weicher Sandstrand, der nur an wenigen Stellen sich hügelartig erhebt, bei Prerow die Höhe von siebzig Fuß erreicht und hier eine Kette kahler Dünen zeigt, die im Sonnenschein und Mondlicht wie frisch gefallener Schnee glänzen und weit über das Meer leuchten. Im Süden dagegen werden der Darss und die Insel Zingst von vier gewaltigen Wasserbecken eingeschlossen, die beide vom Festlande trennen und Saaler-, Bootstedter-, Barther-Bodden und die Grabow genannt

werden, an vielen Stellen weit über eine Meile breit und lang sind, und von denen die letztere mit starkem Strome zwischen Sandbänken in die Ostsee mündet.

Von diesen beiden Inselländchen hat gewiß mancher Leser zum ersten Mal aus diesen Blättern sprechen hören, ja er hat vielleicht kaum ihre Lage und Namen gewußt, und in der That entziehen sie sich auch so ganz und gar aller Beachtung der Außenwelt, daß nur selten ein Reisender seinen Fuß dahin setzt, wenn nicht Familienbande oder ein daselbst wohnender Freund seine Aufmerksamkeit dahin lenken. Große romantische Reize, gewaltige Berge und Thäler darf man freilich in ihnen nicht zu finden erwarten, aber gerade die Einsamkeit und Oede des von dem Verkehr der Welt weitab gelegenen Landstrichs und die Großartigkeit der mächtig rauschenden See, die sich dem auf hoher Düne Stehenden in ganzer Majestät und Schönheit entfaltet, üben namentlich auf poetisch gesinnte Leute einen eigenthümlichen Reiz, und auch wir sind gewaltig davon angezogen und gefesselt worden, als wir, von einem Freunde eingeladen, vor wenigen Jahren zum ersten Mal unsern Wanderstab dahin richteten.

Große volkreiche Städte giebt es auf diesen theils sandigen, theils waldigen und moorigen Steppen nicht, wohl aber recht ansehnliche Dörfer, die bisweilen eine halbe Meile lang sind, doch meist nur aus einer einzigen Straße bestehen. Das Dorf Zingst, in neuerer Zeit ein Badeort, der durch seinen schönen Strand schon manchen eingebornen Gast angelockt hat, ist das größte von allen und

der Hauptort der Insel gleiches Namens; unter den übrigen trennen wir nur zwei, die für uns ein besonderes Interesse haben: die schon oft genannten Dörfer *Prerow* und *Born*, von denen das letztere auf der kahlen Südspitze und das erstere auf der bewaldeten Nordseite des Darss liegt, seine Kirche, sein Pfarr- und Predigerwitwenhaus aber hart an den Prerower Strom, unmittelbar an den Fuß der höchsten Dünen auf die Insel Zingst verlegt hat.

Ein großer Theil der etwa fünf bis sechstausend Seelen zählenden Bewohner der Inseln soll von vor langer Zeit gestrandeten Schiffen abstammend, englischen und norwegischen Ursprungs sein, was auch zum Theil die noch vorhandenen Namen bekunden; die anderen Eingeborenen aber sind jedenfalls wendischer Abkunft. Sie alle sind geborene Seeleute, kühn und gewandt in ihrem gefährlichen Beruf und nähren sich zum großen Theil von Fischfang und Schifffahrt, doch auch Ackerbauer giebt es, die den sterilen Boden mit vieler Ausdauer cultiviren und den übrigen armen Handwerkern und Tagelöhnern gegenüber wohlhabend, ja oft reich zu nennen sind.

Ein Mehreres wollen wir dem Leser über das Land, wohin wir jetzt unsre Erzählung verlegen, nicht sagen, denn das, was interessant und anziehend darin sein dürfte, wird sich in der Folge von selbst ergeben, und so nehmen wir unsere Darstellung, die wir am Weihnachtsfeste des Jahres 184* auf Doward-Court in Herefordshire beschlossen haben, in den letztere Maitagen des folgenden Jahres wieder auf.

Es war an einem etwas heißen, nur vom leichten Südwinde gekühlten Tage, als Vormittags gegen elf Uhr vor dem einsamen Posthause in Löbnitz, an der großen Straße gelegen, die von Stralsund nach Rostock führt und hier eine Seitenstraße nach dem Städtchen Barth absendet, drei Personen mit dem Eilwagen von Stralsund angekommen waren und nun auf den Abgang der Post nach Barth warteten. Sie hatten etwas viel Gepäck bei sich, und kaum reichte der Kasten und das Verdeck des Barther Wagens aus, dasselbe in angemessener Weise aufzunehmen.

Der Leser erräth, daß diese drei Reisenden der Baronet, der Rector von Ross und des Ersteren Kammerdiener Harry sind. Die beiden Letzteren, wenngleich auch sie sich bemüht, in Kleidung, Sprache und Wesen alles Fremdartige abzulegen und für eingeborene Deutsche zu gelten, waren für jedes Auge leicht wiederzuerkennen, weniger aber Sir Charles, den selbst wir Mühe haben würden, in seiner jetzigen Gestalt und Erscheinung für unsern wohlbekannten Freund zu halten. Sein ergrautes Haar und sein Bart waren absichtlich seit längerer Zeit der Einwirkung der Scheere entzogen worden. Das Haar, in der Mitte gescheitelt, floß in starken Wellen vom Wirbel des Kopfes bis auf die Schultern nieder, was ihm mit dem vollen wohlgepflegten Barte, der sein halbes Gesicht bedeckte und bis tief auf die Brust reichte, ein ehrwürdiges, fast patriarchalisches Ansehen verlieh. Auch den feurigen Blick seines großen blauen Auges hatte unser Freund weißlich zu dämpfen gewußt und sein stolzer,

elastischer Gang war verschwunden, denn er bewegte sich, gleichsam mit zusammengebrochener Haltung auf einen Stock gestützt, langsam fort und glich so mehr einem altersschwachen, hinwelkenden Greise als einem Mann im kräftigsten Lebensalter, so daß kein Mensch in Prerow beim ersten Hinblick auf ihn auch nur im Entferntesten an den ehemaligen, stolz und leicht hinschwebenden Charles Gibson hätte erinnert werden können. Jedoch nicht immer zeigte sich Sir Charles in dieser unbequemen greisenartigen Haltung, nur wenn er es für nöthig hielt, nahm er sie an; sobald er der Beobachtung der Menschen entzogen und allein in der Gesellschaft seiner beiden Vertrauten war, ging er rasch und aufrecht wie sonst einher und sein Auge blitzte so hell, seine Stimme klang so markig und frisch wie vor zwanzig Jahren, wenn sein Gemüth auch dabei sich in gewaltiger Spannung befand und sein von den lebhaftesten Gefühlen bestürmtes Herz in fast fieberhafter Bewegung klopfte.

Nachdem die Reisenden ziemlich lange gewartet, wurden endlich die Pferde vor den Wagen gelegt. Sir Charles hatte es so eilig, weiterzukommen, daß er schon vor der Zeit einstieg, worauf Mr. Mildness den Platz an seiner Seite einnahm, Harry dagegen, sei es aus Liebhaberei oder Bescheidenheit, seinen Sitz neben dem Postillon wählte. Kaum aber saßen die beiden Männer im Wagen, so that sich der Schlag auf und ein ältlicher wohlbeleibter Herr, der so eben in einer Kalesche von einem der benachbarten Güter herangefahren war, blickte mit einem höchst gutmüthigen Gesicht in das Innere und sah sich

gemüthlich seine Reisegeossen an. Nachdem er jedoch seiner Neugier Genüge gethan und zweifelsohne keine Bekannten in ihnen entdeckt hatte, trat er vom Wagen fort und ging noch einmal in das Posthaus zurück, wo er wahrscheinlich etwas vergessen hatte.

Diesen Augenblick benutzte Sir Charles rasch, um seinem Freunde einen Wink gebend und ihn zur Nachfolge einladend, aus dem Wagen zu springen, worauf er sich an Harry wandte und ihm mit hastigen Worten befahl, nach Barth zu fahren und ihn und Mr. Mildness daselbst im Posthause zu erwarten. Harry, der schon an ähnliche schnelle Entschlüsse seines Herrn gewöhnt zu sein schien, nahm den Befehl mit ergebungsvollem Kopfnicken hin, Mr. Mildness aber schritt voller Staunen neben Sir Charles auf der Chaussee, und zwar in entgegengesetzter Richtung fort, als die war, welche der Postwagen nach Barth einschlagen mußte.

»Aber was haben Sie denn?« fragte Mr. Mildness, nachdem sich Sir Charles noch einige Mal behutsam nach dem Posthause umgeblickt, und dabei, ohne ein Wort zu sprechen, in greisenhaftester Haltung seinen Weg weiter verfolgt hatte.

»Haben Sie Geduld, Freund,« erwiderte der Baronet. »Die Erklärung soll Ihnen sogleich zu Theil werden. Erst drehen Sie sich um und sagen Sie mir, ob der Herr, der in den Wagen sah, eingestiegen ist oder nicht.«

»Ja,« versetzte Mr. Mildness nach einer Weile, »er ist eingestiegen und der Postillon – hören Sie nur – ruft uns mit seinem Horne zurück.«

»Lassen Sie ihn rufen, so lange er will, ich folge ihm nicht. So, jetzt sind wir um die Ecke, Niemand kann uns mehr sehen. Ah, das war die höchste Zeit!«

Mr. Mildness stand verwundert still, während das Posthorn von der Straße her noch einmal viel lauter seinen Sammelruf erschallen ließ. Er fragte nicht mit Worten, aber seine Blicke hingen erwartungsvoll an der Miene Sir Charles', die unläugbar den Ausdruck freudiger Ueberraschung und doch auch des Schreckens angenommen hatte.

»Ich will es Ihnen jetzt sagen,« nahm er das Wort auf; »mit jenem Manne konnte ich nicht nach Barth fahren, sonst würde es bald um mein Incognito geschehen gewesen sein. Es war kein Anderer als Doctor Brusky aus Barth, ich habe ihn auf den ersten Blick erkannt, obgleich er bedeutend gealtert ist. Wie gern hätte ich ihm die Hand gedrückt und in sein freundliches Auge geschaut, aber das ging nicht, er hätte mir eine Stunde lang gegenüber gesessen und mich, selbst wenn ich stumm geblieben wäre, mit aller Ruhe studiren können. Aerzte aber haben scharfe Augen und durchschauen Masken, wie ich eine trage, nur zu leicht.«

»Aha!« erwiderte der Geistliche von Ross lächelnd, »so muß ich Ihnen freilich Recht geben, obwohl Sie gleich hier die Probe hätten anstellen können, ob Ihre Maske eine sichere ist.«

»Nein, nein, es ging nicht, sage ich Ihnen. Doctor Brusky ist ein guter Mann, aber seine Ueberraschung, mich wiederzusehen, hätte sich nur zu bald kundgethan und

dann wäre am Ende unser ganzer Plan vereitelt worden. Indessen betrachte ich es für ein gutes Omen, gerade diesem Manne zuerst hier begegnet zu sein. Er zählte zu meinen Freunden und es sind also doch nicht Alle vom Erdboden vertilgt. So, jetzt ist die Post abgefahren und wir können umkehren und uns ein anderes Fuhrwerk bestellen. Das soll mir jedoch eine Lehre sein – solchem zufälligen Begegnen darf ich mich nicht wieder aussetzen.«

–

Als die beiden Herren vor das Posthaus traten, kam ihnen ein Beamter entgegen und sagte mit bedauernder Miene: »Meine Herren, Sie haben den Abgang der Post versäumt. Das thut mir leid, aber wo steckten Sie denn?«

»Es thut nichts,« erwiderte Sir Charles, »meinen Diener und unsere Sachen werde ich schon in Barth wiederfinden. Lassen Sie uns sogleich eine Extrapost anspannen.«

»Sehr gern, mein Herr, aber wohin wollen Sie denn?«

»Nach Bootstedt und zwar an das Ende des Dorfs, wo der Ueberfahrer nach dem Darss wohnt.«

»Ah, da bedaure ich, Ihnen nicht mit zwei Pferden dienen zu können, unsre Wagen sind in dem dicken Sande für sie zu schwer.«

»So lassen Sie sechs vorlegen, wenn es nöthig ist, aber schnell.«

»Oho! Drei oder höchstens vier sind auch genug. Darf ich mir Ihren Namen ausbitten?«

»Ich bin der Gutsbesitzer *Wirth* – und dieser Herr –«

»Bitte, *ein* Name genügt für den Schein. Treten Sie gefälligst näher, der Wagen soll bald vor der Thür stehen.«

Zehn Minuten später war die Extrapost nach Bootstedt bezahlt und die beiden verspäteten Reisenden hatten das Vergnügen, mit vier flüchtigen Pferden dem vorangefahrenen Wagen nachzujagen, was so schnell von Statten ging, daß sie denselben noch vor dem Posthause in Barth einholten. Während nun Sir Charles, tief in die Ecke des Wagens gedrückt, sitzen blieb, ließen Mr. Mildness und Harry ihre Koffer und Kisten umpacken, und als dies geschehen und Harry seinen Platz auf dem Bock wieder eingenommen hatte, flog der Wagen zum entgegengesetzten Thore von Barth hinaus, auf dem holprigen Steindamme zwischen Scheunen fort und hatte bald den entsetzlichen Sandweg erreicht, der theils durch ein ansehnliches Nadelgehölz, theils durch ein steriles Heidefeld, endlich nach dem Dorf Bootstedt führt, an dessen westlichem Ende das Hauptfährhaus liegt.

Auf diesem Wege sprach Sir Charles fast kein Wort. Nur sein Auge überflog ringsum die Gegend, als begrüße es lange nicht gesehene Bekannte wieder, je näher er aber dem ersten Ziele kam, das ihm möglicherweise schon wichtige Aufschlüsse verhieß, um so lebhafter glänzte sein Auge, um so dunkler brannten seine Wangen und eine seltsame Unruhe bemächtigte sich seines ganzen Wesens, so daß der Rector endlich einzuschreiten beschloß, da er die Vorgänge in dem Herzen seines Freundes nur zu bald bemerkte.

»Mein lieber Freund,« begann er mit seiner so besänftigenden Stimme, beruhigen Sie sich. Ich kann mir allerdings vorstellen, wie hier jeder Baum und jeder Stein Sie an vergangene Zeiten erinnert, aber Sie dürfen Ihre Gefühle auf keine Weise verrathen, sonst sind wir schnell an's Ende unsrer Forschungen gelangt. Lassen Sie mich mit den Leuten sprechen, wenn wir ausgestiegen sind, und damit Sie nicht auf unbequeme Dinge zu antworten brauchen, die Ihnen entgegengeworfen werden könnten, werde ich Sie für taub ausgeben, sobald mir der richtige Moment dazu gekommen scheint.«

»Sie haben Recht! O, ich war auf der ganzen Reise bisher so ruhig und gefaßt, und nun, sobald mich die Lüfte hier anwehen und mein Auge diese Häuser sieht, klopft mein Herz wie vor zwanzig Jahren, wenn ich einem glücklichen Augenblick entgegenging. Ach, wer kann diesem armen Menschenherzen gebieten, langsam zu schlagen, wenn der Geist, der sein Blut in Bewegung setzt, selber in gewaltigen Sprüngen davoneilt. Doch – sehen Sie da – da thut sich der Bootstedter Bodden auf. Dort drüben links liegt der Darss – sehen Sie die dunklen Massen seiner alten Bäume herüberraagen! Ja, das ist unser alter lieber, traulicher Wald! Und hier rechts hinüber, das ist die Insel Zingst, und da – dort drüben, bei Gott! steht die Mühle von Bliesenrade, die ihre Flügel uns zugewandt hat und langsam umdreht, als winke sie mir ihre Grüße zu. Ach, was für ein schönes großes Wasser ist das und – o Glück! das Boot ist nicht da – der Fährmann, wer es

auch sei – ist nach dem Darss gesegelt, mit dem Postboten wahrscheinlich, denn es ist bald zwei Uhr und das ist die rechte Zeit dazu.«

Der Rector blickte, dem deutenden Finger Sir Charles' folgend, über die meilenbreite Wasserfläche und sah sich die Gegend genau an, die nichts besonders Einladendes bot und doch ein so großes Interesse in seinem Geiste erregte. Plötzlich bog er sich aus dem Wagen und rief Harry zu: »Harry, frage den Postillon, zu welchem Fährmann er uns bringt?«

»Ah,« rief Sir Charles, »das war eine Frage zur rechten Zeit – ich glaube wirklich, ich wäre dazu nicht im Stande gewesen.«

Bald darauf rief Harry zurück, daß der Mann *Rubarth* heiße und daß man gleich an seinem Hause sein werde; der Postillon sage aber, er sei mit dem Boot unterwegs und noch nirgends auf dem ganzen Wasser wahrzunehmen.

Die beiden Freunde im Wagen nickten sich nach diesem Bescheid mit freudigen, befriedigten Blicken zu: »Also *Rubarth*!« sagte Sir Charles mit wehmüthigem Tone. »Auch *er* lebt noch – Gott sei Dank! Das ist einer von denen, die ich nothwendig am Leben finden mußte, wenn ich noch *eine* Freude hier haben sollte.«

»Es werden noch Mehrere leben, verlassen Sie sich darauf. Nicht alle Leute sterben so schnell. Nun aber bereiten Sie sich vor, jeden Augenblick eine neue Ueberraschung zu erfahren und dieselbe, möge sie sein, wie sie wolle, mit Gleichmuth hinzunehmen. Die Unterhaltung

mit Ihren alten Freunden werde ich leiten, Sie bleiben zumeist nur Zuhörer und vor allen Dingen beherrschen Sie sich in Haltung, Miene und Blick.«

Kurze Zeit darauf hielt der Wagen und die Reisenden stiegen langsam aus. Während der Postillon, der ein gutes Trinkgeld empfang, mit Harry das Gepäck besorgte, schritten die beiden Freunde zwischen grünen Hecken nach einem ansehnlichen Hause, dessen Giebel nur wenig aus den Bäumen, die es umgaben, hervorlugte. Sir Charles, als bedürfe er einer sichern Stütze, hatte des Rectors Arm genommen und so kamen sie allmähig dem Hause näher, das ganz stattlich ihnen entgegenblickte.

»Es ist noch ganz so, wie es war,« sagte Sir Charles leise, »nur neu getüncht und die Balken sind mit lebhafteren Farben bemalt. Ach, und da ist der Garten, ich erkenne jeden Steg darin wieder, nur die Bäume und Sträucher sind auffallend gewachsen.«

»In zwanzig Jahren verändern sich nicht allein die Menschen, sondern auch die Bäume, mein Freund – so werden Sie Manches verwandelt finden.«

Beide traten über die Schwelle des Hauses in einen kleinen Vorflur, an dessen Ende die Küche lag, auf deren Herde ein leichtes Feuer brannte. Dann durch die offen stehende Thür in die zur Rechten liegende Stube blickend sahen sie eine wohlgewachsene kräftige Frau in mittleren Jahren, reinlich und nach Art der dortigen Landleute gekleidet, die auf einem Stuhle saß und bei ihrer Arbeit sich ganz behäbig geberdete. Sie hielt ein großes Netz,

das fast den halben Fußboden der Stube bedeckte, theilweise auf dem Schooße und flickte einige aufgegangene Maschen daran. Sir Charles bohrte seine leuchtenden Augen wie ein Falke in ihr Gesicht, aber kein Zug darin trat ihm als ein bekannter entgegen.

»Guten Tag,« redete sie der Rector in freundlichster Weise an, »wohnt hier der Ueberfahrer Rubarth, der uns nach Prerow bringen kann?«

»Ja,« erwiderte die Frau, ihr Netz beseitigend und auf die beiden Herren zutretend, »Elias Rubarth wohnt hier; aber er ist drüben auf dem Darss und kommt erst in einer Stunde wieder, wenn der Wind nicht steifer wird. Wenn Sie hinüberwollen, müssen Sie ein wenig warten. Nehmen Sie Platz und verdenken Sie mir nicht, – wenn ich mein Netz, das so arg nach Salzwasser riecht, weiter flicke, aber die Arbeit drängt, meine liebe Herren.«

Sir Charles nahm sogleich einen Platz am Fenster, den Rücken dagegen gekehrt ein, so daß das Licht nicht auf sein Gesicht fallen konnte, und der Rector setzte sich auf einen ihm gegenüberstehenden Stuhl, den die Frau sorgfältig abgewischt hatte, um jede Spur Staubes davon zu entfernen.

»Wohnen Sie schon lange hier?« begann der Rector seine Fragen, nachdem die Frau auf ihrem früheren Platze ihre Arbeit wieder begonnen.

»So lange ich verheirathet bin, und das sind sechszehn Jahre her, Herr, ja.«

»Sie sind wohl nicht aus der Gegend hier?« fragte Sir Charles mit einem künstlich angenommenen Stimmton und seinem Freunde dabei einen leisen Wink gebend.

»O doch, ich bin in Born auf dem Darss geboren, wo mein Vater ein Fischer war, ja, und Elias legte immer sein Boot an unsere Wiese und so haben wir uns kennen gelernt, ja.«

»Haben Sie Kinder?« fragte der Rector weiter.

Die Frau lächelte glücklich, wobei sich ihre Züge angenehm belebten, so daß man sah, sie müsse früher einmal recht hübsch gewesen sein, was sie, wenn man ihr Alter in Betracht zog, eigentlich noch war. »Vier Buben haben wir, ja!« sagte sie stolz. »Die drei kleinsten sind in den Wald gegangen, um Reisig zu holen, aber unser *Carling*, der älteste, ist mit dem Vater auf dem Boot und steuert schon einen ganz guten Cours.«

Der Rector warf dem Freunde einen warnenden Blick zu und that rasch einige andere Fragen an die Frau, wodurch diese lebhafter wurde und ihre ganze Lebens- und Heirathsgeschichte zu erzählen anfang, was eine ziemliche Zeit fortnahm, da der Redefluß solcher Leute, einmal in Zug gebracht, so bald kein Ende zu finden pflegt. Während dieser Erzählung, die immerhin einiges Interesse für beide Freunde bot, obwohl noch kein bekannter Name genannt war, hatte Sir Charles sich nach dem Fenster umgedreht, ein schönes Fernglas aus der Tasche gezogen und blickte nun durch dasselbe über den Bodden hin, der sich von hier aus zum großen Theil bequem überschauen ließ. Es dauerte auch nicht lange, so bemerkte er

ein vom Darss herübersteuerndes Boot, welches bei dem herrschenden Südwinde häufig umlegen mußte, um in Bootstedt an Land zu kommen. »Ist jenes Fahrzeug, das dort segelt,« fragte er endlich die Frau, als sie mit Erzählen fertig war, »das, welches uns hinüberbringen soll?«

Die Frau trat an das Fenster, warf einen raschen Blick über das Wasser und sagte: »Ja, das ist Elias mit seinem Boot. O, nun wird er bald hier sein, und sobald er seinen Kaffee getrunken hat, was Sie dem armen Mann erst erlauben müssen, soll er Sie rasch hinüberbringen, denn der Wind steht gerade nach dem Zingst hin, ja!«

»Warum nennen Sie Ihren Mann arm?« fragte der Rector.

»Nun, ich meine gerade nicht, daß er bettelarm ist, bewahre mich Gott davor! denn wir haben ja unser Brod. Aber es ist doch wahrhaftig kein Vergnügen, Tag und Nacht, sobald Jemand es verlangt, im Winter und Sommer auf dem windigen Wasser zu liegen und niemals Ruhe zu haben. Elias ist zwar ein starker Mann und kann einen guten Hieb vertragen, aber wie es werden soll, wenn das Alter kommt, das ist mir schon oft schwer auf's Herz gefallen, ach ja!«

»Dann muß er einen seiner Söhne hinüberschicken und sich im Hause pflegen.«

»Aha, so meinen Sie es. Aber man kann nicht von der Pflege allein leben, Herr, man muß auch arbeiten, um Geld zu verdienen, ja.«

»Dann lassen Sie Gott dafür sorgen,« ermahnte der Rector, »der weiß schon, was dem Menschen am meisten frommt.«

Die Frau sprach noch Einiges über denselben Punkt, während Sir Charles, der aufmerksam ihren Worten gelauscht, unaufhörlich durch sein Glas sah und mehrmals dabei mit dem Kopfe nickte, als finde er wieder, was er zu finden gehofft hatte. Der Rector war zuletzt zu ihm getreten und die Frau auch, um nach dem näher kommenden Mann auszulugen. Er war jetzt dicht heran, zog schon die Segel ein und bald lag das große Boot, einige hundert Schritte vom flachen Lande entfernt, in tieferem Wasser vor Anker, auf einem Platze, wo eine kleine Landungsjolle an einem Pfahle befestigt war. Nachdem Rubarth so sein Boot besorgt, stieg er mit seinem ältesten Jungen in die Jolle und in wenigen Minuten hatte er das feste Land erreicht, worauf die Frau das Zimmer verließ und ihrem Manne entgegenging.

Kaum hatte sie die Thür hinter sich zugemacht, so drehte sich Sir Charles nach seinem Freunde herum und sagte hoch aufathmend: »Ja, er ist es, ich habe ihn wieder erkannt, trotzdem er sehr gealtert ist. Nun gebe Gott, daß er mich nicht ebenfalls erkennt. Ach, mein Freund, Worte sagen es Ihnen nicht, welche Empfindungen in diesem Augenblick mein Herz bewegen.«

»Ich glaube es, ich glaube es; aber nur ruhig! Es kommt jetzt Alles auf Ihr erstes Verhalten an. Spielen Sie nur getrost den Schwerhörigen, ich werde schon die Stelle des

Redenden übernehmen und allmählig das zu entwickeln suchen, was uns zunächst am Herzen liegt.«

Er schwieg, denn man hörte schwere Schritte auf dem Flur und eine laute, machtvolle Stimme, in deren Tonfall gleichwohl etwas Weiches und Gutmüthiges lag, sagte: »Mir ist es recht, Frauing, nur immer fort so! Aber den Kaffee mach' mir schnell fertig; ich brauche etwas Warmes, auf dem Wasser ist es noch immer frisch.«

Da ging die Thür auf und herein trat ein Mann, dessen Anblick dem Rector, obgleich er oft von ihm gehört, daß er an Größe und Kraft ein Riese sei, dennoch einen Ruf der Verwunderung auspreßte, denn so groß und breit und voll an Kraft und Leibesfülle – die auch Sir Charles an ihm neu war – hatte er den wackeren Mann nicht zu finden erwartet. Sobald Elias Rubarth in die Stube trat, unter deren Thür er sich um einen halben Kopf bücken mußte, nahm er seinen Seemanshut ab und zeigte sein von braungrauem Haar umwalltes sonnenverbranntes Gesicht. Seine colossale Gestalt steckte in einer blauen wollenen Matrosenjacke von ungeheurer Weite, und aus seinen fast bis zum Leibe hinaufgehenden Wasserstiefeln sah eine schneeweiße Hose von doppeltem Linnen hervor. Seine scharlachrothe Weste war mit unzähligen silbernen Knöpfen besetzt und Alles saß so straff und prall an ihm, daß man jede Bewegung seiner Muskeln an Armen und Schenkeln deutlich mit den Augen verfolgen konnte. Ja, das sah Sir Charles auf den ersten Blick an seinem alten braven Freund: die Last der Jahre drückte ihn noch nicht, aber die Last unaufhörlicher

Mühen, die Schwere seines gefährlichen Berufes merkte man seinem gedrungenen, einen knorrigen Eichenstamm ähnlichen Körper im Ganzen und Einzelnen an. Die frische Elasticität der Jugend war aus diesen mächtigen Gliedmaßen geschwunden. Hände und Arme, fast eisern fest, waren von der Arbeit steif und ungelenkig geworden und seinem bis auf die weißgebliebene Stirn fast kupferfarbigen Gesicht hatten Stürme und Regenschauer, Sonnenschein und scharfer Frost ihre leserliche Schrift unauslöschlich und tief eingedrückt. Aber derselbe freundliche Blick leuchtete noch aus seinem gesunden blauen Auge hervor, derselbe gutmüthige Zug spielte noch um die bartlosen Lippen und in seiner Stimme wie in seinem ganzen Wesen prägte sich eine Biederkeit und naturgemäße Derbheit aus, die Jedermann auf den ersten Blick für ihn gewinnen mußte.

»Guten Tag, meine Herren!« redete er die Gäste an, indem er jedem von ihnen bewillkommend zunickte, »also Sie wollen nach Prerow hinüber? Nun ja, das kann bald geschehen, der Wind ist für die Hinfahrt ganz günstig, o ja! Aber ein Viertelstündchen werden Sie wohl noch verziehen müssen, bis ich meinen Kaffee getrunken und mein frühes Vesperbrod gegessen habe. Meine Arbeit ist schwer und die Zeit oft ein wenig knapp zugemessen, o ja!«

»Essen und trinken Sie,« erwiderte der Rector freundlich, der noch immer diesen ungeheuer mächtigen Mann mit geheimer Verwunderung betrachtete und darüber ganz seinen Freund zu beobachten vergaß. »Wir haben

auch wohl noch länger Zeit und der Leib des Menschen will so gut seine Nahrung haben, wie sein Geist und Herz.«

»Ach ja, da haben Sie wohl Recht, das will er und er hat auch sein Recht dazu. Ich fühle das oft an mir, denn ich brauche Etwas für diesen starken Leib.«

Bei diesen Worten betrachtete er die Fremden oberflächlich, warf wiederholt einen flüchtigen Blick auf den wieder am Fenster sitzenden Sir Charles, der noch kein Wort als das der ersten Begrüßung gesprochen hatte, und setzte sich dann ruhig an den Tisch, auf dem seine Frau sogleich eine ungeheure Kanne mit dampfendem Kaffee nebst einem großen Brode und Butter auftrug, von dem sich Rubarth gelassen einige mächtige Schnitte abzuschneiden und mit Butter zu bestreichen begann.

Sir Charles athmete allmählig freier und verhielt sich still, fast unbeweglich, nur mit den Augen den Mann fast verschlingend, der ihn einst vom Tode gerettet und dessen Hand er später so oft in der seinen gehalten hatte. Die erste Probe, das sagte er sich, war glücklich überstanden, das *Auge* Elias Rubarth's hatte ihn nicht wiedererkannt; nun war die zweite gefährlichere noch übrig, denn das *Ohr* ist ein treuerer Freund als das Auge und bewahrt die Klänge lange auf, die es in seiner Jugend mit Neigung und Liebe vernommen hat. Diese Probe aber mußte auch bald angestellt werden und Sir Charles that irgend eine Frage, wobei er sich allerdings bemühte, seine sonore Stimme um etwas zu dämpfen und ihr einen fremdartigen Klang zu geben.

Sobald er aber sprach, wandte Rubarth seinen großen Kopf rasch nach ihm hin und es war, als habe er dennoch einen bekannten Ton in den wenigen Worten vernommen. Indessen war er kein scharfer Beobachter, er warf nur noch einen hastigen Blick über den Mann mit dem langen grauen Haar und Bart, nickte ihm fast vertraulich zu, beantwortete seine Frage und setzte dann ungestört sein Kauen fort, das er nur bisweilen mit einem langen Schluck aus der riesigen Kaffeetasse unterbrach.

Während er nun diesem Geschäfte mit ganzer Hingabe oblag und Sir Charles still seinen Platz behauptete, schien es dem Rector die geeignete Zeit, das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken, allein zuvor sagte er noch, indem er sich mit etwas leiserem Tone zu Rubarth wandte: »Mein lieber Mann, wenn Sie das Wort an meinen Freund richten, müssen Sie etwas lauter reden – er hört etwas schwer.«

»Ach so,« versetzte Rubarth, im Kauen einen Augenblick inne haltend. »Der arme Mann! Na ja, ich werde es mir merken, ja!« Und dabei warf er abermals einen theilnehmenden Blick auf den schweigenden vermeintlichen Tauben, der ihn unverwandt anstarrte, und so oft er nachher das Wort an ihn richtete, erhob er seine Stimme und sprach mit einer Kraft der Lungen, als müsse er sich der ganzen Umgebung seines Hauses verständlich machen.

»Also schwerhörig ist er auch?« mischte sich jetzt die Frau in das Gespräch, die wiederum ihr Netz ergriffen hatte. »O, das ist ja traurig. Er scheint auch lahm, wie ich

vorher gesehen – o mein Gott, was muß doch mancher Mensch Schweres erdulden! Er ist wohl schon sehr alt, der arme Mann?«

»Einige sechszig Jahre,« erwiderte der Rector leicht hin. »Doch sprechen Sie nicht zu viel von ihm selbst, er liest von den Lippen ab, was man meint. Sagen Sie mir lieber: werden in Prerow wohl gesunde Wohnungen für uns zu haben sein?«

»O ja, recht hübsche sogar. Es sind genug leere Häuser im Sommer da. Prerow hat sich in den letzten Jahren ganz ansehnlich vergrößert und verschönert. Auch ein Arzt ist dahin gezogen und eine Apotheke haben sie gebaut, nun kann man viel billiger gesund werden als früher.«

»Kann man auch gute Möbel in diesen Wohnungen haben?«

»Möbel? So viel Sie wollen und von schönem braun polirten Holze sogar. Dafür haben die Prerower immer viel Geld übrig gehabt, und was Ihnen sonst noch gefehlt und bei den neuen Kaufleuten nicht vorrätig ist, kann man ja leicht aus Barth beziehen. Wollen Sie denn lange da bleiben?«

»Wenn es uns gefällt und meinem Freunde die Lust bekommt, o ja! Wir denken bis zum Sommer in Prerow zuzubringen und dann nach Zingst zu gehen, um das Seebad zu gebrauchen. Sie sehen ja, mein Freund ist leidend und bedarf der Ruhe, die wir auf den Dünen drüben zu finden hoffen.«

»Ach so, das also ist es! Nun ja,« rief Rubarth, seiner Frau einen lächelnden Blick zuwerfend, »Ruhe und Stille finden Sie freilich drüben genug. Die sind so reichlich vorhanden, daß man einen großen Handel damit treiben könnte, wenn sie zu verkaufen wären. Auch mehr Frieden im Herzen haben die Menschen, als jetzt da draußen in der vertrackten Welt herrscht, ach ja! Und in Zingst ist es gleichfalls recht hübsch, obgleich ich Prerow wegen der Nähe des Darsses vorziehe. In Zingst sind vorigen Sommer schon fünfzig Badegäste gewesen und alle Jahre mehrt sich die Zahl – ja! Einen besseren Strand dazu kann es nicht geben. Und die Luft und der warme Sand auf den Dünen wird dem Herrn da auch recht gesund sein. Es bläst zwar mitunter ein bischen arg, aber im Sommer doch weniger – ja!«

»Das zu hören, ist mir lieb. Können Sie uns vielleicht rathen, an Wen wir uns einer Wohnung wegen wenden könnten?«

Elias Rubarth berieth sich mit seiner Frau und nach einigen Hin- und Widerreden, sagte er: »Ich denke, wir können Ihnen diesmal einen guten Rath geben – o ja!«

»Das freut mich. Nur Eins muß ich noch hinzufügen: unsere Wirthin muß auch die Küche etwas verstehen –«

»Nun ja,« rief jetzt die Frau, »gerade das ist die Hauptsache, denke ich, und darin können wir Ihnen sehr gut dienen. Es ist zwar eine Base von mir, die ich Ihnen vorschlagen will, aber das würde mich nicht bestechen, wenn sie nicht für Sie tauglich wäre. Meine Base, Frau Möbis, hat ein großes Haus, das ihr Mann erst kurz vor

seinem Tode erbaut, und nun steht es halb leer und ist ganz hübsch eingerichtet. Sie war früher Köchin bei dem Leckermaul, dem Grafen . . . in Stralsund, und da hat sie gewiß was Gutes aufischen müssen.«

Der Rector nickte erfreut, sah dann Sir Charles an und rief laut: »Haben Sie verstanden, was die Leute eben gesprochen?«

»So ziemlich!« lautete die Antwort. »Aber wo liegt denn das Haus, in welches wir ziehen sollen?«

»Ziemlich weit ab von der Brücke, dem Darss-Walde zu, aber im besten Theile des Dorfes!« schrie Elias Rubarth herüber.

»Von der Brücke?« entgegnete Sir Charles etwas betroffen. »Von welcher Brücke denn?«

»Die jetzt seit einigen Jahren über den Prerower Strom nach der Kirche führt, damit die Besucher derselben nicht mehr über das Wasser zu setzen brauchen.«

»So, so!« sagte ablenkend der Rector, dem seines Freundes Frage etwas zu hastig erschienen war. »Wie kommen wir denn vom Ufer drüben nach Prerow hinein?«

Elias Rubarth sah aus dem Fenster und prüfte Wind und Wolkenzug. Dabei kraute er sich hinter dem rechten Ohr und sagte: »Der Wind ist ein wenig schwach, weit kommen wir in den Strom nicht hinein. Am besten ist es, wir fahren nach Bliesenrade und nehmen bei dem Müller einen Wagen. Das werde ich Ihnen schon besorgen und auch die Koffer da, die Ihr Diener eben mit meinem

Jungen in das Boot bringt. Ich muß Sie doch heil und gesund zu meiner Frau Base schaffen – na, das versteht sich ja von selbst, ja!«

Darauf setzte er sich wieder an den Tisch, denn er war mit dem Essen noch lange nicht fertig. Da faßte sich der Rector ein Herz und mit einem warnenden Blick auf Sir Charles hin, fragte er mit leise erbebender Stimme: »Wie heißt denn der jetzige Pfarrer auf Prerow? Sie müssen nämlich wissen, ich bin auch ein Geistlicher und habe vor vielen, vielen Jahren einmal einen Pastor Dankwardt daselbst recht gut gekannt. Es war ein prächtiger alter Mann.«

Sir Charles schnäuzte sich laut bei diesen Worten und verbarg sein Gesicht hinter dem Tuch; die Frage war ihm etwas rasch gekommen und schnitt ihm fast durch das Herz, und was jetzt darauf folgte, war das Wichtigste, was er an diesem Tage vernehmen konnte.

»So, so,« erwiderte Rubarth mit ehrerbietigem Kopfnicken, »also Sie sind auch ein Geistlicher? Na, ich dachte es mir beinahe, ja, und das ist mir lieb. Nun, der jetzige Pfarrer auf Prerow heißt Schulz und ist auch ein prächtiger guter Mann, der Ihnen Freude machen wird, wenn Sie ihn kennen lernen – o ja!«

»Schulz?« wiederholte der Rector gedehnt, als besinne er sich auf den Namen, und blickte dabei unwillkürlich erstaunt auf, während Sir Charles wieder sein Fernglas ergriff und es mit krampfhafter Hast bald auszog, bald in einander schob.

»Ja, Schulz heißt er. Ist das ein so seltener Name bei Ihnen zu Lande, daß Sie sich darüber wundern?«

»O, ich wundere mich nicht, der Name kommt auch bei uns häufig vor. Aber sagen Sie mir, ist dieser Pastor Schutz unmittelbar dem alten Dankwardt im Amt gefolgt?«

Rubarth schüttelte, wie es den beiden Freunden erschien, halb unwillig und halb wehmüthig den Kopf und sagte ruhig, ohne die Augen von seinem Teller zu erheben: »Ach nein, Herr, das ist er nicht!«

»Aber Sie sprechen darüber so zaghaft,« fuhr der Rector lebhafter fort, »darf ich nicht nach diesen Dingen fragen, die mich meiner alten Bekanntschaft wegen sehr interessiren?«

»O ja, das dürfen Sie wohl, nur geht mir so Manches dabei im Kopfe herum. Der alte Pastor Dankwardt war seiner Zeit, wie Sie sagen, ein recht guter Mann, o ja, bis auf einige Kleinigkeiten hin, wo er nicht gut war. Das Eine ist so wahr wie das Andere, ach ja! Wenn Sie aber wissen wollen, wer ihm im Amte folgte, so will ich Ihnen sagen, daß er es ein Jahr vor seinem Tode zu Gunsten seines Sohnes niederlegte, und der ist also vor Schulz Pastor in Prerow gewesen.«

Der Rector machte große Augen und wagte kaum nach Sir Charles hinüberzublicken, der leise aufgestanden war und durch das Fernrohr nach dem Wasser zu blicken schien, obgleich ihm Alles, was vor seinen Augen lag, Erde

und Wasser, Himmel und Luft, in ein wüstes, undurchdringliches Chaos verschwamm. »Wohin ist denn der junge Pastor Dankwardt von Prerow gezogen?« fragte der Rector mit hörbar kürzer werdendem Athem.

»Dahin, wohin wir Alle einst ziehen,« entgegnete Rubarth langsam und feierlich, und hob dabei seinen Riesenarm mit ausgestrecktem Zeigefinger bedeutsam empor. »Sein Reich war nicht lange von dieser Welt, und niemals hat das Sprüchwort wahrer als von ihm gesprochen, wenn es sagt: Strenge Herren regieren nicht lange – ja!«

»Wie,« rief der Rector, indem er sich, ohne es selbst zu wissen, von seinem Sitze erhob, jedoch bald wieder darauf Platz nahm und seine Unruhe mit Gewalt zu bezwingen bemühte, »war er denn ein so strenger Herr?«

Rubarth schwieg mit fest zusammengebissenen Zähnen und strich mit dem Messer die Butter auf dem Teller glatt, nachdem er seine letzte Brodschnitte fast heftig von sich gestoßen hatte.

»Nun, so sprich doch,« rief die Frau dazwischen, »wie Dir's um's Herz ist, Elias; es ist ja keine Sünde, was Du denkst!«

»Nein, das ist es freilich nicht,« rief Rubarth, wobei seine Stirnadern wie blaue Schlangen anschwellen und die Farbe der Stirn fast so kupferroth wie die seiner Backen wurde. »Ich habe gesagt: strenge. Doch das ist eigentlich hier nicht das rechte Wort. Nun, er gefiel seiner Gemeinde nicht sonderlich und mir – beim großen Gott! – am wenigsten. Er war ein Mann, der sich für besser als alle

übrigen Menschenkinder und den Himmel allein für sich blau gefärbt hielt – ja! Doch still davon! Ja! Nachdem er anderthalb Jahre Prediger gewesen, und Gott weiß was für Neuerungen eingeführt, bekam er eines Tages nach einer Predigt, worin er das ganze Dorf schlecht machte, so daß sich jeder – ohne Noth – vor sich selber schämen mußte, einen Blutsturz und eine Stunde darauf war er todt – ja!«

Es entstand eine Pause im Zimmer, die noch mehr des Unheimlichen an sich getragen hätte, wenn Jemand das gewaltsam hämmernde Herz und das von fast krampfhaften Zuckungen entstellte Gesicht Sir Charles' hätte beobachten können, welches derselbe noch immer aus dem Fenster gerichtet hatte. Der Rector dagegen war mit einem Mal wunderbar gefaßt, obgleich auch er eine Zeit lang schwieg und seine Gedanken mühsam ordnete, die plötzlich, wie von einem Wirbelwinde ergriffen, durcheinander zu laufen die Neigung verriethen. Endlich war er wieder derselben Herr, und mit einem seltsamen Blick nach dem Fenster hin, sagte er fast heiser, als versage ihm die Stimme den gewöhnlichen Dienst: »O, o, der arme Mann! Hat er Familie hinterlassen?«

Rubarth stand geräuschvoll von seinem Stuhle auf und wischte sich die Hände an einem Handtuch ab, das an der Thür am Ende eines mit Kreide angeschriebenen Kalenders hing. »Familie?« rief er, seinen Gästen den breiten Rücken zukehrend. »Wenn Sie darunter Kinder verstehen – nein! Wenn eine Frau – ja! Und die wohnt jetzt, wie

alle Pastorwittwen in Prerow, im kleinen Wittwenhause neben der Pfarre – ja!«

»Ach so!« versetzte der Rector, als besinne er sich plötzlich auf Etwas. »Sagen Sie doch – ich erinnere mich eben – hatte der alte Dankwardt nicht auch eine Tochter?«

»Eine Pflgetochter, Herr!« sagte Rubarth gedehnt. »Und diese ist eben die Wittwe seines Sohnes – ja! Denn er hat sie ja geheirathet, da in dem Unglückshause einmal geheirathet werden *mußte* – o ja!«

Er schwieg, als drücke er die in ihm aufsteigenden Gedanken gewaltsam nieder. Sir Charles athmete so schwer, daß seine Athemzüge gewiß von dem Ehepaare gehört worden wären, hätten sie ihre ganze Aufmerksamkeit nicht auf den Gegenstand des Gesprächs selbst gerichtet gehabt. Der Rector dagegen errang glücklich seine volle Ruhe und fuhr endlich in seinen Fragen fort: »Sie scheinen wirklich nicht gern über diese Verhältnisse zu sprechen, doch ich kann Ihnen nicht helfen, Sie haben mich zu neugierig gemacht. Ich erinnere mich nämlich, von dem hübschen Mädchen gehört zu haben, welches einst in dem alten Pfarrhause drüben lebte – hieß sie nicht Anna?«

»Nein!« rief Elias Rubarth mit fast donnernder Stimme und ging mit krachenden Schritten im Zimmer auf und ab, ohne vom Boden aufzusehen. »Nicht Anna, sondern *Emmy* hieß sie, und schön war sie, wie ein Engel, und schön ist sie noch, so schön, daß kein Weib zehn Meilen in der Runde, sich mit ihr vergleichen kann – ja!«

»Aber was brüllst Du denn so, Elias?« setzte die Frau das Gespräch fort, »das kannst Du ja Alles ganz ruhig sagen, Mann, wenn es die Herren einmal hören wollen!«

Rubarth stand still wie ein unerschütterlicher Eichbaum und schleuderte seiner Frau einen fast wilden Blick zu. »Den Teufel auch – ruhig!« rief er. »Hier sei Einer ruhig, wenn ihm das Herz beinahe vor Schmerz bricht!«

»Warum denn vor Schmerz, lieber Mann?« fragte der Rector mit einer so sanften Stimme, daß seine Worte wie linderndes Oel in Rubarth's aufgeregtes Herz tröpfelten.

»Ach, Herr,« sagte er, einige Schritte gegen ihn vorschreitend und die Riesenhände vor seiner Brust faltend, wobei seine gespannte Miene einen fast rührenden Ausdruck annahm, »Sie wecken da mit Ihren Fragen einen schon lange schlafenden Sturm in mir, und jetzt bläst er gewaltig aus Nord-Nord-West durch mein ganzes Gebein. Es ist eine sonderbare Geschichte, die mir da eben in die Erinnerung zurückkommt.«

»O,« fuhr der Rector fort, »sagen Sie mir lieber ganz ehrlich, was ich davon wissen darf, denn als alter Bekannter ihres Vaters muß ich doch die Wittve besuchen, und möchte dann nicht einen Gegenstand berühren, der ihr vielleicht unangenehm wäre.«

»Da haben Sie auch Recht!« warf die Frau ein, auf die das milde Wesen des Rectors einen sichtbaren Eindruck machte.

»Schweig!« rief ihr Mann mit schmetternder Stimme. Aber sogleich wandte er sich zum Geistlichen von Ross und sagte mit beruhigterer Stimme: »Unangenehm wird

und kann es ihr nur sein, wenn Sie mit ihr von ihrem verstorbenen Mann reden, darum sprechen Sie nie von ihm – ich bitte Sie, denn ich habe die arme Pastorin, die ich als Junge Emming nannte und dutzte, lieb, wie – wie ich kaum meine Frau und meine Kinder habe. Nun ja, und ich habe wohl Ursache dazu!«

»Warum darf man denn nicht von ihrem verstorbenen Mann reden?« fragte der Rector mit höchst unschuldiger Miene.

»Warum nicht? Darum nicht, Herr, weil sie es daran erinnern würde, daß sie ihn nur aus Zwang genommen hat, weil sie ihn nie hat lieben können. Donnerwetter! Wenn Sie auch zehnmale Geistliche sind – und sie hatte ganz Recht, sage ich, ja! Ich habe ihn auch nicht leiden können und kein Mensch hier in der ganzen Umgegend. Und hätte ich gewußt – ja, gewußt, daß es so kommen würde, wie es gekommen ist – dann würde ich Jemanden, der auch nicht mehr ist, einst zugerufen haben, als er ihn aus dem Wasser zog: laß ihn liegen, wo er liegt – Gott straf' mich, wenn das nicht meine Meinung ist – ja!«

»Die Sie hoffentlich nur in der Aufregung sprechen!« bemerkte der Rector begütigend.

Diese sanften Worte beruhigten Rubarth ungemein. Er setzte sich noch einmal nieder, stemmte die Ellbogen auf den Tisch, legte sein Kinn in die Hände und brummte: »Mag sein, daß ich aufgeregert bin, aber ich habe wahrhaftig ein Recht dazu – ja!«

»Warum hat die Emmy denn den jungen Prediger geheirathet, wenn sie ihn so wenig leiden konnte?« fragte der Rector, der dem Schiffer gegenüber eine merkwürdige Zähigkeit an den Tag legte.

»Warum? Soll ich auch das sagen? Nun ja, ich habe vielleicht schon zu viel gesagt, und da wird ein Wort mehr auch nichts schaden. Weil der alte Dankwardt – und das war eine kindische Schwäche von ihm – einen Narren an seinem überstudirten Sohn gefressen hatte, ihm die beste Creatur im ganzen Lande zur Frau geben und ihm schon seinen blauen Himmel auf Erden bereiten wollte. Da drang er nun fünf lange Jahre hindurch Tag und Nacht mit christlichen Reden und himmlischen Worten in das arme Mädchen, die von aller Welt verlassen war, predigte Staub und Asche auf ihr Haupt, wenn sie seinen Wunsch nicht erfüllen wollte, und setzte ihr so lange mit göttlichen Redensarten zu, bis das arme Ding matt und elend wurde und sagte: ›Ja, wenn Du es durchaus willst, wenn ich Dich nur dadurch glücklich machen, wenn ich Dir nur dadurch meine Dankbarkeit beweisen kann, dann – dann – dann – Gott steh' mir bei! – will ich mein Herz bezwingen und eine Ehe schließen, die ungerecht vor Gott und eben so ungerecht vor den Menschen ist.‹ Und da nahm sie nach Ablauf noch eines Jahres den Pastor und ward – sein Weib – ja, ja, ja.«

»Warum sprach sie denn also?« fragte der Rector nach einer Zögerung. »Ihr Herz bezwingen? Wie soll man das verstehen?«

Rubarth schwieg und knackte die Glieder seiner knochigen Finger der Reihe nach, daß es laut durch das ganze Zimmer krachte. »Na ja,« fing die Frau mit einem Male an, »das können Sie sich wohl denken, mein Herr. Sie hatte eine andere Liebschaft und die wog ihr so viel, wie der Himmel selber wiegt, und der ist gewiß schwer genug. Das arme Kind! Und diese Liebschaft hat der alte Pfarrer hintertrieben und Gott weiß welche Streiche gespielt, wie man sagt, um sie ihr aus dem Kopf zu bringen.«

Rubarth wollte eben weiter sprechen, da drehte sich plötzlich Sir Charles herum und ging auf seinen Freund zu. Dieser erschrak, denn das Gesicht des ihm Nahenden war bleich wie der Dünensand geworden und seine Augen brannten wie eine helllodernde Flamme ihm entgegen. »Mein lieber Pastor,« sagte er mit stockender Stimme, »ich dünkte, es wäre Zeit, nach Prerow hinüberzusegeln. Sie haben, denke ich, genug geplaudert.«

»Ja,« rief Elias Rubarth und griff schon nach seinem Hut, »das haben wir. Kommen Sie, meine Herren, der Wind springt eben ein bischen spitzer auf und Ihre Sachen liegen schon im Boot. Adieu, Alting, ich komme bald wieder!«

Der Rector griff Sir Charles fest unter den Arm, da dieser ohne Verstellung hin und her schwankte. Fast vergaß er der Frau Rubarth Lebewohl zu sagen, dann ging er mit seinem Freunde hinaus, unmittelbar hinter dem Fährmann her, der mit glühendem Gesicht und so heftigem Satze in die kleine Jolle sprang, daß sie hin und her schleuderte, dann seinen Gästen vorsichtig hineinhalf

und gleich darauf vom Lande stieß. In wenigen Minuten saßen Alle, Harry mit einbegriffen, in dem großen Fährboot; Rubarth's ältester Junge hatte das Steuer erfaßt, sein Vater hob mit Riesenkräften den Anker empor, und nachdem er mit wenigen kräftigen Zügen die Segel in Ordnung gebracht, drehte sich der Bug des Bootes rasch in den Wind hinaus, der eine Zeit lang kräftiger als vorher gerade aus Süden blies.

ZWEITES KAPITEL. DER EINZUG IN PREROW.

Fast eine Viertelstunde lang saß Sir Charles unbeweglich auf seinem Platze, den Kopf auf die Brust niedergebeugt, und überließ sich der stürmischen Gedankenfluth, die seine Seele bis in ihre tiefsten Tiefen aufwühlte. Es war eine lehrreiche Stunde gewesen, die er so eben verbracht; sie hatte ihm wichtigere Aufschlüsse gegeben, als zwanzig lange mit Schmerz und Sehnsucht durchlebte Jahre, aber sie hatte auch seinen Wünschen und Hoffnungen eine ganz andere Richtung angewiesen, und gerade dieser so schnelle Uebergang aus einem Gemüthszustand in den anderen war es hauptsächlich, der die Erschütterung hervorbrachte, unter der sein sonst so klarer Geist sich beugte und in peinliche Unruhe versetzt wurde. Endlich aber hatte er den in ihm tobenden Kampf ausgekämpft, sein früherer Gleichmuth kehrte in ihn zurück und er erhob den Kopf und blickte mit sehnlich spähen den Augen nach Norden hin, wo die Ufer der Insel Zingst immer deutlicher auftauchten und die Umrisse von Häusern, Aeckern und Bäumen sich schon genauer erkennen

ließen. Mr. Mildness, der ihn fast keinen Augenblick aus dem Auge ließ, beobachtete aufmerksam die sprechenden Züge seines Angesichts und glaubte zu entdecken, daß die krampfhaftige Spannung von vorher darauf nachzulassen und sein Gemüth in ruhigere Strömung zurückzukehren beginne. Allein er ermunterte ihn noch nicht zu einer Unterhaltung, denn er wußte, daß der Geist seines Freundes stark genug sei, sich allein durch die ihm entgegenstehenden Hindernisse Bahn zu brechen, und so überließ er ihn völlig sich selbst, in der festen Voraussicht, Sir Charles werde bald aus seiner Träumerei erwachen und mit kühnem und freiem Sinn in das wirkliche Leben zurückkehren.

Darin hatte er sich auch nicht getäuscht. Denn plötzlich, als ein frischerer Windzug die Segel kräftiger füllte und das Schiff rascher durch die springenden Wellen schoß, schaute Sir Charles auf; die belebende Wirkung dieses Windes, der durch sein Haar strich und seine glühenden Wangen kühlte, führte ihn in die Gegenwart zurück und seine Augen sahen mit einem Mal, wo er war und was um ihn her vorging. Aber da fielen sie zuerst auf den großen Mann, der unbeweglich, nur seine Segel bewachend, vor ihm auf einer Bank saß und dessen eiserne Züge trotz ihrer Festigkeit doch noch die Spuren der Empfindungen verriethen, die vor kurzer Zeit und auf so unvorhergesehene Weise in ihm wachgerufen worden waren. Lange und unverwandt hingen des Baronets Augen mit liebevollen Blicken an seinem Gesicht, als wären sie bemüht, jede Linie darin zu erforschen und die alten

bekanntem Zuge wieder aufzufinden, die das vorgeschrittene Alter und die Drangsale seines Lebens halb und halb verwischt hatten. In Wirklichkeit aber dankte er ihm vor der Hand im Stillen, daß er noch nach langen zwanzig Jahren ein so warmes Interesse an ihm nehme, wie er deutlich genug in dem vorher geführten Gespräch verathen hatte.

Da fielen seine Augen plötzlich, an Rubarth vorüber gleitend, auf die Segel, vor denen er saß, und sein alter Seemannsblick gewährte, daß dieselben sich in keiner vorzüglichen Verfassung befanden. Sie waren reichlich geflickt, schon ziemlich dünn und auch das Tauwerk ließ Vieles zu wünschen übrig, ein Umstand, der für einen geschulten Seemann stets und unbedingt von großer Wichtigkeit ist und in der Regel sein innigstes Bedauern erweckt. Das Boot selbst, welches er jetzt einer genaueren Musterung unterwarf, war ebenfalls alt und theilweise gebrechlich, und er nahm als gewiß an, daß es noch dasselbe sei, welches er früher so oft bei lustig wehendem Winde mit sicherer Hand gesteuert und welches ihn in jener Fluchtnacht vor zwanzig Jahren nach Ribnitz gebracht hatte. Indessen segelte es noch immer gut und einen Knoten nach dem anderen legte es zurück, ohne sein Alter und seine Hinfälligkeit spüren zu lassen. Auf diesem Wege nun ward kein Wort zwischen den Männern an Bord gewechselt, denn auch Rubarth verhielt sich still und gab seinem Sohne die nöthigen Befehle nur durch verständliche Handwinke zu erkennen.

Da hielt Sir Charles die Zeit für gekommen, ein ruhigeres Gespräch als das vorige zu beginnen und, indem er dem alten Freunde näher rückte, sagte er freundlich, jedoch mit vorsichtiger Zurückhaltung seiner wahren Stimme: »Ihr Boot, mein lieber Fährmann, ist auch nicht mehr ganz handfest, wie ich sehe. Es hat wohl bald seine Zeit ausgedient, wie?«

»Ei ja!« versetzte Rubarth gedehnt, indem er sich fast gewaltsam seinem Gedankengange entriß. »Alt ist es und lange genug hat es schon gedient. Aber es muß doch noch länger zusammenhalten, Herr, muß sich flicken und bepflastern lassen, wie ein gebrechlicher Mensch, dem das Blut nicht mehr munter und frisch in den Adern kreist, denn man hat nicht alle zehn Jahre einen so vollen Beutel, daß man sich ein neues beschaffen kann. Uebrigens segelt es noch immer ganz leidlich und sein Boden zieht keinen Tropfen Wasser. Sehen Sie nur, wo wir schon sind, und der Wind ist doch wahrhaftig nicht allzu stark! Meinen Sie nicht, Herr?«

»Man kann damit zufrieden sein!« erwiderte Sir Charles, den Wind, die Wellen und die Segel prüfend. »Wieviel kostet gegenwärtig ein solches Boot in dieser Gegend?«

»Ei nun,« sagte Elias Rubarth nachdenklich und schob seinen Hut auf das andere Ohr, wobei er nach dem Himmel emporsah, als könne er aus den Wolken die Rechnung ablesen, »billig ist es nicht, Herr, und wenn es einigermassen ansehnlich und dauerhaft sein soll, mag es immerhin seine zweihundert Thaler kosten – ohne Segel und Takelage natürlich.«

»Das ist viel Geld für Sie, nicht wahr?« fuhr Sir Charles fort, den Kopf näher zu Rubarth neigend, als bemühe er sich, ihn besser zu verstehen.

»Sprechen Sie etwas lauter,« flüsterte der Rector, »mein Freund hört auf dem Wasser noch schlechter als auf dem Lande, glaube ich.«

»Das meine ich nicht, Herr Pastor,« erwiderte der aufmerksame Rubarth, »ich dünke gerade, er hätte mich hier leichter verstanden als im Hause, was mir auch sehr natürlich erscheint, denn das Wasser wirft den Schall viel heller zurück. Ich kann aber immerhin etwas lauter braien, meine Lunge erlaubt es, und anstrengen soll sich der arme Herr meinetwegen nicht. – Ei ja,« fuhr er nun lauter gegen Sir Charles gewendet fort, »es ist sehr viel Geld, und viele Jahre mögen vergehen, ehe ich nur die Hälfte *verdiene*, was noch weit entfernt vom Zurücklegen ist – o ja!«

»Wo werden die besten Boote dieser Gattung jetzt hier gebaut?«

»Immer noch in Damgarten, Herr, ja!«

»Arbeiten die Leute dort auf Vorrath oder nur auf Bestellung?«

»Beides, Herr, beides, o ja! Größere Fahrzeuge, Yachten, Kutter und dergleichen natürlich nur auf Bestellung, wenn sie gerade gebraucht werden, aber solche Boddenmöven mit Halbdeck, wie man sie jetzt hat, halten sie immer fertig.«

Sir Charles nickte befriedigt und schwieg wieder, indem er sein Gesicht dem Lande zuwendete, dem man allmählig näher gekommen war. Er begrüßte im Stillen das Haus des Müllers und dessen Mühle, und dabei heiterte sich seine Miene so auf, daß Mr. Mildness mit Recht annahm, seine Ruhe sei ganz wieder in ihn zurückgekehrt und er werde jetzt nichts mehr von seiner leidenschaftlichen Aufregung zu befürchten haben.

Endlich legte das Boot, wie am jenseitigen Ufer, so auch hier auf einem Ankerplatz in tieferem Wasser an; die beiden Herren stiegen zuerst in die vorgefundene Jolle und wurden von Rubarth vorsichtig an's Land gebracht, und während dieser dann die Gepäckstücke holte, schritten sie langsam dem Müllerhause zu, vor dessen Thür zufällig ein leerer Wagen stand, der eben Getreide nach der Mühle geholt hatte.

»Kann ich Ihren Wagen für mein Gepäck nach Prerow erhalten?« fragte Sir Charles den Müller, der neben seinen Pferden stand und die Ankommenden neugierig betrachtete. »Ich will Ihnen den Weg gut bezahlen, aber ich möchte meine Sachen gern bald im Dorfe haben.«

»Sie können ihn gleich nehmen, Herr,« lautete die Antwort, »nur kann ich nicht selber mit; mein Knecht ist leider auch nicht zu Hause und so wird Rubarth wohl die Zügel nehmen müssen, wenn er Zeit und Lust dazu hat.«

Dieser kam eben mit den letzten Sachen vom Boote herüber und auf die Frage des Müllers zeigte er sich so gleich bereit, den Kutscher auf dem Lande zu machen, wie er ihn kurz vorher auf dem Wasser gemacht. »Aber

einen Sack, Tönnies, müßt Ihr noch geben,« sagte er zum Müller, während er die Koffer schon auf den Wagen legte, »der eine Herr ist nicht gut zu Fuße und muß bequem sitzen können. Ich gehe lieber nebenher, so ist Platz genug auf der alten Karre.«

»Das Letztere können Sie nach Belieben thun,« bemerkte der Rector nach einigen mit Sir Charles rasch ausgetauschten Worten. »Aber mein Freund will sich lieber eine kleine Bewegung machen, nachdem er so lange gesessen hat. Er meint, der Weg nach Prerow würde ihm nicht zu weit sein. Fahren Sie also immer voran, wir folgen langsam hinterher.«

Bald darauf hatte Rubarth die Leine ergriffen, die Pferde zogen an und der Zug setzte sich in Bewegung, zuerst ein sandiges Haideland, dann Wiesen und Hütung und endlich die Ausläufer des Darss-Waldes durchschneidend, wobei sich Sir Charles gemächlich auf des Rectors Arm stützte und ruhig hinter dem Wagen herging. Sobald sie aber aus Rubarth's Hörweite waren, sagte er zu dem Freunde mit freudigem Aufblick:

»Ah, Mr. Mildness, also endlich sind wir allein! O mein Gott, was waren das für ein paar Stunden! Und wohin haben sie uns in so kurzer Zeit gebracht! Aber wo bleibt unser Plan? Es ist ja nun Alles ganz anders geworden.«

»Sie meinen, weil Emmy Norge – ich *kann* sie nicht anders nennen – Wittwe ist, nicht?« fragte der Rector mit herzlichem Lächeln.

»Sie treffen stets das Richtige. Aber ich meine, das ist ein wichtiger Zwischenfall?«

»Und ein höchst angenehmer, so meine ich auch.«

Sir Charles antwortete nicht, aber dem Ausdruck seiner Miene nach zu urtheilen, mochte er sich wohl etwas Aehnliches sagen.

»Lassen Sie uns für's Erste nur langsam und vorsichtig weiter schreiten,« fuhr der Rector nach Einer Weile fort. »Uebereilen Sie sich um Gottes wick nicht. Die Sache ist zu heilig ernst und wichtig für Ihre ganze Zukunft. Lassen Sie uns zunächst noch mehr hören und vor allen Dingen – *sehen*, denke ich.«

»Auch darin haben Sie Recht. Wer weiß – großer Gott, kaum kann ich daran zweifeln! – ob Emmy noch an mich denkt, wie ich an sie denke! Das zu erforschen, möchte vor allen Dingen nothwendig sein.«

»Auch das soll geschehen. Ueberlassen Sie mir diese Forschung. Ich bin ruhiger und unparteiischer als Sie. Im Ganzen aber müssen wir uns Zeit nehmen, und die haben wir ja.«

»Ach ja, Zeit habe ich. Habe ich so lange Jahre mit Geduld und Ergebung gewartet, kann ich auch noch einige Tage länger warten. Wir wollen aber nichts thun, was wir nicht verabredet haben. Unter keinen Umständen möchte ich eine zufällige Erkennungsscene unter mir gleichgültigen Menschen erleben. In mir ist *Nichts* Zufall mehr, mit einer bestimmten Absicht strebe ich nach einem bestimmten Ziel. Ach, mein theurer Mr. Mildness, was für Pfeile hat die Vorsehung geschaffen und wie scharf schneiden sie in das menschliche Herz! Rubarth's Erzählung vorher, was hat sie mich ahnen lassen!«

Der Rector nickte Beifall. »Ja,« sagte er, »auch mir will nicht Alles gefallen, was man gegen das arme Mädchen unternommen hat, doch – denken Sie nicht mehr an jene Pfeile und reißen Sie die Wunden, die sie Ihnen verursacht, nicht wieder auf. Die Vorsehung hat in ihrem unsichtbaren Laboratorium auch wunderthätigen Balsam erzeugt und ich dächte, Sie hätten heute schon die Wirkung davon gespürt.«

»Ja, ja, ja, mein Herz ist auch dankbar dafür! Aber nun sagen Sie mir, wie gefällt Ihnen mein Elias? Ist es nicht ein prächtiger Kerl? Mit welcher Miene er von dem ›Jemand‹ sprach, der den gelehrten Candidaten aus dem Wasser zog – nicht wahr? O, wenn er gewußt hätte, wie nahe ihm dieser Jemand war! Aber die eine Sorge bin ich los: er hat mich nicht wieder erkannt, und so wird es auch Anderen ergehen, die mir zufällig in den Weg treten sollten. Doch wie hat mich sein Anblick ergriffen! Die Sorgen des Lebens haben ihn zu einem alten Mann gemacht – er arbeitet schwer. Dem müssen wir zuerst helfen und das soll mein erster Schritt morgen sein. Elias geht sogar *mir* vor. Mögen Sie hier bleiben und die Menschen sondiren, die uns umgeben. Besuchen Sie den Pastor Schulz, meinethwegen knüpfen Sie auch schon Bekanntschaft mit der Wittwe an, ich fahre morgen in aller Frühe nach Damgarten –«

»Nach Damgarten?« unterbrach ihn verwundert der Rector, »was wollen Sie denn da thun?«

»Ich will es Ihnen sagen, wenn ich wiederkomme. Mir ist eine hübsche Idee aufgestiegen Sie sehen, wie muthig

ich mit einem Mal bin, da ich einmal wieder Jemanden eine Freude machen kann, und jetzt nehme ich mir erst recht Zeit zu dem, was kommen soll, mein Schicksal entläuft mir nun nicht mehr, ich halte es, so hoffe ich, diesmal in meiner eigenen Hand.«

Der Rector lächelte freudig über die gewandelte Stimmung des Freundes. Er wollte eben etwas erwidern, aber da nahmen seine Gedanken eine andere Richtung und er sagte schnell: »Da sehen Sie, unser Fährmann da vorne hat einen Anker ausgeworfen und er winkt. Treten wir zu ihm, er scheint uns etwas sagen zu wollen, aber vergessen Sie nicht dabei, daß Sie – ein lahmer Mann sind, so!«

Rubasth war mit seinem Fuhrwerk eine ziemliche Strecke hinter den letzten Waldbäumen in einem tiefen Sandwege stehen geblieben, in dessen Nähe sich schon die ersten kleinen Baulichkeiten von Prerow zeigten. Als die beiden Herren an ihn herangekommen waren, sagte er: »Jetzt, meine Herren, stehen wir auf der Feldmark von Prerow und bald werden Sie unter Dach sein. Merken Sie wohl schon den Dünensand hier? Allmählig wird er loser und weißer, bis er da drüben die Farbe des Schnees annimmt und flüchtig wie der Wind wird. So, nun kann es wieder vorwärts gehen – ja!«

Nach wenigen Minuten bog er in eine breite lange Straße ein, die auf beiden Seiten mit nur selten zusammenhängenden Häusern besetzt war, in deren Zwischenräumen niedliche Gärtchen mit blühenden Obstbäumen lagen. Hier hielt er schon wieder sein Gespann an und

deutete mit der Hand zur Rechten hin. »Da,« sagte er, »haben Sie auch die Brücke über dem Strom. Sie ist nur von Holz, aber sie thut ihre Schuldigkeit, ja! Und da drüben, das kleine Ding von Thurm jenseits, das ist die alte Kirche; die Pfarre und das Predigerwittwenhaus aber können Sie von hier nicht sehen, die Straße dahin windet sich etwas. Die Hügel hinter der Kirche dort, das sind die großen Prerower Dünen und jenseit derselben brandet das Meer – ach ja! Na, heute werden Sie sich nicht mehr darauf sonnen und über die See blicken können, der Wind hat hübschen Regen haben, ehe es Abend wird. Na, den können wir auch gebrauchen, o ja!«

Dabei fuhr er wieder weiter und wandte sich zur Linken, die lange sandige Straße hinunter. Die beiden Männer hielten sich etwas hinter ihm und Sir Charles, blickte sich verwundert nach allen Seiten um.

»Wahrhaftig,« sagte er endlich zu seinem Freunde, »wenn man mich mit verbundenen Augen hierhergeführt hätte und mir jetzt die Binde abnähme, ich würde mein altes gutes Prerow nicht wieder erkannt haben. Aus den Hütten sind Häuserchen und aus den Häuserchen stattliche Häuser geworden. Ach und wie zierlich und hübsch sieht das aus.«

Er hatte Recht. Zwischen einstöckigen, halb aus Holz und halb aus gebrannten Steinen gebauten und mit lebhaften Farben gestrichenen Häusern erhoben sich hier und da ganz stattliche zweistöckige und massive Bauwerke, die jeder Mittelstadt zur Zierde hätten gereichen

können. Dabei sah man ihnen schon von Außen die innere Wohlhabenheit und Behaglichkeit an. Die Fenster waren meist mit weißen und gestickten Gardinen geschmückt und strotzten von einer Fülle von Blumentöpfen, die fast alle in Blüthe standen. Die Gärtchen neben den Häusern zeigten sich wohl erhalten und die Obstbäume darin prangten im schneeweißen Blüthenschmuck, eine Erscheinung, die der Rector hier am wenigsten zu finden erwartet hatte. Die Leute, die neugierig aus Thür und Fenster die Ankommenden musterten, grüßten mit freundlichen Mienen und alle gingen reinlich und gut, die Frauen sogar zierlich gekleidet einher, was auf einziehende Wanderer stets einen so angenehmen Eindruck ausübt.

Da stand Sir Charles plötzlich still und blickte scharf auf ein Haus hin, welches an einer vorspringenden Ecke der nördlichen Straßenseite lag. Er konnte sich eines Ausrufs der Verwunderung nicht enthalten, der sogar Rubarth's Ohr erreichte und ihn zum Anhalten seines Fuhrwerks bewog. Das Haus, welches diesen Aufenthalt verursachte, war zweistöckig, geräumig, durchaus massiv und zeugte mit seinem freischwebenden Balcon über der Thür ebenso wohl von dem Geschmackssinn wie der Wohlhabenheit seines Erbauers. Auch stieß ein wohleingehogter Garten, unmittelbar an der Straße gelegen, daran, der in seiner modernen Einrichtung keinen Augenblick den gebildeteren Sinn des Bewohners verkennen ließ.

»Ja, ja,« rief Elias Rubarth vergnügt, »ich sagte es Ihnen ja, es giebt schon hübsche Häuser in Prerow und das ist das neuste und allerschönste darin. Das hat sich unser Apotheker erbaut und sehen Sie, da guckt das kleine Männchen mit seinem buschigen Kopf aus dem Fenster herab. Guten Tag, guten Tag, Herr Tysing!«

Gleich darauf, nachdem auch der Apotheker die Fremden begrüßt, setzte Rubarth seine Pferde wieder in Gang, Sir Charles aber blieb sinnend noch immer stehen und in seinen Augen spiegelte sich eine wehmüthige Empfindung ab. »Ach, Mr. Mildness,« sagte er traurig, »hier, wo des Apothekers Haus jetzt steht, stand einst Capitain Bunger's bescheidene Wohnung, und wie er, ist auch sein gastliches Dach von der Erde verschwunden.«

»Aber sein Angedenken lebt in Ihrem Herzen, mein Freund, und das kann nicht jeder Gestorbene von dem Herzen der Nachbleibenden sagen.«

»Ja, und es wird noch lange in mir leben, so lange, bis ich selbst meinen letzten Athemzug auf dieser Erde thue. O, Mr. Mildness, mit welchen Gefühlen betrat ich in der letzten Zeit meines Aufenthalts in Prerow stets die Schwelle dieses Hauses!«

Der Rector wollte eben antworten, als der mit seinem Fuhrwerk vor einem der nächsten Häuser haltende Rubarth sie heranwinkte. Das Haus war augenscheinlich ziemlich neu, zwar nur einstöckig, aber geräumiger als viele andere und machte mit seinem grünen Gärtchen, welches es von drei Seiten einschloß, und mit seinen

braunen Jalousieen vor den Fenstern einen gar gemüthlichen Eindruck.

»Hier!« rief Rubarth den beiden Herren zu, »hier wohnt unsre Base Frau Möbis, und siehe, da ist sie schon. Guten Tag, Base, ja! Da bin ich einmal wieder und bringe noch dazu Gäste in's Haus. Heda, Alte, hast Du Platz genug für diese beiden Herren und willst Du ihnen auch den Tisch nach besten Kräften besorgen?«

Eine ältliche, wohlgenährte Frau im langen schwarzen Wollkleide, ein bunt geblümtes Seidentuch über Rücken und Busen geschlagen, und eine zierliche Haube auf dem mit grauen Haaren bedeckten Kopfe tragend, kam eben aus der Thür, reichte Rubarth die Hand, hörte ruhig seine Worte an und drehte sich dann nach den Fremden herum, die sie freundlich begrüßten und jene Bitte um Aufnahme im Hause wiederholten.

»Ach mein Gott,« rief sie freudig aus, »kommen Sie nur erst herein, meine Herren, und nehmen Sie in Augenschein, was ich Ihnen bieten kann. Ich bin für den Augenblick zwar nicht darauf eingerichtet, so vornehme Herrschaften zu empfangen, und hätte ich gewußt, welche Ehre mir bevorstand, ich würde den ganzen Morgen geputzt und gesäubert haben.«

Mit diesen Worten war sie den Fremden voran in ein Zimmer zur Rechten getreten, das unmittelbar an den Garten stieß, und diese blickten sich fast erstaunt in dem behaglichen Raume um. Denn derselbe sah so säuberlich und nett aus, als hätte man eben erst die letzte Hand an

die Aufstellung der darin befindlichen Gegenstände gelegt. Ein hübsches schwarzes Sopha, Schränke, Tische, Stühle von Nußbaumholz, eine Menge lithographirter Seestücke unter Glas und Rahmen an den Wänden, ein Wachstuchteppich am Boden und eine braun- und grüngestreifte, über Tisch und Commode unter dem Spiegel gebreitete Decke, Alles war so glatt polirt, so reinlich gehalten und zierlich geordnet, daß namentlich der Rector, der Aehnliches hier nicht erwartet, fast überrascht war und eine befriedigte Miene blicken ließ.

»Das ist das erste Zimmer,« sagte die Frau, behend eine Nebenthür öffnend, »und hier ist das zweite, ganz eben so eingerichtet. Ja. Ach, Du lieber Gott, mein seliger Mann wollte einmal zwei Putzstuben haben, und da er sie hatte, starb er. Aber so geht's im Leben! Und nun, meine Herren, hier daneben,« und sie öffnete wieder eine Thür, »ist das Schlafzimmer, freilich nur eins, aber mit zwei Betten, wie Sie sehen, und Daunen sind darin, Daunen, sage ich Ihnen, daß ein König wohl kaum jemals bessere gehabt hat.«

»Das ist Alles ganz hübsch, liebe Frau Möbis,« sagte Sir Charles, dem eine dunkle Erinnerung auf diese redselige Frau aufzutauchen schien, »aber werden Sie uns auch das Frühstück und das Essen bereiten können?«

Frau Möbis warf einen vorwurfsvollen Blick auf den stumm daneben stehenden Rubarth, zog ihr Busentuch fester an und sagte fast mit beleidigter Würde: »Na, das wäre sonderbar, wenn ich es nicht könnte. Hat Ihnen Rubarth denn nicht gesagt, aus welchem Hause mich

mein seliger Mann vor fünfundzwanzig Jahren geheiratet hat?«

Rubarth lachte und nickte ihr ein verständiges »Ja« zu.

»Aber den Preis für Wohnung, Essen und Trinken müssen Sie uns doch nennen!« rief der Rector, der seinen Freund nicht zu viel wollte sprechen lassen.

»Den Preis, Herr?« rief Frau Möbis. »Das will ich Ihnen sagen. Fordern will ich gar nichts, und nachher, wenn Sie Prerow wieder verlassen, sollen Sie mir geben, was ich Ihrer Meinung nach verdient habe. Ich bin eine ehrliche Frau und halte alle übrigen Menschen auch dafür, bis sie mir eine andere Meinung von sich beigebracht haben.«

Sir Charles nickte beistimmend, reichte der schlaunen Frau Möbis die Hand und sagte: »Wir sind damit zufrieden, Frau Wirthin. Da, schlagen Sie ein, auch wir sind ehrliche Leute, nehmen Ihren gesprochenen Contract an und – ziehen sogleich ein, um von Stund' an Bewohner von Prerow und Ihre Miethsleute zu sein.« –

Kurze Zeit darauf hatte sich bereits Vieles in den drei, den Fremden eingeräumten Zimmern geändert und Rubarth half Harry fleißig bei der Umstellung der Möbel, da sich die Fremden ihr Haus nach eigenem Geschmack und Behagen einzurichten wünschten. Die vordere größere Gartenstube wählten sie zur gemeinschaftlichen Wohnung und in die beiden hinteren Zimmer theilten sie sich, indem jeder ein besonderes Schlafcabinet für sich nahm. Alsdann brachte man die Koffer herein und Harry begann sogleich einige derselben zu öffnen, wobei ihm abermals Rubarth half, der sich von den beiden Fremden gar nicht

trennen zu können schien und sich höflich über die vielerlei kostbaren Gegenstände wunderte, die die gewiß sehr reichen Fremden mit nach dem einsamen Prerow gebracht. Endlich aber bat Harry ihn selber, von seiner Hülfe abzustehen, da er jetzt schon allein fertig zu werden denke, und nun trat Sir Charles an Rubarth heran, den er bisher nicht aus den Augen gelassen, und sagte:

»Ich danke Ihnen, daß Sie sich so um uns bemüht haben!« und dabei reichte er ihm mit einem seltsamen Gesichtsausdruck einen blanken Louisd'or hin.

Rubarth ließ denselben ruhig aus seiner rechten in die linke Hand fallen, und ihn darin auf und nieder hüpfen lassend, lächelte er fast wehmüthig dabei. »Das ist Gold, Herr,« sagte er, »und ich habe lange keins gesehen. Wollen Sie es mir zeigen –«

»Nein, sogar geben,« unterbrach ihn der Rector, sich in das Gespräch mischend, weil er immer fürchtete, Sir Charles würde sich auf irgend eine Weise seinem alten Freunde verrathen. »Sie haben dreifache Mühe gehabt. Erst haben Sie uns über das Wasser gesetzt, dann nach Prerow gebracht und zuletzt unsre Wohnung und die Einrichtung derselben besorgt.«

»Aber das ist dennoch zu viel, Herr Pastor,« sagte Rubarth stolz; »selbst wenn der taube Herr da ein reicher Mann ist, kann ich es nicht annehmen. Für Alles und Alles darf ich bei Weitem noch nicht die Hälfte beanspruchen.«

Sir Charles machte eine ernste abweisende Handbewegung. »Und wir können nicht *weniger* geben, mein

Freund,« sagte er bestimmt. »Abgemacht. Besuchen Sie uns recht oft wieder und wenn der Ueberschuß da Ihr Gewissen drückt, so bringen Sie unsrer Frau Möbis ein Gericht schmackhafter Fische dafür.«

»Das soll ein Wort sein!« rief Rubarth erfreut, »und nun leben Sie wohl, ich muß endlich zu meiner Alten zurück.« Dabei reichte er seine derbe Hand den beiden Fremden hin und diese drückten die seine auf eine Weise, daß ein weniger unbefangener Mann als Rubarth darüber erstaunt gewesen sein würde.

Kaum aber war er fortgegangen, so brachte Frau Möbis schon den schnell bereiteten Kaffee herein, und als der Rector die erste Tasse versuchte, sagte er lächelnd: »Unsere Wirthin scheint wirklich eine gute Köchin zu sein, denn die Probe: eine vernünftige Tasse Kaffee zu bereiten, hat sie über alle Erwartung gelöst.«

Rubarth hatte noch keine halbe Stunde das Haus seiner Base verlassen, so begann es zu regnen, wie er vorhergesagt, und zwar in so heftiger und anhaltender Weise, daß Sir Charles in der That den beschlossenen Abendspaziergang nach den Dünen unterlassen mußte. So brachte er denn den ersten Abend in Prerow im traulichen Gespräch mit dem Freunde zu, am andern Morgen aber begab er sich früh mit Harry nach der Mühle in Bliesenrade, um von hier aus ein Boot zu nehmen und nach Damgarten zu fahren, eine Reise, zu der er diesmal aus gewaltigen Gründen Rubarth's Hülfe nicht benutzen

konnte. Da der Weg ziemlich weit war und die Geschäfte, die der Reisende in jenem betriebsamen Schiffbauerstädtchen vollbringen wollte, ziemlich viel Zeit fortnahmen, so hatte er den Rector auf ein beinahe zweitägiges Alleinsein vorbereitet, ihn aber gebeten, in dieser Zeit die geeignete Rundschau zu halten, vor allen Dingen den Besuch beim Prediger nicht zu vergessen und – und –«

»Ich weiß schon,« hatte der Rector geantwortet, »wen ich noch besuchen soll. Fahren Sie mit Gott und kommen Sie recht vergnügt wieder, denn ich glaube, Sie haben alle Ursache dazu!«



Sir Charles hatte einen günstigen Tag zu seinem kleinen Ausfluge gewählt. Nach Mitternacht hatte der Regen aufgehört, der Wind war nach Osten herumgegangen und am frühen Morgen schon strahlte die Sonne klar vom lichtblauen Himmel nieder und verhiess einen freundlichen warmen Frühlingstag. So blieb das Wetter von jetzt an viele Tage hindurch und begünstigte die Unternehmungen der beiden Freunde nach allen Richtungen, wie es sie denn auch heiter und fröhlich stimmte, denn der Mensch ist ja dergleichen äußeren Einflüssen unterworfen, wie jedes erschaffene, mit Nerven und Blut versehene Wesen, und er gedeiht und ist beglückt im warmen Strahle des Lichtes, wie er bei Nebel und trübem Himmel selbst sorgenvoll und trübe wird.

Der Rector hatte sich vorgenommen, sein Alleinsein so recht nach seiner sinnigen Art und Weise zu benutzen, und diese Absicht führte er, so weit es ihm durch die Verhältnisse gestattet war, in vollem Maaße aus. Schon am Morgen bald nach dem Frühstück verließ er das Haus der Wittwe Möbis und wandelte zuerst die lange Straße des Dorfes nach dem Darss hinab, ohne jedoch den Wald selbst zu berühren, da Sir Charles ihn gebeten hatte, den weiteren Weg dahin nicht ohne seine Begleitung zu unternehmen.

Mr. Mildness hatte alle Ursache, mit der Begegnung, die ihm von Seiten der Dorfbewohner zu Theil ward, zufrieden zu sein, denn als der ehrwürdige Mann, dem man den Stand des Geistlichen auf den ersten Blick ansah, mit seinem stattlichen Wesen, seinen grauen Haaren und dem menschenfreundlichen Gesicht, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam durch das Dorf wandelte und nach jedem Hause spähte, um die Gewohnheiten und Sitten ihrer Bewohner zu prüfen, kamen ihm schon Viele freundlich entgegen und es hätte nicht viel gefehlt, so hätten sie ihn angedet und in ihre Wohnungen an den Frühstückstisch eingeladen.

Eine solche freundliche Bewillkommnung, selbst einem völlig Fremden dargebracht, darf uns bei so einfachen und von der großen Welt getrennten Leuten, die sich stets freuen, wenn ihr Dörfchen von einem Menschen besucht wird, nicht Wunder nehmen. Das Gerücht hatte bereits das Seine gethan, die Ankunft der beiden

Fremden zu verbreiten und über den Zweck ihres Aufenthalts die seltsamsten Geschichten zu erfinden. Zwar hatte man bis jetzt nur den Einen von ihnen gesehen, aber dieser Eine war schon interessant genug, an Gestalt und Miene, an Betragen und Worten, wie sowohl Frau Möbis, als auch Elias Rubarth schon hie und da erzählt. Letzterer hatte auch einigen seiner Bekannten das von Sir Charles empfangene Goldstück gezeigt, man hatte es bewundert als eine große Seltenheit hier im Lande, und natürlich mußten die Fremden, die eine so geringe Dienstleistung so reichlich bezahlten, ungeheuer vornehm oder wenigstens sehr reich sein.

Nachdem nun Mr. Mildness das Dorf durchwandert und Alles in Augenschein genommen hatte, was ihm ein Interesse zu bieten schien, kehrte er um und legte denselben Weg nach der entgegengesetzten Seite zurück, wobei er an dem schönen Apothekerhause vorbeikam und die lange Brücke erreichte, die er schon am Tage vorher aus der Ferne gesehen hatte.

Als er sie langsam überschritten, folgte er dem gewundenen Laufe des mit vielen Yachten und Booten bedeckten Prerower Stromes, um seine Ausmündung in die See zu betrachten, und dann wandte er sich ostwärts nach dem Strande, den er entlang ging, bis er zu dem Fuße der hohen Dünen kam, die wie im Sonnenschein glänzende Schneeberge nach allen Seiten weithin sichtbar waren. Die höchste Spitze der Dünen erkletterte er nun und setzte sich in den weichen Sand nieder, den die Strahlen der Sonne schon wieder getrocknet und erwärmt hatten.

Da sah er denn das ganze, weite Meer vor sich und zu seinen Füßen, und mit freudestrahlenden Blicken flog er darüber hin, um den zu jeder Zeit wundervollen Anblick so recht mit vollem Behagen zu genießen.

Leise wallte an diesem Morgen die blaue See und der linde Ostwind trieb sanft schwellende Wogen heran, die in der Ferne, wo der Wind frischer wehen mochte, sich mit silbernen Schaumkronen schmückten, zu seinen Füßen auf dem weichen Sande aber mit majestätischem Gebrause brandeten und ihren flockigen Schaum bis weit auf den mit Seetang und kleinen Muscheln bedeckten Strand spritzten.

»So,« sagte der Geistliche von Ross, nachdem er lange Zeit mit stiller Bewunderung vor sich niedergeschaut, »dies also ist der Schauplatz, wo vor vierundzwanzig Jahren – es war auch im schönen Monat Mai – mein braver Charles jenen Schiffbruch erlitt, der für sein ganzes Leben so verhängnißvoll geworden ist! O Welch' seltsames, das ganze Herz tief aufwühlendes Gefühl ist es, an einem Orte zu sitzen und alle seine einzelnen Eigenthümlichkeiten zu betrachten, wo etwas so Bedeutungsvolles für einen unsrer Lieben vorgegangen ist! Denkt man nicht, jeden Augenblick müsse sich eine Spur von der damaligen Katastrophe offenbaren, die uns hinter den Schleier der Vergangenheit blicken läßt? Pocht unser Herz nicht, als befänden wir uns in ähnlicher Gefahr, und klopft es dann nicht wieder vor Freude, wenn es sich bewußt wird, daß wir ruhig und ungefährdet auf sicherem Platze rasten und das längst Vollbrachte nur in unsere Erinnerung

zurückrufen? O wer hätte damals vor vierundzwanzig Jahren gedacht, daß ich heute, mit einem theuren und so zufällig erworbenen Freunde aus ferner Heimat herübergekommen, hier sitzen und sinnieren würde, um die Folgen jener Nacht zu einem endlichen Abschluß zu bringen? Ja, so ist es im wunderbaren Menschenleben: die Orte und Gegenden, wo vor vielen Jahren irgend Etwas geschehen, sie ändern und wandeln sich nicht, wenn der Mensch sie nicht gewaltsam zerstört und zerreißt, und wenn der, dem es daselbst geschah, nach so langer Zeit wieder an sie herantritt, wie ist doch in ihm selbst Alles verändert und anders gestaltet, Vieles gewachsen, Vieles verdorrt, und kaum begreift er, daß er es selber war, dem einst eine schreckliche oder süße Stunde hier geschlagen hat! Mit meinem Freunde aber ist es etwas Anderes. Vieles zwar hat er in den zwanzig Jahren, seitdem er von hier schied, erlebt, aber wie sich weder diese Dünen, dieses Meer und dieser Himmel um ihn und über ihm verändert haben, so ist auch er innerlich derselbe geblieben, und dieselben Wünsche, die ihn damals erglühen machten, lodern noch jetzt in seiner Brust und er hat im dankbaren Herzen nicht vergessen, wer ihm einst hier Liebes und Gutes erwiesen. Und darum eben liebe ich ihn so herzlich und mit ganzer Seele, denn er ist eine seltene Erscheinung unter den undankbaren und herzlosen Menschen der Gegenwart und adelt in meinen Augen sein ganzes Geschlecht. Mag er hier finden, was er so sehnlich sucht, Ruhe und Frieden für jetzt und künftig, und eine andere Seele, die der seinen gleicht! Wohl

hat er Beides verdient, und ich wünsche es ihm von ganzem Herzen. Gieb, guter Gott, uns diese Erfüllung, denn wenn auch nicht alle Guten ihren Lohn schon auf Erden finden können, bisweilen segnest Du sie doch schon, so lange sie hier unten wandeln, und für diesen Einen bitte ich Dich kindlich und herzlich!«

Wie man sieht, hatte sich das Selbstgespräch des Rectors, wahrscheinlich durch die Erinnerung an die Vergangenheit und durch die erhabene Größe und Schönheit der vor ihm ausgebreiteten Natur gehoben, zuletzt zu einem innigen Gebete umgewandelt, wie es wohl vielen Menschen in ähnlichen Lebenslagen schon ergangen ist und noch ergehen wird, und nachdem er noch längere Zeit die Empfindungen, die in ihm wach geworden, hatte nachschwirren lassen, erhob er sich von seinem weichen Platze und wandte sich rückwärts dem Prerower Strome zu, um nun auch die von Menschen bewohnten Stätten zu begrüßen, in denen Charles Goodrick als Jüngling einst so glücklich gewesen war.

Er brauchte nicht weit zu gehen, um von der Düne herab das Pfarrhaus, und dicht daneben die Kirche zu erblicken. Einsam, fast trostlos einsam lag es hart an der sandigen Düne und doch lebten und walteten fröhliche Menschen darin seit vielen Jahren, und wahrscheinlich werden noch eben so viele in ferneren Jahren alles Glück der Erde und vielleicht auch alles Leid derselben an sich darin vorüberrauschen sehen. Langsam schritt der Rector nach dem Pfarrhause hinab und blieb an dem niedrigeren Zaune stehen, der den kleinen Garten umschloß, worin

Charles Goodrick einst zum ersten Mal in seinem Leben die Nachtigall schlagen und den Storch auf dem Dache klappern gehört hatte. Die Nachtigall war auch jetzt wieder da und flötete still und einsam ihr süßes Lied, und ja, das alte Nest des Storches stand auch noch auf dem östlichen Giebel, aber er selbst fehlte noch, er schwebte vielleicht schon in den Lüften aus weiter Ferne her, um abermals seine liebe deutsche Heimat zu erreichen und einen kurzen Sommer in ihr zuzubringen. »O, o,« dachte Mr. Mildness, als ihm dieser Gedanke kam, »ist Sir Charles nicht auch so ein Zugvogel und kam er nicht auch aus weiter Ferne, um sein kleines Nest auf der Düne wiederzufinden, die in gewisser Beziehung auch seine Heimat ist, wenigstens die Heimat seiner Liebe, und die Liebe ist ja für manchen Menschen der Inbegriff, der Glanz und Gipfelpunct seines ganzen Lebens!«

Ohne es zu wissen, stand er schon lange am Gartenzaun und schaute in die winzige grüne Welt hinein, die er umgab. Ach, sie war eng und dürftig genug und doch war sie auch groß genug, um ein ganzes Paradies in sich einzuschließen, wenn der gütige Himmel die Zuthaten dazu liefert – ist es nicht eine wunderbare Welt, in der wir leben und wirken?

Da fiel sein Auge auf einen seltsam knorrigem und gewiß uralten Baum – ach, der alte Taxusbaum ist es, der auch seine Rolle in dieser Geschichte gespielt hat, und

seine maigrünen Nadeln starren noch so frisch in die sonnige Luft, wie sie es damals thaten, als der kranke Schiffbrüchige zum ersten Mal in seinem Schatten saß und dabei in ein Augenpaar schaute, dessen schöne Farbe die Unschuld und Lieblichkeit des Frühlingshimmels wieder spiegelte!

In diesem Augenblick erklang aus der kleinen Kirche ein matter Orgelton, und ein solcher übt auf einen Geistlichen stets eine anziehende Gewalt aus. Rasch verließ Mr. Mildness den Gartenzaun und schritt nach der offenstehenden Kirche hinüber, in welcher der Cantor gerade ein neues Orgelstück probirte, eine Musik, die weit über das brausende Meer sich ergoß und gerade hier, an einem so einsamen Orte, eine gewaltige, fast zauberähnliche Wirkung hervorbrachte.

Mit tief ergriffenen Gemüthe trat Mr. Mildness in den kleinen einfachen Raum ein und mit seltsamen Empfindungen blickte er auf die Kanzel hin, von der herab einst der alte Pfarrer Dankwardt und sein gelehrter Sohn ihre Predigten vor der versammelten Dorfgemeinde gehalten hatten. O, und da hob er seine Blicke empor und sah noch die niedlichen Schiffe mit ihren weißen Segeln von der Decke herab hängen, und wieder war er mitten in der Geschichte Charles Goodrick's, die ja auch von diesem Orte zu erzählen wußte.

Nachdem der Rector auch hier ein stilles Gebet gesprochen oder vielmehr gedacht – denn fromm denken heißt auch beten – verließ er die Kirche und wandte sich dem

Pfarrhause zu, in welches er bald eintrat, um dem Prediger Schulz den beschlossenen Besuch abzustatten.

Auf diesem Besuch begleiten wir ihn nicht, die Phantasie des Lesers mag sich denken, was der Gegenstand des Gesprächs der beiden Geistlichen war; nach etwa zwei Stunden aber sehen wir den Rector wieder das Pfarrhaus verlassen und mit befriedigter Miene sich einem kleinen Häuschen zuwenden, welches nicht weit davon entfernt stand und in der That durch seine eigenthümliche Lage, wie durch seine ganze Erscheinung einen beinahe erschütternden Eindruck auf den stillen Beschauer hervorbrachte.

Niemals fast in seinem Leben hatte er ein so kleines, so unbedeutendes und dabei in seinem Aeußeren fast ärmliches Haus gesehen, und doch – und doch, welche edle, reine, unschuldige Seele wohnte schon seit dreizehn Jahren darin! Dieser Gedanke ergriff den Rector so mächtig, daß fast eine Thräne in sein Auge kam, und seine Rührung wurde nicht gemindert, als er sich genauer die Umgebung betrachtete, in der dieser anspruchslose Wittwensitz stand. Das Häuschen war im Ganzen mit seinem höchsten Dachfirst nicht viel höher, als ein Reiter auf einem großen Pferde sein mag, und dabei so schmal und eng, daß es eher dem Spielwerke von Kindern als der wirklichen Wohnung erwachsener Menschen glich. Zur Seite einer kaum zwei Fuß breiten Thür, zu der einige steinerne Stufen führten, lag rechts und links ein Fensterchen, nach hinten heraus ebenfalls auf jeder Seite eins,

und das waren alle Augen, aus denen die Bewohner dieses Hauses in die sie umgebende Welt blickten.

Und wie war diese Umgebung beschaffen? Trug sie durch ihre Schönheit und ihre landschaftlichen Reize etwa zur Erheiterung dieser Bewohner bei? Ach, zur Linken lag die kleine Dorfkirche und das Pfarrhaus zur Rechten die sandige Straße, die nach der Brücke und dem Dorfe führte, vor ihm der sich im Bogen krümmende Prerower Strom und hinter ihm eine trockene Sandwüste, die sich allmählig zu der hohen Düne erhob, an deren jenseitigem Fuße das Meer sein ewiges Lied singt. Darüber hin aber wölbt sich klar, wie über dem herrlichsten Palast, Gottes weiter blauer Himmel; Sonne, Mond und Sterne senden ihre Strahlen und ihren Glanz hinein, und der gewaltige Wind, der vom Nordmeere daher rast oder vom Süden und den Duft ferner Blumen und Wiesen herträgt, stürmt und spielt über sein niedriges Dach, bald Schrecken und Angst, bald Labung und Wohlgeruch auf seinen Schwingen herbeiführend.

Die kleinen Augen dieses winzigen Häuschens aber waren an diesem Tage geschlossen. Schneeweiße Rouleaux deckten sie zu, und so sehr Mr. Mildness seine Augen auch anstrengen mochte, um in das Innere einen spähenden Blick zu werfen, es gelang ihm nicht und ebenso wenig that die Thür sich auf, um ihn – den Freund des besten Freundes der Bewohnerin – über die vereinsamte Schwelle zu lassen.

Nachdem der Rector längere Zeit diesem Hause gegenüber stehen geblieben war und sich Alles, was er daran wahrnehmen konnte, eingepägt hatte, schritt er, in tiefes Sinnen verloren, langsam nach dem Dorfe zurück. »O, o,« sagte er sich wiederholt, »also diese dürftige Hütte schließt das große Herz, die innige Liebe und den furchtbaren Seelenschmerz ein, die abwechselnd in diesem Herzen gewohnt haben? Unter diesem erbärmlichen Dache hat ein edles schönes Weib dreizehn lange Jahre verbracht, das so leicht die glückliche Gattin eines braven und edlen Mannes hätte werden und sich und viele Andere mit ihm hätte beglücken können? Wie das Schicksal so wunderbar mit dem Menschen spielt! Und sie hat es ertragen, was ihr ausgebüdet war, ohne daß der fast endlose Schmerz und die Trauer die Banden zersprengte, die sie mit dem irdischen Leben verknüpften? O ja, der Mensch kann viel tragen und dulden, und hier haben wir wieder den sichtbaren Beweis davon. Wovon aber lebte und zehrte die Arme, während jener grimmige Schmerz an ihrer Seele fraß? Sie lebte von der Erinnerung an süße vergangene Tage, diese allein hat ihr beklagenswertes Loos erträglich gemacht, und vielleicht hat bisweilen die Himmelstochter *Hoffnung* sie besucht, die sie mit ihrem göttlichen Troste weit, weit über die Schranken ihrer Gegenwart in eine Zukunft voller duftiger Blüten und süßer Früchte erhob. Doch wer weiß! Möglich ist es, sogar wahrscheinlich, denn welches Menschen Herz sagt sich ganz von der Hoffnung los, der irdischen und himmlischen – Emmy's Herz doch gewiß nicht, so glaub' ich,

obwohl ich sie nie gesehen und aus eigener Anschauung habe beurtheilen können. Doch das Alles wird uns die Zeit lehren, haben wir also Geduld – Charles Goodrick hat sie nach länger gehabt, als wir!« –

Mit solchen Gedanken kehrte Mr. Mildness von seinem interessanten Morgenspaziergang in das Haus der Frau Möbis zurück, und mit solchen Gedanken vertrieb er sich die Zeit dieses und des nächsten Tages, bis sein Alleinsein durch die Rückkehr Sir Charles Goodrick's, die in der That noch um einige Stunden früher erfolgte, als er sie erwartet hatte, wieder ein Ende nahm.

DRITTES KAPITEL. AUF DER OBERFÖRSTEREI ZU BORN.

Kurz vor Tische am nächsten Tage kehrte Sir Charles mit Harry von seiner Reise zurück, nicht nur zur Freude des Rectors, sondern auch zur besonderen Genugthuung der Frau Möbis, die für diesen Tag ganz außergewöhnliche Vorbereitungen getroffen hatte, um ihren Gästen zu beweisen, daß sie nicht umsonst die Köchin eines in ganz Pommern berühmten Feinschmeckers gewesen sei.

»Ja, mein Freund rief der Erstere, sobald sie im Zimmer allein waren, »da bin ich wieder und ich habe eine ungeheure Sehnsucht nach Ihnen und unserm netten Stübchen gehabt. Ich bin aber nicht umsonst weg gewesen. Die erste Freude, die ich hier Jemanden bringen will, ist eingeleitet. Was ich gesucht, habe ich zum größten Theil gefunden, und was noch daran fehlt, wird in wenigen Tagen hergestellt sein. Jetzt kann es nicht lange mehr dauern, bis Alles in den richtigen Gang kommt, wie

ich es mir unterwegs ausgedacht und wie ich es Ihnen nachher getreulich berichten will. Doch zuerst erzählen Sie mir, was Sie gestern vollbracht und ausgekundschaftet haben, denn daß Sie nicht unthätig gewesen, sehe ich Ihrem trostreichen Gesichte an.«

Mr. Mildness lächelte über den Eifer Sir Charles', dessen Antlitz von Freude und Hoffnung leuchtete und trotz des langen grauen Haares und Bartes in der That nicht wie das eines Greises aussah. Nachdem er ihm nun zuerst von seinem Morgenspaziergang Bericht erstattet, sagte er: »Von der Kirche ging ich in das Pfarrhaus und traf den Prediger Schulz allein, da seine Frau und Kinder gerade nach Barth gefahren waren. Ich habe einen sehr angenehmen Mann in ihm gefunden und ein paar Stunden rasch genug mit ihm verplaudert. Dabei ist es mir ziemlich schwer geworden, ihm begreiflich zu machen, warum wir gerade nach Prerow gekommen sind, um Ruhe und Erholung zu finden, denn seiner Meinung nach giebt es hier nichts, was des Anschauens und der Rede werth ist.«

»Hoho!« rief Sir Charles lebhaft aus. »Der gute Mann sieht seine Heimat nicht mit unsern durch die Poesie verklärten Augen an und darum irrt er sich in uns und Prerow – was aber nun weiter?«

»Er wollte uns sogleich heute zu Tisch und sogar zum Abend einladen, um nur einmal Menschen bei sich zu sehen, wie er sagte, und ich habe mich fast mit Gewalt dagegen sträuben müssen, da er erst nichts davon hören

wollte, daß Sie ganz ungestört und frei hier zu leben beabsichtigten. Schließlich jedoch ließ er von seinem dringenden Bitten ab, nachdem ich ihm gesagt, daß gerade die Unbekanntschaft *mit* und die Unabhängigkeit *von* aller Welt Sie hierher zu kommen veranlaßt, und daß Sie sich sofort wieder wegbegeben würden, wenn Ihre Ruhe gegen Ihren ausdrücklichen Wunsch auf irgend eine Weise unterbrochen würde.«

»Aha, das war gut! So hat er sich also beruhigt?«

»Ja, ich habe ihm versprochen, daß Sie ihn nach einigen Tagen besuchen würden, falls es Ihre Gemüthsstimmung erlaubte; bis dahin aber solle er Ihnen auf keine Weise in den Weg treten, Sie seien zu nervös und müßten durchaus allein sein, Ihr Arzt hätte Ihnen das zur unabweisbaren Pflicht gemacht.«

»Haha! Das war schön von Ihnen, Mr. Mildness. Ich sage es ja, Sie sind mir unentbehrlich hier, und ohne Sie hätte ich keinen Augenblick Ruhe und Zeit für meine eigenen Angelegenheiten gehabt. Nun aber weiter – sind wir mit dem Pfarrer noch nicht zu Ende?«

»Ich könnte Ihnen noch Vierlerlei erzählen, was Ihnen gewiß Vergnügen bereiten würde, aber ich verspare mir das Uebrige auf unsern Spaziergang nach dem Darss-Walde, den wir doch gewiß bei dem schönen Wetter heute Nachmittag antreten werden.«

»Alles, Alles, versparen Sie sich!« rief Sir Charles verwundert. »O nein, nicht Alles, mein Freund, Sie werden mir vielmehr auf der Stelle sagen, was Sie bei Emmy ausgerichtet und wie Sie sie gefunden haben!«

»Nein, das werde ich Ihnen nicht sagen, weil ich es nicht kann. Ich habe zwar viel von ihr gehört, da ich mich, um das Gespräch auf sie zu bringen, bei dem Prediger für einen Bekannten ihres verstorbenen Pflegevaters ausgab, aber gesehen und also auch gesprochen habe ich sie leider nicht.«

»Warum denn nicht?« fragte Sir Charles mit sichtbarer Enttäuschung auf seiner sprechenden Miene.

»Weil sie verreist ist, mein Freund.«

»Verreist? Wohin denn?« rief dieser mit lebhaftem Erstaunen aus.

»Erschrecken Sie nicht, sie ist nicht weit, und glücklicherweise auch nicht auf lange Zeit von hier fortgegangen. Sie stattet einen Krankenbesuch in Zingst bei der dortigen Predigerfamilie ab und wird wahrscheinlich schon heute Abend, spätestens morgen nach Prerow zurückkehren. So sagte mir wenigstens der Prediger, und in diesen kleinen Zwischenfall müssen Sie sich geduldig fügen.«

»Wenn es weiter kein Unheil giebt, mein Lieber, das muß man schon ertragen. Also heute Abend oder morgen. Gut. Aber Sie werden doch sogleich zu ihr gehen, sobald sie gekommen ist?«

»Je früher die Stunde schlägt, um so angenehmer wird es mir sein; wie Sie, brenne auch ich vor Verlangen, diese – diese allgeliebte und bewunderte Wittwe zu sehen.«

In diesem Augenblick unterbrach Harry ihr Gespräch mit der Meldung, daß im Nebenzimmer angerichtet sei.

Unsere Freunde verfügten sich dahin und hatten alle Ursache, mit den Leistungen ihrer Wirthin zufrieden zu sein. Was sie ihnen vorsetzte, war einfach, aber auf vortreffliche Weise zubereitet und appetitlich angerichtet, und da eine von der Reise mitgebrachte Kiste auch guten Wein geliefert hatte, so war das kleine Mahl ein sehr angenehmes, was Frau Möbis, als sie von Harry die Zufriedenheit seiner Herren erfuhr, ungemein glücklich stimmte.

Gleich nach Tische aber sah man die beiden Fremden schon wieder durch das Dorf den Weg nach dem Darss-Walde einschlagen, denn Sir Charles hatte Eile, seinem Freunde die Stätten zu zeigen, an denen er die schönsten Stunden seiner Jugend verlebt. Die Dorfbewohner freuten sich augenscheinlich, als sie die beiden Herren jetzt bei einander sahen, doch ihr Mitleid wurde rege, als sie bemerkten, wie gebrechlich der eine alte Herr sei, den sie nach seinem gegenwärtigen Gebahren, wenn sie ihn aus der Ferne betrachteten, wenigstens für einen siebzigjährigen Greis zu halten geneigt waren.

Erst als Beide das Dorf weit hinter sich gelassen hatten und nach genauer Umschau kein Mensch mehr in der Nähe wahrgenommen wurde, richtete Sir Charles seine männliche Gestalt kräftig auf, nahm seine gewöhnliche Haltung an und rief: »Nun weg mit den Stützen und Gebrechen des Alters, mein theurer Freund, nun fühle ich wieder meine vollen Kräfte und Fähigkeiten, und sehen Sie da, dies Wunderwerk hat mein trauer, lieber Wald, in den wir jetzt eingetreten sind, mit bewirkt. Ach, wie

frisch und grün und jung ist hier Alles! Ja, gerade wie vor zwanzig Jahren, und ich glaube fast jeden Baum wieder zu erkennen, obgleich sie gewiß alle an Länge und Stärke zugenommen haben, wie wir an Erfahrungen und Weisheit jederlei Art. Ha, sehen Sie diese machtvolle, prächtig gewachsene Fichte, durch deren Wipfel der Wind wie ein von Oben grüßender Geist streicht; säuselt es nicht lieblich hier und erquickt der balsamische Duft, der uns umgiebt, nicht auch Ihre Lebensgeister?«

Sir Charles hatte Recht, wenn er über die immerhin einfache, aber gesunde und frische Waldnatur, die ihn umgab, entzückt war. Kerzengrade, aus moosigem Untergrunde aufgeschossen, stiegen Tausende schön und mächtig gewachsener Fichtenstämme in die Höhe, und der süße aromatische Duft, der dem fruchtbaren Boden und den frischen Nadeln entströmte, erfüllte die Luft um sie her mit jenem berauscheden Frühlingsathem, der die Lungen des Wanderers so wohlthätig berührt und das Blut in ihnen schneller und kräftiger kreisen macht. Seine vor Freude leuchtenden Augen im ganzen Umkreise umherschweifend, jeden Vogel und jedes Eichhörnchen damit erhaschend, drang Sir Charles jetzt mit hastigen Schritten in den Wald vor, so daß der gelassenere Geistliche von Ross Mühe hatte, an seiner Seite zu bleiben. Als Sir Charles es endlich bemerkte, mäßigte er sein Ungestüm, ergriff rüstig des Freundes Arm und zog ihn immer tiefer in den Wald und seine von frischem Waldmeister duftenden Schatten hinein.

»Kommen Sie,« sagte er lebhaft, »lassen Sie uns zuerst denselben Weg verfolgen, den ich mit Emmy einschlug, wenn wir unser Nest am westlichen Strande besuchten; dahin nun kommen wir zwar heute nicht, denn der Weg von da nach dem Waldhause, wohin wir wollen, ist etwas zu weit für Sie, doch nach einem anderen Orte will ich sie führen, der näher liegt, und auch davon werden Sie befriedigt sein. Vorwärts denn, der Tag ist noch lang und unsere Kräfte sind frisch.«

Unter belebendem Gespräch, das sich meist auf vergangene Zeiten bezog und wobei der Rector bei jedem Schritte bemerkte, wie treu Sir Charles in seiner Erzählung in Bezug auf die Oertlichkeiten gewesen war, wandelten sie wohl eine Stunde lang fort, ließen den in das Meer vorspringenden Darsser-Ort weit zu ihrer Rechten liegen und wandten sich in südwestliche Richtung, wo sie bald das Meer wieder branden hörten und die hohe Düne erreichten, auf der Charles Goodrick und Emmy an jenem Tage gesessen, als Ersterem seine Liebe zu dem schönen Mädchen zum ersten Mal wie eine neue Sonne am Himmel seines Lebens aufging. Bald war die Stelle gefunden und nun wurde Sir Charles wieder ernst und still, denn es lebte seine ganze Vergangenheit in ihm auf und die Gestalten und Gesichter der Menschen, mit denen er damals verkehrt, traten, wie aus langem Schläfe erwachend, lebendig vor seinen rastlosen Geist. Nachdem sich aber Beide an der wogenden See für heute satt gesehen und Sir Charles dem Rector die vom Winde gebeugten Föhrenstämme mit ihren gesträubten Haarbüscheln gezeigt,

schlugen sie den nächsten Weg nach dem Waldhause ein, auf welches Sir Charles' ganze Sehnsucht für den Augenblick gerichtet war. Endlich hatten sie die Umgebungen desselben erreicht und beide Männer standen wie gebannt unter den gewaltigen Buchen und lauschten mit hochschlagenden Herzen dem stillen Frieden, der hier im Schatten jahrhundertalter Bäume lagerte und kaum je von ungeweihter Hand angetastet schien.

»Nun, was sagen Sie denn zu diesem Naturtempel?« fragte Sir Charles endlich mit beklommenem Athem, »habe ich Ihnen unser Waldhäuschen richtig geschildert?«

»Ich sehe bis jetzt nur den hohen Zaun, der es umgiebt,« erwiderte der Rector lächelnd, »aber schön ist dieser Theil des Waldes gewiß und Alles, was um mich summt und wogt, stimmt ganz genau mit dem Bilde überein, welches Sie mir davon entwarfen und wie ich es mir im Geiste vorgestellt habe. Aber wo ist die hohle Buche, in der damals der Schlüssel versteckt hing?«

»Ich suche sie im Stillen schon lange, aber ich kann sie nicht finden,« erwiderte Sir Charles. »Ah ja, die Bäume sind doch gewachsen, jetzt sehe ich es an dem jungen Nachwuchs dort. Doch halt – hier auf dieser Stelle stand einst die hohle Buche – sie ist fort – auch sie hat das Loos alles Vergänglichen ereilt. Wo mag man nun den Schlüssel aufbewahren?«

Beide hatten sich während dieses Gespräches der Thür der Einfriedigung genähert, als der Rector plötzlich rief: »Still, der Schlüssel steckt im Schloß – es ist irgend Jemand im Innern des umschlossenen Raumes.«

Sir Charles war schon auf die Thür zugeeilt, hatte den Schlüssel leise herausgezogen und genau betrachtet. »Ja,« sagte er mit hochaufschlagendem Herzen, »es ist noch derselbe alte Schlüssel, auch ihn erkenne ich wieder und sehen Sie, fast zittern meine Hände eben so wie damals, als ich ihn an jenem Abend ohne Erlaubniß des Eigenthümers aus dem hohlen Baume nahm, um mir damit das Asyl zu öffnen, das mich vor meinen Verfolgern schützen sollte. O mein Gott, ist es möglich, daß zwanzig Jahre so ganz und gar aus dem Leben eines Menschen verschwinden können, denn mir ist, als ob es erst gestern Nacht gewesen wäre, daß ich ein paar so qualvolle und dann so selige Stunden hinter diesem Zaune verlebte.«

Der Rector wollte eben darauf antworten, als, während Sir Charles den Schlüssel wieder in das Schloß steckte, sich plötzlich die Thür von innen öffnete und ein stattlicher Mann von etwa vierzig Jahren, in eleganter Jägertracht, den Tyrolerhut mit dem Gamsbart auf dem Kopf, die Büchse über die Schulter gehängt, daraus hervortrat und mit sichtbarer Verwunderung auf die beiden Fremden schaute, deren Worte er, wenn er schon eine Weile jenseits des Zaunes gestanden, ohne Zweifel vernommen hatte. Wenigstens ließ das die Miene der Ueberraschung voraussehen, mit der er, nachdem er die Thür hinter sich geschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt hatte, zu den Fremden trat und sie freundlich begrüßte, indem er höflich den Hut zog.

Er war, wie gesagt, ein hochgewachsener und im Leib etwas starker Mann von festem, kräftigem Gliederbau

und hatte ein männlich schönes und dabei höchst angenehmes Gesicht. Seine Wangen, so weit sie der blonde dichte Bart um Mund und Kinn sichtbar werden ließ, zeigten sich von der frischen Luft und dem häufigen Aufenthalt im Freien lebhaft gebräunt, sein blaues Auge war rasch und scharf im Blick, und auf den leicht beweglichen Zügen lag unläugbar der Ausdruck einer Intelligenz und geistigen Bildung, die immer angenehm berührt, mag man ihr im einsamen dunklen Walde oder im hellen Salon einer belebten Stadt begegnen.

»Verzeihen Sie,« sagte zuerst der Rector, indem er sein ehrwürdiges graues Haupt entblößte und dabei einen warnenden Blick auf Sir Charles warf, der rasch seine gebrechliche Haltung annahm, »daß wir uns hier auf einem Revier befinden, auf welches Sie wahrscheinlich mehr Anspruch haben als wir. Wir sind Fremde, die zur Zeit in Prerow wohnen, und ich erlaube mir, mich Ihnen als den Prediger *Gast* vorzustellen –«

»Und ich bin der Gutsbesitzer *Wirth!*« nahm Sir Charles nicht ohne eine Anwandlung von Befangenheit das Wort, da er auf keine Weise vorbereitet war, sich dem Unbekannten an diesem Orte vorzustellen.

Der fremde Mann lächelte, als er die Zusammenstellung von *Gast* und *Wirth* hörte, die er sogleich zu bemerken schien, zog noch einmal seinen Hut und sagte: »Sie brauchen nicht um Verzeihung zu bitten, meine Herren, daß Sie sich innerhalb meines Gebietes bewegen.

Der Wald steht jedem Besucher offen und wo keine gesetzliche Schranke ist, giebt es auch keine Ueberschreitung derselben. Ich habe bereits von Ihrer Anwesenheit in Prerow gehört, ohne jedoch die Ehre zu haben, Ihre Namen zu kennen, denn ich sprach heute Morgen Elias Rubarth, der Sie selbst dahin gebracht hat. Ich aber bin der Oberförster ...¹ aus Born und heiße Sie also als Ihr Nachbar auf diesem Territorium willkommen. Hatten Sie hier irgend einen Zweck im Auge, in dessen Erreichung ich Sie unterstützen kann, so bitte ich Sie, mir denselben zu nennen, ich bin jederzeit bereit, Ihnen mit Allem zu dienen, was in meinen Kräften steht.«

»Sie sind sehr gütig,« nahm Sir Charles das Wort, »aber wir hatten diesmal keinen besonderen Zweck im Auge. Wir sind nur auf einem Spaziergang begriffen, freuen uns des schönen Waldes und werden Sie also, wenn Sie es erlauben, eine Strecke weit nach Ihrer Behausung begleiten, falls Sie den Weg dahin einschlagen.«

¹Der Name dieses wackern Mannes, unsers lieben Freundes, ist uns wohl bekannt, aber es ward uns leider nicht vergönnt, denselben zu nennen, was wir um so mehr bedauern, da der Träger desselben ein naher Verwandter einer der Hauptpersonen in unsrer früheren Erzählung ›die Insulaner‹ ist, die schon vor mehreren Jahren das Interesse unserer Leser in Anspruch genommen hat. Seiner Gastfreundschaft verdanken wir unsere Bekanntschaft mit dem Darss und dessen Umgebungen, und für die frohen Stunden, die wir unter seinem behaglichen Dache zu Born verlebt, nehmen wir die günstige Gelegenheit wahr, ihm hiermit noch einmal unseren herzlichsten Dank zu sagen.

»Nichts kann mir angenehmer sein, meine Herren,« erwiderte der Oberförster mit beinahe herzlichem Entgegenkommen. »Aber wird Sie das Gehen auch nicht zu sehr anstrengen, Herr Wirth? denn ich sehe, daß Sie etwas schwach auf den Füßen sind.«

»Durchaus nicht, mein Herr,« lautete die rasch gegebene Antwort, »durchaus nicht; es ist ein altes Uebel, woran ich leide, aber es hindert mich wenig am Gehen, und wenn ich erst einmal im Zuge bin, halte ich es sogar mit Jüngeren aus, als ich bin.«

»Das ist mir noch angenehmer,« erwiderte der Oberförster; »so kommen Sie denn und wenn es Ihnen nicht zu weit ist, begleiten Sie mich nach Born, vielleicht gewährt es Ihnen Vergnügen, unsern schönen Wald mit seinem Hochwild und seiner neuen Cultur zu sehen; mir selbst aber ist es ein hoher Genuß, Gäste in mein Haus führen zu können, da wir etwas abgelegen von aller Welt wohnen und so wenig Verkehr mit Menschen haben.«

Sir Charles und der Rector, die heute nichts zu versäumen hatten, glaubten dieser Einladung folgen zu dürfen, Ersterer um so lieber, da er nun zufällig einen ihm unbekanntem verständigen Mann gefunden hatte, der ihm über Manches, was er zu wissen verlangte, vielleicht die beste Auskunft geben konnte. »Wir nehmen Ihre freundliche Einladung an,« entgegnete er, »vorausgesetzt, daß wir Sie von keiner geschäftlichen Verrichtung zurückhalten.«

»O nein, meine Geschäfte sind heute völlig besorgt und Sie stören mich in keiner Weise.«

Die drei Männer schritten nun langsam neben einander in südlicher Richtung auf einem breiten Fahrwege hin, der zwischen kräftiger Fichtenwaldung fortlief, in die hie und da eine Buche, bisweilen auch eine vereinigte Eiche eingestreut war, bald Dies, bald Jenes in ihrem Gespräche berührend, wozu rings um sie her der Wald und das reichliche Hochwild darin ihnen so mannigfachen Stoff bot. Zuerst jedoch blieben hauptsächlich der Oberförster und der Rector die Wortführer, denn Sir Charles war plötzlich auffallend still und nachdenklich geworden. Erst jetzt fiel ihm ein, daß der Oberförster seine Worte vorher hinter dem Zaune gehört haben konnte, und wenn der Mann so schlau war, wie er aussah, und ihm durch die Tradition, was fast unzweifelhaft der Fall, seine Geschichte zu Ohren gekommen war, so lag die Möglichkeit ziemlich nahe, daß seine Maske trotz aller Vorsicht durchschaut werden könne. Ob dies in Zukunft geschah, war ihm freilich ziemlich gleichgültig, ja die Enthüllung seiner Person konnte zuletzt gar nicht ausbleiben, wenn seine Beziehungen zu Emmy erneuert wurden, allein für den Augenblick machte ihn diese Begegnung denn doch bedenklich und er mußte sich erst selbst über seine Lage klar werden, bevor er seine gewöhnliche Unbefangenheit wieder gewinnen und an der Unterhaltung ruhig Theil nehmen konnte. Allein ein öfters schärfer auf ihn geworfener Blick des Oberförsters veranlaßte ihn bald, sein Schweigen zu brechen, und so wandte er sich denn mit einer Frage an denselben, die

dessen Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und auf längere Zeit von der Beobachtung seiner Person ableitete.

»Ja,« sagte er in Folge einer Bemerkung des Rectors, »dieser alte Wald ist so recht zum Vergnügen und zur Belustigung leidenschaftlicher Jäger geschaffen, gerade weil seine Verbindung mit dem Festlande keine allzu leichte ist und er von dem Verkehr der großen Welt weit entfernt liegt.«

»Das mögen die großen Herren von ehemals auch wohl bedacht und darum sich ein hübsches Jagdschloß erbaut haben. Wenn ich nicht irre, so habe ich einmal irgend wo gelesen, daß die jetzige Oberförsterei in Born ein solches vielbesuchtes Jagdschloß war, in welchem die alten pommerschen Herzöge manche Nacht nach glücklicher Jagd verzecht und verjubelt haben. Ist es nicht so?«

»Ja, da sind Sie ganz recht unterrichtet, nur ist das Haus, worin ich jetzt wohne, nicht jenes alte Jagdschloß, obwohl gewiß auf den Grundmauern desselben erbaut, und zwar in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts.«

»Dann ist Ihnen auch wohl die interessante Geschichte bekannt, die sich im Anfang desselben Jahrhunderts auf jenem Schlosse zugetragen hat?«

Der Oberförster warf einen seiner schärfsten Blicke auf den Fragenden, als wolle er bis in sein Innerstes dringen; dann lächelte er und versetzte: »Sie scheinen in der That von hiesigen Verhältnissen *sehr* gut unterrichtet zu sein, wenn Sie die Geschichte meinen, in der Peter der

Große von Rußland eine Rolle spielt, und die meines Wissens nur selten und höchstens von Personen besprochen ist, die auf dem Darss selbst wohnten und die Ereignisse der Vergangenheit von Vater auf Sohn überliefert erhielten, denn in Geschichtswerken findet man, so viel mir bekannt, von jener Begebenheit nicht die geringste Erwähnung.«

»Ja, die Geschichte von Peter dem Großen meine ich und ich weiß nicht gleich, wer mir dieselbe erzählt hat, auch mag es schon lange her sein, daß es geschah, da ich mich eben nicht mehr darauf besinnen kann.«

Der Oberförster lächelte verschmitzt und erwiderte: »Wenn Sie vor vielen Jahren hier auf dem Darss gelebt hätten, dann wäre mir Ihre Kenntniß der Sache erklärlich, denn mein Vorgänger im Amte, der Oberförster Riemann, hat seinen Besuchern die Geschichte oft genug zum Besten gegeben.«

»Von ihm weiß ich sie nicht,« bemerkte Sir Charles etwas kleinlaut, »denn Ihren Vorgänger kannte ich nicht und den Darss betrete ich jetzt zum ersten Mal in meinem Leben.«

»Was ist das für eine Geschichte?« nahm rasch der Rector das Wort, um seinem Freunde zu Hülfe zu kommen, der durch die Erwähnung derselben etwas in's Gedränge gerathen zu sein schien.

»Zur Zeit der Belagerung Stralsund's im Nordischen Kriege,« erzählte der Oberförster, »etwa im Jahre 1712, besuchten der Czar Peter der Große, König August von Polen und Friedrich IV. von Dänemark den Darss, um sich

am edlen Waidwerk zu ergötzen. Quartier nahmen sie im Jagdschloß zu Born, wo es ihnen so wohl gefiel, daß sie schon über vierzehn Tage daselbst verweilt hatten. Sie würden noch länger im Vergnügen der Hochwildjagd die Menschenjagd vergessen haben, wären sie nicht auf eine höchst unangenehme Weise darin gestört worden. Der zu Stralsund commandirende Stanislaus Leszcynski von Polen, der Verbündete Carl's XII. hatte nämlich Wind davon bekommen, wie sorglos diese hohen Häupter dem Vergnügen nachgingen, ohne ein hinreichendes Gefolge bei sich zu haben. Er ließ daher ganz in der Stille etwa vierzig Reiter von Rügen nach Pram-Ort übersetzen. In dunkler Nacht eilten sie im schnellen Trabe dem Prerower Strom zu, um die drei Monarchen wo möglich im Bette zu überraschen. Schon hatten sie denselben erreicht und waren im Begriff hinüber zu gehen, da warf sich ein treuer Darsser eiligst auf sein Roß, jagte im schnellsten Galopp nach dem eine Meile entfernten Born und verkündete die nahe Gefahr. Die hohen Häupter hatten keine Zeit zu verlieren, bestiegen in größter Verwirrung ein Boot und entkamen noch glücklich, so daß die schwedischen Reiter das leere Nest vorfanden. Dies ist die Geschichte, Herr Prediger, und hier haben wir das langgestreckte Dorf Born und dort jenseits der Felder das alte Jagdschloß, das heißt mein jetziges Wohnhaus selber. Hier dieser Acker gehört schon zur Oberförsterei und wir stehen also bereits auf der Schwelle meiner Heimat.«

Man war aus dem dichten Walde heraus und auf eine ziemlich sandige Feldmark getreten, in deren Umgebung sich einzelne, weit von einander entfernt stehende Häuser zeigten, zwischen denen eine Fahrstraße hinlief, die mit Buchen und Eichen besetzt war. Am Ende derselben tauchte zur linken Hand die Oberförsterei auf, ein ziemlich wohlerhaltenes Gebäude mit einem modernen Anbau auf dem rechten Flügel. Der Eingang sah nach dem geräumigen Gehöft, welches Scheunen, Ställe und Dienstwohnungen der Unterbeamten einschlossen; zur Linken vor dem Hofthor war ein hübscher Blumengarten mit schattigen Lauben angelegt und zur Rechten dehnte sich weit bis zu den Wiesen hinab ein reichlich mit Obstbäumen ausgestatteter Garten, während unterhalb der Wiesen der große Saaler Bodden seine blauen Wellen blicken ließ, die unmittelbar die Wiesen der Oberförsterei bespülten. Im Ganzen hatte dieselbe eine angenehme und rein ländliche Lage, obgleich sie allerdings etwas einsam war, da die Häuser des Dorfes sehr entfernt blieben und nur Felder und Wiesen die nächste Umgebung bildeten.

Als der Oberförster mit seinen Gästen sich der Umfriedigung des Gehöfts näherte, sprangen ihnen ein Rudel Schweiß- und Dachshunde mit lautem Geheul entgegen, das sich in freudiges Gebell verwandelte, als sie ihren Herrn erkannten.

»Treten Sie näher, meine Herren,« sagte der Oberförster mit herzlichem Wesen, »und seien Sie mir auf dem Darss noch einmal willkommen!«

Vor der Thür des Hauses, über der ein riesiges Hirschgeweih prangte, wie denn auch hoch von dem Dachfirst einige herniedersahen, standen zwei ehrwürdige alte Linden und beschatteten dicht die Fenster, vor denen ein langer Tisch mit Bänken und Gartenstühlen seinen Platz gefunden hatte. Aber nicht hier schon durften die Wanderer rasten, der Wirth führte sie erst in sein Zimmer zur Rechten vom Hausflur, lud sie höflich zum Sitzen ein und entfernte sich dann, um, wie er sagte, seine Frau zu holen. Unsere Freunde blickten sich schweigend, und nur verständliche Winke mit einander austauschend in dem Zimmer um, welches in seiner ganzen Anordnung und Ausstattung den Wohnsitz eines Jägers verrieth. Auf dem Fußboden lagen weich gegerbte Hirsch- und Rehfelde ausgebreitet, die Wände waren mit in schwarze Holzrahmen gefaßten Jagdstücken, mit einem Dutzend der ausgesuchtesten Hirschgeweihe und einer Anzahl merkwürdig gebildeter Rehkronen geschmückt, und außer einem eleganten Schreibebureau, das zwischen den Fenstern stand, zeigten sich verschiedene mit schönen Gewehren gefüllte Schränke, von denen ausgestopfte Adler, Falken und Uhus herabsahen, während ein bequemes Sopha und verschiedene Sessel, sämmtlich mit grünem Plüsch bezogen, zur behaglichsten Ruhe einluden.

Die beiden Freunde, so unerwartet in diese ihnen neue Umgebung versetzt, die Sir Charles freilich schon vor vielen Jahren in anderem Zustande gesehen, fanden keine Zeit, sich ihre Gedanken mitzutheilen, denn es dauerte kaum zwei Minuten, so erschien der Oberförster wieder

und führte seine junge Frau herein, eine zierliche Blondine mit einem zarten, anmuthigen Gesicht, dessen freundliche Miene offenherzig verrieth, wie angenehm ihr der Besuch der beiden Fremden sei.

Nachdem nun die gegenseitige Vorstellung beendet war und man Platz genommen hatte, leitete sich ein unter solchen Umständen sehr natürliches Gespräch ein, indem die stille Wohnung des hübschen kinderlosen Paares, der nahe Wald mit seinen natürlichen Reizen und die ländliche Umgebung des Ganzen den Stoff dazu bot. Hauptsächlich ward es vom Oberförster und dem Rector geführt, und während desselben hielt die anfangs etwas schweigsame Wirthin ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Gäste gerichtet, wobei sie namentlich die hervorstechende Miene und das gewinnende Aeußere des Gutsbesizers Wirth studirte, dessen schöner Bart und wunderbar starkes ergrautes Haar bei seinem sonst fast jugendlichen Gesicht ihre größte Verwunderung zu erregen schien.

Bald darauf kam eine sauber gekleidete Magd herein und meldete, daß der Kaffee unter der Linde aufgetragen sei. In Folge einer Einladung der Wirthin verfügten sich alsbald Alle dahin, da die Luft warm und der Aufenthalt im Freien bei jetziger Jahreszeit dem im Zimmer vorzuziehen war. Während man nun allmählig vertraulicher wurde, wandte sich das Gespräch, nachdem es die Oberförsterei und den Darss ziemlich erschöpft hatte, auf die Annehmlichkeit des Aufenthalts der beiden Fremden in diesem Lande hin, wobei sich eine ganz behagliche Stimmung unter allen Anwesenden entwickelte, sobald der

Wirth ein Kistchen mit Cigarren geholt hatte, die sofort angenommen und in lebhaften Brand gesetzt wurden.

»Eigentlich muß ich mich wundern,« begann der Oberförster lächelnd die nun folgende interessante Unterhaltung, »daß Sie sich gerade unsere Gegend zum ländlichen Aufenthalt gewählt haben. Ich lebe nun schon zehn Jahre in Born, aber noch niemals sind Fremde hierhergekommen, was ich ganz natürlich finde, da es so wenig Anziehendes für sie auf diesen Inseln giebt. Zwar hat mir unser guter Rubarth gesagt, der mir Ihren Besuch mit der Miene des Triumphes verkündigte, daß Sie gerade diese Stille und Zurückgezogenheit zur Herstellung Ihrer Gesundheit gebrauchen und daß Sie später in Zingst baden wollen, allein es giebt doch noch viele andere Orte in der Welt, die dieselben Eigenschaften, welche Sie hier für wünschenswerth halten, mit einer schöneren Lage und viel leichterem Verkehr mit der Außenwelt verbinden.«

»Sie mögen wohl Recht haben,« erwiderte der Rector, da sich Sir Charles gerade mit seiner Cigarre sehr ämsig beschäftigte, »allein darüber bin ich vielleicht am besten im Stande, Ihnen einige Auskunft zu geben. Ich habe in früheren Jahren so Vieles über den Zingst und Darss sprechen hören, daß ich endlich neugierig darauf geworden bin und beide mit eigenen Augen sehen wollte, und da mich zugleich eine Art Pietätsgefühl an dieses einsame Land bindet, so bin ich um so lieber hierher gekommen, zumal die geräuschlose Stille und die gesunde Seeluft meinem kränklichen Freunde Aussicht auf einen leidlichen Sommer bot.«

Der Oberförster sowohl wie seine Gattin, die sich bereits mit einer feinen Stickerei beschäftigte, erhoben bei diesen Worten verwundert ihre Augen und sahen den Rector mit so fragenden Blicken an, daß dieser fast verlegen wurde und die folgenden Worte mit sichtbarer Befangenheit sprach. »Ja,« fuhr er fort, »ich habe vor langen Jahren den Prediger Dankwardt von Prerow kennen gelernt und er hat in so vieler Beziehung wohlthätig und anregend auf mich gewirkt, daß ich den guten Mann herzlich lieb gewann und so oft seine Gesellschaft suchte, als es mir bei meinem entfernten Wohnsitz von hier möglich war. Nach Prerow selbst bin ich indessen nie gekommen, so lange er lebte, und so führt mich das Schicksal erst nach seinem Tode hierher, um die Neugierde, die er durch das Lob seiner Heimat in mir angestachelt, endlich zu befriedigen.«

Nach diesen Worten erfolgte ein allgemeines Schweigen, da wohl jeder der Anwesenden über das eben Vernommene nachdenken mochte. »Wo haben Sie denn den alten Dankwardt kennen gelernt?« fragte mit einem Male der Oberförster mit einer Miene, die, wenn auch keinen Zweifel, doch gewiß einige Verwunderung blicken ließ.

»Wir trafen uns öfters bei einem Freunde in Stralsund und einmal auch in Barth,« antwortete der Rector dreist, da er einmal einen ihm sonst nicht behaglichen Weg betreten hatte, der, nur mit eiserner Consequenz festgehalten, zu irgend einem Ziele führen konnte.

Da erhob die Frau Oberförsterin plötzlich ihr leicht eröthendes Gesicht und sagte mit einem ihr sehr gut kleidenden Lächeln: »Nun, dann wird es wenigstens noch einen Menschen in Prerow geben, der sich freuen wird, Sie zu sehen und vielleicht mit Ihnen von vergangenen schönen Zeiten zu sprechen.«

»Wer könnte dieser Mensch sein?« fragte der Rector mit einem Gesichtsausdruck, dem Jedermann die wachsende Spannung seines Innern ansah.

»Es ist die Schwiegertochter des Predigers Dankwardt, die jetzt als Wittwe seines Sohnes in dem kleinen Wittwenhause in Prerow wohnt. Oder haben Sie ihr vielleicht schon Ihren Besuch abgestattet?«

»Ah,« rief der Rector mit einem in Wahrheit sehr natürlichen Erstaunen, »Sie meinen die Pflegetochter des verstorbenen Predigers, nicht wahr?«

»Ja, die meine ich, unsere gute, liebe, vortreffliche Emmy!«

»Aha! Nein, die habe ich noch nicht besuchen können, da sie, wie mir der Prediger Schulz erzählte, seit einigen Tagen verreist ist. Allerdings aber liegt es in meiner Absicht, sie zu besuchen und mich dabei recht herzlich früherer Zeiten zu erinnern, da ihr guter Pflegevater noch lebte, denn ich weiß von ihm selber, wie er zu dieser Tochter kam und wie er sie gleich einer eigenen Tochter von ganzem Herzen geliebt hat.«

»Ja, so sehr,« bemerkte der Oberförster mit einem fast ironischen Lächeln und Kopfnicken, »daß er sie sogar seinem Sohne zur Frau gab, den er, wie man sagt, für einen Halbgott gehalten hat.«

»Das kann man ihm nun wohl nicht verdenken!« warf der Rector leicht hin, um dem Gespräche, das ihn Sir Charles' wegen so sehr interessirte, zu einer längeren Fortsetzung zu verhelfen. »Er glaubte wahrscheinlich Beider Glück dadurch zu begründen und konnte nicht voraussetzen, daß der frühe Tod seines Sohnes die Pflętochter so bald zur Wittwe machen würde.«

Nichtsdestoweniger entstand wieder eine Pause, da es hier viele in der Luft schwebende Gedanken zu geben schien, die sich so bald noch nicht offenbaren wollten. Endlich aber nahm die Oberförsterin mit Lebhaftigkeit einen neuen Anlauf und sagte mit einer auffallenden Wärme in Ton und Blick:

»Es giebt wenige Personen unter meinen Freunden und Bekannten, vielleicht gar keine, von denen ich so gern und mit solcher inneren Freude spreche, als von dieser unsrer guten Emmy.«

»Ist sie eine so achtungswerthe Person?« fragte der Rector mit dem ruhigsten Tone, den er hervorbringen konnte, während Sir Charles einen fast zu feurigen Blick auf die junge Frau richtete, als könne er die Fortsetzung ihrer Rede kaum erwarten und wolle ihr die Worte schon von den Lippen fangen, noch bevor sie gesprochen waren.

»Nicht allein achtungswerth, sondern auch liebenswerth, wie selten die Menschen auf dieser Erde sind, Herr Pastor,« fuhr sie fort. »Dafür hält sie Jedermann, Groß und Klein, Alt und Jung, und nicht mit Unrecht nennt sie der Prediger Schulz die wohlthätige Fee unserer Gegend, die ihre kleinen Gaben der Liebe überall ausstreut, wohin sie ihren Fuß setzt.«

»O, o, das ist Viel gesagt, meine liebe Frau Oberförsterin. Besitzt sie denn so große Mittel, um so viel Gaben ausstreuen zu können?«

Die Frau vom Hause lächelte fast wehmüthig. »Das nicht, Herr Pastor, sie lebt sogar eigentlich in dürftigen Verhältnissen und hat nichts als ihre unbedeutende Wittwenpension. Aber für sich braucht sie wenig und weiß immer noch Etwas für Andere übrig zu behalten. Die Gaben der Liebe, das werden Sie ja auch am besten wissen, werden nicht immer nur von reichen Leuten ausgestreut, auch ein Armer kann nach seinen Verhältnissen reichlich geben, selbst wenn er in Wahrheit wenig giebt.«

»Gewiß; Sie sprechen da nur etwas aus, was ich oft selbst von der Kanzel verkündigt habe, und ich freue mich, bei Ihnen so treffliche Gesinnungen zu finden. – Von welcher Art sind denn die Gaben, die diese wohlthätige Fee um sich her ausstreut?«

»Ach, das ist bald gesagt, Herr Pastor. Sie nimmt, mit einem Wort, den wärmsten Antheil an dem Schicksal Aller, die um sie herum wohnen, und wo sie ihnen helfen kann, da hilft sie, ohne an ihr eigenes Bedürfniß, ihre Kräfte, ihre Gesundheit zu denken. So zum Beispiel giebt

es keine willigere, aufmerksamere Krankenpflegerin als sie ist, und wo sie an ein Bett tritt und ihre sanften tröstenden Worte spricht, da kehrt Freude und Beruhigung ein.«

Sir Charles sowohl wie der Rector horchten bei diesen mit lebhafter Empfindung gesprochenen Worten hoch auf und in Beider Mienen gab sich der wärmste Antheil kund. »Das muß allerdings eine liebenswürdige Persönlichkeit sein!« sagte der Geistliche, indem er seinem Freunde zunickte.

»Ja, das ist sie in Wahrheit,« nahm nun der Oberförster das Wort, »und meine Frau hat keine Sylbe des Guten zu viel von ihr gesprochen, eher noch zu wenig. Und was das Merkwürdigsie an ihr ist, sie geht in all' ihrem wohlthätigen Thun mit seltener Beharrlichkeit und Ausdauer zu Werke, sie ermüdet nie und bleibt sich immer gleich treu. Als wir vor zehn Jahren hierherzogen, war sie bereits drei Jahre Wittwe und schon damals lebte sie, wie sie heute lebt, einen Tag wie alle Tage; jede Stunde ist einer bestimmten Arbeit, einer Hülfe, einem Troste nach Außen hin gewidmet und dabei behält sie noch immer Zeit für sich selbst übrig, um zu lesen und zu studiren, wie selten eine Frau studirt, das heißt mit ganzer Seele. Ich habe mich oft gewundert, sie niemals, wenn ich sie bisweilen sah, in irgend Etwas verändert zu finden. In gleichmäßigem Schritt bewegt sie sich ruhig und sanft dahin, und diese Gemüthsruhe, die sie gewiß nicht immer besessen, vielmehr erst nach langen Kämpfen mit sich selber errungen hat, mag es auch sein, die sie in

unwandelbarer Frische und Jugendlichkeit erhält, ja sie scheint mir fast immer jünger zu werden, was doch gewiß bei einer Frau eine seltene Erscheinung ist.«

»Ein Grund davon mag mit der sein,« fuhr die Oberförsterin eifrig fort, als ihr Mann einmal frischen Athem schöpfte, »daß sie ihre frühere Traurigkeit, die bisweilen an Melancholie gränzte, jetzt überwunden hat; seitdem sie heiterer und zufriedener geworden, ist ein neuer Lebensfrühling in ihr angebrochen und die Stürme und Regenschauer dieser Welt, die so manches Herz erschüttern und mürbe machen, wie sie den Körper verzehren, scheinen keine Gewalt mehr über sie zu haben.«

Es entstand eine Pause, in der man nur Sir Charles laut athmen hörte, als ob seine Brust an einer eigenthümlichen Beklemmung leide. Dennoch raffte er sich fast gewaltsam zusammen und sagte mit kaum merklichem Beben der Stimme: »Sie ist wohl schon eine ältere Frau?«

»O bewahre!« fuhr die Oberförsterin fort, die sich ganz warm gesprochen hatte und ein besonderes Gefallen an dem Lobe ihrer Freundin zu finden schien. »Freilich, jung, was man so nennt, ist sie nicht mehr, aber sie hat sich wunderbar gut erhalten und man sieht ihr keineswegs ihre Jahre an.«

»Sie soll früher eine sehr große Schönheit gewesen sein,« warf der Oberförster dazwischen, indem er sich eine neue Cigarre anbrannte.

»Wie Du das so kalt sagst, Otto,« ergriff seine Frau fast vorwurfsvoll das Wort wieder, »und Du hast nicht einmal Recht dabei. Ich kann mir wenigstens nicht vorstellen,

daß sie jemals schöner gewesen ist als sie noch ist, und an Lieblichkeit und fast kindlicher Sanftmuth der Züge wie an anmuthigem Wesen und Sprechen kommt ihr Niemand gleich.«

»Ja,« sagte der Oberförster, der die mit jedem Augenblick wachsende Theilnahme seiner Gäste zu bemerken glaubte, »es ist, wie meine Frau gesagt, meine Herren. Emmy Dankwardt ist jedenfalls und in jeder Beziehung eine interessante Erscheinung. Darum hat sie auch Jeder hier auf dem Darss und dem Zingst lieb und auch wir halten den Tag stets für einen glücklichen, wenn wir mit ihr zusammentreffen, was leider nur sehr selten geschieht, da sie meist für sich allein lebt und, wenn sie ihre Kranken besucht hat, sich lieber in ihre Bücher vergräbt, als unter die Menschen geht. Einen kleinen Eigensinn aber hat sie, wie mich bisweilen bedünken will, doch, denn an manche Orte ist sie gar nicht hinzubringen und sie weiß stets so triftige Entschuldigungen anzuführen, daß man jede weitere Bitte für unnütz halten muß.«

»Sie sagten vorher,« fuhr der Rector nach einer Weile zu fragen fort, »sie vergrabe sich in ihre Bücher und Studien. Was studiert sie denn so eifrig? Hat ihr Mann, der ein gelehrter Theologe war, sie etwa zu einer frommen Schwester bekehrt und ihr Neigung für die sogenannten heiligen Schriften beigebracht?«

Der Oberförster lächelte eigenthümlich und fast ironisch, was in seiner Art und Weise liegen mochte. »Ach nein,« antwortete er, »wenn sie auch fromm, das heißt wahrhaft fromm und religiös ist, theologische Schriften

studirt sie gewiß nicht, in diesem Punkte hat sie wohl nie mit ihrem Mann, eben so wenig wie in anderen Dingen übereingestimmt; vielmehr ist es die Literatur der Engländer, die sie vorzugsweise liebt, und darin ist sie bei unsern ländlichen kleinen Blaustrümpfen eine entschiedene Autorität geworden, obgleich Sie unter keiner Bedingung glauben dürfen, daß Emmy selbst ein Blaustrumpf ist.«

»Also die englische Literatur!« bemerkte der Rector mit nachdenklichem Kopfnicken. »So, so! Nun, da hat sie gerade keine schlechte und geistlose Unterhaltung gewählt.«

»Gewiß nicht!« erwiderte die Oberförsterin und lächelte heimlich dabei, indem sie einen raschen, fragenden Blick auf ihren Mann warf, der eben vier Gläser voll Rheinwein goß, den die Magd kurz vorher auf sein Geheiß gebracht hatte.

»Sprich nur zu,« sagte während des Eingießens der Oberförster; »ich weiß schon, was Du sagen willst. Es macht ihr keine Schande, was wir von ihr erzählen können. Doch erst, meine Herren, erlauben Sie mir, Ihnen ein Glas Wein anzubieten. So, auf Ihr Wohl und baldige Wiederkehr nach dem Darss!«

Dabei stieß er sein Glas mit den ihm hingehaltenen drei anderen zusammen und die Gäste nickten dankend ihrem Wirthe zu, worauf sie den köstlichen Wein probirten, der ringsum einen lieblichen Duft verbreitete.

»Sie wollten Etwas sagen!« nahm nun der Rector das vorige Gespräch auf, der sich durchaus nicht mehr bemühte, seine wachsende Neugier zu bemänteln.

»Nun, fahre nur fort,« ermunterte der Oberförster seine Frau, »hast Du einmal A gesagt, kannst Du auch B sagen.«

»Ja,« fuhr diese lebhaft fort, »ich wollte sagen: daß Emmy die englische Literatur so liebt und pflegt, hat wohl einen triftigen Grund; und dieser Grund ist es auch, der den vielleicht einzig passenden Schlüssel zu ihrem stillen und ernsten Wesen enthält.«

»Wie meinen Sie das?« fragte der Rector mit höchst gespannter Miene.

»Nun,« fuhr der Oberförster fort, da seine Frau nicht recht mit der Sprache heraus wollte, »es ist das ein kleines Geheimniß dieser guten Frau, meine Herren; da es aber hier Jedermann kennt, so begehen wir gewiß keine Indiscretion, wenn wir es Ihnen erzählen, zumal Sie, Herr Pastor, ja doch ihren Pflegevater gekannt haben; und besser ist es, Sie hören das Geheimniß aus unserem Munde, als aus dem der Frau Möbis, die wahrscheinlich doch nicht mehr lange damit zurückhalten wird. Mit einem Wort, in Emmy Dankwardt's Herzen liegt eine schöne Jugend begraben, die ein Stück Poesie und Romantik in sich trägt, wie wir es in manchen Menschenherzen finden, wenn es auch nicht immer von so trüben Erfahrungen begleitet ist wie hier. Es ist nämlich Emmy, als sie noch Emmy Norge hieß, ein eigenthümliches Leid begegnet, und dasselbe hat den Leuten hier lange genug Stoff zur Unterhaltung geboten, mehr denn je ein anderes.«

»Ist die Geschichte noch lang?« fragte Sir Charles plötzlich, als denke er an einen baldigen Aufbruch. »Unser Weg ist noch weit, Herr Oberförster, bedenken Sie das, und der Abend naht.«

»O, o!« rief der freundliche Wirth. »Sie werden doch nicht schon an Ihre Rückkehr denken? Hoffentlich speisen Sie mit uns zu Abend. Ihr Weg ist, so viel ich weiß, in einer kleinen halben Stunde zurückgelegt, denn ich lasse Sie nach Hause fahren.«

»Wenn Sie so gütig sein wollen, dann freilich nehmen wir Ihre Gastlichkeit noch ein wenig in Anspruch,« versetzte der Rector. »Ich wenigstens höre diese Geschichte gern, und mir ist sie doppelt interessant, da ich der Pflgetochter meines alten Freundes und Gönners meine ganze Aufmerksamkeit schenken muß.«

»So ist es recht, meine Herren, und nun trinken wir ein zweites Glas auf unsere Bekanntschaft. Ha, wir haben hier auf dem einsamen Darss so selten Besuch, daß wir einen solchen, wenn er einmal da ist, auch so lange wie möglich festhalten und genießen möchten. Jetzt aber sprich Du, Taving,¹ denn ich weiß, daß Frauen solche Geschichten am liebsten selbst erzählen.«

Die junge Frau erröthete, nickte ihrem Manne freundlich zu und, nachdem sie einige Tropfen von dem vor ihr stehenden Wein genippt, sagte sie: »O, die Geschichte ist eigentlich sehr einfach, meine Herren, und läßt sich mit

¹Liebkosungswort für Gustava, wie denn die Pommern, namentlich die, die auf den Inseln oder an der See wohnen, die meisten Vornamen auf ähnliche Weise umändern.

wenigen Worten erzählen. Zu einer Zeit, als Emmy noch nicht ganz vierzehn Jahre alt war, scheiterte in einer stürmischen Nacht ein Schiff auf den Sandbänken vor Prerow und die ganze Mannschaft kam in den Wellen um, bis auf einen jungen Mann, den Rubarth in Bootstedt da drüben rettete. Dieser junge Mann war, wie sich später erwies, ein auf Reisen begriffener Engländer, und wurde schwerverwundet in das nahe gelegene Pfarrhaus in Prerow gebracht. Dort wurde er von Emmy und ihrer braven Mutter gepflegt, aber erst nach mehreren Monaten genas er, während welcher Zeit er von Emmy und ihrem Vater die deutsche Sprache erlernte, von der er anfangs kein Wort verstand. Der junge Mann nannte sich Carl und gab sich für einen Seemann und den Sohn eher unbedeutenden Familie aus, der bisher nur in untergeordneten Verhältnissen gelebt habe, eine Angabe, die gleich von Anfang an von Vielen bezweifelt wurde, da sein Aussehen und seine Manieren auf eine höhere Abkunft schließen ließen. Genug, im Pfarrhause war man mit seinen Angaben zufrieden, und da er ein reges Streben, etwas Gutes zu lernen, kundgab, so nahm dies und seine angenehme Persönlichkeit den Pfarrer dergestalt für ihn ein, daß er ihn mit Emmy zusammen unterrichtete, die etwa sieben Jahre jünger als der Fremde war. Diesem gefiel das ruhige, arbeitsame Leben im Pfarrhause so sehr, daß er länger darin blieb, als man anfänglich erwartet haben mochte, ja sogar Jahre lang, wofür er freilich Kostgeld bezahlte, denn er befand sich im Besitz eines kleinen beim Schiffbruch geretteten Vermögens.

Drei Jahre verstrichen auf diese Weise ganz ruhig in der Familie des alten Dankwardt und der junge Engländer ward fast als ein Mitglied derselben betrachtet. Da ereignete sich aber Etwas, was umsichtigere Eltern wohl hätten voraussehen können; es entwickelte sich nämlich eine zarte Neigung zwischen Emmy und dem jungen Mann und diese ward nicht nur von der Mutter bis zum letzten Augenblick begünstigt, sondern auch von dem Vater etwas oberflächlich behandelt, bis zu dem Zeitpunkt, wo der Sohn des Hauses, der nachherige Prediger Dankwardt, zu einem Besuch auf Prerow eintraf und selbst als Bewerber um die Gunst seiner Pflegeschwester auftrat. Von diesem Augenblick an erklärte sich der alte Pfarrer entschieden gegen den längeren Aufenthalt des Engländers im Hause und es trat ein seltsamer Zwiespalt in demselben ein, indem die Mutter *für* den Fremden *gegen* den Sohn, der Vater aber *für* diesen *gegen* Ersteren offen Partei nahm. In dieser Zeit, glaube ich, war es, wo die Familie des Engländers Kunde von seinem Aufenthaltsort erhielt und einen Agenten nach Prerow sandte, um sowohl dem Pfarrer Aufschluß über den jungen Mann zu geben, den er bisher für einen unbedeutenden Menschen gehalten, als auch diesen zu seiner Familie zurückzuführen, der er, wie es hieß, nach unzähligen tollen Streichen entlaufen sei, um sich wider ihren Willen, ohne Zweck und Ziel, in der Fremde abentheuernd herumzutreiben. Ueberdieß stammte er nicht, wie man nun erfuhr, aus einer unbedeutenden, vielmehr aus einer sehr geachteten und reichen Adelsfamilie, deren Namen er selbst bisher

sorgfältig verschwiegen hatte. Als der junge Mann von der Ankunft jenes Agenten durch Emmy heimlich Kunde empfing, hielt er es für gerathen, sich den Ansprüchen seiner Familie abermals durch die Flucht von Prerow zu entziehen und entwich in einer Nacht, nachdem er Emmy die heiligsten Versicherungen gegeben, nach einigen Jahren wiederzukommen und dann offen um ihre Hand zu werben.«

«Nun,« fragte der Rector gespannt, als die Erzählerin eine kurze Pause eintreten ließ, »er kam doch wieder und hielt sein Wort?«

»Nein,« fuhr die Oberförsterin in ihrer Erzählung fort, »er kam leider nicht wieder, ließ sogar gegen alle Erwartung nicht die geringste Kunde von sich vernehmen, lange Jahre hindurch –«

»Wie,« unterbrach sie hier Sir Charles, dem die Cigarre längst ausgegangen war, »er hat nicht einmal geschrieben, der Undankbare?«

»Nein, mein Herr, und das war sowohl Emmy als allen Uebrigen ein unlösbares Räthsel, die ihn lieb gewonnen und stets seine Partei gegen den Pfarrer genommen hatten, der nun triumphirte und seine Meinung über den Abwesenden als die allein richtige ausgab.«

Hier sahen sich die beiden Fremden mit fast erschrockenen Blicken an und drückten wiederholt ihr Erstaunen über die vorgetragene Erzählung aus. Am meisten schien der alte Herr Wirth davon betroffen, denn

seine großen Augen leuchteten fast unheimlich und seine Wangen glühten, als müsse er sich mit Gewalt bezwingen, die Empfindungen des Zornes zurückzuhalten, die ihn sichtbar bestürmten. »Was geschah nun weiter?« fragte er endlich mit stockendem Athem. »Sie haben mich wirklich sehr neugierig gemacht.«

»Ach,« fuhr die Oberförsterin fort, »nun erst begann der armen Emmy unglücklichste Zeit. Doch ich muß erst Etwas nachholen, was ich vorher zu erwähnen vergessen habe. Der junge Engländer – man nannte ihn im Pfarrhause stets Carling – soll wirklich ein braver und dabei sehr hübscher Mann gewesen sein, wenigstens schwört Rubarth immer noch, wenn er einmal von ihm spricht, was jetzt selten geschieht, Stein und Bein, es habe niemals einen redlicheren und besseren Menschen gegeben, als ihn, und wenn er nicht gestorben, was er als gewiß annehme, so wäre er gewiß zurückgekommen, denn ein Mann, wie sein Carling, könne nicht lügen und ein falsches Versprechen geben.«

»Aber wie kam denn der Rubarth dazu, so warm für den Abwesenden das Wort zu nehmen?« fragte Sir Charles mit lebhaftester Theilnahme, indem er seinem Freunde einen hastigen Blick zuwarf.

»Ei ja, das war ein ganz eigenthümliches Verhältniß zwischen den Beiden,« erzählte die junge Frau weiter. »Carling, der früher Seemann gewesen sein soll, fühlte sich als solcher zu dem damals noch jungen Elias hingezogen; überdieß hatte derselbe ihm das Leben gerettet und so mag die Dankbarkeit des Engländers wohl mit im

Spiele gewesen sein. Genug, zwischen Beiden herrschte eine innige Freundschaft, die durch nichts erschüttert werden konnte, und Elias hielt auf seinen englischen Freund so große Stücke, daß er ihn selbst noch nach vielen Jahren gegen Jedermann vertheidigte, wenn er hie und da wegen seines Wortbruchs gegen Emmy gescholten wurde, trotzdem er auch Rubarth seinen wahren Namen und die Verhältnisse seiner Familie verschwiegen hatte.«

Da wieder eine kleine Pause eintrat, so nahm der Rector das Wort und sagte: »Ich weiß nicht, was dennoch bei mir für den jungen Mann spricht und ich möchte ebenfalls mit Rubarth für ihn Partei ergreifen. Zur Verschweigung des Namens seiner Familie können ihn ja – wer weiß es – triftige Gründe bewogen haben!«

»Das haben wir auch oft genug gesagt,« ergriff nun wieder der Oberförster das Wort, »und namentlich von einem Manne möchte ich das annehmen, der so viele schöne und in meinen Augen so ehrenwerthe Characterzüge zu erkennen gab. So zum Beispiel fällt mir hier ein, war es sein ganzes Glück, wenn er der Familie seines Wohltäters, wie er den Pfarrer Dankwardt nannte, irgend eine Freude bereiten, ihr irgend Etwas schenken konnte. Ueberhaupt zeigte er überall und stets ein dankbares Gemüth und sogar nach seiner Abreise kam noch, wie man sich er zählt, von Stralsund eine Yacht voller Möbel und dergleichen Dinge an, die er dem Pfarrer sandte, weil er wußte, daß sich der alte Mann schon lange eine neue

und hübsche Ausstattung seines Hauses gewünscht hatte. Etwas Anderes freilich mag es mit den leichtsinnigen Streichen sein, die er in der Jugend verübt hat, und darin mag er Tadel verdienen. Diese Streiche mögen auch mit ein Grund gewesen sein, warum er Niemanden seinen Namen und Stand wie die Verhältnisse seiner Familie richtig angegeben hat –«

»Bitte, lieber Mann,« unterbrach hier die Frau den mit Eifer redenden Oberförster, »hierin glaube ich eher den Angaben Emmy's als irgend einer anderen Ueberlieferung, die sich von dem widersacherischen Pfarrer Dankwardt herschreiben mag – Sie entschuldigen, Herr Pastor, daß ich Ihrem ehemaligen Freunde und Gönner in diesem Punkte nicht das Wort reden kann. Emmy soll nämlich damals, jetzt spricht sie nie mehr über den verschollenen Jugendfreund, oft vielen Personen und namentlich dem Pfarrer feierlich erklärt haben, daß sie des Engländer's Vergangenheit buchstäblich gekannt, daß er ihr auch seine leichtsinnigen Knabenstreiche eingestanden, aber dabei versichert habe, niemals Dinge verübt zu haben, wie man sie ihm von Seiten seiner Familie schuld gab, die dann der Pfarrer aus Prerow nachher den Augen der Welt als wahre Schandthaten darstellte. Ja, auch seinen wirklichen Namen hat Emmy gewußt, eben so war ihr bekannt, daß nicht Carling seine Familie betrogen, vielmehr die Familie *ihn* schlecht behandelt und daß nur eine alte würdige Tante sich seiner erbarmt und ihm die Mittel zugewiesen habe, um seine Heimat, die ihm keine Zuflucht mehr geboten, verlassen und der Verfolgung

seiner Familie durch den Aufenthalt im Auslande ausweichen zu können.«

»Ah, sehen Sie wohl,« rief der Rector mit sichtbar erleichtertem Herzen aus, »das klingt schon ganz anders! Auch ich glaube, wie Sie, Frau Oberförsterin, was Emmy über den verschollenen Engländer sagt, denn eine Frau, wie Sie mir die Wittve geschildert haben, ist in meinen Augen glaubwürdiger als zehn andere Menschen, die vielleicht ihren Vortheil dabei hatten, wenn das Geheimniß, das über dem jungen Manne schwebte, nicht gelüftet wurde. – Hat sie denn nun ihren Jugendfreund ganz vergessen?«

Die Oberförsterin hob fast erstaunt ihr blühendes Gesicht gegen den Fragenden empor und sagte: »O, Herr Pastor, wie mögen Sie das von Emmy denken! Ich bin überzeugt, sie wird und kann ihn nie vergessen, und wie es in diesem Punkte in ihrem Herzen aussieht, das weiß wohl nur Gott allein. Sie selbst spricht nie mehr darüber, doch die treue Bewahrung ihrer Erinnerung wenigstens beweist sie dadurch am schlagendsten, daß sie die Grundsätze ihres Jugendfreundes zu den ihren gemacht, das heißt, gerade so im Leben handelt, wie er selbst in Bezug auf den Pfarrer und seine Freunde gehandelt hat, indem er ihnen Gutes und Liebes erwies, wo er nur konnte, und sich sogar selbst seines kleinen Vermögens beraubte, um ihnen Freude und Genuß zu bereiten.«

Der Oberförster that eben den Mund auf, um die Ansicht seiner Frau zu bestätigen, als Sir Charles, der dieser Erzählung mit steigender Aufregung zugehört, plötzlich

fast mit Heftigkeit sagte: »Das mag Alles ganz gut sein, was Sie da sagen, meine verehrte Frau, aber dennoch kann ich mir kaum denken, daß Ihre Emmy, die Sie so sehr in Schutz nehmen, jenen jungen Mann wahrhaft geliebt hat, da sie bald nach seiner Abreise einen anderen heirathete.«

»O nein, Herr Wirth, das muß ich bestreiten,« rief die Oberförsterin mit einer so edlen Wärme, daß Sir Charles tief dadurch gerührt ward, »das hat sie gewiß nicht gethan und das eben ist das tragische Ende der Geschichte, welches Ihnen zu erzählen ich noch schuldig bin. Fest überzeugt von der treuen Gesinnung ihres geschiedenen Freundes, wartete sie sechs lange Jahre auf seine Rückkehr, mit Gefühlen, die ich, Gott sei Dank! nicht kenne und die ich daher nicht schildern kann. Aber weder er selbst kehrte zurück, noch kam ein Brief von ihm, und das war es, was sie so unglücklich, so elend, so trostlos machte und woraus man endlich den Schluß ziehen konnte, daß ihm irgend ein Unheil begegnet oder daß er gar umgekommen sei, was jetzt nach so vielen Jahren allgemein, auch von Emmy, angenommen wird. Nun, in diesen trostlosen Jahren trat der Pfarrer mit der Bewerbung um ihre Hand für seinen Sohn immer lebhafter hervor und zuletzt drang er mit so unerbittlicher Gewalt in sie und forderte ihre Einwilligung als einen Beweis ihrer oft gepriesenen Dankbarkeit gegen ihn, daß sie sich nicht anders retten konnte und einen Termin feststellte, mit dem Versprechen, daß sie, wenn bis dahin keine Nachricht von ihrem Geliebten – so nannte sie ihn

offen – eingetroffen sei, den jungen Prediger Dankwardt – nicht ihm selbst, wohl aber dem Vater zu Liebe – zum Manne nehmen wolle. Nun, mein Herr, jetzt klagen Sie Emmy noch weiter an, aber ich will weder Ihnen, noch sonst Jemandem die Empfindungen wünschen, die das arme Weib erfüllten, als sie endlich auf ewig von ihrem Jugendtraum Abschied nahm und ihre Hand einem Manne reichte, den sie nicht nur nicht liebte, sondern den sie – o wir wissen es Alle und ich sage es Ihnen, trotzdem er der Sohn Ihres Freundes ist, Herr Pastor – nicht einmal achten konnte.«

»Ja,« nahm der Oberförster sogleich das Wort auf, als seine Frau sich auf ihre Bank zurücklehnte und, vielleicht ohne es selbst zu wissen, hastig ihr Glas leerte, »meine Frau hat Recht und Emmy hat sogar noch später bewiesen, daß sie, nachdem Gott sie von dem ungeliebten Manne geschieden, die Erinnerung an ihren Jugendfreund heilig hält. Dreizehn Jahre ist sie Wittve und in dieser langen Zeit hat sie jedes Jahr neue Heirathsanträge erhalten. Die benachbarten Gutsbesitzer haben auf die schöne Frau wahrhaft Sturm gelaufen, und obgleich sich unter ihnen sehr begüterte, angesehene und achtbare Männer befanden, hat sie, die Arme, Bedürftige, Einsame und Verlassene, doch Alle mit einer Ruhe und Festigkeit zurückgewiesen, die eben sowohl ihrem Herzen wie ihrem Character nur Ehre machen.«

Die beiden wackeren Ehegatten schwiegen, nachdem sie sich für die abwesende Freundin ganz warm gesprochen hatten. Die Fremden aber warfen sich wiederholt

seltsame Blicke zu, denen der Rector endlich dadurch einen Ausdruck zu geben suchte, daß er sagte: »Ja, sie ist gewiß eine brave Frau und hat meiner Meinung nach dadurch, daß sie jenen Geistlichen zum Manne nahm, gegen ihren Jugendfreund nicht verrätherisch gehandelt – was ich aber nicht begreifen kann, das ist das, daß der Engländer, dem man im Ganzen so viel Gutes nachsagt, nicht an sie geschrieben haben soll, und weit eher möchte ich glauben – Sie haben meinen Glauben an meinen Freund einmal wankend gemacht – daß dieser die Briefe des jungen Mannes auf irgend eine Weise unterschlagen und zu seines Sohnes Vortheil Emmy vorenthalten hat.«

»Ganz gewiß hat er das,« bestätigte die Oberförsterin mit fast leidenschaftlicher Aufwallung, »und das hat Jedermann gesagt, vor Allen Rubarth und diejenigen Leute, die dem Pfarrer seine Vorliebe für den Sohn zum Vorwurf machten. Nur das Engelskind, die Emmy, wollte nicht daran glauben, als ihr jener Verdacht späterhin zu Ohren kam, denn ihre Dankbarkeit und Verehrung gegen den alten Mann war noch nach seinem Tode so groß, daß sie wenigstens niemals laut zugegeben hat, daß er ihr jene Briefe vorenthalten, obgleich sie zuletzt innerlich selbst davon überzeugt gewesen sein mag.«

»Dann ist sie eine um so bewundernswerthere Frau,« rief der Rector begeistert aus, »und ich empfinde jetzt nur noch größeres Verlangen, sie kennen zu lernen, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, wie ein eben so edles und gefühlvolles, wie characterfestes Weib aussehen mag.«

»Das wird Ihnen ja sehr leicht sein,« bemerkte der Oberförster. »Ihre Bekanntschaft mit ihrem Pflegevater allein schon ist ein Empfehlungs- und Einführungsbrief für Sie.«

»O,« rief die Oberförsterin und sprang leicht wie eine Feder von ihrem Sitze auf, »ich habe noch einen anderen bei der Hand. Wenn Sie so gütig sein wollen, Herr Pastor, meinen Boten vorzustellen, so will ich Ihnen ein Buch geben, welches ich gerade von Emmy hier habe. Wir leihen uns bisweilen gegenseitig unsre kleinen Bibliotheken und da auch ich gern etwas Englisches lese, so hat mir Emmy vor einigen Wochen dies herrliche Buch zugesandt.«

»Ich werde Ihnen dafür sehr dankbar sein,« erwiderte der Rector und nahm das Buch sogleich in Empfang, welches die Oberförsterin rasch aus dem Zimmer holte und ihm überreichte. Kaum aber hielt er es in der Hand, so beugte sich Sir Charles mit strahlendem Gesicht zu ihm hin, nahm es ihm ab und betrachtete es mit stammenden Blicken. »Ah,« sagte er mit eigenthümlich bewegter Stimme, indem seine Hände es zitternd aufschlugen, »es ist *The vicar of Wakefield!*« und er blieb mit seinen Augen lange auf dem Titel haften, als wecke derselbe ganz eigene Erinnerungen in ihm, was wohl natürlich war, da er dasselbe, jetzt schon stark abgelesene Buch vor etwa zweiundzwanzig Jahren Emmy selbst aus Stralsund zum Geschenk mitgebracht hatte. Dabei aber bemerkte weder er noch der Rector, daß die Blicke seiner Wirthe mit stauendem Ausdruck an ihm hingen und sie sich gegenseitig mit geheimem Einverständniß zunickten.

Gleich darauf aber wurde von der Magd gemeldet, daß das Abendessen im Zimmer angerichtet sei, und nachdem der Rector das Buch in die Tasche gesteckt, bot er der Wirthin höflich den Arm, wie es der Oberförster mit Sir Charles that, und führte sie in das Haus hinein, wo ein leckeres Stück Wildpret die Gesellschaft erwartete und einige Flaschen Rheinwein sie in ruhigem Gespräch, das sich natürlich nur um die vorige Erzählung bewegte, noch einige Stunden beisammen hielten. Nach dieser Zeit aber verabschiedeten sich die beiden Fremden von ihren freundlichen Wirthen und diese geleiteten sie bis an den Wagen, der ihrer schon harrte, und ließen sie mit dem Wunsche, sie recht bald auf dem Darss wiederzusehen, von dannen fahren.

Der Abend dunkelte schon, als die kräftigen Füchse des Oberförsters das Gehöft ihres Herrn verließen, und im Walde lagen bereits noch tiefere Schatten auf dem Wege, trotzdem der Mond dann und wann zwischen den Bäumen durchblickte. Sir Charles aber, seit einer Stunde fast völlig schweigsam geworden, sah weder die Schatten der Nacht, noch das Licht des Mondes um und über sich, – ein anderes Licht, alle Schatten der Welt besiegend, war in ihm aufgegangen und das brannte in seinem Geiste und Herzen mit so flammender Gluth, daß es alle Lichter zu überstrahlen schien, die bisher in sein düsteres Leben geleuchtet hatten.

VIERTES KAPITEL. EIN SCHRITT WEITER ZUM LICHT.

Nachdem der Wagen mit den beiden Fremden abgefahren war und der Oberförster ihnen das letzte Lebewohl nachgerufen hatte, kehrte dieser langsam in sein Zimmer zurück und schritt mit sinnend niedergebeugtem Kopfe lange auf und nieder, den so eben verlebten Tag und die Vorfälle desselben im Geiste bedenkend und in seine Erinnerung die Worte und Gesichtszüge der beiden Männer zurückwerfend, die ihn vor kurzer Zeit verlassen und sein Gemüth in eine wunderbare Spannung versetzt hatten. Anfangs drückte sein männliches Gesicht dabei einen gewissen ungläubigen Zweifel aus und er mußte bisweilen über seine kühnen Ideen lächeln; allmählig aber wurde er sicherer in seinen Voraussetzungen, bis sein blaues Auge zuletzt klar und fest vor sich hinblickte und seine Lippen die Worte murmelten: »Ja, so *muß* es sein, denn es *kann* kaum anders zusammenhängen. Doch wo bleibt Gustava? Sie hat auch einen scharfen Blick und ein richtiges Urtheil, und außerdem ist sie eine Frau – mit jenem sechsten Sinn begabt, der uns Männern abgeht, dem instinctartigen Vorgefühl und dem göttlichen Ahnungsvermögen, das in trüben Stunden eine so verhängnißvolle Beigabe des Sterblichen und in glücklichen eine der köstlichsten Gaben, der Vorsehung ist. Sie also muß ich zuerst sprechen und ihren Puls fühlen, um zu wissen, was in ihrem Herzen vorgeht.«

Und rasch verließ er sein Zimmer, in dem eben eine Magd das Geräth vom Speisetisch abzuräumen begann,

und ging über den Flur in das Wohngemach seiner Frau, die er, den Kopf in die Hand gestützt und in tiefes Sinnen versunken, auf dem Sopha hinter einer matt brennenden Lampe sitzend fand.

»Nun, Taving,« begrüßte er sie, indem er ihr die Hand bot, »so allein und in Dein Allerheiligstes zurückgezogen. Warum bist Du denn nicht wieder zu mir hinübergekommen, wie sonst, wenn wir Besuch gehabt haben?«

»Ich denke eben über diesen Besuch nach, mein Freund,« erwiderte mit ernstem Gesicht die Frau, »denn er hat mir so manche Veranlassung dazu geboten.«

»Ei, was Du sagst! Nun sieh, wie wir wieder harmonieren! Ich habe so eben dasselbe gethan und ich bin mit meinen Gedanken so ziemlich über ihn auf's Reine gekommen.«

»Wie!« rief die Frau lebhaft und sprang von ihrem Sitze auf, »Du bist schon über die beiden Herren auf's Reine gekommen? Nein, so weit bin ich noch nicht gelangt und doch glaube ich auf der richtigen Fährte zu sein, wie Ihr Jäger sagt.«

»So laß mich hören, was das für eine Fährte ist, und wenn sie abermals mit der meinigen stimmt, dann wollen wir uns recht heiter und fröhlich zu Bett legen, denn dann hätten wir einen recht schönen und unerwartet glücklichen Tag verlebt.«

Die Frau sah ihren Mann mit einem fast triumphirenden Blick an, lehnte sich sanft an ihn an, streichelte mit ihrer feinen Hand seinen blonden Bart und sagte: »Aber

lache mich nicht aus, wenn ich gleich etwas Seltsames spreche –«

»Nur immer heraus damit, es ist heute viel Seltsames unter diesem Dache gesprochen worden.«

»Otto,« fuhr sie fort, den Blick zu ihm erhebend und tief in seine Augen schauend, »diese beiden Fremden – o, lache mich nicht aus – halte ich – halte ich für keine Deutschen!«

Der Oberförster lachte durchaus nicht, sah vielmehr sehr ernst aus und nickte blos mit dem Kopfe: »Du hast es getroffen,« sagte er dann leiser, »ich habe dieselbe Meinung gefaßt und kann sie nicht wieder los werden, so viel mein Verstand dagegen vorbringen mag. Wenigstens der eine dieser beiden Männer ist bestimmt kein Deutscher, denn wenn er auch unsere Sprache wie ein gebildeter, ja, fast wie ein gelehrter Mann spricht, so klingen doch häufig Accente durch, die mich an die Sprache erinnern, in welcher – der Vicar von Wakefield geschrieben ist.«

»Otto, also Du stimmst mir bei?« rief die Frau mit glücklich strahlendem Gesicht.

»Vollkommen, Taving. Aber welchen von Beiden hältst Du am wenigsten für einen Deutschen oder, mit geraden Worten gesagt, für einen Engländer, denn darauf kommt es doch zuerst an?«

Gustava schwieg einen Augenblick, als besinne sie sich. »Ja,« fuhr sie dann fort, »ich verstehe Dich wohl, Du meinst den Geistlichen, er ist gewiß ein Engländer, der ganze Schnitt des Gesichts, seine Manieren, Alles, Alles spricht dafür, aber nein – ist denn *der* die Hauptperson?

Er nennt sich nur ›Gast‹ und der Andere ist ›der Wirth‹, mein Lieber – ist Dir dabei nichts aufgefallen?«

»Du fragst seltsam, meine Liebe! Was denn für ein Wirth und, ja, was denn für eine Hauptperson?«

»Ah, Du lächelst, jetzt verstehe ich Dich. O, Otto, verstelle Dich nicht gegen mich, sprich ganz aus, was Du denkst; ich mache es eben so, und Emmy, unsere gute Emmy, steht unsern beiden Herzen doch gewiß nahe.«

»Ah,« rief der Oberförster, »also wir haben Beide den richtigen Punkt getroffen, gut! Nun denn ehrlich geredet – nein, der Geistliche kann nicht die Hauptperson sein, die wir in Gedanken haben, er ist in der That zu alt dazu, und schon weil er ein Geistlicher ist, kann er nicht – jener verschollene Carling sein.«

Die junge Frau fuhr fast erschrocken zusammen, als ihr Mann dies Wort sprach, was doch schon so lange auf ihren eigenen Lippen schwebte. »Ach,« sagte sie, »dann bin ich aber doch wieder in großem Zweifel. Denn sieht der andere Herr mit seinem langen grauen Haar und dem patriarchalischen Bart nicht noch viel älter aus?«

»Er sieht so aus, er könnte es wenigstens, wenn man bloß dies Haar, diesen Bart und deren Farbe in Betracht zieht; aber, Taving, hast Du das jugendlich frische, leuchtende Auge dieses Mannes aufmerksam betrachtet, hast Du die festen Linien um seinen Mund wahrgenommen, hast Du ferner die klare Stirn ohne Falten, seine feinen glatten Hände, hast Du dies Alles nicht gesehen, und wenn Du damit seine mächtige Stimme zusammenhältst, so kann sein vorgeschütztes Alter recht gut eine Maske

sein, die uns und noch mehr Andere täuschen soll, nicht wahr?«

»Otto! Also es wäre möglich, daß ich recht gedacht? Ja, mein Freund, das habe ich Alles bemerkt und bei diesem starken Haarwuchse, wie ich noch nie einen ähnlichen gesehen, mir vorgestellt, daß es eine Perrücke und ein falscher Bart sein kann, die er sich geschickt angelegt.«

Der Oberförster schüttelte lächelnd den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht, das sieht mir Alles zu natürlich aus, aber er kann sie sich absichtlich so lang haben wachsen lassen, um sich unkenntlicher zu machen, ist das nicht viel wahrscheinlicher? Ueberdieß, meine Liebe, geht er lahm und nimmt eine gebrechliche Haltung an, aber dabei marschirt er vortrefflich und seine Lunge athmet nur bisweilen so kurz, wenn sein Gemüth in Aufregung versetzt wird, und das, denke ich, ist im Laufe des heutigen Tages zur Genüge geschehen.«

»Otto!« rief die Frau, selbst fast athemlos, »dann bleibt ja fast gar kein Zweifel mehr?«

»Wenigstens nur noch ein sehr geringer, mein Kind. Und damit ich auch diesen noch in Deinen Augen verkleinere, will ich Dir sagen, was ich heute Nachmittag, noch bevor ich die beiden Männer mit meinen Augen sehen konnte, von den Lippen des einen von ihnen – unserer Hauptperson – vernommen habe.« Und er erzählte seiner Frau, wie er mit ihnen am Waldhäuschen zusammengetroffen war und was der Herr Wirth gesprochen

hatte, bevor der Oberförster die Thür des Zaunes geöffnet.

Gustava wurde still und fast bleich vor innerer Aufregung. »Aber was nun?« fragte sie in höchster Spannung.

»Ja, was nun? Doch das ist unsere Sache nicht, mein Kind. Umsonst sind die beiden Männer natürlich nicht nach Prerow gekommen, aber uns ziemt es nicht, uns in ihr Geheimniß, wenn sie eins hegen, drängen zu wollen. Nur soviel weiß ich bestimmt, daß ich geneigt bin, für sie Partei zu nehmen, wenn sie mich zum Bundesgenossen haben wollen.«

»Aber doch nicht *gegen* Emmy, Otto?« rief die Frau mit herzlichem Augenaufschlag.

»Wie kannst Du das denken!« erwiderte er feurig. »Ueberhaupt kann es ja nicht möglich sein, daß jene beiden Männer *gegen* Emmy's Vortheil etwas unternehmen wollen. Im Gegentheil, sie kommen hierher, um Kundschaft über sie einzuziehen und dann nach ihren weiteren Plänen zu handeln, und diese Kundschaft, denke ich, haben sie heute in Fülle von uns erhalten. Emmy konnte keine besseren Freunde finden, als wir uns heute ihr bewiesen haben, und das eben ist meine Freude, Taving, denn so haben wir ohne Zweifel beiden Parteien genützt.«

»O mein Gott, Otto,« rief die junge Frau, »wie schlägt mir das Herz, wenn ich an die Auflösung dieses Räthsels denke. Nach zwanzig Jahren! Wie mag er heißen, was mag er sein und warum mag er erst jetzt kommen, wenn er der Einzige ist, der er sein kann, wie?«

»Danach frage mich nicht, denn ich weiß es nicht. Nur so viel ist mir klar, daß wir in der That vor der endlichen Lösung des interessanten Romans stehen, der schon so lange unser einsames Ländchen in Athem erhält, und daß das Ende desselben kein unglückliches ist, das glaube ich mit Sicherheit vorhersagen zu können.«

»Wie? Du meinst? Jener Mann könnte Emmy von Prerow fortnehmen?«

»Das wird er ganz gewiß, wenn er die Macht dazu besitzt, oder Du denkst doch nicht, daß er sich bei uns niederlassen, ein Schiffer, Fischer oder dergleichen werden wird, um – uns und Prerow unsre wohlthätige Fee zu bewahren?«

Gustava senkte wieder ihren blonden Kopf und starrte sinnend vor sich nieder. »Dann weiß ich doch nicht, ob ich mich freuen soll!« flüsterte sie halblaut vor sich hin.

»Taving! rief ihr Mann mit ernstem verweisendem Tone, »das sprach eben der Egoismus aus Dir – ich habe vielmehr gedacht, Du würdest Dich mit mir, mit uns Allen über Emmy's Glück freuen – und nun?«

»O mein Freund,« rief die Frau und umschlang ihren Mann mit den Armen, »so weit ist es ja noch nicht und wir sind in unserer Phantasie der Wirklichkeit etwas vorausgeeilt!«

»Ah!« rief der Oberförster und nahm eine ernste Miene an, »Du hast Recht, so weit sind wir noch nicht und an uns ist es, in Ruhe zu erwarten, was die nächsten Tage bringen, denn lange wird die Lösung des Romans nicht ausbleiben, das glühende Auge jenes grauköpfigen

Mannes spricht laut genug seinen festen Willen aus und in seinem ganzen Wesen liegt Etwas, was mir sagt, daß er auch die Macht besitzt, diesen Willen durchzuführen, denn um es Dir offen zu bekennen: der Mann hat mir imponirt, wie noch nie ein anderer Mensch, und noch dazu auf den ersten Blick.«

»Mir auch, Otto, ja, daß ich es sage, aber wie –? Rubarth hat ihn ja Stundenlang gesprochen und gesehen, sollte denn der durchaus keine Erkennungszeichen an ihm wahrgenommen haben?«

»Ach, Rubarth, Liebe! Elias ist ein ganz tüchtiger, brauchbarer und rechtschaffener Mann, ja, aber den Scharfblick, eine solche Maske zu durchdringen, besitzt er nicht und er hat sich, wie viele Andere, durch das gebrechliche Wesen und durch das graue Haar des Mannes täuschen lassen.«

»Dann magst Du Recht haben.«

»Ich habe gewiß Recht und je länger ich mir die Sache hin und her überlege, um so wahrscheinlicher wird, sie mir. Nun still davon, warten wir Alles in Ruhe ab! Morgen geht der Prediger Gast in das Wittwenhaus und – und wird mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Ohren hören, daß Emmy – noch Emmy ist und daß sie ihren Carling nicht vergessen hat. Ich wollte erst morgen nach *Grünthal* zu meinem Bruder fahren, aber nun bleibe ich hier, denn ich muß dabei sein, wenn diese Wolke sich senkt und uns einen reinen blauen Himmel zeigt.«

»Recht, mein Lieber, so laß uns mit Ruhe erwarten, was die nächsten Tage bringen. Ach, Otto, das war denn also

in Wahrheit einmal ein glücklicher Tag, und diese sind so selten im Menschenleben.«

Während dieses Gespräch in der Oberförsterei zu Born stattfand, setzten die beiden Freunde, ohne eine Ahnung von demselben zu haben, ihren Weg rasch nach Prerow fort. Unterwegs verhielten sie sich still, anfangs von ihren innersten Gedanken ganz und gar in Anspruch genommen, später darum, weil sie über das Vorliegende nicht sprechen konnten, da der Kutscher aus dem kleinen Jagdwagen dicht vor ihnen saß. Englisch aber durften sie nicht mit einander reden, denn sonst hätte der Kutscher möglicher Weise seinem Herrn darüber Meldung gemacht, wodurch leicht ein frühzeitiger Argwohn gegen sie entstehen konnte, dem sie, so lange es ging, aus dem Wege zu gehen beflissen waren. Als sie aber Prerow erreicht und den Kutscher ihres neuen Bekannten, nach Sir Charles' Weise, mit einem fast überreichen Trinkgeld entlassen hatten, traten sie rasch in ihr Zimmer und lächelten sich nun mit heiteren Mienen an.

»Nun,« sagte Sir Charles, der den Hut noch immer auf dem Kopfe behielt, während der Rector es sich schon auf dem Sopha bequem gemacht hatte, »das war ein glückliches Zusammentreffen am Waldhäuschen, nicht wahr?«

»Ich halte es auch dafür. Das sind ein paar nette Leute. Und nun wissen wir auch von anderer Seite her, daß hier

im Pfarrhause vor fünfzehn Jahren eine abscheuliche Intrigue gegen Sie gespielt ist –«

»Lassen Sie das,« unterbrach ihn der Baronet, »ich will an das Böse, welches mir die Menschen zugefügt, nicht mehr denken; nur auf das Gute, das mir in Fülle vor Augen liegt, will ich meine Blicke und meine Hoffnung lenken – habe ich nicht Recht darin?«

»O ja!« erwiderte der Rector gedehnt, »aber jene Intrigue hat doch traurige Folgen für Sie gehabt, denn sie hat Ihnen Ihre Emmy auf so viele Jahre entzogen.«

»Ja, darin haben Sie Recht, mein Lieber, und hätte Emmy meine Briefe erhalten und meine fortdauernde Neigung daraus erkannt, so würde sie sich trotz ihrer dankbaren Gesinnung gegen den alten Pfarrer für mich erklärt haben, ja, ich würde zurückgekommen, sie nach Ostindien geholt haben und schon lange ein glücklicher beneidenswerther Mann sein. Das Alles ist wahr, es läßt sich nichts davon ablängnen, aber das ›hätte‹, ›könnte‹, ›würde‹ ist ein seltsames Ding und wir haben es jetzt mit etwas ganz Anderem zu thun. So sage ich Ihnen denn Lebewohl –«

»Wie,« rief der Rector, erstaunt von seinem Sitze aufstehend, »wollen Sie denn noch einmal ausgehen? Es ist ja schon zehn Uhr vorbei?«

Sir Chakns lächelte auf ganz eigene Weise. »Mein lieber Mr. Mildness,« sagte er sanft, »und wenn es Mitternacht wäre, heute *muß* ich noch einmal hinaus – wundert Sie das?«

»Soll ich Sie vielleicht begleiten?« fragte der Rector und griff schon nach seinem Hut.

Sir Charles schüttelte den Kopf und wehrte ihn leise mit der Hand ab. »Nein,« erwiderte er, »bleiben Sie. *Diesen* nächtlichen Gang will und muß ich allein thun, selbst Sie dürfen mich dabei nicht begleiten. Es ist ein heiliges Gefühl, welches mich hinaustreibt, und was ich thue, darf nur Einer wissen, der, der – doch Sie verstehen mich ja. Gute Nacht denn! Gehen Sie getrost zu Bett, ich dürfte vielleicht etwas lange ausbleiben, denn ich habe Viel – zu sehen und noch mehr – zu bedenken. *Farewell!*«

Mit leisen Schritten verließ Sir Charles das Haus der Frau Möbis, schloß vorsichtig die Thür hinter sich zu und trat auf die noch immer vom Monde beschienene Dorfstraße hinaus. Sie war um diese Zeit von Niemanden betreten, nur einzelne Lichter schimmerten noch aus den im Sommer selten verschlossenen Fenstern, und so konnte Sir Charles seinen Weg nach der Brücke hin ungestört fortsetzen. Langsam, aber mit fester, aufrechter Haltung, wie er gewöhnlich ging, schritt der einsame Mann die Straße hinab, blickte sich wenig um und nur als er die Brücke erreichte, blieb er davor stehen und schaute sich das ihm neue Werk lange und aufmerksam an, so viel es die schwache Beleuchtung des halb hinter einer Wolke verschwundenen Mondes erlaubte.

Als er ihre Construction genügend in Augenschein genommen, schritt er weiter darauf vor und nur auf der Mitte derselben blieb er wieder stehen und schaute sinnend auf den darunter himmelmelnden Strom, als wäre

es möglich, die Spuren in den Wellen aufzufinden, die einst Emmy's Ruder darin zurückgelassen, als sie mit ihm darüber hinfuhr.

Endlich aber hatte er auch hier lange genug gewelt und mit schnelleren Schritten strebte er dem jenseitigen Ufer zu, um in den tief sandigen Weg einzulenken, der zuerst nach dem Wittwenhause und daran vorüber nach der Pfarre und Kirche führte. Aber da blieb er plötzlich stehen und lauschte in die Ferne zur Linken hin. Er hatte einen Ton vernommen, der ihn mehr als Alles an vergangene Zeiten und namentlich an die verhängnißvolle Stunde erinnerte, die ihn einst an dieses stille Ufer geworfen hatte. Es war das Meer, welches laut stöhnend und ächzend an den Sanddünen brandete, und ja, da lagen sie vor ihm, die weißen Hügel, auf denen er so oft mit Emmy gesessen, die in der Ferne vorübersegelnden Schiffe, die Wellen mit ihren silbernen Kronen bewundert und in flüsterndem Zwiegespräch süße Stunden verbracht, die ihm so treu im Gedächtniß hafteten, daß er fast im Stande war, sich jedes Wortes zu erinnern, welches er damals zu seiner holden Gefährtin und diese zu ihm gesprochen hatte.

»Ach,« sagte er zu sich, »das alte Meer ist noch immer da und begrüßt mich mit seiner ernsten, gewaltigen Stimme, aber ich, du Meer, bin auch wieder da und begrüße dich mit meinem überquellenden Herzen. O du dürrer Sand um mich her! auch dich, trostlose Erdscholle, begrüße ich wieder, denn manchen Fußtritt habe ich

dir eingedrückt und du bist Zeuge von vielen Dingen gewesen, die zu meiner Zeit und nachher in deinen engen Gränzen sich zugetragen haben. Vorwärts aber, ach! da taucht die alte Kirche aus den Schatten der Dünen auf – und da, da blickt der Mond aus einer Wolke hervor, als wollte er mir Alles, was ich einst mit so schmerzlichen Gefühlen verließ, in seinem freundlichsten Lichte zeigen.«

Er unterbrach plötzlich sein Selbstgespräch, als hätte ihn etwas Unerwartetes in seinen Gedanken, in seinem Fortschreiten gestört, denn es war ihm, als schlüpfte in der Ferne von der Pfarre her eine dunkle Gestalt schnell in das kleine Wittwenhaus und als schließe sich dann hinter ihr lautlos die Thür, die, ach! ihm Alles verbarg, was ihm noch auf dieser Erde theuer war.

Eine Weile verharrte er unbeweglich, dann aber das dunkle Wittwenhaus umgehend, schritt er auf die Pfarre zu, deren Umrisse er allmählig genauer unterscheiden konnte. O, er hatte sie lange nicht gesehen und als er vor jener Reise nach Stralsund seinen Fuß über ihre Schwelle setzte, da ahnte er nicht, daß es auf so lange Zeit zum letzten Male sei und daß sich das ganze Weltmeer und ferne Erdtheile zwischen ihn und diese Mauern legen würden, bis er sich ihr wieder nähern sollte. Jetzt aber sah er sie wieder und eine aus Freude und Schmerz gemischte Rührung ergriff seine Seele, so daß sein Auge feucht wurde und er lange Zeit, in wehmüthige Gedanken versunken, wie gefesselt davor stehen bleiben mußte.

Bald darauf wurde die Pfarre und Alles, was um sie her lag, wieder dunkel, denn der Mond hatte sich hinter eine Wolke zurückgezogen als habe er seine Schuldigkeit gegen den Mann erfüllt, der in so stiller Nacht nur die Stätten seiner Jugend zu begrüßen gekommen war.

Da senkte dieser Mann den Kopf und murmelte in sich hinein: »So habe ich denn die Pfarre gesehen, zwar vor der Hand nur bei Nacht, aber ich werde sie nächstens auch bei Tage sehen. Jetzt schließt sie nichts mehr für mich ein, was mich an sie fesseln könnte, als eine kostbare Erinnerung; alles Uebrige, was für die Gegenwart und Zukunft Werth für mich hat, wohnt unter einem anderen Dach und zu diesem will ich mich nun endlich wenden.«

Er that wieder einige Schritte zurück und stellte sich dem Wittwenhause gegenüber am Wege auf. O wie oft hatte er früher seine Blicke auf diese kleine Hütte gelenkt, weiter war sie ja eigentlich nichts, aber nie war sie ihm so winzig und unbedeutend vorgekommen, wie sie ihm jetzt erschien und dennoch, woher kam es, niemals hatte das Häuschen einen so tiefen, fast überwältigenden Eindruck auf ihn gemacht, als jetzt, und je länger er seine Augen darauf ruhen ließ, um so erschütternder wirkte sein Anblick und es war nicht mehr Rührung allein, was in seiner Seele wogte und kämpfte, es war die bitterste, tief innerste Wehmuth, die an allen Fasern seines Herzens riß.

Doch da schrak er unwillkürlich zusammen. Das eine kleine Fenster erhellte sich plötzlich und hinter dem schneeweißen Vorhang bewegte sich ein Licht hin und

her, wie wenn Jemand eben eine Kerze angezündet habe und sie auf den Tisch stelle. In Sir Charles fluthete eine seltsame Bewegung auf. »Sie ist von ihrer Reise zurückgekommen,« sagte er sich, »und wahrscheinlich war sie es vorher selbst, die von der Pfarre her in das Haus trat, und jetzt ihre einsame Zelle erleuchtet. O Emmy, bist Du da? Weißt Du, ahnst Du nicht, daß auch ich da bin? O wenn Du es wüßtest, was würdest Du sagen, was thun – würdest Du die Thür öffnen und – Deinen Carling zu Dir hereinwinken – ihn mit Deinen Armen umschließen, ihn an Dein Herz drücken?«

Er stand wieder unbeweglich und starrte, ohne das Auge einen Moment abzuwenden, auf das still brennende Licht hin. Da war es, als ob ein Schatten davor hinträte und es einen Augenblick verdunkelte. »War das *ihr* Schatten?« bebte es von seiner Lippe.

Und mit einem Mal, als hätte er die letzten zwanzig Jahre gar nicht gelebt, ward seine Jugend in ihm lebendig, er sah mit seinen geistigen Augen Emmy vor sich stehen, Emmy ohne Schatten, ohne Makel, in vollem Glanze ihrer Jugendschönheit, mit dem seelenvollen Blick, dem unwiderstehlichen süßen Lächeln auf den Lippen, und eine ungeheure, schrankenlose Sehnsucht bemächtigte sich seines ganzen Wesens, als müsse er seinen Fuß vorwärts setzen, an das kleine Fenster pochen und rufen: »Mach auf, Emmy, Dein Carling ist da – er ist zurückgekommen, um – um sein Wort zu lösen, das lange, lange ungelöst in den trüben Wolken über Deinem Haupte geschwebt hat.«

War er in diesem Augenblick schon vierundvierzig Jahre alt? Nein, zwanzig davon waren spurlos von seinen Schultern gefallen, denn die ewige Jugend des empfindungsreichen Menschenherzens hatte sich in ihm geltend gemacht. Dennoch bezwang er sich männlich und blieb unbeweglich auf dem Sandwege stehen, wo er wie eine Bildsäule von Stein seinen Platz genommen. Wie lange er so stand, er wußte es selbst nicht, aber es mußte eine ziemliche Zeit verflossen sein, denn plötzlich verdunkelte sich das kleine Fenster, tiefer Schatten legte sich wieder darauf, die Bewohnerin hatte ohne Zweifel ihr Wohnzimmer verlassen und sich in das hintere Gemach begeben, worin sie wahrscheinlich schlief.

»Sie geht zur Ruhe,« sagte Sir Charles, »und die will ich heute nicht stören. Gott bewahre mich davor! Schlafe süß, meine theure Emmy, ruhe sanft diese Nacht und mag keine Ahnung Dich stören, daß Jemand in Deiner Nähe ist, der Dir so viel Unruhe und Herzeleid im Leben verursacht hat. Aber bald, bald, wenn ich erst weiß, daß Du meiner noch in Liebe gedenkst, daß Du mich sehen möchtest, dann, dann werde ich aus den Schatten meiner langen Nacht hervortreten, dann werde ich meine Hand in die Deine legen, mein Auge in das Deine senken und Du sollst finden, daß es noch ein treues Herz auf der Welt giebt, das die Eindrücke seiner Jugend unvergänglicher als der harte Marmor und das noch härtere Eisen bewahrt. Schlafe wohl!«

Langsam wandte er sich von dem Hause ab, auf dem seine Augen noch immer hafteten, als könnten sie sich

gar nicht davon losreißen, aber endlich gelang es ihnen doch und er schritt nun beruhigter, als er es vorher für möglich gehalten, wieder der Brücke zu, wo noch einmal das dumpfe Brausen der nahen Brandung an sein Ohr schlug und ihn heimwärts geleitete, bis es endlich hinter den Sandhügeln verstummte, die sich zwischen ihn und das ewig athmende Meer legten.

Als er – es war lange nach Mitternacht – in sein Zimmer trat, fand er den Freund noch wach und seiner wartend. Beide Männer standen schweigend vor einander und blickten sich geheimnißvoll fragend an.

»Nun,« begann Mr. Mildness mit seiner sanften Stimme endlich die Unterhaltung, »was bringen Sie mir für Kunde heim?«

»O, errathen Sie es schon?« fragte Sir Charles dagegen. »Nun wohl, ich bringe gute Kunde. Emmy ist von ihrer Reise zurückgekehrt, denn ich habe ihre Fenster erleuchtet gefunden.«

Der Rector nickte befriedigt. »Es ist gut,« sagte er, »so wollen wir voll Hoffnung zur Ruhe gehen. Morgen ist auch noch ein Tag, und dieses Buch, worin ich bis jetzt gelesen, der Pfarrer von Wakefield, soll mir die Thür der Wittwe des Pfarrers von Prerow öffnen, und wenn ich zurückkomme –«

»Nun, was dann?« fragte Sir Charles mit leuchtenden Augen, da der Redende plötzlich schwieg.

»Dann, denke ich, wird auch unsere Reise bald beendet sein und auch Ihre Fenster in der Heimat werden sich

bald wieder erhellen und Glanz und Freude in die ganze Nachbarschaft strahlen.«

»Gott gebe es, mein Freund, und nun gute Nacht. So glücklich und hoffnungsvoll bin ich lange nicht zu Bett gegangen!«

FÜNFTES KAPITEL. ZWEI ALTE FREUNDE.

Doch es dürfte jetzt wohl an der Zeit sein, uns persönlich in das Wittwenhaus an der Düne zu verfügen, um endlich sowohl die innere Einrichtung, wie die Bewohnerinnen desselben aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Das Häuschen war durch den schmalen Flur, in welchen man von der Straße trat, in zwei ganz gleiche Hälften geteilt, von denen die nach Osten gelegene Frau Dankwardt selber, die nach Westen aber eine alte Steuermannswittwe bewohnte, die ihren Mann schon vor vielen Jahren in den Wellen verloren hatte, dabei ohne alle Hilfsmittel war und nun von Emmy erhalten wurde, der sie dafür ihren kleinen Haushalt in Ordnung hielt, indem sie die Küche besorgte, die Zimmer reinigte und überhaupt die gröbere Handarbeit verrichtete.

Jede Hälfte des Hauses bestand aus zwei Gemächern, von denen das eine nach der Straße, das andere nach der Düne sah. Vor den Fenstern der hinteren Seite war ein kleiner Grasplatz angebracht, der zum Bleichen der Wäsche diente und von der alten Dienerin mit dem stolzen Namen ›Garten‹ belegt wurde. Die schmale enge Küche nahm die hintere Hälfte des Flures ein und in der

vorderen führten zwei Thüren: die zur linken Hand in die Wohnung der Dienerin, die zur rechten in die der Herrin. Wenn nun auch der ganze Raum, den diese für sich allein inne hatte, unbeschreiblich klein und eng war und durch die winzigen Fenster vorn und hinten nur ein geringes Licht erhielt, so herrschte doch eine Sauberkeit und Nettigkeit darin vor, wie man sie nur selten in Wohnungen auf dem Lande, selbst nicht bei vornehmeren und reicheren Leuten findet. Alles, was das arme Weib von dem frühen Schiffbruch ihres Lebens übrig behalten, Alles, was sie als das Wertheste und Kostbarste aus der Hinterlassenschaft ihrer Pflegeeltern gerettet, das hatte sie in diesen beiden kleinen Stübchen gesammelt und ausgestellt und so den kargen Raum allerdings noch um ein Bedeutendes beschränkt. So finden wir denn dann hauptsächlich die Möbel und Gegenstände wieder, die von dem theuren Jugendfreunde herrührten und als Geschenke von ihm in des alten Pfarrers Besitz gelangt waren. Da sehen wir das altmodische Sopha, den großen Lehnstuhl und sechs andere Stühle, sämmtlich mit grünem Plüsch bezogen, ferner den hübschen Schreibtisch, den Spiegel in Goldrahmen und die elegante Commode, die Sir Charles Goodrick bei seinem letzten Aufenthalt in Stralsund gekauft und durch Capitain Bunger als Beweis seiner dankbaren Gesinnung nach Prerow hatte senden lassen. Alle diese Möbel trugen in ihren Formen und Stoffen die Spuren ihres Alters an sich; die Ueberzüge waren verblichen, das Holz gedunkelt, aber Alles daran war

blank geputzt und prangte, so zu sagen, ist immerwährendem Sonntagsstaat. Kein Fleckchen durfte irgendwo auf der Politur haften, kein Stäubchen sich auf dem Sopha festsetzen, und so sauber und rein zeigte sich auch der alte Blument Teppich von Plüsch vor dem Sopha und die gepreßte wollene Decke über dem ovalen Tisch davor, welche gleichfalls Geschenke Charles Goodricks waren, die er am letzten Weihnachtstage der alten Pfarrerin verehrt hatte. Alle diese Sachen reinigte die Bewohnerin dieser Zimmer mit eigenen Händen, Niemand durfte sich damit befassen, denn alle waren ihrer Erinnerung heilig geblieben und nur sie allein glaubte sich berechtigt, sie den Einwirkungen der Zeit zu entziehen, die so gut auf Dinge wie auf Menschen ihren vernichtenden Einfluß übt.

Vor allen Dingen aber wandte sie einem über dem Sopha hängenden Büchergestell ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu, auf welchem die Bücher standen, die einst durch den schiffbrüchigen Engländer nach Prerow gelangt waren. Es mochten nur einige Dutzend Bände sein, aber sie enthielten die besten Werke deutschen und englischen Geistes und waren reich genug an innerem Stoff, um alle Jahre von Neuem gelesen zu werden und immer wieder Schönes und Gutes zu bieten. Daher sah man ihnen denn auch den häufigen Gebrauch an, der jedoch ihren Werth in den Augen der Besitzerin nicht verminderte, vielmehr sie ihr nur noch lieber und kostbarer machte, so daß es keinen Schatz auf der Welt gab, den sie damit hätte vertauschen mögen.

Haben wir so einen Blick in Emmy's Wohnzimmer geworfen, so wollen wir auch einen in das hintere Gemach wagen, womit wir denn die ganze kleine Welt beschaut, die nur durch das Wesen, welches sich in ihr bewegte, und durch die Gesinnung und die Empfindungen, die darin herrschten, ihre Bedeutung erhielt. In der einen Ecke nach dem Fenster hin stand in dem Schlafgemach ein mit weißen Gardinen verhangenes Bett, gegenüber ein bescheidener Toilettentisch mit einem Spiegel in Holzrahmen; dann folgte ein Kleiderschrank, eine alte Commode und endlich ein umfangreiches Bücherrepositorium, auf welchem die Bücher standen, welche die Prediger Dankwardt, Vater und Sohn, hinterlassen hatten, von denen viele schon oft durch der jetzigen Besitzerin Hände gegangen waren. Vor den Fenstern beider Zimmer hingen einfache Mullgardinen und Rouleaux von grobem Kattun, beide aber stets so weiß und glatt, daß es eine Freude war, sie anzusehen. Die Fensterbretter schmückten fast zu allen Jahreszeiten blühende Topfgewächse, den Tisch und die Commode Gläser mit frischen Blumen aus Garten, Feld und Wald, und an der Wand des vordern Fensters hing ein alter Canarienvogel in einem Drahtbauer, der mit seinem schmetternden Schlage jeden Morgen die Herrin weckte und somit das einzige lebende Wesen war, welches die harmlose Welt, die wir eben geschildert, mit ihr theilte.

Haben wir uns nun darin zurechtgefunden und trotz der Enge den ganz eigenen Reiz auf uns wirken lassen, den die überall herrschende Ordnung und Sauberkeit

verbreitete, so wollen wir uns jetzt zu der Bewohnerin selbst wenden, die an dem Morgen, an welchem wir sie besuchen, schon früh munter gewesen war und Mancherlei, wie wir nachher hören werden, in und außer dem Hause beschafft hatte. Wenn wir sie in den lichten Sonnenstrahlen des ersten Junitages am Fenster sitzen und mit einer weiblichen Handarbeit beschäftigt sehen, die den feinen weißen Fingern überaus schnell von Statten ging, so können wir unmöglich glauben, daß wir eine Frau von fast achtunddreißig Jahren vor uns haben, denn es lag etwas unbeschreiblich Anmuthiges und Jungfräuliches in ihrer ganzen Erscheinung, die wahrlich nicht durch kostbare Kleider und feinen Putz die Augen bestach. Ihren leicht getragenen elastischen Körper hüllte ein schwarzes Camelotkleid ein, das bis an den Hals hinaufging und, da es sich eng um die feine Taille und die Büste legte, die herrlichen Formen ihres Wuchses vollkommen sichtbar werden ließ. Nur ein schmaler weißer Battiststreif umgab den zierlichen vollen Hals und eben solche Manschetten die Handgelenke, sonst war nichts an ihr wahrzunehmen, was durch Farbe oder Glanz diese einfache Kleidung gehoben hätte. Aber wenn wir schon die mittelgroße, etwas volle und ebenmäßige Gestalt bewundernswürdig schön und anziehend finden, was sollen wir zu dem Kopfe sagen, der so anmuthig von diesem Körper getragen wurde? Hatte ihr Alter, das so wenige Frauen mit feindseligen Angriffen verschont, den Zügen dieses Gesichts schon irgend welche Spur aufgedrückt? Nein, das können, ja, das dürfen wir nicht sagen, wenn

wir bei der Wahrheit bleiben wollen, denn nicht die geringste Falte hatte diese edle reine Stirn gefurcht, die glatte Wange und das zarte Kinn heimgesucht, und selbst in die Umgebung der großen blauen Augen und der etwas kräftigen aber fein geschnittenen Lippen hatte sich kein Feind vollkommener Frauenschönheit gewagt. Allerdings war die erste Frische, das sogenannte Incarnat der Jugend aus der Farbe dieses Antlitzes geschwunden, der bestechende Schmelz, der wie ein duftiger Hauch nur auf den Gesichtern junger Mädchen thront, war verflogen, aber an ihre Stelle waren andere Reize getreten, die nicht aus vergänglichen körperlichen Verhältnissen ihre Nahrung ziehen, vielmehr aus dem ewig jung bleibenden Geiste und der täglich sich vervollkommnenden Seele stammen und für den wirklichen Kenner und Bewunderer wahrer Frauenschönheit den verführerischsten, weil unvergänglichsten Reiz besitzen.

Ganz unberührt von den vorüberstreichenden Jahren, waren bei ihr drei Hauptbestandtheile eines schönen Frauengesichts geblieben und gerade sie traten als die lautesten Verkünder ihrer aus dem Schmerzensgewirr des Lebens geretteten Jugendlichkeit auf, Ihr Haar hatte seinen früheren lichten Glanz, seine Fülle und seidene Weiche bewahrt, und die dichten Wellen, die vom Scheitel über die Wangen fielen und einen Theil derselben bedeckten, und die reichen Flechten, deren starke Windungen der Kamm auf dem Hinterhaupte kaum zusammenzuhalten vermochte, dürfte Mancher für die größte

Schönheit halten, die Emmy Dankwardt bis zu diesem Tage zu eigen geblieben war.

Auch ihre Zähne, von Jugend an milchweiß und gleichmäßig gebildet, hatte sie unversehrt erhalten, und wenn sie lächelte, was jetzt wohl seltener als sonst geschah, zeigten sich in der Nähe der Mundwinkel noch immer dies kleinen Grübchen, die Charles Goodrick früher so oft bewundert hatte und die dem Gesicht einer schönen Frau stets einen wunderbar lieblichen und fast kindlichen Ausdruck verleihen.

Für uns das Schönste und Bewundernswertheste an diesem schönen Kopfe aber waren die großen dunkelblauen Augen mit den fein gezeichneten Brauen darüber, die so verständig und ruhig, wie liebe- und ergebungsvoll in die Welt schauten und in denen sich die ganze Sanftmuth und Innigkeit concentrirten, von denen das Herz der armen Duldlerin fast überschwoll. Von ihnen strömte, wenn sie Jemanden voll und fest ansah, eine Fülle von Licht und Leben aus, in ihnen lag, wer darin zu lesen verstand, ihre ganze kummervolle Vergangenheit aufgezeichnet, und wenn sie mit diesem tiefen und doch so weichen Blick auf einem anderen Blicke fragend hafteten, so konnte er verstehen, was in dieser Frage lag, ohne daß der milde, warme Stimmlaut, der ihr eigen war, sie laut über die Lippen zu bringen nöthig hatte.

So haben wir denn das Aussehen einer Frau geschildert, in deren Brust ein Herz ohne Leidenschaft, aber dennoch warm und lebensvoll pochte. Wie ihr Gewissen

rein und fleckenlos so war ihr Geist ruhig und klar geblieben, und die Erfahrungen, welche sie im Laufe der Jahre gesammelt, die lange Zurückgezogenheit von allem lärmvollen Verkehr, das stete Nachdenken über sich und die Welt, von der sie nur so Weniges gesehen, deren Bewohner sie aber studirt und in allen ihren Eigenschaften erkannt, hatten sie milde und weich erhalten und niemals hatte ein Murren über ihr seltsames Geschick ihr auch nur eine Minute des harmlosen Stillebens verbittert, dem sie nun schon seit Jahren in ununterbrochener Regelmäßigkeit ergeben war.

Im eigentlichen Sinne des Worts war Emmy Dankwardt nicht arm zu nennen, denn ihr kleines Einkommen, in einer dürftigen Pension bestehend, reichte nicht nur für sie selber aus, sondern sie gab auch noch Anderen davon, wie uns die Oberförsterin in Born schon berichtet hat. Bedürfnisse, die viel Geld kosteten, hatte und kannte sie nicht; ihre Kleidung, immer sauber und nett, wußte sie stets aus dauerhaften Stoffen zu wählen, und ihre Lebensweise war dabei so einfach, daß sie kaum begreifen konnte, daß es Menschen gebe, deren kostbarsten Aufwand gerade die Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse verursachte. Mit dem ganzen Dorfe war sie, wir wissen es schon, auf das Herzlichste befreundet. Jedes Kind, ja jedes Hausthier, möchten wir sagen, kannte und liebte sie, und wo ihre sanfte Stimme sich vernehmen ließ, fanden sich Ohren, die darauf achteten, und Augen, die einen freundlichen Blick für die Sprecherin hatten.

Von Jugend auf an Arbeitsamkeit gewöhnt, verfertigte sie fast alle Kleidungsstücke selbst, sie nähte, strickte und stopfte, so lange es etwas darin zu schaffen gab, und waren diese Arbeiten beseitigt, dann kamen ihre Pflichten außerhalb des Hauses an die Reihe, denen sie sich mit ganzer Aufopferung hingab. Wo ein Kranker lag, in Prerow selbst oder in der nächsten Umgebung desselben, da konnte man auf ihren Besuch, auf ihren freundlichen Zuspruch, auf ihren Trost rechnen. Hatte sie aber diese Besuche beendet, dann gehörte der übrige Tag ihr und sie wandte ihn zu kurzen Spaziergängen, selten nur zu sogenannten Freundschaftsbesuchen an; die meiste Zeit jedoch und namentlich die langen Winterabende brachte sie mit Lesen zu, theils der Bücher, die sie selbst besaß oder von Anderen erhielt, theils der Zeitungen, die ihr regelmäßig der Prediger Schulz lieh. Das Lesen aller dieser Schriften war ihr zur zweiten Natur geworden, nicht nur um daraus Nahrung für ihren vorwärts strebenden Geist zu suchen, nein, auch um ihr Herz – ach dies früher so unruhig pochende Herz – zu beruhigen, und endlich war es ihr gelungen, das ungestüme Drängen und Verlangen desselben zum Schweigen zu bringen. Aber auch die Welt lernte sie durch dies fleißige Lesen kennen, die Welt, von der sie fast nichts mit Augen gesehen und von der sie doch in früheren Tagen so viel Großes und Schönes hatte reden hören, nicht von Seiten Charles Goodrick's allein, sondern auch anderer Männer, die jeden Sommer mit ihren Schiffen weit über alle Meere segelten und immer

frische Nachricht mitbrachten, wie wunderbar und seltsam es da draußen in aller Herren Ländern beschaffen sei.

Den großen gewaltthätigen Kummer, der ihr früher das Herz fast zerrissen, hatte sie lange bezwungen; der furchtbare Kampf, der vor ungefähr vierzehn Jahren in ihrem Busen gewüthet, war siegreich überstanden, und an die Stelle des ersten verzweifelnden Schmerzes war nur eine leise, sanfte Betrübniß getreten, die eben so viel Süßes wie Schmerzliches hat, aber zugleich die Seele erhebt und das Herz stärkt, wenn es sich sagen kann, daß es seine Kämpfe mit Ehren gekämpft hat. So viel sie wußte, drückte sie keine Schuld. Sie hatte an Niemanden übel gehandelt, sich nur als Opfer unter die unnachsichtliche Forderung des Vaters gebeugt und den bitteren Kelch getrunken, vielleicht den bittersten, den ein Weib trinken kann, den: einen Mann auf das Innigste zu lieben, und einen anderen, den sie für am wenigsten liebenswerth erkannt, heirathen zu müssen. An Charles Goodrick hatte sie Jahr aus, Jahr ein, Tag für Tag, Stunde für Stunde gedacht – mit unermeßlicher und langer Liebe, wie sie es ihm versprochen, und ob sie noch mit dieser Liebe an ihn dachte, das werden wir sehr bald erfahren. Er aber, er allein hatte sie, wie es schien, vergessen, oder, was vielleicht noch besser für sie war, er war lange, lange todt. »Nun,« sagte sie sich oft, »wenn Das ist, das sein *soll*, gerechter Gott, dann hast Du ja noch einen Himmel für uns arme Menschen aufbewahrt, und da werde ich ihn wiederfinden, denn es giebt einmal Sterbliche, die nicht für

das Glück dieser Welt, gewiß aber für die Seligkeit jener dort oben geschaffen sind.«

Mit diesem schönen Glauben hatte sie sich, nicht getröstet, wohl aber zuletzt in ihr Schicksal gefunden und, in Wahrheit fromm und christlich erzogen, aber noch mehr fromm und christlich durch ihr eigenes Nachdenken und durch die Beobachtung der Außenwelt geworden, hatte sie sich eine innere Zufriedenheit errungen, die ihr Geschick in einer Beziehung beneidenswerth machte, denn ein zufriedenes Gemüth ist seltener als ein glückliches Herz, und dem vollen Glücke gewiß vorzuziehen, weil es ohne verzehrende Leidenschaft ist und die süße Ruhe es umgiebt und erfreut, die nach unserm Dafürhalten die höchste Beseligung in sich schließt, die der Mensch auf dieser hastig dahin stürzenden, brausenden, alles wahre Gefühl rühmenden Welt empfinden kann.

So viel über Emmy Dankwardt. Ihr übriges Sinnen und Denken werden wir am besten erkennen, wenn wir sie an dem Tage auf Schritt und Tritt begleiten, der jetzt über ihr angebrochen ist und dessen strahlende Sonne bereits das trübe Gewölk zu zertheilen beginnt, welches bisher über ihr Leben ausgebreitet war.



Mit goldener und purpurner Pracht war die warme Junisonne schon aus dem Meere aufgestiegen, als der kleine gelbe Vogel die Bewohnerin des Wittwenhauses

an diesem Morgen um fünf Uhr mit seinem schmetternden Gesange aus ihrem Schlummer weckte. Indem sie sogleich bedachte, daß sie nach dreitägiger Abwesenheit vom Hause Manches zu ordnen vorfinden würde, stand sie rasch auf, kleidete sich völlig an und nachdem sie das Nöthigste in ihrer Wirthschaft besorgt, begann sie ihr Tagewerk, wie sie es stets zu thun pflegte. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch, zog die alte Bibel ihres Pflegevaters – auch sie stammte ja von Carling her – aus einem Fach und las still und andächtig ein Kapitel, welches an diesem Morgen an der Reihe war. Als sie damit fertig, brachte die grauköpfige Dienerin den Kaffee und diesen trank sie, mehr aus Sparsamkeit als aus Wohlgefallen, bitter und aß ein Stück Brod dazu, was ihr wie immer vortrefflich schmeckte. Als sie auch damit zu Ende, fütterte sie ihren Vogel und begoß ihre Blumen und dabei warf sie einen Blick aus dem Fenster auf den Prerower Strom, auf dem so eben zwei beladene Yachten südwärts segelten, was sie an das Leben da draußen erinnerte und die Sehnsucht in ihr erweckte, eine halbe Stunde am Strande zuzubringen und so den herrlichen Morgen auch im Freien zu genießen.

So nahm sie denn ihren Strohhut, um den ein einfaches grünes Band geschlungen war, schlug ein leichtes Tuch über den Arm und schritt auf die freie Straße hinaus, auf der noch kein Mensch in Nähe und Ferne sichtbar war. Ruhig bewegte sie sich nun durch den weichen Sand nach der Düne hinauf und erst als sie auf der höchsten Spitze stand, erhob sie tief aufathmend ihre Augen

und sog mit vollen Zügen die kräftige Seeluft und den köstlichen Anblick ein, der sich ihr hier bot.

Es war ein prächtiger Frühlingsmorgen, wie sie ihn lange nicht so wonnig und einladend gesehen. Am weiten blauen Himmelsbogen war kein Wölkchen zu finden und auf der eben so blauen See glitzerten die Sonnenstrahlen wie ein Meer von Diamanten, das Leben, Bewegung und Glanz durch die kleinen Wellen erhielt, die eine leichte Ostbrise vor sich herwirbelte, bis sie mit leisem Gemurmel den weißen Sand am Fuße der Düne erreichten und endlich zwischen den kleinen Muscheln Ruhe fanden die heftigen Wogen in der Nacht zu Tausenden ausgeworfen hatten. Lustig flatterten dabei die Möven mit silbernem Fittig hin und her, bald badeten sie ihre rothen Füße in dem schneeigen Wellenschaum, bald flogen sie kühn weit hinaus, als wollten sie die Schiffe einholen, die da draußen mit weit geblähten weißen Segeln von England, Schweden und Dänemark nach Deutschland und in umgekehrter Richtung steuerten und mit ihren bunten Wimpeln freundlich herüberwinkten.

Emmy stand lange auf ihrer hohen Düne und schaute anfangs mit ruhiger, allmähig aber sich belebender Miene die bewegte schimmernde See und das ferne Treiben darauf an. Sie hatte das Alles schon so oft gesehen, aber noch nie hatte sie es so eigenthümlich ergriffen, wie an diesem Morgen, wo ihr Gemüth in wunderbar weicher Stimmung sich befand. Drei kurze Tage war sie nur von ihrer Heimat entfernt gewesen und doch kam es ihr wie eben so viele Wochen vor, daß sie ihre Blicke nicht an

dem vor ihr liegenden Schauspiel gelobt, das ihr heute viel erhabener, bedeutungsvoller erschien, als habe sich während ihrer Abwesenheit Meer und Land, und Himmel und Luft anders, o wie so ganz anders gestaltet. Da flimmerte es ihr plötzlich vor den Augen, sie sah bei den blendenden Sonnenstrahlen auf dem funkelnden Diamantenspiegel fast nichts mehr, denn es war ihr ein Gedanke aufgestoßen, den sie erst überwinden mußte, bevor ihre Sinne ihre gewöhnlichen Functionen wieder übernehmen konnten.

»Ach,« sprach ihr Herz mehr als ihre Lippen vor sich hin, »Schiffe, Schiffe genug kommen und gehen, holen und bringen reiche Gaben von nahe und fern in das heimische Land, aber das rechte, das einzige, welches ich so lange erwarte, ist noch immer nicht dabei, alle schwenken rechts oder links ab, nur in Prerow landet keines von ihnen. O, o, mein Gott, erhöre mein Flehen, ich bitte Dich immer wieder darum: wo er auch sein mag, er, Du weißt schon, wen ich meine, bei Dir da oben im Himmel oder da unten in der kühlen Tiefe – halte ihn warm in Deinem väterlichen Arm und bette ihn weich, so weich wie Du kannst, und lasse es ihm dabei wohl sein, o so wohl, wie mir wäre, wenn ich bei ihm läge. Amen!«

Nach diesem ihrem zweiten Morgengebet, wie sie lange kein ähnliches mehr gehalten hatte, stieß sie einen tiefen Seufzer aus, warf noch einen langen schmerzlichen Blick über die schimmernde See und, indem sie rasch eine hervorquellende Thräne trocknete, kehrte sie ihr den

Rücken zu, als habe sie nun genug gesehen und als habe sich das Thor ihres Innern geschlossen, um keinem sie erweichenden Gedanken mehr Eingang zu gewähren. Eben so langsam wie vorher stieg sie von der Düne herab, ließ ihr Haus links liegen und wandte sich nach der Brücke, über die sie schritt und in das erste Haus des Dorfes eintrat, wo der Küster wohnte, der ein krankes Kind hatte, nach dessen Befinden sie sich erkundigen wollte. Sie fand es, trotzdem es noch früh am Morgen war, schon außer dem Bett auf dem Schooße der Mutter am Kaffeetisch, denn seine Krankheit war gewichen und der goldgelockte Knabe lächelte sie wieder fröhlich an. Nachdem sie sich ein Viertelstündchen bei den dankbaren Leuten aufgehalten und dem Küster einen Gruß von seinem Kollegen in Zingst ausgerichtet hatte, begab sie sich wieder auf den Rückweg, erreichte ihr Häuschen, ohne Jemanden zu begegnen und setzte sich, nachdem sie Hut und Tuch bei Seite gebracht, auf ihren Stuhl am Fenster nieder, um eine kleine Näharbeit zu beenden, die sie beim Prediger in Zingst begonnen hatte.

Bei dieser Arbeit blieb sie ungestört fast zwei Stunden sitzen, in denen sie bald freundliche, bald trübe Gedanken besuchten, als plötzlich eine kräftige Hand das Schloß der Hausthür öffnete und gleich darauf ein schwerer Fußtritt sich auf dem Flur unmittelbar vor ihrem Zimmer bemerkbar machte. Die fleißige Arbeiterin erhob ihr Gesicht von ihrer Näherei und lauschte nach der Thür, als habe sie den schweren Tritt des eben in das

Haus Getretenen erkannt. Gleich darauf klopfte es bescheiden an und auf ihren Hereinruf trat die mächtige Gestalt Elias Rubarth's, in neue Kleider gehüllt, über die Schwelle, wobei er den Kopf tief bücken mußte, um seine Stirn nicht an dem niedrigen Thürbalken zu stoßen.

»Elias!« rief Emmy laut und freudig aus und schritt dem alten Freund mit hastiger Bewegung entgegen. »O, Du bist es, der Erste, der mich wieder besucht, nachdem ich zurückgekommen bin. Aber was trägst Du da und warum hast Du Dich heute am Werkeltag so säuberlich geputzt?«

Elias hatte seinen Hut in der einen und zwei Körbe in der andern Hand, als er eintrat. Beides aber setzte er dicht an der Thür auf den Boden nieder und nun erst trat er, ihre letzte Frage überhörend, schweigend und mit vorgestreckten Händen auf Emmy zu, die er mit fast kindlich heiteren Blicken betrachtete, als sie ihre kleinen weichen Hände in seine großen harten legte und nun freudig bewegt in seine gutmüthigen Augen schaute.

Und doch, wer nur recht genau darauf geachtet hätte, war in ihre Freude und in seine Heiterkeit noch etwas Anderes gemischt, was mit ihnen nicht allzu nahe verwandt war. In Beider Blicken, als sie jetzt, länger als sonst unter Bekannten zu geschehen pflegt, auf und in einander hafteten, lag ein unausgesprochenes, dem linden Weh nahe kommendes Gefühl, das wie ein magnetisches Fluidum von einem Auge zum andern lief und dann nach den Herzen schoß, die offenbar dadurch in heftigere Bewegung geriethen. Aber nachdem sie diesen

einen langen seltsamen Blick ausgetauscht und sich gewissermaßen dadurch versichert hatten, daß sie die Alten seien, daß das innere geheimnißvolle Band, welches sie verknüpfte, noch immer vorhanden sei, da erst fanden Beide ihren Gleichmuth wieder und, nachdem sie sich nun noch einmal freundlich zugewandt, folgte Elias der ihn leitenden Hand seiner Freundin und setzte sich auf einen Stuhl, der dem ihrigen am Fenster schnell näher gerückt war.

»Ja, guten Morgen, Frau Emming!« sagte Elias, denn so nannte er sie jetzt, die von Allen »Frau Pastorin« angeredet wurde, dagegen erlaubte er sich nicht mehr das trauliche Du, obgleich sie noch immer aus alter Gewohnheit dasselbe beibehalten hatte. »Da bin ich und ich hatte schon lange einmal wieder Sehnsucht, Sie zu besuchen, aber ich wollte nicht mit leeren Händen kommen und erst heute Nacht ist mir der Fang geglückt, den ich schon oft im Auge gehabt. Ha, ich bringe etwas Gutes diesmal, Frau Emming!«

»Was bringst Du denn, guter Elias?« fragte sie sanft. »O, ich wäre schon mit Deinem bloßen Besuche zufrieden!«

»Die weiß ich, des weiß ich, aber doch bringe ich Etwas!« versetzte Elias und ging nach den Körben zurück und setzte sie beide auf den ovalen Tisch vor dem Sopha. »Ja,« fuhr er lächelnd fort und man sah ihm an, wie sein kleines Geschenk ihm selbst Freude machte, »dies frische Süßbrod hier und die feine Butter dazu, die schickt meine Alte und bittet die Frau Emming, sich beides gut

schmecken zu lassen, ja. Hier aber, in diesem Korbe, – da habe ich ein paar prächtige Makrelen – sehen Sie einmal da, sind das nicht schmucke Dingerchen und glänzen sie nicht wie aus reiner Perlmutter gemacht? Ja, ich weiß, Sie essen sie gern und da habe ich Ihnen heute dies Gericht gefangen, Frau Emming, ja!«

Emmy blickte gerührt und dankbar auf den alten Freund, reichte ihm noch einmal die Hand und klopfte mit der andern leise auf seine Schulter, die sie kaum erreichen konnte. »O Elias,« sagte sie warm, »Du denkst immer an mich, wie von jeher, und das – das rührt mich tief.«

»Ja, auch mich,« sagte der Riese mit seltsam weicher Stimme, »und das ist eben das Schöne dabei, ja. Und so soll es auch bleiben, noch viele Jahre, so Gott will, wie es schon viele Jahre zwischen uns gewesen ist, ja. Nicht wahr, Frau Emming?«

Die Wittwe nickte mit halb abgewendetem Blick, denn erwidern konnte sie nichts darauf; er aber verstand sie doch, und nun die Körbe stehen lassend, nahm er wieder seinen Platz auf dem Stuhl ein, da Emmy auch den ihrigen eingenommen hatte.

»Ich danke Dir aus vollem Herzen,« sagte sie dann langsam, wieder mechanisch nach ihrer Arbeit greifend, ohne sie jedoch fortzusetzen, »aber nun sprich zuerst von Dir selber. Was macht Deine gute Frau, was machen Deine Knaben? Lernen sie gut und gehorchen sie Dir, wie sie sollen?«

»Oho!« rief Elias mit einer Art stolzen Selbstgefühls, »sie lernen und gehorchen mir schon – o ja! Und gesund sind sie Alle und Alle lassen auch bestens grüßen.«

»Ich danke nochmals und bitte sie wieder zu grüßen. Vielleicht komme ich bald 'mal hinüber, und dann wollen wir recht heiter sein – nicht wahr, Elias?«

»An mir soll es nicht fehlen, Frau Emming!« versetzte Rubarth mit einer Miene, als glaube er nicht recht an diese Heiterkeit.

»Und nun sprich, wie geht das Geschäft? Geht es gut?«

»Ei nun, Frau Emming, ich habe, Gott sei Dank! keine Klage, es geht ja ganz leidlich und ich bin zufrieden, so ja – ganz so wie Sie. Wir Beide ertragen unser Schicksal schon, nicht wahr?«

Emmy lächelte trübe und nickte stumm mit dem Kopfe. Aber plötzlich erhob sie ihn fast gewaltsam wieder und ihr Gesicht zu einem heiteren Ausdruck zwingend, fuhr sie sanft zu fragen fort: »Aber wie, Elias, Du bist ja heute so früh und in Deinen Sonntagskleidern herübergekommen? Was hat Dich denn zu so ungewohnter Stunde nach Prerow geführt, da Du doch sonst erst gegen Mittag zu kommen pflegst?«

Elias verzog seinen breiten Mund zu einem schlaun Lächeln und dann sagte er: »Ei ja, das hängt so ganz besonders zusammen. Erstens hatte ich heute Zeit, da ich jetzt nur alle zwei Tage Postdienst habe, und wollte Ihnen noch vor Tische die Makrelen bringen; dann aber, Frau Emming, ja – wollte ich auch einmal meine beiden Herren besuchen und mich erkundigen, ob sie mit der

Base Möbis zufrieden sind, wo ich sie untergebracht habe – ja!«

»Ach so, ja, ja, ich weiß, daß Du zwei Fremde herübergebracht hast – der Pfarrer hat es mir gestern Abend erzählt, als ich bei ihm vorsprach, nachdem ich von Zingst zurückgekommen war. Der eine Herr hat ihm schon einen Besuch gemacht – gestern Morgen glaube ich. Was sind es für Männer?«

»Ja,« sagte Elias und rieb etwas verlegen mit der Rechten die innere Fläche seiner linken Hand, »was sind es für Männer? Das ist bald gefragt, aber ich weiß so recht keine Antwort darauf. Der Eine, wahrscheinlich der, der den Prediger besucht hat, ist auch ein Pastor, ein alter gutmüthiger Herr, aber aus dem Andern kann ich nicht so leicht klug werden.«

»Wie so denn?«

»Ei nun, das ist so ein ganz eigener Fall. Er ist morsch und hinfällig wie ein hohler Baum, das sieht man ihm wohl an, und taub ist er auch ein bischen, wenigstens bisweilen, wie es mir vorkommt. Komisch ist nur, daß, er sich hier stärken und bis zum Sommer in Prerow bleiben will, um später in Zingst zu baden. Haha! Ja, die Leute in der Welt da draußen haben mitunter ganz sonderbare Launen. Hier in Prerow, dem windigen Sandloch, sich stärken wollen! Haha! Doch eins ist gewiß ja! Reich sind sie – sehen Sie 'mal hier, Frau Emming!«

»Was hast Du denn da?« fragte Emmy, als Elias rasch in seine Westentasche griff, das in ein Stück Papier gewickelte Goldstück hervorzog und es ihr nun hinhielt.

»Ja, denken Sie nur, für die Ueberfahrt und daß ich ihnen die Wohnung verschafft habe, die doch gerade leer stand, haben sie mir einen Louisd'or gegeben, ist das nicht sonderbar?«

»Sonderbar? Nein, Elias, aber eine seltene Großmuth ist es. Es müssen allerdings reiche und auch gute Leute sein. Sind sie Beide schon alt, wie?«

»Ei ja gewiß. Der Prediger wenigstens sechszig und der Andere – nu, der Andere auch nicht viel weniger, denke ich, und dabei lahm, taub und kurzathmig – ach Du lieber Gott!«

»O der Arme!« seufzte mitleidig die Wittwe.

»Also bei Ihnen sind sie noch nicht gewesen?« fragte Rubarth ruhig weiter.

»Nein, Elias, ich war ja drei Tage in Zingst. Warum sollten sie auch zu mir kommen?«

»Ei, das ist ja ganz natürlich, Frau Emming! Der Prediger hat ja den Pfarrer Dankwardt gekannt – ich meine den Vater, Frau Emming, verstehen Sie mich recht – und er hat mich ordentlich nach ihm ausgefragt – auch nach Ihnen hat er gefragt – ja – da er wußte, daß Sie seine Pflegetochter sind.«

»Ich habe es schon gehört, Elias, gestern beim Prediger,« erwiderte Emmy, trübe vor sich hinblickend. »Nun, er soll mir willkommen sein, obgleich – obgleich er mir nicht viel Angenehmes zu sagen haben wird, und ich – ich denke auch an die alten Zeiten nicht gern.«

»Nicht gern?« rief Elias und riß seine ehrlichen blauen Augen weit auf. »O, das sollte ich nicht meinen. Aber

freilich, oft ist es auch unangenehm, an die alten Zeiten zu denken. Das habe ich neulich recht empfunden, als die beiden Herren bei mir drüben in der Stube saßen und ich meinen Kaffee trank, ehe ich sie herüberbrachte, ja.«

»Was meinst Du? Ich verstehe Dich nicht recht.«

»Ei ja, Frau Emming, ich glaube es wohl. Na, ich habe da recht lebhaft an vergangene Zeiten denken müssen, und an *Einen* – gesprochen habe ich freilich nicht von ihm – habe ich recht herzlich dabei gedacht.«

Emmy, die ihn sehr gut verstand, überrieselte es kalt und ihr durch das Gespräch ganz rosig gewordenes Gesicht wurde mit einem Male bleich. Sie hatte gern weiter gefragt, aber sie wagte es nicht, denn ihr Herz pochte zu mächtig in ihrer schwer athmenden Brust. Elias überhob sie der Mühe, denn er fuhr zu sprechen fort, ehe Emmy nur ein Wort herausbrachte.

»Ja,« sagte er, »gesprochen habe ich von ihm nicht, aber ich habe doch, wie gesagt, an frühere Verhältnisse denken müssen. Die beiden Alten waren so neugierig und wollten Alles wissen. Da habe ich ihnen erzählt, was mir gerade in den Mund kam, aber nichts, nichts – nein, glauben Sie mir – was – was Unser Geheimniß verrathen hätte. O nein, Gott bewahre mich! In meiner Brust liegt es begraben und von meinen Lippen soll es Keiner erfahren, mag er sein, wer er will!«

»Aber was wollten die Herren denn wissen?« wagte Emmy endlich zu fragen.

»Ei nun, sie fragten, ob die Tochter des alten Predigers Dankwardt, die sie Anna nannten – na, sie irrten sich in

dem Namen – verheirathet wäre, und da sagte ich ihnen: *Nein!*« rief Elias, das letzte Wort mit so lauter Stimme ausstoßend, daß Emmy fast erschrak.

Bald aber faßte sie sich wieder, lächelte trübe vor sich hin und fuhr mit der Hand über eine Scheibe am Fenster, als wolle sie einen Hauch davon abwischen, obgleich keiner darauf zu bemerken war. »Also das wollten sie wissen?« brachte sie fast mühsam hervor.

»Ja, und noch eine ganze Menge anderer Fragen hatten sie in Bereitschaft, worauf ich gar nicht vorbereitet war, und ich bitte um Verzeihung, daß ich vielleicht Manches gesprochen habe, was kein Anderer zu wissen brauchte, ja – und das war auch ein Grund, warum ich heute zu Ihnen gekommen bin, Frau Emming.«

»Ich danke Dir für Deine Aufrichtigkeit, Elias!« sagte Emmy leise. »Nun, da kann ich mich nur auf den Besuch der Herren vorbereiten. Ach!« und sie seufzte laut – »es wäre mir lieber, sie kämen nicht.«

»Soll ich ihnen das sagen, Frau Emming? Ich gehe gleich nach der Base Haus –«

»Nein, thue es lieber nicht, es möchte sie verletzen, und ein alter Bekannter meines verstorbenen Pflegevaters kann es doch nur gut mit mir meinen.«

»Oho! Gut meinen, das versteht sich von selber!« rief Elias heftig. »Das sah man ihnen wohl an, es waren im Ganzen ein paar prächtige Männer und meiner Alten haben sie ganz vorzüglich gefallen, ja!«

»Dir nicht, Elias?«

»O ja, warum nicht? Nur fragten sie mich zu viel und das liebe ich nicht. Ich denke lieber mehr, als ich spreche, denn das ist ja doch das Beste auf der Welt. Nicht wahr, Frau Emming?«

»Gewiß, guter Elias. Das *Denken* geht mir auch über Alles.«

»Und Sie nehmen es mir nicht übel, daß ich heute gegen unsere Verabredung das Gespräch wieder einmal auf *ihn* – Sie verstehen mich – auf ihn gebracht habe, nicht wahr?«

»O, wie könnte ich Dir das übel nehmen, Du meinst es ja so gut –«

»Na, das versteht sich!« rief Rubarth und stand von seinem Stuhle auf. »Jetzt muß ich aber gehen. Ihre kleine Uhr da drinnen schlägt eben Zehn und ich habe heute nur schwachen Wind. Ich brauche wenigstens zwei Stunden, bis ich zu Hause bin.«

»So danke ich Dir herzlich für Deinen Besuch und Auch für die Geschenke. Die Makrelen sollen mir heute Mittag gut schmecken und das Brod und die Butter auch. Grüße Deine Frau recht freundlich.«

Elias nickte und hatte dabei Emmy's Hände ergriffen, die er fest und herzlich zwischen die seinen preßte. »Nicht wahr,« sagte er mit einem warmen Blick in ihre schimmernden Augen, »wir bleiben die Alten, wie es auch kommen mag –«

»Immer, Elias, immer dieselben!« tönte es mit wehmüthigem Laut von Emmy's Lippen.

»Na, dann ist es gut und nun gehe ich fröhlich. Adieu, Frau Emming, und seien Sie mir nicht böse wegen der Plauderei.« Dabei hatte er seinen Hut und die Körbe ergriffen und trug letztere wieder hinaus, um sie der alten Frau drüben einzuhändigen und sie von ihrem Inhalt befreien zu lassen. Emmy geleitete ihn hinüber, brachte ihn bis vor die Thür und sah ihm noch lange nach, als er mit eiligen Schritten der Brücke zuing, um seine Base aufzusuchen, für deren Gäste er einen dritten Korb, den er auf dem Flure gelassen, auch mit einem Gericht leckerer Makrelen versehen, mitgebracht hatte.

SECHSTES KAPITEL. DER ERSTE BESUCH.

Als Emmy wieder in ihr stilles Stübchen zurückgekehrt war, fand sie selbst, daß die Ruhe ihres Gemüthes, deren sie sich an diesem schönen Morgen erfreut, ein wenig erschüttert war. Elias Rubarth's Besuch und das Gespräch mit ihm hatte die tief schlummernden Empfindungen ihres Herzens aufgewühlt und in diesem Herzen wallte und wogte es jetzt, nicht so stürmisch zwar, wie es in früheren Zeiten darin gewogt, aber doch heftig genug, um ihr die Fortsetzung ihrer Näharbeit am Fenster unmöglich zu machen. Sie ging daher in dem kleinen Raume sinnend auf und nieder und versuchte es, die Gedanken zu ordnen, die, etwas regellos dahin und dorthin schweifend, in ihrem Geiste auf und ab trieben. Aber es wollte ihr nicht so recht gelingen, und wider ihr Wissen kleidete sie dieselben allmähig in Worte, die sie leise vor sich hin flüsterte und die etwa also lauten mochten:

»Der gute Elias! Mein alter unveränderlicher Freund! O, er allein von Allen, die ich einst besessen, denkt noch an mich und er ist das einzige Verbindungsglied, welches meine ereignißreiche Vergangenheit mit der ereignißlosen Gegenwart verknüpft! Und wenn ich ihn sehe, wenn ich seine einfachen ehrlichen Worte höre, was für ein weites großes und herrliches Bild entrollt sich dann nicht vor meiner Seele und eine andere Gestalt – o sie hat mich heute schon einmal besucht – taucht wie ein stiller, räthselvoller Schatten vor mir auf und sieht mich mit jenem schmerzlichen Blick an, wie damals im Waldhause, als ich von ihm Abschied nahm, da er noch lebte, da seine Hand noch in dieser meiner Hand ruhte und mein Herz an dem seinen klopfte. O! Doch still, wühle nicht in der alten Wunde, Herz, es ist Alles, Alles, Alles vergeblich, meine Augen, ach! werden ihn nie mehr schauen!«

Sie stand plötzlich still, that einen Schritt nach dem Schreibtisch und ihre Hand zuckte empor, als wolle sie nach irgend Etwas darin greifen. Aber sie zog sie wieder zurück, als hätte sie sich anders besonnen, allmählig aber athmete sie beklommener, ihr Busen hob sich schneller und schneller und endlich konnte sie dem inneren Drange nicht mehr widerstehen – sie trat hastig an das Pult, schloß rasch einen kleinen Kasten auf und nahm ein Blatt Papier heraus, das schon von der Zeit gelblich und von reichlichen Thränen die früher darauf gefallen, steif und rauh geworden war. Schnell hatte sie einen Stuhl vor den Schreibtisch gerückt, das Blatt vor sich entfaltet und

nun schaute sie mit vornübergebeugtem und auf die Hände gestütztem Kopfe, als wäre er zu schwach geworden, die darin angehäuften Gedanken zu tragen, auf die alte Schrift, hin, die ihre Züge noch immer deutlich erkennen ließ, obgleich sie nur mit Bleistift und augenscheinlich flüchtig darauf geschrieben waren,

»*Love me little, love me long!* Ribnitz. Nachts halb zwei Uhr. 28. August 183*.

Charles Goodrick.«

las oder vielmehr buchstabirte sie leise flüsternd, und wieder fiel eine frische Thräne auf das Blatt, als dürfe es auch diesmal nicht des warmen Herzensopfers entbehren. So saß sie wohl mehrere Minuten lang, in sich selbst versunken, gleichsam die Welt im Hinstarren vergessend; dann aber sprach sie laut und fest die Worte, die sie mit kräftigen Zügen darunter geschrieben hatte:

»*For ever! Emmy Norge!*«

und stand mit schnellem Entschlusse auf, worauf sie das Blatt, nachdem sie einen Kuß darauf gehaucht, vorsichtig wieder in sein Fach verschloß und den Schlüssel davon in ihrer Tasche verwahrte.

»O, o,« sagte sie jetzt laut und trocknete sich die Augen, »da hat es mich einmal wieder gepackt und ich wollte doch, was ich so eben that, nur so selten wie möglich thun. Ja, aber heute, heute – o, der Tag war so schön und an solchen Tagen habe ich mit ihm so oft – still!« unterbrach sie sich, »es kommt Jemand!«

Und unwillkürlich einen raschen Blick in den Spiegel werfend, erkannte sie mit Schrecken, daß ihr Gesicht von der überstandenen Aufregung mit rosiger Gluth übergossen war, aber sie gewahrte nicht, daß sie dadurch noch viel jünger und schöner erschien. In Bezug auf einen sich nahenden Besuch hatte sie sich jedoch getäuscht, es störte noch Niemand wieder ihre Einsamkeit und so hatte sie einige Zeit, sich zu sammeln, zu beruhigen, bis sie wieder in der alten Verfassung zu sein glaubte und sich an das Fenster setzte, um ihre Arbeit endlich zum Schluß zu bringen.

Allein diese Arbeit sollte heute nicht beendet, am Vormittag nicht einmal fortgesetzt werden, denn eben als sie den ersten Nadelstich that, hörte sie wirklich den Fuß eines Menschen auf die Stufen vor der Hausthür treten, und gleich darauf kam Jemand in den Flur, aber weit leiser als Rubarth und auch viel langsamer und bedächtiger, wie denn auch das alsbald folgende Klopfen an ihre Thür ein noch bescheideneres als das ihres alten Freundes war.

Emmy's Brust athmete hoch auf, ihr Auge flog nach der Thür und auf ihren leisen Ruf: »Herein!« öffnete sich dieselbe und die ehrwürdige Gestalt des Geistlichen von Ross, mit dem milden, von Ruhe und Zufriedenheit strahlenden Gesicht, trat langsam herein.

Emmy stand von ihrem Stuhle auf und bewegte sich ihm mit dem ihr eigenen schwebenden Gange entgegen; auf der Stelle glaubte sie zu wissen, wer dieser Mann sei, der ihr zum ersten Mal seinen Besuch abzustatten kam. Er selbst aber blieb, nachdem er die Thür geschlossen

und eine achtungsvolle Verbeugung gemacht, an derselben stehen, wollte ein Wort der Begrüßung, der Entschuldigung sprechen, aber sein Mund blieb stumm, nur sein Auge starrte mit ungewöhnlicher Schärfe, gewissermaßen überrascht, betroffen, auf die liebevolle Erscheinung vor ihm hin, die in Gestalt, Antlitz und Haltung alle seine Vorstellungen so weit überflügelte, daß er kaum so viel Fassung behielt, um sich dies selbst einzugestehen. Aber da wurde es mit einem Mal klar in seiner Seele, vor seinen Augen: »Ach,« sagte er sich, wie man oft im Fluge zu sich selbst sprechen oder vielmehr denken kann, »du haben wir ein Weib, in dessen Busen der Sturm ausgeht und nur Windstille herrscht, o, und nie habe ich Mond und Sterne so still und friedlich ihre Bahn wandeln und meinen Pfad erleuchten sehen, wie auf diesen Zügen die Lichter der Seele und des Herzens strahlen – ah!«

Aber dieser Gedanke schwebte in der Seele der Geistlichen von Ross wie ein blitzschnelles Phantasiebild vorüber und als er bemerkte, daß Emmy Dankwardt's Auge mit vertrauensvoller Offenheit an seinen Zügen hing, gewann er selbst wieder Vertrauen zu sich und sagte: »Um Vergebung, verehrte Frau – habe ich die Wittwe Emmy Dankwardt vor mir?«

»Ja, ich bin Emmy Dankwardt!« sagte da eine liebevolle sanfte Stimme, die wie ein kosender Frühlingshauch um seine Ohren spielte.

»So begrüße ich Sie herzlich – ich bin der – der Prediger *Gast* und für den Augenblick ein Bewohner Prerow's, der sich es nicht versagen kann, Ihnen einen Besuch zu

machen, in der Voraussetzung, Sie werden es ihm nicht verargen, daß er Ihre Ruhe stört.«

»Sie stören meine Ruhe nicht, Herr Prediger, ach nein!« erwiderte sie mit eigenthümlicher Betonung, denn auch ihr Vertrauen war von diesem Mann fast an den ersten Blick gewonnen, den sie in seine milden, menschenfreundlichen und doch in diesem Moment nicht von Verlegenheit freien Züge that. »Ich habe bereits von mehreren Freunden gehört, daß Sie hier sind,« fuhr sie fort, »und daß Sie mir Ihren Besuch zugedacht hatten. Das ist freundlich von Ihnen und ich danke Ihnen dafür. Doch nun setzen Sie sich und ich werde meinen Platz auch wieder einnehmen.«

Der Prediger Gast mußte ein galanter Mann sein, denn er ergriff rasch die Hand der Wittve und geleitete sie nach dem Sopha hin, vor das er dann flugs einen Stuhl rückte und sich darauf niederließ, doch so, daß das Licht auf ihr Gesicht und der Schatten auf das seine fiel, wobei er die schönste Gelegenheit fand, die weichen lieblichen Züge dieses Antlitzes zu durchforschen und in dem strahlenden Auge den Geist zu lesen, der in ihrem Innern waltete.

»Ja,« begann er nun das Gespräch, »ich wollte Sie schon gestern besuchen, aber Sie waren verreist und ich theilte meinem Amtsbruder Schulz meinen Wunsch mit, Sie zu sehen. Der ist mir nun erfüllt. Ich bin bei Ihnen und sehe Sie.«

Mr. Mildness sprach in kurzen Sätzen, als litte auch seine Brust an einer krampfhaften Beklommenheit; je tiefer

er in diese sonnenklaren Augen drang, in denen ein Licht leuchtete, wie er es, seinem Dafürhalten nach, noch bei keinem Weibe gefunden, um so bewegter wurde er wieder und er gab Sir Charles im Stillen Recht, der ihm gesagt, daß die Schönheit Emmy Norge's eine ganz ungewöhnliche und Jedermann überraschende gewesen sei.

»Es freut mich, auch Sie zu sehen,« erwiderte Emmy, wobei ein stilles bescheidenes Lächeln wie ein rasch vorüberzuckender Blitz um ihre Lippen spielte. »Sie sind ein alter Bekannter meines verstorbenen Pflegevaters, habe ich gehört.«

Das Wort war heraus, sie selbst hatte es gesprochen, und Mr. Mildness athmete auf. Es war ihm fast unmöglich, vor diesem reinen Wesen eine Unwahrheit zu sprechen, in dessen Antlitz jeder Zug, jede Linie eine Wahrheit enthielt. Nun aber ging er auf ihre Frage ein, er war in gewissem Sinne ja wirklich ein Bekannter des alten Predigers, denn Sir Charles selbst hatte ihn dazu gemacht, und so sagte er: »Ja, Sie haben Recht, ich habe den Prediger Dankwardt gekannt und ich freue mich daher doppelt, Sie jetzt von Angesicht zu Angesicht zu sehen, die Sie in so nahen Verhältnissen mit ihm gestanden haben.«

Emmy schlug unwillkürlich die Augen nieder, wahrscheinlich aus Besorgniß, daß jetzt Mancherlei zur Sprache kommen würde, was ihr peinlich werden könnte. Auch erhob sie sie nicht eher wieder, als bis das Gespräch später plötzlich eine andere Wendung nahm, obwohl sie

ganz ohne Grund besorgt gewesen war, denn Mr. Mildness war auf seiner Huth und vermied absichtlich Alles, was sie unangenehm berühren konnte.

»Zu welcher Zeit haben Sie meinen Pflegevater gekannt?« fragte sie mit einer so ergebungsvollen Miene, daß den Geistlichen von Ross eine tiefe Rührung überkam.

»Als ich ihn zum ersten Mal sah,« erwiderte er mit dem mildesten Stimmtone, den er hervorbringen konnte, »waren Sie wahrscheinlich noch ein Kind – ja gewiß – und später habe ich ihn stets nur auf kurze Zeit gesprochen, um so mehr aber von Bekannten über ihn gehört. Er hat auf mich stets den Eindruck eines braven, biedereren und in jeder Beziehung wackeren Mannes gemacht.«

Aus Emmy's immer noch niedergeschlagenen Lidern drängte sich eine einsame Zähre hervor und rollte langsam über ihre rosige Wange. »Ja, das war er!« flüsterte sie leise.

»Meine liebe Frau Pastorin,« sagte hier Mr. Mildness mit einer geschickten Wendung, »dies Gespräch scheint Sie, wie ich wahrzunehmen glaube, wider meine Vermuthung tief zu bewegen – brechen wir lieber für jetzt davon ab, wir werden künftig, wenn wir bekannter sind, noch Zeit genug haben, darauf zurückzukommen. Sagen Sie mir also zunächst, wie es Ihnen gegenwärtig geht, ob Sie mit Ihrem Loose zufrieden sind und ob dies kleine Häuschen, indem Sie hier wohnen, Sie nicht etwas bedrückt, denn es ist in der That ein wenig eng.«

Emmy hob fast verwundert die Augen in die Höhe und wischte sich jetzt jene Zähre mit einem Tuche von der Wange ab. Es lag in der Sprache, der Stimme des Fremden, der sich doch so warm für sie zu interessiren schien, eine seltsam erhebende und beruhigende Gewalt, und diese beherrschte sie, indem sie ihr fast ein unbedingtes Vertrauen gegen den würdigen Mann einflößte, der ihr äußerlich unbeweglich und doch innerlich so theilnehmend gegenüberaß. »Mir geht es gut,« erwiderte sie, »ich bin mit meiner Lage zufrieden und was die Enge des Raumes um mich her betrifft,« fügte sie mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu, »so vergessen Sie nicht, daß es das Haus für die Wittwen der verstorbenen Prediger von Prerow ist, in welchem ich wohne. Die guten Leute hier sollen, als sie es einst bauten, einen sehr guten Pfarrer verloren und eine sehr böse Pfarrerswittwe – so erzählt die Tradition – behalten haben. Da meinten sie nun, wenn der gute Pfarrer in einem noch engeren Sarge Raum hätte, müßte dies Haus auch groß genug für seine Frau sein. Seitdem müssen alle ihre Nachfolgerinnen sich bescheiden, ob sie gut oder böse sind, und eigentlich hatten die Leute Recht, denn mir ist es hier noch niemals zu eng geworden. Es kann sogar Verhältnisse geben, wo die große Welt dem Menschen noch enger erscheint, als solches Zimmer, und das ist, denke ich, eine schlimmere Lage, als sie mir jetzt zu Theil wird.«

»Da haben Sie sehr Recht, ach ja, ich habe Beispiele genug davon erlebt. Die große Welt ist nur für den Glücklichen groß und weit, der Geprüfte und Entsagende – und

das sind ja auch Sie, die Sie schon so früh Ihre Eltern und noch viel mehr verloren haben – findet die Heimat, mag sie so eng sein, wie sie will, groß genug, um sich eine glücklichere, größere Welt zu träumen, und ein solcher Traum ist oft sein höchster Genuß.«

Emmy nickte zustimmend und lächelte den Geistlichen zum ersten Mal fast liebevoll an, was diesem eine große Erleichterung verschaffte, wie er sich denn von jetzt an auch freier und kühner vorwärts bewegte. »Doch da fällt mir zur rechten Zeit etwas Anderes ein,« fuhr er mit heiterem Tone fort. »Ich darf über unser ernstes Gespräch nicht Ihre Freunde vergessen, die mir Grüße an Sie mitgegeben haben, und noch weniger den Auftrag, den ich zu erfüllen versprach.«

Emmy sah ihn groß an und eine Frage schwebte so deutlich auf ihren Lippen, daß sie Mr. Mildness fast zu hören glaubte.

»Ich will Ihnen damit nicht länger ein Räthsel sein,« sagte er lächelnd. »Ich bringe hier ein Buch, welches Ihnen gehört und nur zeitweilig im Besitz der Frau Oberförsterin in Born gewesen ist. Sie und ihr Mann läßt Sie herzlich grüßen und Ihnen durch mich für dies schöne Buch danken. Beide hoffen Sie recht bald bei sich zu sehen.« Dabei zog er den Pfarrer von Wakefield aus der Tasche und legte ihn leise auf den Tisch vor Emmy hin.

Diese griff rasch nach dem Buche und indem sie es liebevoll mit den Händen umfaßte, sagte sie nicht ohne jede Spur einer stillen Verwunderung: »Ich danke Ihnen

– aber wie haben Sie Oberförsters so bald hier kennen gelernt?«

Mr. Mildness lächelte wieder. »Es giebt eigenthümliche Zufälle in der Welt,« sagte er, »und ein solcher war es, der uns mit dem Oberförster zusammenführte. Wir trafen ihn – am Waldhäuschen auf dem Darss, als er gerade daraus hervortrat, und als wir uns ihm vorstellten, lud er uns freundlich nach Born ein. Wie nahmen die Einladung an, die uns in der That viel Vergnügen bereitete, und so haben wir auch die Bekanntschaft seiner liebenswürdigen Frau gemacht.«

Emmy nickte, schwieg aber eine Weile, wie in Nachdenken versunken. »Also so kam es!« sagte sie endlich. »Allein – erlauben Sie mir eine seltsame Frage – wir geriethen Sie denn nach dem Jägerhause im Darss, was doch von Ihrer Wohnung so weit entfernt und tief versteckt im Walde liegt?«

»Das war ebenfalls ein angenehmer Zufall, verehrte Frau Pastorin. Mein Freund bedarf wegen seiner schwachen Gesundheit ebensowohl der frischen Seeluft, wie der balsamischen Waldluft, und hier kann er beides aus erster Hand haben. So spazierten wir denn gestern in den Wald, tief, immer tiefer, und plötzlich standen wir vor der Umfriedigung des Jägerhauses, wo die Begegnung erfolgte. In Born ergab das Gespräch, daß ich Sie besuchen wollte, und da erhielt ich denn das Buch, das mir gewissermaßen zur Empfehlung und Ihnen als ein Beweis dienen sollte, daß ich von Ihren Freunden käme.«

»Ich danke Ihnen recht sehr,« erwiderte Emmy herzlich. »Aber kann denn Ihr Freund, der sehr kränklich sein soll, wie man mir gesagt, so weit gehen?«

»O ja, mitunter marschirt er ganz leidlich, und wenn er erst einmal in Bewegung ist, befindet er sich sogar viel besser, als wenn er lange sitzt, was er nie besonders geliebt hat. Daß er sich mir heute nicht gleich angeschlossen und Ihnen seine Aufwartung gemacht hat, verzeihen Sie ihm wohl, er ist eigentlich kein Freund von Besuchen, am wenigsten bei Leuten, die ihm fremd sind. Auch hat er so lange still und zurückgezogen gelebt, daß er sich ganz vom Umgange der Menschen entwöhnt hat und ein halber Einsiedler geworden ist.«

Emmy nickte wieder mit einer anmuthigen Bewegung ihres schönen Kopfes. »Wo ist Ihr Freund und wo sind Sie selber zu Hause, wenn ich fragen darf?«

Mr. Mildness stutzte etwas, auf diese Frage war er nicht vorbereitet; allein er faßte sich schnell. »Unsere Heimat liegt etwas entfernt von hier,« versetzte er, »tief im südlichen Deutschland – hören Sie das nicht an meiner Aussprache?«

Emmy lächelte fast wehmüthig. »Ach nein,« erwiderte sie, »ich bin mein Leben lang mit so wenigen Menschen von außerhalb in Berührung gekommen, daß ich die einzelnen Sprachweisen nicht unterscheiden kann. – Hat Ihr Freund und haben Sie keine Familie?«

»Auch darin, meine liebe Frau Pastorin, sind wir Schicksalsgefährten. Ich bin Wittwer und mein Freund hat nie eine Frau gehabt. Da bin ich denn, nachdem ich

aus dem Amte geschieden, auf sein Gut gezogen und so bilden wir Beide nun *eine* Familie.«

»Ach, das muß ein Trost für Sie und ihn sein. Es ist angenehm, immer und zu jeder Zeit einen Freund um sich zu haben, den man eben so genau kennt, wie man ihn herzlich liebt. Ja wohl!«

Hier entstand eine kurze Pause im Gespräch. Mr. Mildness war von der Art und Weise, wie Emmy sprach, so bewegt und eingenommen, daß er sein Auge gar nicht mehr von ihr abwenden konnte und die Fortführung des Gespräches fast vergaß. Da fiel sein Auge plötzlich wieder auf das Buch, das sie noch immer zwischen den Händen hielt und liebevoll drückte und preßte, und, indem er den Blick fest darauf richtete und mit dem Finger dahin deutete, sagte er: »Erlauben Sie mir noch eine Frage: jenes Buch, welches Sie fast wie einen alten Freund zu lieblosen scheinen, ist in englischer Sprache geschrieben – lieben Sie vielleicht die englische Literatur?«

Emmy hob erstaunt den Kopf auf und blickte den Fragenden mit einer Miene an, die lebhaft die Empfindungen widerspiegelte, welche durch seine Frage in ihr angeregt worden waren. »Ja,« sagte sie nach einer Weile warm und innig und umspannte das Buch nur noch fester mit den Händen – »ich liebe sie sehr – so, sehr, wie man nur Etwas lieben kann, was außer uns ist und gerade durch diese Liebe in unser Inneres einzieht, um darin mit unsern ureigensten Wünschen und Hoffnungen zu einem vollkommenen Ganzen zu verschmelzen. O ja!«

»Kennen Sie auch die neuere englische Literatur?«

»Ach nein,« lautete die fast mit Betrübniß gegebene Antwort, »meine Kenntniß derselben schreibt sich aus einer früheren, lange vergangenen Zeit her, als man hier in Deutschland nur noch die classischen Werke der Engländer kannte. Von den modernen Erzeugnissen derselben aber Kenntniß zu nehmen hat mich meine vereinsamte Lage abgehalten.«

»Nun, da haben Sie jedenfalls das bessere Theil erwählt – die neuere Literatur des englischen Volkes reicht jener das Wasser nicht. Doch, da Sie Ihrer einsamen Lage Erwähnung thun, stößt mir eine andere Frage auf: Wer war hier Ihr Lehrer in dieser so schwierigen englischen Sprache?«

Bei dieser viel directeren Frage erschrak Emmy sichtbar. Anfangs erbleichte sie, dann strömte plötzlich alles Blut in ihre Wangen, auf ihre Stirn und sogar ihr weißer Hals ließ die deutlichen Spuren davon erkennen. Aber dieser Schreck ging bald vorüber und mit einer seltenen Ruhe, die sie nur mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kraft erzwingen konnte, sagte sie, indem sie auf das Buch in ihren Händen niederblickte: »Mir ist die Erlernung der englischen Sprache durchaus nicht schwer geworden und ich – habe einen sehr guten Lehrer darin gehabt.«

Weiter sagte sie nichts und in der Pause, die nun entstand, bereute Mr. Mildness, jene Frage vielleicht zu voreilig gethan zu haben, denn die tiefe Wehmuth, die sie in Emmy angeregt, war weder in ihrem Gesicht, noch in ihrer Stimme zu verkennen. »Ich weiß nicht,« sagte er so mild, wie er bisher noch nicht gesprochen, »mir kommt

es so vor, als ob Sie die Frage verletzt hatte, die ich so eben that. Das war meine Absicht nicht. Habe ich es aber gethan, so bitte ich herzlich um Entschuldigung.«

»Verletzt? Ach nein, Herr Prediger, das nicht, aber – in eine gewisse Bewegung – ich kann es nicht läugnen – hat sie mich allerdings versetzt. Verzeihen Sie mir, wenn ich nicht genauer auf Ihre Frage eingehe – vielleicht kommen wir ein ander Mal daraus zurück, aber heute – heute habe ich schon auffallend viele Gemüthsbewegungen gehabt. Es ist wunderbar, an manchen Tagen drängt sich Alles zusammen, was uns wohl oder weh thut, und ein solcher Tag ist der heutige für mich.«

Mr. Mildness erhob sich von seinem Stuhle. Es war ihm unmöglich, das Gespräch, nachdem es diesen Punkt erreicht, diesmal noch weiter fortzusetzen. Er war selbst so tief bewegt und fast hingerissen von Allem, was er in diesem kleinen Raume gesehen und gehört, daß er Mühe hatte, die in ihm wogenden Empfindungen zu unterdrücken.

»Meine liebe Frau Dankwardt,« sagte er und streckte ihr seine Hand hin, »ich bitte Sie, nehmen Sie meine Hand an und mit ihr meine heiligste Versicherung, daß ich einer von den Menschen bin, die Ihnen am wenigsten wehe thun wollen. Darum bin ich nicht zu Ihnen gekommen. Ach nein, ganz gewiß nicht. Daß ich Sie mit meinen vielen Fragen belästigt, das sehe ich leider erst jetzt ein, aber noch einmal: verzeihen Sie mir, nur die innigste Theilnahme hat mich dazu veranlaßt. Es soll, so hoffe ich, nicht wieder geschehen.«

Jetzt erhob Emmy ihr sanftes Gesicht zu ihm und lächelte ihn freundlich wehmüthig an. »Hier haben Sie meine Hand,« sagte sie, »und auch meine Versicherung dabei, daß ich Ihre Theilnahme keinen Augenblick verkannt habe. Ach, verzeihen auch Sie einer so einsam lebenden, von aller Welt abgeschlossenen Frau, daß sie so empfindlich und nicht mehr Herrin ihrer Gefühle ist. Aber es giebt Menschen auf der Welt, die eben so, wie sie uns rasch zu ergreifen und hinzureißen, auch wieder zu beruhigen verstehen, und einen solchen habe ich heute abermals kennen gelernt.«

»So will ich denn namentlich in dem Letzteren fortfahren, und damit ich es kann, so bitte ich um Erlaubniß, Sie bald, recht bald wieder besuchen zu dürfen.«

Emmy schaute freudig auf. »Ja,« entgegnete sie, »kommen Sie recht bald wieder, ich sehe und höre verständige Männer sehr gern. Nur müssen Sie stets einige Nachsicht mit mir haben. Viele Worte mache ich nicht, auch giebt es nur wenige Anknüpfungspunkte mit der Welt für mich. Ich bin einfach erzogen, die Natur und wenige gute Menschen waren meine Erzieher und Lehrer, und wenn auch Sie mich mit Ihren größeren Erfahrungen belehren wollen, so werde ich Ihnen dafür dankbar und ergeben sein.«

Sie drückte ihm die Hand und er verbeugte sich achtungsvoll vor ihr. Wie er dann auf die Straße kam, wußte der gute Mr. Mildness kaum, denn er befand sich in Wahrheit in einer Gemüthsbewegung, wie er sie lange nicht empfunden zu haben glaubte, und daß dies so war,

sah Sir Charles auf den ersten Blick, als er hastig und ungewöhnlich erhitzt bei ihm in's Zimmer trat.

»Nun,« empfing ihn Sir Charles, der ihn schon lange voller Sehnsucht erwartet hatte, »was bringen Sie mir? Sprechen Sie rasch, was haben Sie ausgerichtet?«

»Ausgerichtet,« erwiderte Mr. Mildness mit bewegtem Athem, indem er mit seinem Freunde Platz auf dem Sopha nahm, »habe ich wenig, aber gesehen, gehört, erfahren viel, viel. O mein Freund, was für ein herrliches Wesen ist diese, Ihre Emmy!«

»Sprechen Sie, reden Sie – Sie sehen, ich höre mit tausend Ohren!« rief Sir Charles, bei dem die Aufregung seines Freundes ansteckend wirkte.

»Ja, ja, lassen Sie mich nur erst meine Gedanken ordnen und haben Sie Geduld!«

»Die habe ich, die habe ich, Sie sehen es ja!«

»Nun denn, so lassen Sie mich zuerst sagen: so schön, wie ich Emmy gefunden, habe ich sie mir trotz Ihrer Beschreibung nicht vorgestellt.«

Sir Charles' Gesicht überzog eine dunkle Purpurfarbe, er zog seine Hand von des Rectors Arm zurück, wo er sie bisher gehalten, und sah ihn mit strahlenden Blicken wie einen ihm Großes verkündenden Propheten an.

»Ja,« fuhr dieser fort, »schön ist sie und wunderbar jugendlich in ihrem ganzen Wesen, aber was will das Alles gegen den Ausdruck ihrer Seele sagen, die auf ihrer Stirn, ihren Lippen, in ihren Augen – o, vor allen Dingen in ihren Augen wohnt!«

Sir Charles schwieg, aber er athmete laut.

»Sodann, mein Freund, hören Sie. Ich habe von Ihnen nicht sprechen können, das erste Mal noch nicht, es war mir nicht möglich. Ich konnte mich nur auf allgemeine Fragen einlassen, und vor allen Dingen mußte ich erst ihr Vertrauen gewinnen. Das ist mir geglückt, hoffe ich, und soll mir morgen noch besser glücken. Aber Geduld müssen Sie haben, ich wiederhole es, übereilen dürfen Sie sich nicht. Schon die leiseste Hindeutung auf Sie machte alle ihre Nerven erbeben und erschütterte sie bis zu einem Grade, daß mein Gewissen mir engere Gränzen steckte, als sie vorher in meinem Plane lagen. Allmählig also darf ich sie nur auf Sie vorbereiten, denn Sie wollen doch keinen neuen Sturm in ihrer Seele wecken, die deren schon so viele überstanden hat.«

»Nein, nein, Sie haben Recht!« sagte Sir Charles mit viel größerer Ruhe. »Erschrecken, bestürmen will ich sie nicht, Gott behüte mich davor! So darf ich mich also noch nicht so bald vor ihr blicken lassen?«

»Nein, noch nicht, ganz gewiß nicht. Versparen Sie sich dieses Glück bis zu dem Augenblicke, wo Sie zu handeln entschlossen sind –«

»Das bin ich, das bin ich, und ich weiß jetzt, wie ich handeln will.«

»Ich glaube es auch zu wissen, wie man hier handeln muß, nur handeln darf, doch darüber wollen wir nachher weiter reden. Denn daß Sie noch in ihr leben – in jeder Faser ihres Wesens – das habe ich nur zu deutlich erkannt. Die Erinnerung an Sie und Alles, was von Ihnen herrührt, ist der einzige Sonnenstrahl, der ihr ganzes

dunkles, einsames, verkümmertes Leben erwärmt und erleuchtet, ein Leben, das sie selbst erträglich und genußreich findet und welches doch, ohne daß sie ein Bewußtsein davon hat, wie ein schweres, kaum erträgliches Gewicht an den Fäden ihrer Seele reißt.«

Sir Charles athmete tief auf. Er drückte dem Freunde herzlich die Hand. »Ich danke Ihnen,« sagte er warm: »o wie gut ist es, daß Sie mich hierher begleitet haben. Ich muß mich also hüten, ihr zufällig zu begegnen, wie?«

»Ja, hüten Sie sich vor diesem Zufall. Lassen Sie durch Harry, wie wir es schon besprochen, die Schritte Emmy's bewachen, damit Sie ihr nicht unvermuthet irgend wo in den Weg treten, und sollte es dennoch geschehen, daß Sie sie irgendwo treffen, so gehen Sie ihr lieber aus dem Wege, bis Sie sich so weit in der Gewalt haben, daß Sie für sich selbst bürgen können.«

»Das will ich, ich verspreche es Ihnen. Nun aber erzählen Sie mir, wie Emmy Sie empfangen hat und was Sie mit ihr gesprochen haben, aber vergessen Sie nicht, ihre Miene dabei zu schildern, denn das ist die Hauptsache für mich, der ich weiß, wie ihre Worte nur der schwächste Ausdruck ihrer Seele sind.«

»Das soll jetzt geschehen!« versetzte der Rector, und nun erzählte er ihm Wort für Wort und Zug für Zug, was wir so eben unsern Lesern mitgetheilt haben, was für eine Wirkung diese Erzählung aber auf Sir Charles übe, glauben wir nicht mehr erwähnen zu brauchen, da der Leser ihn ja so gut kennt wie wir.

SIEBENTES KAPITEL. WIE DAS GEHEIMNISS LAUT WIRD.

Wie die Freunde es reiflich besprochen und beschlossen hatten, so hielt sich Sir Charles mehr als der Rector im Hause auf und wenn er ausging, so geschah es mit der größten Vorsicht und nach einer Richtung hin, wo er am wenigsten der Bewohnerin des Wittwenhauses begegnen konnte. Harry war in dieser Beziehung ein vortrefflicher Bundesgenosse und spielte seine Rolle als Aufpasser und Berichterstatter mit unläugbarer Meisterschaft. Fast den ganzen Tag saß er dem Wittwenhause gegenüber auf dem jenseitigen Ufer des Prerower Stromes und gab sich mit unermüdlicher Geduld seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Angeln hin, wozu er sich von den umwohnenden Fischern bereits die Erlaubniß ausgewirkt hatte. Von hier aus konnte er Alles beobachten, was in dem kleinen Hause vorging und sobald die Bewohnerin desselben es verließ und ihren Weg nach irgend einer Richtung nahm, so wurde sein Herr davon in Kenntniß gesetzt und konnte nun, ohne Besorgniß, ihr zu begegnen, seinen Weg nach einer andern Gegend lenken.

Aus Damgarten war die täglich erwartete Nachricht noch nicht eingetroffen und bis diese nicht da war, wollte Sir Charles keinen Schritt thun, der ihn seinem Ziele näher führen konnte. Nur nach Stralsund schrieb er an diesem Tage einen Brief, der sich auf dies Ziel bezog, und als er denselben abgeschickt, frohlockte er laut, daß nun auch die letzte Vorbereitung getroffen sei und jetzt Alles ruhig seinen Gang gehen könne. So war wieder ein

neuer Tag angebrochen, der seinem Vorgänger nichts an Klarheit, Lieblichkeit und Wärme nachgab. Im Wittwenhause war Alles, bis auf den Spaziergang nach den Dünen, in gleicher Weise wie am vorigen gegangen und Emmy saß nun mit ihrer Arbeit beschäftigt am Fenster und schaute bisweilen nach dem Prerower Ufer hinüber, wo die Ausdauer des fleißigen Anglers schon seit dem Tage vorher ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Es mochte elf Uhr Morgens sein, als sie von der Brücke her zwei Männer kommen sah, die ihr scharfes Auge alsbald erkannte. Es war der Prediger Schulz, der den Fremden in Frau Möbis' Haus seinen Besuch abgestattet hatte, und der andere Herr war der Prediger Gast, der ihn nun nach Hause zu begleiten schien. Allein dem war nicht so. Als Beide dem Wittwenhause gegenüber angekommen waren, blieben sie stehen, sprachen einige Worte und verabschiedeten sich, wo dann der Geistliche von Prerow den Weg nach seinem Hause verfolgte, sein Gefährte aber mit dem Angler drüben am Ufer einige Winke austauschte, die auf eine nähere Bekanntschaft mit einander schließen ließen. Einige Minuten nachdem der Prediger Schulz grüßend an Emmy's Fenster vorübergegangen war, näherte sich auch der Prediger Gast demselben und als er die Wittve bei ihrer Arbeit sitzen sah, zog er ehrerbietig seinen Hut und grüßte herüber.

Emmy nickte ihm freundlich zu und da sie zugleich das Fenster öffnete, trat er heran, und noch einmal den Hut ziehend, fragte er: »Störe ich Sie nicht, wenn ich ein Viertelstündchen bei Ihnen einspreche?«

»Nein,« lautete die, wie es schien, freudig gegebene Antwort, »Sie stören mich nicht, treten Sie näher!«

Bald darauf saßen Beide wieder einander gegenüber wie am vorigen Tage und die erste Frage, die Emmy nach der Begrüßung hören ließ, war die, daß sie sich erkundigte, wer der Angler drüben am Ufer sei.

»Er ist der Diener meines Freundes,« entgegnete der Rector, »und ein so leidenschaftlicher Fischjäger, daß er oft das Mittag- und Abendbrod darüber vergißt.«

»Das scheint mir auch so, Herr Prediger. Aber, dann muß er einen gütigen Herrn haben, daß er unbeschadet seines Dienstes so lange seinem Vergnügen nachgehen kann?«

»Da haben Sie sehr Recht, einen gütigeren Herrn als meinen Freund mag es wohl selten gegeben haben. Er ist menschenfreundlich, liebeich und großmüthig gegen Jedermann, vorzüglich gegen Diejenigen, die das Geschick näher mit ihm verbunden hat. Und da Sie gerade von ihm reden, so will ich mich zuerst seines Auftrages entledigen, indem ich Ihnen seinen Gruß bringe und in seinem Namen diese Veilchen überreiche, die er für Sie selbst im Garten der Frau Möbis gepflückt hat, da ich ihm sagte, daß Sie, wie ich hier sah, die Blumen liebten.«

Dabei nahm er aus einer Düte von feinem Papier, die er seitwärts in der Hand gehalten, ein prachtvolles Veilchenbouquet, das sogleich seinen Duft durch das Zimmer verbreitete, und reichte es mit freundlichem Lächeln der schönen Wittve hin.

Diese, augenscheinlich überrascht, nahm die Blumen aus seiner Hand, roch daran und warf einen verwunderten Blick auf die eigenthümliche Form, in die sie gebracht, wobei ihre Miene einen nachsinnenden Ausdruck annahm, dem eine merkliche Befangenheit folgte. »O,« sagte sie, »welche schönen Blumen – gerade die, die ich über Alles liebe, und wie reizend sind sie geordnet!«

»Ja, das versteht mein Freund,« warf der Geistliche leicht hin, »und da er wußte, daß sie in Ihre Hände gelangen sollten, hat er sich ohne Zweifel um so größere Mühe gegeben.«

Emmy's Befangenheit nahm durch diese Worte nicht ab, im Gegentheil, sie besah die Veilchen immer wieder und behielt sie lange in der Hand, als erregten sie einen ganz besonderen Ideengang in ihr. Dann aber goß sie frisches Wasser in ein Glas, that die Blumen hinein und stellte es dicht vor sich auf den Tisch, von Zeit zu Zeit wieder einen sinnenden Blick darauf werfend.

»Ihr Freund ist auch gegen mich sehr gütig,« sagte sie endlich, »und ich bitte Sie, ihm meinen Dank für diese Sendung zu sagen. Ich hoffte, er würde Sie heute begleiten, aber wie ich sehe, hat er Sie wieder allein Ihres Weges ziehen lassen. Er befindet sich doch nicht unwohl?«

»Ach nein, im Gegentheil, er fühlt sich schon viel kräftiger und frischer und denkt bald dem Ziele, welches er hier vor Augen hat, näherzukommen. Die gesunde Luft thut ihm wohl, namentlich aber behagt ihm die Einsamkeit und Stille, die ihn umgiebt, denn er ist dem lauten

Treiben und Lärmen in bevölkerten Städten abhold, zumal er schon lange Zeit auf dem Lande gelebt hat.«

»Ach ja, darin stimme ich ihm ganz und gar bei, ich möchte auch nicht in einer geräuschvollen Stadt leben. Nun, hier hat er Einsamkeit und Stille genug – finden Sie das nicht auch?«

»Ich finde es gewiß, und für ihn, da er alt und kränklich ist, mag diese Zurückgezogenheit ganz angemessen sein, aber für jüngere Leute, die noch Ansprüche an das Leben, und Vortheil aus dem Verkehr mit Menschen haben, zum Beispiel für Sie, scheint mir diese Einsamkeit doch ein wenig lästig zu sein. Würden Sie es schließlich nicht vorziehen, einmal zur Abwechslung in einer größeren Stadt zu wohnen und die Vergnügungen derselben kennen zu lernen?«

Emmy machte große Augen, aus denen die höchste Verwunderung hervorleuchtete. »Ich,« sagte sie, »in eine größere Stadt ziehen, und jetzt noch? O, Herr Prediger, Sie beurtheilen mich und meine Verhältnisse nicht ganz richtig, wenn Sie glauben, daß dieser Wechsel irgendeinen Reiz für mich haben könnte. Um Gottes willen nicht! Auch abgesehen von den mir dazu fehlenden Mitteln, würde meine Neigung vorzugsweise an diesem Orte haften und nichts auf der Welt wäre im Stande, mich von hier wegzulocken.«

»Nichts?« rief der Rector erstaunt. »O, da sprechen Sie doch wohl ein zu bedeutsames Wort aus!«

»Nein, nein, Herr Prediger, es ist das einzige Wort, welches ich hier brauchen kann. O, fassen Sie doch nur meine Lage in's Auge! Hier kennt mich und kenne ich jedes Kind, alle Menschen sind freundlich gegen mich und lieben mich, und da ist man ja nicht einsam und verlassen. Gerade in einer großen Stadt würde ich mich viel mehr vereinsamt fühlen, da, wo Niemand mich kennt und liebt, Niemand Theil an mir nimmt, denn im Alter macht man so leicht keine Bekanntschaften mehr, die die Freunde der Jugend ersetzen.«

»Im Alter, ja, da haben Sie wohl Recht, aber davon können Sie doch nicht reden!«

»Nun, verstehen Sie mich recht, ich bin keine Greisin, ach Gott, nein, aber manches Menschen Leben rechnet sein Alter nicht nach Jahren, sondern nach Ereignissen, die es betroffen haben.«

»O, Sie sagen das so traurig!« sagte Mr. Mildness mit wärmster Theilnahme und legte seine Hand auf die ihre, die eben nach den Veilchen griff.

»Mein lieber Herr Prediger,« entgegnete Emmy weich, »wenn ich bisweilen traurig bin, so habe ich auch wohl Ursache dazu.«

»Darf ich diese Ursache denn nicht kennen?«

»Ach, drängen Sie sich nicht danach. Ich habe recht viel Trauriges im Leben erfahren. Es ist sonderbar, daß unser Gespräch immer darauf hinführt.«

»Verzeihen Sie mir abermals – ich bin recht unglücklich, daß ich Ihre Gedanken stets in eine so trübe Richtung lenke. Aber wenn Sie einmal in der Stimmung dazu sind, so theilen Sie mir mit, was Sie drückt; es ist nicht Neugierde, glauben Sie mir, was mich zu dieser Bitte treibt.«

»Ich weiß es wohl und vielleicht – vielleicht kommt diese Stimmung auch einmal über mich. Heute jedoch, heute ist sie noch nicht da.«

»So lassen Sie uns von etwas Anderem reden,« begann der Rector wieder nach einer kurzen Pause, während auch er an den Veilchen roch, die Emmy lange vor ihr Gesicht gehalten hatte.

»Ja, Sie haben ganz Recht, man kann sich bald an recht einsame, Orte gewöhnen und dann findet man Alles um sich her schön und angenehm. Die Ursache davon ist der verführerischste Reiz, der dem Menschen innewohnt – der Reiz der Gewohnheit.«

»Ach ja, aber nicht die Gewohnheit allein ist es, die mich an Prerow fesselt, sondern es ist auch die Erinnerung, die mir dieses kleine Dorf, diesen Strom, diese Sanddünen und dieses Meer – ach ja, dieses Meer, fast heilig macht. An jeden Baum, deren es hier so wenige giebt, in jeden Sandhügel, ja ich möchte sagen, an jede Welle, die ich auf den Strand schlagen sehe, knüpft sich für mich ein Gedanke, und wenn Sie wollen, ein Gefühl, ein tiefes Gefühl. Und das kommt nicht allein daher, weil dies meine Heimat ist, weil ich hier geboren und groß

geworden bin, sondern weil ich hier Alles erlebt, gesehen, gehört habe, was ich weiß, was ich liebe, was mir die Welt selbst werth gemacht hat, und eine solche Liebe, Herr Prediger, namentlich wenn sie mit Schmerzen vermischt ist – da haben wir das Gespräch schon wieder auf dem Punkt – bindet fest an die Scholle, macht sie uns mit jedem Tage lieber und werther, so daß wir uns kaum je von ihr trennen mögen, und ich – ich werde mich wahrscheinlich nie mehr von ihr trennen.«

Mr. Mildness schwieg wieder eine Weile, als denke er eifrig über das Gehörte nach. »Ich begreife Alles, was Sie da sagen,« fuhr er dann fort, »aber ich kann mich dennoch nicht eines geheimen Schauers erwehren, wenn ich mir Sie für ewig und immer an diese Sandwüste und diese stürmische Küste gebunden vorstelle. Im Sommer, bei schönem Wetter, wenn die Winde warm wehen und die Wellen sanft lispeln, ja, dann mag es erträglich sein, aber im Winter, wenn Sie so allein hier sitzen, wegen der Kälte, des Schnees, des Regens und Windes nicht ausgehen können, ach, das mir zu denken, erfüllt mich mit einer Art Bangen für Sie, denn Alles in Allem gerechnet, muß dann Ihre Lage – trostlos sein.«

Emmy lächelte sanft und alle ihre Traurigkeit von vorher schien aus ihrem Wesen verschwunden zu sein. »Trostlos!« sagte sie, »nein, das ist nicht das rechte Wort, denn der Trost kommt eben so wenig von Außen allein, wie das Unheil, welches den Menschen betrifft, immer aus seinem Innern stammt. Freilich, der Winter ist oft lang, recht lang und hart bei uns und das Wetter läßt

dann viel zu wünschen übrig. Ja, es giebt Stunden, namentlich bei Nacht, in denen man trotz der Gewöhnung daran, über den Aufruhr der Elemente zittern möchte. Dann brüllt das Meer und donnert gegen die Dünen, daß die dünnen Wände dieses Häuschens erbeben, und der Wind heult so schrecklich um uns her, daß wir laut sprechen müssen, um uns zu verstehen. Aber wir wissen schon, daß ein solcher Sturm nicht ewig dauert, er tobt sich endlich aus und wir sitzen still hier am warmen Ofen im Stübchen und erinnern uns schönerer Zeiten, zum Beispiel des Sommers, wie er jetzt ist, und ist das nicht eine angenehme Unterhaltung?«

»Mögen Sie das sagen und mich es glauben lassen wollen,« versetzte Mr. Mildness, auf den nicht allein diese Schilderung, sondern auch die Vorstellung von Emmy's Lage im allgemeinen einen tiefen Eindruck gemacht hatte, »aber ich bewundere Sie um so mehr, daß Sie das so lange und so ruhig ertragen, ja noch so ruhig darüber sprechen können.«

»Diese Ruhe hat mir endlich Gott gegeben, Herr Prediger; früher hatte ich sie auch nicht. Und wenn ich bisweilen denke, daß ich es anders hätte haben können und darüber fast traurig werden möchte, dann bin ich doch wieder mit meinem Schicksal sehr zufrieden, wenn mir die armen Menschen einfallen, die bei solchem Aufruhr der Elemente im Winter nicht in der warmen Stube sitzen können, vielmehr gezwungen sind, den schrecklichen Sturm und alles Ungemach, was er mit sich bringt,

auf den Schiffen zu erleben – denken Sie nur an die Seeleute auf dem Meere!«

»Ha, ja, das Meer!« rief der Rector mit Rührung. »Ja, das Meer ist schrecklich –«

»Nicht immer, Herr Prediger, nicht immer, denken Sie das nicht. Freilich, es *nimmt* uns oft viel – mir, ach ja, mir hat es schon meine Eltern genommen, ehe ich sie noch gekannt – aber es *giebt* auch oft –«

»Es *giebt*?« fragte Mr. Mildness gespannt.

Emmy erröthete lebhaft. »Ja, es *giebt*, sage ich,« fuhr sie fort, »und wir haben bisweilen Ursache, ihm dankbar zu sein.«

»Ich verstehe Sie nicht – haben Sie denn Alles behalten, was *Ihnen* das Meer gegeben hat?«

Die Röthe auf Emmy's Antlitz schwand plötzlich und eine auffallende Blässe ließ sich wie eine schwere Wolke darauf nieder. Sie sprach kein Wort, nur sah sie den Rector wehmuthsvoll an, schüttelte sanft den Kopf und ließ die Thräne, die in ihr Auge trat, ungehindert über die Wange rollen.

»Sehen Sie wohl,« fuhr Mr. Mildness mit herzlicher Innigkeit fort, »daß das Meer schrecklich ist?«

»Ja, ja, ja, es *kann* schrecklich sein, aber immer ist es das nicht – wie es aber auch ist, wir lieben es doch, denn immer bringt es neue Wogen auf Wogen heran und *mit* den Wogen –«

»Kommen die Schiffe, wollen Sie sagen, die uns *wieder* etwas bringen können?« unterbrach sie der Rector, da sie plötzlich im Sprechen inne hielt.

»Ich wollte das eigentlich nicht *sagen*, aber es ist seltsam, Sie verstehen immer das zu finden, was ich wenigstens *denke*.«

»Weil ich in Ihrem Auge und vielleicht auch in Ihrem Herzen lese –«

»Sprechen denn meine Augen so laut und deutlich, daß Sie sie verstehen?«

»Bisweilen, ja!«

»Aber dann sind meine Augen verrätherisch, Herr Prediger, und ich muß sie gegen Sie im Zaume halten.«

»Ich verrathe nicht, was sie sprechen!« sagte rasch der Rector und reichte vertraulich seine Hand hin.

»Das fürchte ich auch nicht, wie ich nichts mehr fürchte.«

»Wie, Sie fürchten nichts mehr?«

»Nein, aufrichtig, nichts, denn ich habe schon so viel verloren, daß ich fast nichts mehr zu verlieren habe, es müßte denn mein größter Schatz – meine Erinnerung sein.«

»Ihre Erinnerung ist Ihr größter Schatz? Das glaube ich nicht. Man sagt, und ich glaube und *weiß* es: die *Hoffnung* ist des Menschen höchstes Glück!«

»Bei mir nicht, Herr Prediger!« sagte Emmy sanft und schüttelte mit einer wunderbar ergebungsvollen Miene den Kopf. »Bei mir ist die Erinnerung schöner als die Hoffnung groß ist, denn aufrichtig gestanden, wenn Sie nicht die Hoffnung im Himmel meinen – die für die Erde habe ich von mir abgestreift. Doch so weit nur für heute –

lassen Sie uns von diesem Gespräch abbrechen, wir sind schon wieder auf einen Punkt gerathen, der –«

»Der nicht wieder erwähnt werden sollte, ich weiß es,« vollendete Mr. Mildness und stand auf. »Doch, aus einer Viertelstunde, die ich Ihnen nur rauben wollte, ist beinahe eine ganze geworden, und ich muß nach Hause, denn mein armer Freund erwartet mich. Aber ich möchte doch noch *ein* Wort sprechen, ehe ich gehe!« setzte er hinzu, während ihm Emmy schon ihre Hand reichte, die er nun festhielt.

»Sprechen Sie es dreist!«

»Sie sind wirklich eine gute Christin,« sagte er mit erhobener Stimme und strahlenden Augen, »daß Sie Ihre Hoffnung auf den Himmel bewahrt haben, und das muß ich loben. Aber – seien Sie doch auch ein so vertrauensvoller Mensch, daß Sie die Erde nicht über den Himmel vergessen. Es ist eine Seltenheit, daß ich, ein Priester, das einem Menschen sage, da man nur zu oft das Umgekehrte sagen muß, aber bei Ihnen giebt es so viel Seltsames, daß man sogar seine pflichtmäßigen Regeln bisweilen zu ändern gezwungen wird.«

»Ich danke Ihnen, Herr Prediger, ich verstehe Sie vollkommen. Sie wollen mich damit trösten und meinen es gut mit mir. Ich *fühlte* das gleich, als ich Sie zum ersten Male sah. Gut, ja, ich nehme den Trost an; wenn Sie aber einmal – und ich werde es mir überlegen, ob dies bald geschehen kann – den Grund meiner *irdischen* Hoffnungslosigkeit erfahren sollten, dann werden selbst Sie um einen Trost für mich verlegen sein.«

»Das glaube ich nicht,« rief der Rector fast frohlockend aus. »Ich habe immer einen Trost für Sie.«

»Dann sollen Sie ihn mir nennen, wenn ich seiner bedarf –«

»Gern und freudig und mit überströmendem Herzen, in der festen Voraussetzung, daß er Ihnen ein wirklicher Trost sein wird.«

»Ich danke Ihnen im Voraus, und nun leben Sie wohl und grüßen Sie Ihren Freund von mir!« sagte sie fast heiter, wobei sie ihm die Hand drückte, da er die ihre noch immer festgehalten hatte.

»Das will ich und der Gruß soll an den rechten Mann bestellt werden. Leben Sie wohl – bis morgen!«



Am anderen Morgen gegen zehn Uhr erhielten die Fremden im Hause der Frau Möbis einen unerwarteten Besuch. Der Oberförster von Born kam mit seiner Frau auf dem kleinen Jagdwagen angerollt und stieg vor dem Hause ab, während seine Frau nach dem Witwenhause weiter fuhr, dem sie gleichfalls einen Besuch zgedacht hatte. Harry, der zufällig bei seinem Herrn im Zimmer war, als der stattliche Mann eintrat, entfernte sich sogleich, um dem stillen Wink zu entsprechen, den er erhalten, denn er kannte schon Sir Charles' Gewohnheiten und führte sie stets nach besten Kräften aus.

Sir Charles und Mr. Mildness hatten ihren neuen Bekannten mit sehr freundlichen Mienen empfangen und

bald saßen die drei Herren in Dampfwolken gehüllt, nachdem der Wirth seinem Gast eine Cigarre angeboten, wie dieser noch keine in seinem Leben geraucht hatte.

»Was sind das für schöne Cigarren mit einem ganz eigenen aromatischen Duft?« fragte der Oberförster, während er zugleich seinen Blick verwundert im Zimmer umherschweifen ließ und die hier und da aufgestellten Reisegegenstände unwillkürlich einer Musterung unterwarf.

»Ich habe sie von einem Freunde erhalten, der sie mit über das Meer gebracht hat. Sie stammen aus Ostindien und sind ächte Manila.«

»Sie scheinen gut versorgt zu sein,« fuhr der Oberförster fort, »und das ist recht, denn hier giebt es dergleichen Leckerbissen nicht.«

Sir Charles lächelte, während Mr. Mildness das Gespräch weiter fortsetzte, bis Harry wieder erschien, ein Frühstück brachte und der Gast dabei die Bemerkung machte, daß seine neuen Bekannten nicht nur sehr feine Cigarren rauchten, sondern auch einen köstlichen Wein tranken, woraus zu schließen war, daß sie sich jedenfalls in ganz wünschenswerthen Vermögensverhältnissen befänden.

»Wissen Sie, warum ich Sie eigentlich harte so früh heimgesucht habe?« nahm der Oberförster später das Wort auf.

»Was für einen Grund Sie auch dazu gehabt haben,« erwiderte Sir Charles, »er wird uns jedenfalls angenehm sein, da er uns so bald wieder zusammengeführt hat.«

»Nun, dann wird mein Vorschlag ja zur rechten Zeit kommen. Ich wollte Sie nämlich bitten, meine Herren, heute Nachmittag im Waldhäuschen, das Sie neulich nur von Außen besichtigt, meine Gäste zu sein; und damit Sie zugleich die interessanteste Person der ganzen Insel kennen lernen, hat meine Frau es unternommen, auch die Frau Pastorin Dankwardt dahin einzuladen, womit Sie hoffentlich einverstanden sein werden.«

Sir Charles hob seinen Kopf etwas rasch in die Höhe und warf dem Rector einen fragenden Blick zu. »Im Waldhäuschen?« sagte er. »Ei, das kann nur ein hübscher Nachmittag werden, allein – ich muß Ihnen leider eine Bedingung stellen, unter welcher ich nur von Ihrer gütigen Einladung Gebrauch machen kann.«

»Eine Bedingung?« fragte der Oberförster überrascht. »Und welche wäre das?«

»Meine Theilnahme an diesem Ausflug hängt allein von meiner Gesundheit ab. So gern ich auch Ihrem Wunsche ohne Weiteres folgen möchte, so legt mir doch mein Zustand einige Rücksicht auf mich selber auf.«

»O, daran haben wir schon gedacht, Herr Wirth und dafür weiß ich ein gutes Mittel. Ich sende Ihnen zeitig meinen Wagen und Sie versehen sich mit warmen Kleidern. Dann strengt Sie der Weg nicht an und Sie kommen ohne alle Ermüdung wieder nach Hause.«

Sir Charles schüttelte bedenklich den Kopf. »Der Weg ist es nicht, mein lieber Herr Oberförster, der mich zurückschreckt, im Gegentheil, Ihren Wagen muß ich daher für jeden Fall ablehnen, da mir das Gehen wohlthätiger

als das Fahren ist; nur das lange Sprechen und Aufmerken fällt mir schwer, womit doch stets eine gewisse geistige Aufregung verbunden ist. Davor aber muß ich mich am meisten hüten.«

»Dann sollen Sie gar nicht sprechen, Herr Wirth, nur hören, essen und trinken, und wir Uebrigen wollen alle Anstrengungen für Sie übernehmen.«

»Sie sind wirklich sehr gütig, indessen will ich vor Mittag keine bestimmte Entscheidung treffen. Ich hoffe jedoch, daß ich Ihrer freundlichen Einladung Folge leisten kann.«

»Das sollte mit sehr lieb sein, Herr Wirth – Sie aber kommen doch gewiß, Herr Prediger?«

»Auf jeden Fall, Herr Oberförster!« erwiderte der Rector mit höflicher Verbeugung.

Der Oberförster schaute vergnügt die beiden Herren an, dann aber wandte er plötzlich das Gespräch und fragte: »Sie sind doch ohne Zweifel schon bei der Pastorin Dankwardt gewesen?«

»Ich habe sie schon einige Mal besucht nahm nun der Rector das Wort; »mein Freund aber hat die Stille und Ruhe vorgezogen und bisher nichts als frische See- und Waldluft genossen.«

»So, so! und welchen Eindruck hat sie auf Sie gemacht?«

»Einen so günstigen, wie ich kaum erwartet hatte. Ihre und Ihrer Frau Gemahlin Schilderungen haben, so glänzend sie waren, kaum das Original selber erreicht. Sie

ist nicht allein eine schöne, sondern auch eine vortreffliche und hoch gebildete Frau, deren Traurigkeit nur das einzige Störende ist, was man bisweilen in ihrer Nähe empfindet.«

»Die wird am Ende auch noch die Zeit heilen!« rief der Oberförster hoffnungsvoll.

»Sind Sie davon überzeugt? Kann sein. Aber ihr Kummer sitzt tief, wie alle ihre Gefühle. In ihrem ganzen Wesen ist nicht das geringste Oberflächliche wahrzunehmen.«

»Da haben Sie sehr Recht. Doch Sie verzeihen, meine Zeit ist abgelaufen. Ich habe meiner Frau versprochen, sie von der Frau Pastorin abzuholen. Begleitet mich vielleicht Einer von Ihnen?«

»Für jetzt nicht,« erwiderte der Rector, freundlich ablehnend. »Sie sehen, ich war vorher dabei, einen Brief zu schreiben, und da derselbe nach unserer Heimat bestimmt ist, so hat er Eile. Lassen Sie sich jedoch durch uns keine Minute abhalten.«

Der Oberförster erhob sich und warf dabei ganz zufällig einen Blick auf den angefangenen, auf einem Seitentische liegenden Brief. Da er als Jäger ein scharfes Auge hatte, so sah er auf der Stelle, daß er mit lateinischen Buchstaben, also ohne Zweifel in englischer Sprache geschrieben war. Gleich darauf hatte er seinen Hut ergriffen und mit dem nochmals wiederholten Wunsch, beide Herren zu guter Zeit am Nachmittag wiederzusehen, sich verabschiedet.

Als er fort war, sahen sich die beiden Freunde betroffen an. »Hat er die Schrift des Briefes aus der Entfernung, wo er stand, wohl erkennen können?« fragte Sir Charles.

»Ich glaube ja, und ich bin nur zu sehr überzeugt, daß der Mann in jeder Beziehung scharfe Augen hat.«

»Um so weniger darf ich nach dem Waldhause, wenn Emmy die Einladung seiner Frau annimmt.«

»Das werden wir bald erfahren. Sobald der Wagen vorübergefahren ist, begeben Sie sich zu ihr und hoffe dann Gelegenheit zu finden, um endlich die Schranke zwischen uns fallen zu lassen – Sie wissen ja, was ich heut mit ihr reden wollte.«

»Ja, ich weiß es, aber greifen Sie sie nicht zu sehr an, ich bitte Sie!« –

Ob Emmy die Einladung nach dem Waldhause angenommen oder nicht, sollte ihnen nicht lange verborgen bleiben. Eine halbe Stunde später fuhr der Oberförster mit seiner Frau wieder am Hause vorbei und Beide grüßten herzlich herüber, da die Fremden am offenen Fenster standen. Noch eine Viertelstunde später aber verfügte sich Mr. Mildness mit einem prachtvollen Strauß bunter Waldblumen, die Sir Charles schon gleich nach Tagesanbruch im Darss-Walde gepflückt und nach seiner Art zierlich gewunden, nach dem Wittwenhause, wo er die Bewohnerin desselben sichtbar erregt und lebhaft gerötheten Wangen am Fenster bei ihrer Arbeit sitzend fand.

»Sie sehen, meine verehrte Frau,« sagte Mr. Mildness, indem er Emmy das frische Bouquet überreichte, »mein Freund ist trotz seines Alters und seiner Hinfälligkeit ein

galanter Mann, und da er nicht selbst kommt, hat er mich wieder zum Boten gedungen, der Ihnen mit diesen Blumen seine Grüße und seinen Dank für Ihr Wohlwollen überbringen soll.«

Ein sanfter Freudenstrahl ergoß sich über das holdselige Gesicht der Wittwe, als sie ihre Augen auf die Blumen richtete, indem sie sie lächelnd aus der Hand des freundlichen Boten nahm. Dann aber schüttelte sie leise den Kopf und sagte: »Es ist seltsam, mein lieber Herr Prediger, und heute überrascht mich die Sendung Ihres Freundes fast noch mehr als gestern, denn er scheint wirklich meinen Geschmack in Bezug auf Blumen errathen zu haben. Gestern sandte er mir Veilchen, und heute Wald- und Feldblumen, und beide sind in der That seit vielen Jahren meine Lieblinge, ach ja!«

»Nun, wenn das ist,« fuhr Mr. Mildness heiter fort, »so können wir heute vielleicht insgesamt Ihnen einen Vorrath für die ganze Woche sammeln, da wir ja den langen Nachmittag im Walde zubringen werden.«

Emmy verrieth bei diesen Worten einige Unruhe, und nachdem sie die Blumen in ein Glas und dieses neben die Veilchen auf den Tisch gestellt, setzte sie sich auf ihren alten Platz im Sopha, wobei es den Anschein hatte, als würde es ihr schwer, das Gesicht wieder zu dem ihres Besuches zu erheben.

»Wir haben nämlich,« fuhr dieser fort, »von dem Oberförster eine Einladung nach dem Waldhause im Darss erhalten und vielleicht fühlt sich mein Freund kräftig genug, derselben Folge zu leisten. Dabei hat er nun das

Glück, ganz zufällig Ihre Bekanntschaft zu machen, er ist von dem lästigen ceremoniellen Besuch entbunden, und – und – wie, Sie schütteln den Kopf? Ist es der guten Frau des Oberförsters nicht gelungen, Sie zu der kleinen Zerstreung im frischen Walde zu vermögen?«

»Mein lieber Herr Prediger,« antwortete Emmy mit sichtbarer Beklommenheit, indem sie die Hände faltete und langsam in den Schooß sinken ließ, »allerdings ist die Oberförsterin bei mir gewesen und hat den Wunsch ausgesprochen, mich mit Ihnen zusammen im Waldhause zu sehen, allein – verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen aufrichtig sage, daß es keine Zerstreung für mich ist, selbst mit Ihnen und Ihrem werthen Freunde einen Nachmittag daselbst zu verbringen.«

»Aber warum denn nicht?« fragte Mr. Mildness mit erstaunter Miene, während sein Herz ihm selbst fühlbar klopfte.

Es entstand eine Pause, in der Emmy wehmüthig vor sich niederschaute, dann erhob sie langsam die Augen und richtete ihren thränenschweren Blick auf das milde Gesicht des Rectors, als wollte sie in seinen Augen forschen, ob es ihm möglich sei, ihr räthselhaftes Benehmen zu verstehen. »Soll ich denn ganz ehrlich mit Ihnen reden?« fragte sie mit rascherem Athem und sah ihn fast bittend an.

»So ehrlich und offen, wie ich auch nachher mit Ihnen zu reden gedenke!« lautete es leise aber fest von den Lippen des Geistlichen von Ross.

»Nun denn, Sie wünschen es, und ich sehe keinen Grund, warum ich einem so würdigen Mann, wie Sie einer sind, länger mein Herz ganz verschließen soll. Mit einem Wort: das Waldhaus im Darrs wage ich nicht zu betreten, Herr Prediger. Zwanzig Jahre sind es beinahe her, daß ich es gemieden habe, gemieden, obgleich ich es so gern einmal wiedergesehen hätte.«

»Aber warum denn, beste Frau, das ist ja ein seltsamer Widerspruch in Ihren Wünschen und Handlungen?«

»Ja, das ist es allerdings oder es scheint vielmehr so. Denn wissen Sie: vor diesen zwanzig Jahren habe ich eine der unglücklichsten Stunden meines Lebens darin verbracht und dennoch, dennoch war damit ein Glück verbunden, dem ich keinen Namen geben kann. Und da ich jenes Glück niemals, nur jenes Unglück darin zum zweiten Mal durchleben, das heißt daran erinnert werden könnte, so vermeide ich es, so lange es geht, die Schwelle jenes kleinen Hauses zu berühren.«

»Glück und Unglück zugleich? Das ist ja abermals ein Widerspruch, meine liebe Frau Pastorin?«

»Ja, das ist es, ich gestehe es zu. Ich würde in jenem Hause in den süßesten Erinnerungen schwelgen, wahrhaft schwelgen können, und doch fürchte ich mich davor, denn auf jenes Glück folgte alsbald das Unglück, und an dieses möchte ich nicht durch todte und dennoch so laut und stürmisch sprechende Zeugen erinnert werden.«

»Ich will nicht weiter in Sie dringen,« fuhr der Rector fort, indem sein Gesicht bleicher wurde, dagegen sein Auge einen lebhafteren Glanz annahm, »aber so viel ich

in den Augen und Herzen der Menschen zu lesen vermag, also auch in dem Ihrigen lese, so scheint mir – gerade herausgesprochen – eine Herzensangelegenheit damit im Spiele zu sein?«

»Ja!« rief Emmy laut und fest, die gefalteten Hände erst nach der Brust und dann nach Mr. Mildness erhebend, »so ist es, Sie haben das Richtige gelesen. Es ist eine Herzensangelegenheit dabei im Spiel, eine bedeutungs- und verhängnißvolle, eine, die das ganze Leben hindurch anhält, dasselbe vergoldet, verschönert, und doch – doch es so namenlos elend macht. Und gerade das ist der Grund, warum ich mit meinen besten Freunden, selbst mit Ihnen jenes Haus nicht betreten kann.«

Sie sank in das Sopha gleichsam erschöpft zurück und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, als wollte sie damit die heiße Gluth zurückdrängen, die es bei ihren Worten allmähig überfluthet hatte. So saß sie lange Zeit und Mr. Mildness sprach kein Wort, nur wurzelten seine Augen fest auf diesem Gesicht und redeten dabei eine Sprache, die nur aus einem edlen, warmfühlenden und tiefbewegten Herzen stammen konnte.

Da nahm Emmy die Hände wieder vom Gesicht und ihre Augen trafen auf die des Geistlichen, deren Blicke sich tief und immer tiefer in die ihrigen senkten.

»Herr Prediger!« rief sie plötzlich. »Sie sehen mich so eigenthümlich an – Ihre Miene spricht zu mir, wie auch

die meine zu Ihnen gesprochen hat. Was wollen Sie sagen, ich bitte Sie, sprechen Sie rasch, Sie machen mich sonst besorgt.«

»Besorgen Sie nichts, von mir nicht!« sprach da eine überaus milde und warme Stimme zu ihr. »Aber sprechen will ich, ja, ich muß es sogar, denn wozu sollen länger Geheimnisse zwischen uns liegen, die, verschwiegen, mehr bedrücken und ängstigen, als wenn sie laut und offen beredet werden. So sage ich denn auch mit einem Wort: meine liebe Frau, Sie brauchen mir nichts mehr zu verhehlen, ich weiß Alles – fast Alles wenigstens. Ja, ich weiß jetzt, warum Sie das Meer so lieben, was es Ihnen einst gegeben und vielleicht auch wieder genommen hat.«

Emmy lehnte sich zurück, so weit sie konnte. Ihre Arme sanken wie gelähmt an ihrer Seite nieder und sie starrte mit einem ganz eigenthümlich ruhigen Blick, der die vollkommene Ergebung in ihr Schicksal ausdrückte, auf das würdevolle Gesicht des Geistlichen hin.

»Sie beugen mich mit diesem Geständniß nicht tiefer, als ich schon lange gebeugt bin,« sagte sie dann mit leisem, fast flüsterndem Tone, der gleichsam aus ihrer Seele aufgestiegen zu sein schien, »also fahren Sie fort – durch Wen wissen Sie meine Geschichte?«

»Durch unsere Wirthin, Frau Möbis, die, wie Sie wohl denken können, endlich ihrem Herzen Luft gemacht hat, ohne daß wir sie dazu aufgefordert haben.«

»Ah, fast konnte ich es denken, mir vorhersagen – doch, was thut es auch? Es giebt ja hier viele Menschen,

die Emmy Norge's Schicksal von Anfang bis zu Ende kennen, und lange würde es Ihnen auf keinen Fall verborgen geblieben sein. Doch ach, mein lieber Herr Prediger, Sie wissen nur, was die Menschen überhaupt davon wissen können, aber nur Gott, ich und ein anderer braver Mensch weiß, warum ich nicht in jenes Waldhaus gehen kann, denn, nicht wahr, davon hat Ihnen Frau Möbis nichts gesagt?«

»*Frau Möbis* hat mir nichts davon gesagt, nein!« erwiderte der Rector mit einem besonderen Nachdruck der ersten Worte, der Emmy in ihrer Aufregung natürlich entging. »Können Sie sich aber nun auch denken,« fuhr er gleich darauf fort, »warum uns, ich meine meinen Freund und mich, die wir Sie nun schon besser kennen, die in- nigste Theilnahme erfüllt?«

»Ich kann es mir denken und danke Ihnen herzlich für diese Theilnahme. Auch hoffe ich derselben nicht ganz unwerth zu sein. Doch lassen wir das jetzt –«

»Nein, lassen wir es noch nicht! Vielmehr muß ich Ihnen sagen, daß ich mich freue, Sie – einigermaßen getröstet und ruhiger zu finden, als ich Sie zu finden gefürchtet habe, sobald ich mich als einen Mitwisser Ihres Geheimnisses zu erkennen gehen würde.«

Emmy lächelte schmerzlich. »Ja, Sie haben Recht, ich bin getröstet und ruhig, in diesem Augenblick wenigstens, und das bin ich stets, wenn ich mich in meiner Gewalt habe, was gerade jetzt der Fall ist, da Sie anwesend sind. Aber, ach! mir ist nicht immer so zu Muthe wie jetzt!«

»O, bewahren Sie sich diese Ruhe, diese Standhaftigkeit, sie allein können Sie trösten, mehr, als irgend etwas Anderes auf der Welt.«

»O, mein Gott, rühmen Sie mich nicht zu sehr – die starke Seele in mir erschläfft nur zu oft und dann, o dann – bin ich nur ein elendes und vollkommen unglückliches Weib!«

»Nein, das sind Sie nicht, das können und dürfen Sie nicht sein, denn Sie tragen ein erhebendes Bewußtsein in sich: das, Ihren armen Freund bis auf diesen Augenblick geliebt zu haben, nicht wahr?«

»Ja, ja, ja!« rief Emmy, die schönen schwimmenden Augen zum Himmel aufschlagend und die gefalteten Hände emporhebend – »ich liebe ihn bis diesen Augenblick, – so sehr, o so sehr, Herr Prediger, wie man vielleicht keinen Menschen lieben sollte!« –

Mr. Mildness' Herz wogte hoch auf – dieses Geständniß machte fast auf ihn den Eindruck, als gälte es ihm selbst. Seine Wangen bedeckten sich mit einer warmen Röthe und sein Auge glänzte ganz jugendlich auf.

»Meine liebe Frau,« sagte er leiser als bisher, »man kann keinen Menschen zu sehr lieben, zumal wenn man sich bewußt ist, daß derselbe unsere Liebe im höchsten Maaße verdient – doch nun, da wir einmal so weit gekommen sind, sagen Sie mir: ist es denn wahr, was man uns erzählt hat, daß Sie wirklich niemals von diesem jungen Mann, den ich allerseits so rühmen höre, eine Nachricht erhalten und erfahren haben, was aus ihm geworden ist?«

Emmy schaute hoch auf und ihre Augen leuchteten von einem heiligen inneren Feuer. »Sie haben ihn rühmen gehört?« fragte sie fast heftig. »O, wer kann ihn so rühmen wie ich, denn wer hat ihn so gekannt wie ich! Freilich, geliebt haben ihn Alle, die ihn nur aus der Ferne kannten, und darin haben sie recht gethan. Aber nein, nein, nein, niemals habe ich eine Zeile von ihm erhalten, ein Wort von ihm erfahren. Elias Rubarth brachte mir seinen letzten geschriebenen Gruß, denn der sah ihn von uns zuletzt, seitdem aber ist er verschwunden, als hätte ihn augenblicklich nach seinem Scheiden ein Sturm von der Erde weggeführt, und Gott hat mich vergebens zwanzig lange Jahre auf irgend eine Nachricht von ihm warten lassen.«

»Das kann ich eigentlich nicht begreifen,« versetzte der Geistliche mit nachsinnender Miene. »Ein Mann, wie *er* mir geschildert ist und wie Sie ihn schildern, der wird sich selbst nicht untreu, eben so wenig wie er es Ihnen geworden sein wird – ich kann mir also nur denken, daß die Briefe, die er ohne Zweifel an Sie gerichtet hat, verloren gegangen, oder – aus irgend einem triftigen Grunde – von Jemanden, der ihn bei Ihnen in Vergessenheit bringen wollte, unterschlagen sind.«

Emmy sprang von ihrem Sitze auf. »Also auch *Sie* sprechen das?« rief sie fast athemlos.

»Ja, ich *muß* es sprechen, denn ich bin ein Mann und weiß aus eigener Erfahrung – wofür ich Gott danke – wie brave Männer in solchen Lagen zu denken und zu handeln pflegen.«

»O,« rief Emmy, »da habe ich schon den Trost, den Sie mir verheißen haben, ja, das ist Balsam für meine tiefe Wunde – aber in anderer Beziehung ist es eben so schrecklich, sich denken zu müssen, daß Jemand – o mein Gott! – mit mir und meinen heiligsten Gefühlen ein solches herzloses Spiel getrieben hat.«

»Herzlos? Das sagen Sie nicht. Der alte Pfarrer Dankwardt, denn der kann doch nur Ihr Gegner in diesem Punkte gewesen sein, hat gerade, weil er ein zu warmes Herz für seinen Sohn besaß, also gehandelt.«

»O, auch das sagen Sie? Herr Prediger, Sie sind in Wahrheit ein edler Mann, denn Sie trösten mich nicht allein in meinem Schmerz, Sie erheben auch Diejenigen in meinen Augen, auf die ich schon oft im Stillen meine Anklagen geworfen habe. Dafür segne Sie Gott!«

»Ich nehme diesen Segen aus Ihrem Munde auf mich und werde ihn zu verdienen suchen. Doch nun hören Sie noch ein Wort von mir, ein Wort, welches ich sprechen muß. Fassen und gedulden Sie sich. Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit, ach ja! aber vom ganzen Leben bilden sie doch nur einen Theil. Sie sind noch frisch, noch kräftig, noch gesund und haben sich Ihre schöne ansprechende Jugendlichkeit bewahrt; das Leben, welches Gott den Menschen gegeben, ist so wunderbar reich an Schätzen aller Art, daß es auch Ihnen noch, selbst wenn Sie nichts mehr hoffen, eine kostbare Gabe verleihen kann. Sie können noch jetzt Jemanden finden, der Ihnen das Ende Ihres Lebens zu einem glücklicheren gestalten kann, als der Anfang desselben gewesen ist –«

Emmy's Augen öffneten sich weit und sie sah den Sprechenden nicht verwundert, nicht erstaunt, sondern fast mit starrem Entsetzen an. »Wie meinen Sie das?« fragte sie fast tonlos.

»Gott hat viele Menschen und unter diesen viele brave Männer geschaffen –«

Emmy brach in ein lautes Weinen aus. »Nein, nein, nein,« rief sie schluchzend, »für mich hatte Gott nur diesen Einen geschaffen; und da er ihn mir entzogen hat, giebt es keinen Zweiten für mich. Gott selbst schafft mit seiner ganzen Allmacht niemals, niemals zwei gleiche Dinge, nicht einmal die Blätter eines Baumes sind sich einander ganz gleich, und ich, ich, mein lieber Freund, o so nenne ich Sie von jetzt an, ich konnte nur jenen Einen lieben, wie ihn Gott nie wieder für mich erschaffen wird!«

»Das ist ein Wort, welches ich meinem Gedächtniß einprägen werde!« sagte Mr. Mildness tief bewegt mit einer ganz eigenen Bedeutsamkeit und stand auf. »Ein Weiteres will ich selbst von Ihnen jetzt nicht mehr hören. Wir haben gering über diesen Punkt gesprochen. Ich danke Ihnen. Ja, nun sind wir Freunde, und Gott sei Dank! – verstehen Sie mich recht – Gott sei Dank! sage ich, ich denke nicht wie ein Meteor an Ihnen vorüber zu gehen, sondern noch recht oft und lange mit Ihnen über Ihre Leiden zu reden. Aus den Leiden aber, merken Sie sich das, entstehen oft Freuden, denn der Boden, der mit Schmerzen gedüngt, ist der fruchtbarste für des Menschen Gemüth und aus ihm ersprießen Segnungen aller Art, nicht bloß Blumen, duftig und herrlich von Farbe, sondern auch

Früchte, süß und labend für seine Seele. Hier haben Sie meine Hand – ja, wir sind Freunde und wollen es bleiben, so lange wir leben. Jetzt aber will ich nach Hause gehen und meinem Freunde erzählen, Welch' köstliche Stunde ich in Ihrer Nähe verlebt habe. Leben Sie wohl!«

»Leben Sie wohl, mein Freund und grüßen Sie – das Waldhaus von Emmy Norge, das sie selbst nicht wieder betreten darf, denn dort, dort – o mein Gott! – haben diese meine Arme meinen Freund zum letzten Mal auf Erden umschlungen!«

ACHTES KAPITEL. DIE BEGEGNUNG IM WALDE.

Wohl lange nicht waren zwei Menschen in so glücklicher Stimmung durch den Darss-Wald geschritten, wie an dem Nachmittag dieses für unsere Erzählung so bedeutungsvollen Tages Sir Charles Goodrick und Mr. Mildness es thaten. Letzterer hatte seinem Freunde Wort für Wort Bericht erstattet, was an diesem Morgen zwischen ihm und Emmy vorgefallen war, und Sir Charles hatte bereits dem Rector seinen nun bald auszuführenden Plan bis in das kleinste Detail entwickelt und ihn um seine fernere Unterstützung darin gebeten. So schritt er denn jetzt mit vor Freude hoch aufschlagendem Herzen durch den grünen Wald dahin und das Gezwitscher der Vögel um ihn her, das Summen der Insecten, das leise Rauschen des schwachen Windes in den Wipfeln der Bäume schien ihm eine so köstliche Musik, wie sie seinen Ohren noch niemals erklingen war. Weniger stürmisch, aber nicht minder glücklich bewegt, wandelte Mr. Mildness an seiner

Seite und immer wieder kamen Beide auf den Inhalt ihres Gesprächs zurück, den zu erörtern sie nicht müde wurden. Endlich aber blieb Mr. Mildness schwer athmend in dem Schatten einer hohen Buche stehen, sah seinen Freund bittend an und sagte:

»Haben Sie jetzt Mitleid mit mir, Sir Charles, ich kann mit Ihnen unmöglich gleichen Schritt hatten, obwohl Sie viel gebrechlicher und hinfalliger sein wollen, als ich. Mäßigen Sie vielmehr Ihr jugendliches Ungestüm in Gang und Blick, in Haltung und Rede, denn in Wahrheit, wenn Sie jetzt der Oberförster mit seinen Falkenaugen sähe, er würde nicht lange in Zweifel bleiben, daß Sie ihm und allen Uebrigen mit Ihren Leiden und Gebrechen eine Fabel erzählt haben.«

»Aber mein Gott, was wollen Sie denn?« rief Sir Charles mit ungleich ruhigerem Wesen, »wie kann ich mich denn so schnell in all' das Glück finden, welches Sie mir heute bereitet haben? Wer soll denn sonst noch auf der Welt frohlocken, wenn nicht ich?«

»Frohlocken Sie immerhin, aber mehr innerlich als äußerlich – und da – da – da, es ist die höchste Zeit, daß Sie wieder ein alter Mann werden, denn da vor uns sehe ich ein helles Frauenkleid durch die Bäume schimmern – es wird der Oberförster mit seiner kleinen Frau sein, die uns schon entgegenkommen.«

So war es denn auch, und langsam schritten jetzt die beiden Freunde ihren Wirthen entgegen, die nicht die

Zeit erwarten konnten, ihre lieben Gäste bei sich zu haben und mit ihnen im schönen grünen Walde ein paar genußreiche Stunden zu verleben.

Nach freundlichster Begrüßung von beiden Seiten gesellte sich Mr. Mildness zu der Wirthin und der starke Oberförster nahm den lahmen Sir Charles an den Arm und führte ihn auf dem nächsten Wege nach der gewaltigen Lichtung, in deren von blühenden Gebüsch umgebenen Mitte das Waldhäuschen lag. Auf diesem Wege kamen sie an einem kleinen See vorüber, durch feuchte Wiesenflecken, auf denen sich Rudel von Hirschen jedes Alters gesammelt und gelagert hatten und es sich im kühlen Grunde auf fettem Grase wohl sein ließen. Man stand wiederholt still und betrachtete das immer schöne und einladende Naturbild.

»Wollen Sie einen Sechszehnder schießen?« fragte der Oberförster Sir Charles. »Ich habe meine Büchse mit nach dem Waldhause gebracht.«

»Ich – heute, wo ich so glücklich bin?« sagte dieser mit seltsamer Hast. Aber im Augenblick mäßigte er sich, lächelte seinem Wirthe freundlich zu und äußerte sich dahin, daß er das schöne Wild lieber lebendig im Walde als todt in der Küche liegen sehe.

»Dann sind Sie wohl nie Jäger gewesen?«

»Eigentlich nicht. Sie aber müssen das Wird erlegen, es ist Ihr Beruf. Nun, heute jedoch vernichten Sie keins, wenn ich darum bitten darf.«

»Warum heute nicht?« fragte der Oberförster gespannt.

»Ich habe es Ihnen schon gesagt, ich bin so glücklich heute und dazu haben Sie selbst beigetragen, dadurch, daß Sie mich einluden, Ihr stilles Waldhaus kennen zu lernen, worauf ich in der That begierig hin.«

»Na, das werden Sie gleich sehen, da drüben im hellen Sonnenschein glüht schon die Lichtung auf, in der es liegt.«

In wenig Minuten stand man vor der Umzäunung und bald waren die Gäste hineingeführt und konnten nun ihrem Begehren, das Innere zu durchspähen, ein Genüge thun.

Sir Charles blickte mit laut klopfendem Herzen um sich her. Er fand eigentlich sehr wenig verändert, nur bemerkte er, daß die jungen Bäume und die schon zu seiner Zeit angepflanzten Gebüsche bedeutend gewachsen waren. Auch das Aeußere des Hauses verrieth keine Wandelung; wie ehemals, als er mit den alten Pfarrersleuten ein Gast des Oberförsters Riemann gewesen, stand jetzt die Tafel im Triangel der Linden neben dem Hause aufgeschlagen, und sogar das Geschirr, in welchem man den Kaffee brachte, schien ihm noch dasselbe wie früher zu sein.

So nahm man denn Platz im kühlen Schatten und erfrischte sich bei heiterem Geplauder über alte und neue Zeiten. Als der Kaffee aber getrunken war und während die Oberförsterin eben der anwesenden Magd ihre Anweisungen gab, der Oberförster dagegen mit Mr. Mildness nach einem nahen Scheibenstande ging, wo man später mit Pistolen nach einem nahen Ziele schießen

wollte, stand Sir Charles unbemerkt von seiner Bank auf und schlich in das Innere des Häuschens, um diesem endlich seinen herzlichen Gruß zu sagen.

Als er über die Schwelle in das so wohlbekanntes Gemach schritt, schlug ihm das Herz in gewaltiger Bewegung, denn hier war es ja, wo ach! jener traurige Abschied auf so lange Zeit gefeiert worden war. Das Zimmer sah gerade noch so aus wie damals, nur schienen die Wände neu getüncht. Da man ihnen aber wieder dieselbe lichtgraue Farbe gegeben, fand es Sir Charles in nichts verändert, denn die Lagerstellen standen noch auf derselben Stelle, der alte schwarze Ofen, der geräumige Schrank mit Geräth, dem er einst die Flasche Wein entnommen, und der Tisch, an dem er den Brief an den verstorbenen Pfarrer geschrieben, waren noch ganz dieselben und behaupteten, dauerhafter als die hingegangenen Menschen, ihre ehemaligen Plätze.

»Ich bin zufrieden,« sagte er zu sich, »daß ich Alles finde, wie ich es in meiner Erinnerung aufbewahrt. Alles ist unverändert dasselbe und man sieht kaum irgend einem Gegenstande sein Alter an. O, ich kann auch mit mir zufrieden sein, ich fühle mein Alter auch nicht, und jetzt, wo ich hier stehe und von Hoffnung bin, habe ich fast vergessen, was mir begegnet ist, seitdem mein Fuß zum letzten Male diesen Boden betrat. Geduld, Geduld, wir wollen es bald wirklich vergessen, denn den Pulsschlag des neuen Lebens fühle ich schon und der Abend desselben soll mir lohnen, was der Morgen so unbarmherzig an mir verschuldet hat!«

Als er wieder in's Freie trat, fand er den Oberförster beschäftigt, die Pistolen zu laden, mit denen sie nach der aufgestellten Scheibe schossen. Er gesellte sich zu den Männern und man unterhielt sich an dem Spiel, in welchem sich die geübte Wirthin fast eben so geschickt wie die Männer erwies.

Nach dieser Unterhaltung setzte sich die Gesellschaft wieder an den Tisch unter den Linden, auf den sie Wein und ein kaltes Abendbrod aufgetragen fand, dessen Genuß durch heitere Unterhaltung angenehm belebt wurde. Der Oberförster, der den ganzen Nachmittag Sir Charles fast nie aus den Augen gelassen hatte, war bis zu dieser Zeit so ziemlich mit sich in's Klare über ihn gekommen, und um gewissermaßen die Probe seiner Beobachtung anzustellen, trank er jetzt seinen Gästen zu und indem er sich an Sir Charles wandte, sagte er:

»Ich freue mich unendlich, Sie hier in meinem kleinen, von der Welt abgeschiedenen Reiche bewirthen zu können und trinke nun dies Glas ächten deutschen Weines auf Ihr beiderseitiges Wohl. Aber wissen Sie, worüber ich mich über mich selbst wundere? Daß ich Sie noch nicht einmal nach Ihrer Heimat gefragt habe, obgleich wir uns fast schon den Kopf zerbrachen, dieselbe ausfindig zu machen.«

»Wie so?« fragte Sir Charles ruhig, »ist sie so schwer zu finden?«

»Es muß doch wohl so sein, denn nach Ihrem Dialect zu urtheilen, sind Sie weder ein Nord- noch ein Süddeutscher, so weit ich die Abweichungen der Sprachweise beider kenne.«

»Also Sie finden doch, daß ich einen besonderen Dialect spreche?« fragte Sir Charles.

»Nein, das kann ich eben nicht finden, vielmehr sprechen Sie das Deutsche ganz rein und klar, aber nicht – gestatten Sie mir diese Bemerkung – wie ein Deutscher, sondern mehr wie ein Ausländer, der große Mühe darauf verwandt, unsere schwere Sprache sich so weit anzueignen, wie es möglich ist. Noch mehr aber als Sie, Herr Wirth, spricht der Herr Prediger unsere Sprache wie ein Fremder, wenigstens ist es mir und meiner Frau schon neulich so vorgekommen.«

Es entstand eine kurze Pause, die auf Seiten der beiden Gäste nicht ganz ohne Befangenheit war. Endlich aber sagte Sir Charles lächelnd, indem er dem Rector einen stillen Wink gab, als habe er längst etwas Aehnliches befürchtet: »Sie haben eigentlich ganz Recht, Herr Oberförster, und ich bewundere Ihr scharfes Ohr, wie die Natur Ihnen auch sehr scharfe Augen gegeben zu haben scheint. Wir Beide, mein Freund sowohl wie ich, haben viel im Auslande gelebt und stammen eigentlich von einer Insel in der Nordsee her, auf der zwei verschiedene Sprachen gesprochen werden.«

Der Oberförster schaute verwundert auf. »Was ist das für eine Insel, wenn ich fragen darf?« sagte er langsam.

»Das ist Helgoland!« erwiderte Sir Charles mit einer fast scherzhaft lächelnden Miene.

»Helgoland! Ah, dann sprechen Sie wohl eben so gut Englisch wie Deutsch?«

»Versuchen Sie es – ich bin bereit, vor Ihnen die Prüfung meiner Sprachkenntnisse abzulegen.«

Der Oberförster lachte laut auf. »Da würden Sie einen schlechten Kritiker an mir haben,« versetzte er, »denn ich bekenne ehrlich, daß ich vom Englischen sehr wenig verstehe, wenn Sie aber so gütig sein wollen, mit meiner Frau sich in jener Sprache zu unterhalten, so dürfte die wohl ein besseres Urtheil darin fällen als ich, denn, wie Sie bereits wissen, hat sie sich viel mit der englischen Literatur und Sprache beschäftigt.«

Sir Charles wandte sich sogleich mit Lebhaftigkeit an die junge Frau und es dauerte nicht lange, so waren sie im eifrigen Gespräch in seiner Muttersprache begriffen, was die Oberförsterin auch sogleich zu fühlen schien, denn wie sie nachher ihrem Manne gestand, so hatte sie nie ein so gutes Englisch reden hören, wie sie es jetzt von den Lippen ihrer beiden Gäste vernahm.

Nach einer Weile jedoch brach man wieder davon ab, um auch den befriedigt aussehenden Wirth an der Unterhaltung Theil nehmen zu lassen. »Nun,« sagte Sir Charles zu ihm, »sind Sie diesmal mit unseren Leistungen zufrieden?«

»Vollkommen, Herr Wirth, aber eben so mit den meinigen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Weil ich immer gehört, daß es weise sei, zu schweigen, wenn man anderer Leute Gespräch nicht versteht, und ich habe lange genug geschwiegen, weil ich kein Wort von Dem verstand, was Sie mit meiner Frau sprachen. Wenn Sie ein jüngerer Mann wären, als Sie *wirklich* sind, würde mich das beunruhigt haben, so aber weiß ich ja, wie alt Sie sind und –«

»O, o,« rief Sir Charles heiter, »Sie haben in Wahrheit nichts zu befürchten gehabt; wir hatten ja einen Zeugen, und noch dazu war es ein Geistlicher!«

In ähnlicher Weise scherzte man längere Zeit noch, aß und trank dabei eine Flasche Wein nach der anderen, was Alle in eine frohe Stimmung versetzte. Unterdessen aber war die Sonne allmählig tiefer gesunken und nur dunkelglühende Streiflichter fielen noch durch die Buchwipfel, die das Gehäge des Waldes umgaben. Sir Charles sah nach der Uhr und gab seinem Freunde einen Wink.

»Wie, wollen Sie schon aufbrechen?« fragte der überaus muntere Wirth. »Sie haben Zeit, denke ich. Mein Wagen steht bereit; Sie brauchen nur zu befehlen, so bringt er Sie rasch genug nach Hause.«

»Mit Ihrer Erlaubniß werden wir auch heute zu Fuße gehen,« versetzte Sir Charles. »Es giebt keinen größeren Genuß für mich, als Abends, nach Untergang der Sonne, durch einen thauigen, duftigen Wald zu wandeln, wie dieser es ist, und zu fürchten haben Sie nicht, daß wir auf dem Heimwege in Wilddieberei verfallen.«

»Nun, nun, um ganz sicher in diesem Punkte zu gehen, will ich Sie doch lieber selbst begleiten. Wohlan denn, Taving, wir schließen uns unsern Gästen an und lassen den Wagen langsam hinterherfahren, dann können wir uns von den Herren trennen, wann wir wollen und kommen doch noch immer früh genug nach Hause.«

Wie er gesagt, so geschah es. Nachdem die Oberförsterin der Magd ihre Weisungen gegeben, nahm sie Hut und Tuch; die Männer standen schon bereit und nachdem Sir Charles noch einen herzlichen Blick auf das einsam bleibende Waldhaus geworfen, schritt man aus der Umzäunung in den Wald hinaus, unter dessen grünen Wölbungen ein lautloses Schweigen herrschte und die rasch zunehmende Dämmerung mild und süß ihre nächtlichen Schatten niedersenkte.

Ganz dunkel jedoch wurde es an diesen langen Sommerabenden nicht, selbst wenn der Mond nicht am Himmel gestanden und sein silbernes Licht über den breiten offenen Weg geworfen hätte, auf dem man nun gemüthlich nach Prerow hin schritt. In der frohen Stimmung, in der man sich befand, und nach dem Genusse des feurigen Weines, den man getrunken, hatte Sir Charles fast seine Rolle vergessen und ging, stets von dem wachsamen Auge seines Wirthes beobachtet, in beinahe aufrechter Haltung wie ein gesunder Mensch einher, eine Veränderung, die so allmählig vor sich gegangen, daß sie unter anderen Umständen und bei minder aufmerksamen Beobachtern gewiß wenig aufgefallen wäre. Allein hier war unser Freund zwiefach bewacht, denn während die

Oberförsterin mit ihm voranging, kam sein Wirth mit Mr. Mildness dicht hinter ihnen her und so bewegten sich alle Vier langsam auf dem eingeschlagenen Wege fort. Beide Parteien waren wieder sehr bald in die vorher begonnenen Gespräche vertieft und da die junge Frau ein großes Gefallen daran zu finden schien, Sir Charles Englisch sprechen zuhören, so hatte sie ihn jetzt nochmals dazu veranlaßt und schnell waren Beide in einer Unterhaltung begriffen, die von Sir Charles ohne alles Arg lebhaft fortgesetzt ward.

So hatte man fast die Hälfte des Weges nach dem Dorfe zurückgelegt, als die beiden voranschreitenden Personen in der Ferne einen Menschen auf sich zu wandeln sahen. Sehr bald erkannte man, daß es ein Mann sei, und der Oberförsterin Auge war so scharf, daß sie die Behauptung aussprach: er sei kein Bewohner von Prerow und Born, vielmehr ein ihr gänzlich fremder Mann. »Es ist mein Diener,« erwiderte Sir Charles, der ihn auch so eben erkannt, einigermaßen verwundert, was Harry bewogen haben möge, aus freien Stücken ihm entgegenzukommen. Indessen bald gewahrte man, daß Harry zwei Plaids über dem Arm trug, und nun war sein Erscheinen wenigstens in den Augen der Dame erklärt, wenn auch Sir Charles selber noch einen anderen Grund seines Handelns vermuthete.

»Was Sie für einen aufmerksamen Diener haben!« sagte die Oberförsterin. »Er ist um Ihre Gesundheit besorgt und bringt Ihnen ein warmes Tuch.«

»Er ist gut geschult!« erwiderte Sir Charles und erwartete ruhig die Annäherung Harry's, der jetzt herankam, den Hut abnahm und seinen Herrn um Erlaubniß bat, ihn in das Tuch einhüllen zu dürfen.

Jetzt erkannte der Baronet, daß der treue Diener ihm etwas Wichtiges zu sagen habe, und darin hatte er sich auch nicht geirrt. Denn plötzlich, nachdem Harry ihm rasch ein paar Worte zugeflüstert, begann er sich fest in das große Tuch zu hüllen, was in den Augen der Anderen eine unnöthige Vorsicht schien, da der Abend warm und kein Luftzug unter den Bäumen zu spüren war. Gleich darauf, nachdem auch Mr. Mildness sein Tuch empfangen und über den Arm geschlagen hatte, gesellte sich Sir Charles wieder zu seiner Begleiterin und setzte langsam den Weg fort, wobei man jedoch zu bemerken Gelegenheit fand, daß Herr Wirth mit einem Male Schmerzen oder wenigstens große Müdigkeit empfinden müsse, da er äußerst langsam und in gebeugter Haltung denn je einherging und das Tuch so fest um seinen Leib geschlungen hielt, daß von seiner Gestalt fast nichts zu erkennen war. Dabei war er auffallend still geworden und eben that die Oberförsterin die Frage, ob er sich etwa angegriffen fühle, als er mit kurzen und fast abgebrochenen Sätzen, ja sogar mit hörbar veränderter Sprache die Worte ausstieß:

»Bitte, sprechen Sie jetzt nicht mehr Englisch mit mir. Ich habe meine Gründe dazu. Morgen, spätestens übermorgen sollen Sie Aufschluß über diese seltsame Bitte

erhalten und bis dahin wundern Sie sich über nichts – ich bitte *dringend* darum.«

Die Oberförsterin konnte sich diese auffallende Wandelung in dem Benehmen ihres Gastes nicht erklären; auch sie schwieg nachdenklich und so schritten sie Beide langsamer als vorher auf dem Wege fort, bis sie an eine lichtere Stelle des Waldes gelangten, auf die der von jedem Gewölk befreite Mond so eben seine hellsten Strahlen niederfallen ließ. Plötzlich blieb Sir Charles einen Augenblick stehen, schaute scharf in die Ferne und hustete heftig. »Sie haben sich erkältet,« rief Mr. Mildness laut herüber, »ich habe es mir wohl gedacht!«

»Nein, nein,« erwiderte Sir Charles und winkte beschwichtigend mit der Hand. In diesem Augenblick nahm die junge Frau an seiner Seite, wie es schien, mit ihm zugleich wahr, daß abermals eine Person von Prerow her ihnen entgegenkam, diesmal jedoch war es eine Frau, die mit einem langen schwarzen Gewande bekleidet, wie man bemerkte, langsam in der Mitte der Straße wandelte, so daß man ihre Umrisse ziemlich deutlich unterscheiden konnte.

»Wer ist das?« fragte Sir Charles seine Gefährtin mit stockender Stimme.

»Jetzt weiß es noch nicht,« lautete die zögernd gesprochene Antwort, »doch – wenn ich mich nicht irre – sie trägt einen Strohhut, nicht wahr? – ja, ich glaube, sie ist es – o, es ist Emmy!« rief sie plötzlich laut – »unsere gute Emmy, die uns doch noch entgegenkommt!« Und

rasch lief sie der ruhig Heranschreitenden entgegen, umschlang sie mit den Armen, küßte sie herzlich und gab ihre Freude, die Freundin noch an diesem Abend zu sehen, in lauten Ausrufen kund.

Bald darauf folgte ein allgemeiner Stillstand und eine Stockung des Gesprächs, wie es geschieht, wenn eine kleine Gesellschaft durch den Hinzutritt einer unerwarteten Person plötzlich überrascht wird. Sir Charles war, als weiche er vor einer nahenden Gefahr zurück, zu den beiden Männern getreten, die jetzt stumm und erwartungsvoll, wie er, dem nächsten Auftritt entgegensahen. Zuerst von ihnen jedoch schritt der Oberförster an die Wittve heran, begrüßte sie mit herzlichen Worten und reichte ihr die Hand. Unterdessen hatte sich auch Mr. Mildness gesammelt und, seinen Hut abnehmend, trat er auf die befreundete Frau zu, begrüßte sie und sagte dann mit etwas beklommener Stimme:

»Es ist das ein angenehmer Zufall, meine liebe Frau Pastorin, und so habe ich denn endlich das Vergnügen, Sie mit meinem Freunde früher, als ich vermuthet, bekannt machen zu können. Lieber Wirth, hier sehen Sie die Dame, der Sie Ihre Blumen und Grüße gesandt, und hier, Frau Pastorin, ist der Einsiedler von Prerow, nach dessen Befinden Sie sich noch heute Morgen so freundlich erkundigt haben.«

Der gute Rector war froh, als er diese Worte über die Lippen gebracht; jetzt überließ er es Sir Charles, sich, so gut es ging, aus der Verlegenheit zu ziehen. Wie diesen

aber einerseits die Abenddämmerung und das zweifelhafte Licht des Mondes begünstigte, so legten ihm andererseits die anwesenden Freunde aus Born einen sehr erklärlichen Zwang auf. Indessen hielten sich die letzteren, selbst höchlichst überrascht, ziemlich fern und still, und Sir Charles trat nun an Emmy heran und entblößte sein Haupt, das mit dem langen, in der Mitte gescheitelten bleichen Haar und dem tief über die Brust herabwallenden Bart in dieser Beleuchtung so alt und ehrwürdig erschien, daß es augenblicklich einen tiefen Eindruck auf die Wittve machte, den man an ihrer von Theilnahme bewegten Stimme nicht zu verkennen vermochte.

»Meine sehr geehrte Frau,« sprach jetzt Sir Charles mit einem eigenthümlich hohlen und dumpfen Tone, der von Zeit zu Zeit durch ein trockenes Hüsteln unterbrochen ward, »ich begrüße Sie mit Freuden. Mein Freund hat mir so viel Liebes und Gutes von Ihnen berichtet, daß ich auf die Gunst, die ihm seine Gesundheit in Bezug auf die Besuche bei Ihnen gestattete, fast neidisch geworden bin.«

»Bitte, Herr Wirth,« erwiderte Emmy mit, wie es Mr. Mildness bedünken wollte, etwas zaghafter und leise erbebender Stimme, »vor allen Dingen bedecken Sie sich, es ist Abend und die Luft geht kühl.«

Das war ihr erstes Wort und wie ein silberner Glockenton schlug es an das Ohr des mit kurzem Athem lauschenden Sir Charles, der aber schnell, als fürchte er sich noch mehr zu erkälten, den Hut aufsetzte und tief in die Stirn

drückte. Aber er sprach weiter nichts und man setzte sogleich den Weg nach Prerow fort, indem sich die Oberförsterin auf der einen und Mr. Mildness auf der andern Seite Emmy's hielt, während Sir Charles fast keuchend neben dem schweigenden Oberförster ihnen langsam folgte.

Die drei ersten Personen unterhielten sich dabei ziemlich lebhaft, die beiden letzteren dagegen sprachen kein Wort. Der Oberförster war merkwürdig ernst geworden, denn er sah oder glaubte vielmehr zu sehen, daß der Mann an seiner Seite tief bewegt, fast erschüttert war, und er selbst war hochherzig genug, sich ruhig zu verhalten und den Verlauf der Dinge geduldig abzuwarten, da er als Freund beider Parteien auf keine Weise störend in ihr Verhältniß eingreifen durfte, wenn ein solches vorhanden war.

Um so eiliger aber geriethen allmählig die beiden Frauen in Unterhaltung, und Fragen und Antworten wurden ausgetauscht, an denen Mr. Mildness bisweilen Theil nahm, wenn seine innere Erregung, die noch lange nicht überwunden war, ihn zu einer ruhigen Bemerkung gelangen ließ.

Bei einer Kreuzung der großen Wege aber, als der Oberförster einen bequemeren Fußpfad einzuschlagen rieth, kamen die Zusammengehenden aus einander und

da die Oberförsterin zugleich einen Wink von ihrem Manne erhielt, gesellte sie sich zu ihm, während die drei Anderen nun in einer Reihe voranschritten. Mr. Mildness jedoch, der plötzlich einen Anreiz fühlte, die beiden Hauptpersonen sich allein zu überlassen, blieb ebenfalls bald zurück und so sah sich Sir Charles ganz wider Vermuthen mit Emmy allein. Aber dieser seit so vielen Jahren heiß ersehnte Augenblick war jetzt so wenig vorbereitet und so überraschend für ihn gekommen, daß er sich bei seiner heftigen Gemüthsbewegung in dies Glück nicht zu finden vermochte. Die Gedanken schwirrten in seinem Hirn ruhelos, fast wüst durcheinander und sein Herz hämmerte so mächtig in seiner Brust, daß er die Hand darauf legen mußte, um es zu beschwichtigen und in seinen natürlichen Gränzen zu erhalten. Glücklicher Weise war Emmy weit weniger befangen als er und nun begann sie mit ihrer süßen anschmiegenden Stimme sich angelegentlich nach dem Befinden des so sichtbar angegriffenen Mannes zu erkundigen, wobei sie ihn wiederholt voller Mitleid von der Seite ansah, da er so gebeugt und augenscheinlich mühsam neben ihr herkeuchte.

Er dagegen that, als bemerke er diese Aufmerksamkeit nicht, sondern schaute anhaltend vor sich auf die Erde hin, und nur, wenn er es, ohne beachtet zu werden, thun zu können glaubte, warf er einen verstohlenen Blick auf die leicht hinschwebende Gestalt an seiner Seite, deren Worte zu hören und deren Nähe zu fühlen ihm allein schon für jetzt ein unaussprechliches Glück erschien.

Endlich aber mußte er doch einige Worte erwidern, und er that es möglichst kurz, wobei er seine Stimme noch mehr zu verstellen und matt und schwach erklingen zu lassen suchte. Ob nicht aber dennoch bisweilen ein natürlicherer Klang in irgend einem Worte sich vernehmen ließ, wollen wir nicht ermessen; ein gewöhnliches Ohr hätte gewiß nicht die geringste Spur der Stimme Charles Goodrick's aus denselben herausgehört; das Ohr aber, welches ihm jetzt so nahe, war ein feines und scharfes Organ, und fast schien die bisweilige Hinneigung ihres Kopfes nach seiner Seite und ihre verschärfte Aufmerksamkeit dennoch durch einen Ton veranlaßt zu sein, der irgend eine zarte Saite in ihrer Seele mit einem Hauch der Erinnerung berührt haben mußte. Allein, als sie erst ruhiger und häufiger ihre Blicke über die gebrechliche Gestalt geworfen und das lange bleiche Haar betrachtet hatte, schien sie immer weniger zu finden, was sie, vielleicht unbewußt, ein innerer Instinct zu suchen veranlaßte, und so horchte sie nur um so aufmerksamer auf die abgerissenen Worte, die der kränkliche Mann mit beklommenem Athem hören ließ. Nachdem sie sich freundlichst für die ihr gesandten Blumen bedankt und das große Vergnügen verrathen, welches ihr dieselben verursacht, kam sie wieder auf seinen kränklichen Zustand zurück und machte ihm sanfte Vorwürfe, daß er so spät in den feuchten Wald gegangen sei und sich der kühlen Abendluft ausgesetzt habe.

»Ja,« erwiderte er leise und fast murmelnd, indem er sich noch fester in sein Plaid hüllte, »das habe ich mir

auch schon gesagt und morgen werde ich wieder dafür zu büßen haben. Indessen bin ich wider meinen Willen zu einem so langen Aufenthalt darin veranlaßt worden und ich werde mich künftig davor zu hüten wissen.« Dabei blieb er einen Augenblick stehen und hustete, wie es schien, mit großer Anstrengung.

Emmy schaute mitleidsvoll auf den kranken Mann und ihr Interesse an ihm, das schon durch die Berichte des Rectors erregt war, nahm durch den Anblick seiner Person und namentlich seines ehrwürdigen Kopfes erstaunlich rasch zu. Offenbar merkte sie, daß ihm das Sprechen schwer wurde, und da er ihre Frage danach bejahte, so bat sie ihn, lieber zu schweigen, und bemühte sich selbst nur um so mehr, ihn zu unterhalten, indem sie auf die frische Seeluft hinwies, die schon so manche schwache Brust gestärkt, worauf sie ihm schließlich einen Thee empfahl, den sie zu Hause habe und von dem sie ihm gern morgen früh eine Probe senden werde. Der Kranke dankte mit matter Stimme herzlich, und als jetzt eine Pause zwischen Beiden entstand, trat der Oberförster mit seiner Frau zu ihnen und zeigte seine Absicht an, jetzt umzukehren, da man bereits die ersten Häuser von Prerow dicht vor sich liegen sah.

Sir Charles seufzte erleichtert auf und trat von den Abschiednehmenden zurück, die sich zuerst mit der Frau Pastorin über einen recht baldigen Besuch ihrerseits in Born besprachen; dann aber näherte sich der Oberförster dem absichtlich bei Seite getretenen Sir Charles, drückte ihm herzlich die Hand und hörte dabei mit Erstaunen

die Frage, ob er morgen früh in Born zu Hause und eine wichtige Mittheilung entgegenzunehmen bereit sei. Indessen bejahte der Gefragte rasch, und nun verabschiedeten sich die Herren mit herzlichem Danke auch von der Oberförsterin, worauf das gastliche Ehepaar flugs den herbeigerufenen Wagen bestieg und sofort den Rückweg nach Born antrat.

Jetzt waren die drei Zurückbleibenden allein und setzten in unbefangenerer Weise ihren Weg ruhig durch das Dorf fort, wobei Mr. Mildness die Unterhaltung in seiner gewöhnlichen Weise führte. Vor dem Hause der Frau Möbis jedoch stand Emmy still und wollte von den Herren Abschied nehmen, obgleich sie augenscheinlich wahrnehmen konnte, daß dieselben sie noch weiter zu begleiten gedachten.

»Warum stehen Sie hier still?« fragte Sir Charles mit leise murmelnder Stimme. »Lassen Sie uns getrost weitergehen.«

»Sie werden gewiß zurückbleiben, ich bitte darum, Herr Wirth, wenn ich auch die Begleitung des Herrn Predigers bis zu meiner Wohnung mit Dank annehme.«

»Lassen Sie mich, lassen Sie mich,« versetzte Sir Charles fast ängstlich, als könne er sich unmöglich so rasch von dem kaum wiedergefundenen Schatze trennen, »was dem Einen von uns recht, ist dem Andern billig; seitdem ich aus dem Walde heraus bin, athme ich freier und die Seeluft, die uns jetzt entgegenströmt, thut meinen armen Lungen wohl.«

»Wenn das ist,« erwiderte sie herzlich, »so will ich nicht gegen Ihren Wunsch auftreten, ich genieße ja dann Ihre Gesellschaft noch länger!« Und so gingen alle Drei langsam auf die Brücke zu, die sie trotzdem, wie es Sir Charles vorkam, mit Windeseile überschritten. Aber da hatte man auch bald das Predigerwittwenhaus erreicht.

»Also hier wohnen Sie?« fragte Sir Charles beklommen, als Emmy abermals stehen blieb.

»Ja, in diesem kleinen Hause, und wenn es Ihnen nicht zu unbedeutend erscheint, so bitte ich Sie, daß Sie Ihren Freund nächstens begleiten, wenn er mir das Vergnügen seines Besuches gönnt.«

»Ich werde nicht ausbleiben, verlassen Sie sich darauf,« erwiderte Sir Charles, indem er seine Stellung so nahm, daß das Licht des Mondes in seinen Rücken fiel. »Doch morgen werde ich wahrscheinlich noch nicht die Ehre haben, da ich mich nach dem weiten Gange heute ruhen muß.«

»Sie werden mir jederzeit angenehm sein, leben Sie wohl!«

Mr. Mildness reichte ihr freundschaftlich die Hand, und Sir Charles nahm ehrerbietig den Hut ab, setzte ihn aber rasch wieder auf, wozu Emmy selbst durch ihre leise Bitte ihn bewog. Dann kehrte sie den beiden Männern den Rücken und verschwand in dem kleinen Hause, dessen schmale Thür sich lautlos hinter ihr schloß.

Die beiden Freunde thaten rasch einige Schritte von dem Hause fort, blieben dann stehen und blickten sich verwundert und fragend an.

»Das war mehr peinlich als angenehm,« sagte Sir Charles leise, indem er sich hoch aufrichtete und seine breite Brust mächtig dehnte, »und glücklicher Weise hat Harry's Aufmerksamkeit mich vor einer noch größeren Ueberraschung bewahrt. Aber was meinen Sie – konnten Sie aus ihrem Benehmen schließen, ob sie wirklich nur den Gutsbesitzer Wirth in mir vor sich zu sehen glaubt?«

»Das glaube ich wirklich. Hätte sie einen Anderen in Ihnen erkannt oder nur vermuthet, sie würde nicht so ruhig und gefaßt von uns Abschied genommen haben. Nach meinem Dafürhalten wenigstens konnte sie sich nicht natürlicher geberden. Indessen müssen wir uns bis morgen gedulden, es zu erfahren; ich werde genaue Kundschaft einziehen, verlassen Sie sich darauf.«

»Ja, ja, aber meine Rolle muß bald ein Ende nehmen, mein Freund, ich ertrage sie kaum noch,« fuhr Sir Charles fort, während Beide nun wieder der Brücke zuzogen. »Sie glauben nicht, wie schwer sie mir durchzuführen wird. Nachdem ich Emmy erst einmal gesehen, reißt es mich wie mit Gewalt zu ihr, so daß ich mich kaum bezwingen kann.«

»Auch das glaube ich,« versetzte Mr. Mildness lächelnd, »und *dennoch* müssen Sie sich bezwingen. Unsere Vorbereitungen sind noch nicht ganz vollendet, wie Sie wissen, und ich halte darauf, daß wir den besprochenen Plan bis auf den letzten Punkt festhalten, um die arme Frau, der eine so große Ueberraschung bevorsteht, allmählig auf Ihre Wiederkehr vorzubereiten.«

»Ja, ja doch, es geht auch nicht anders – mit uns wenigstens. Doch mit dem braven Oberförster ist es etwas Anderes, den kann und will ich nicht länger täuschen. Ich bin überzeugt, er sowohl wie seine Frau haben eine gewisse Ahnung von meinem wahren Verhältniß zu Emmy und er hat sich heute Abend so freundlich und tactvoll gegen mich benommen, daß ich ihm zunächst die Aufklärung des Räthsels schuldig zu sein glaube.«

»Das ist auch meine Meinung. Nun, es hält Sie ja nichts ab, Sie müssen ja doch vorher mit ihm sprechen, und einen Tag mehr oder weniger wird er und seine Frau doch wohl das Geheimniß bewahren können.«

»So soll es morgen geschehen, ich werde nach Born gehen, während Sie das Wittwenhaus besuchen, und hoffentlich wird die Nachricht aus Damgarten auch nicht ausbleiben, denn spätestens bis zu morgen ist sie mir versprochen worden. Wenn nur meine Befehle in Stralsund richtig angekommen sind! Ob wir vielleicht lieber Harry dahin senden und zur Eile treiben lassen?«

»Ich halte es nicht für nöthig. Capitain Harrison ist ein verständiger Mann und pünktlich, ich vertraue ihm. Die Verhaltungsmaßregeln, die Sie ihm gegeben, wird er keine Minute außer Acht lassen.«

»Gewiß, ich will es thun, aber nun sagen Sie mir, wie war Ihnen zu Muthe, als Sie Emmy Norge's Stimme zum ersten Mal wieder hörten?«

»O, mein Freund,« erwiderte Sir Charles mit gedämpftem Tone, »nie, nie in meinem Leben habe ich gekämpft mit mir selber, wie in jenem Augenblick. Es war, als risse

mich ein unwiderstehlicher Sturmwind zu ihr hin; und wer weiß, was ich gethan hätte, wenn der Oberförster mit seiner Frau nicht gegenwärtig gewesen wäre.«

»Ah, das dachte ich mir, es war also gut, daß sie mitgingen, ich habe es mir selbst schon gesagt. Nun aber, sind Sie jetzt überzeugt, daß Emmy Norge noch ein Gefühl für Carling im Herzen trägt, da Sie das Ihrige selbst ihr entgegenschlagen fühlten?«

»Ja, mein Freund, ich hoffe und glaube es, aber vergessen Sie nicht, daß Carling und ich eine Person sind, und daß nicht Carling, wie er damals war, sondern auch Sir Charles Goodrick, wie er jetzt ist, geliebt sein will. Verdenken Sie das dem armen wünschvollen Menschenherzen?«

Mr. Mildness lächelte sanft und schwieg.

»Warum lächeln Sie?«

»Sonderbares Ding, das menschliche Herz! Nicht allein in der Jugend schlägt es voll und warm, auch im Alter noch, selbst wenn unser Haupt von Silber glänzt. Das, mein Freund, ja, das bezeugt, daß die Gefühle darin göttlichen Ursprungs sind und daß wir uns ihrer nicht zu schämen brauchen. Aber sehen Sie, da sind wir zu Hause. Treten wir in Frieden ein und danken wir Gott, daß er uns so gemacht hat, wie wir sind, und daß die Freude endlich näher kommt, die er für uns aufbewahrt hat.«

»Ja, Sie haben Recht, mein edler Freund, diese Nacht noch in Frieden – und vielleicht steigt schon morgen die Freude vom Himmel hernieder, um uns den göttlichen Gruß und die göttliche Weihe zu unserm Unternehmen

zu bringen. Mit Gott denn hinein – er hat unsere Wege endlich wohl und zum Ziele gelenkt!«

NEUNTES KAPITEL. DER GRUSS AUS DER FERNE.

Emmy hatte, als sie nach jenem Abschiede ihr kleines Zimmer betrat, Niemanden, mit dem sie sich über die Vorfälle des Tages und ihre Gemüthsstimmung in Folge derselben freundschaftlich hätte unterhalten können; sie war einsam und allein. Dafür aber hatte ihr Gott die Kraft verliehen, ihre inneren Vedrängnisse auch in sich allein siegreich zu bekämpfen und sich die Fragen zu beantworten, die ihr das Schicksal schon so oft und in so mancherlei Weise wie eine schwer übersteigliche Schranke, die ihr die Schwelle zu ihrem Glücke verschloß, in den Weg geworfen hatte. So fügte sie sich denn auch diesmal ergebungsvoll in ihr Geschick, zündete mit leise bebenenden Händen ihre kleine Lampe an – ach, es war noch die alte Lampe, die einst einem größeren und glücklicheren Kreise im Pfarrhause geleuchtet hatte – stellte sie auf den Tisch und ließ den Vorhang vor ihrem Fenster nieder, um so ganz und gar von der Welt da draußen abgeschlossen zu sein, aus der immer wieder Unruhe und Sorge in ihre einsame Wohnung drang.

Als sie dies vollbracht, setzte sie sich still auf ihr altes Sopha, faltete die Hände im Schooße zusammen und überließ sich den Strömungen jener inneren Gedankenwelt, die für die Armen und Verlassenen oft den einzigen Trost und Schatz in sich schließt, welcher ihnen auf

dieser Welt zugefallen ist. O, was ging jetzt Alles an Emmy's innerem Auge vorüber, wie weit öffneten sich ihr die Pforten der köstlichen, aber längst verrauschten Vergangenheit! Ach, und seltsam war es immer, wenn sie recht süß in der Erinnerung geschwelgt, kehrte sie wieder in die letzten Tage der Gegenwart zurück, denn sie mußte sich gestehen, daß in diesen Tagen, bis in die letzten Stunden hinein, Vieles, Vieles geschehen sei, was sie, ohne daß sie wußte wie und warum, auf jene vergangenen Zeiten zurückführte und die Bilder lange Verschollener mit frisch belebten Zügen, gleichsam aus dem Schatten der Nacht in das helle Licht des gegenwärtigen Tages hervortreten ließ.

Ein Punkt besonders war es, auf den sie ohne Unterlaß zurückkam, von dem sie gar nicht wieder loskommen konnte, und dennoch war sie sich gerade hier keines inneren Zusammenhanges ihrer Ideen bewußt, wie es auch nichts Aeußeres gab, was ihr eine Aufklärung darüber hätte verschaffen können. »Es ist doch merkwürdig,« sagte sie sich, »wie zwei so ganz verschiedene Menschen, wie mein Carling war und wie dieser Fremde ist, ein und dasselbe Gefühl, denselben Gedanken zu erwecken vermögen, und wie mich der Eine an den Andern erinnern kann! Es war nichts, nichts an ihm, als er da heute im Walde auf mich zutrat und die wenigen Worte an mich richtete, was mich durch seine Person, seine Erscheinung an den Liebling meines Herzens erinnert hätte, und doch lebte mit einem Mal, als er an meiner Seite ging und so leise und wehmüthig mit mir sprach, meine Erinnerung

an Carling gleichsam hellstrahlend wieder auf. Was ist es, woran liegt es, daß mich dieser elende Mann so tief ergriff und mein ganzes Herz mit einem stillen Sehnen nach meiner Jugend, nach meinen hingegangenen Lieben erfüllte? Ich weiß nicht, was es ist, woran es liegt, und doch ist es so. Ja, ja, es ist so und ich muß mich bemühen, daß es mir klar werde, warum es so ist. – Doch wie, sollte ich vielleicht da mit einem Male auf der rechten Spur sein?« rief sie plötzlich nach langem Sinnen in sich hinein – »ja, das wäre möglich, und wenn es wäre, so würde es mich unglaublich beruhigen. Es giebt hier in der That ein Bindeglied zwischen dem Damals und dem Jetzt, und das – das vielleicht hat mich in diese räthselhafte Lage gebracht. Ja, so ist es, ich sehe es immer mehr ein. Der alte gute Prediger hat mit mir von meinem Jugendfreunde gesprochen, er hat die Erinnerung an ihn wieder angefacht, und so ist er in mir von Neuem lebendig geworden, daß ich mich von ihm, von seinem Wesen, seinen Gedanken und Worten gleichsam umwoben und erfüllt fühle. Dann hat er von seinem großmüthigen, gütigen Freunde gesprochen, hat Thaten und Eigenschaften an ihm gerühmt, die ich auch an meinem Carling rühmend anerkennen mußte, und das – ja, das hat die Täuschung vollbracht – die beiden so verschiedenen Bilder sind in ein einziges zusammengeflossen und ich habe auf diesen alten, würdigen Greis übertragen, was nur in der Stille meines Herzens lebte. Nun – ich werde weiter darüber nachdenken, ich werde ihn wiedersehen – bei Tage – ich werde sie vergleichen und dann wird die Täuschung

schwinden, die mein Auge – o nein, mein Auge nicht – aber mein Ohr, mein Herz einen Augenblick berückt und mich in diese seltsame, bange, unruhige Stimmung versetzt hat!«

Mit diesem Gedanken begab sich Emmy in dieser Nacht zu Bett; sie glaubte sich damit eine friedliche Ruhe erkämpft zu haben, aber dem war nicht so. Sie konnte erst gar nicht einschlafen und als sie endlich entschlummerte, war es kein fester, erquickender Schlaf, sondern ein mit bangen Träumen untermischtes Halbwachen, in dem Kranke, Lahme und Gebrechliche um sie her tasteten, sie mit flehenden Blicken anschauten, ihren Rath einholten und ihre wohlthätige Hand zur Pflege in Anspruch nahmen. Dieses letzte Traumbild endlich setzte sich bei ihr so fest, daß beim Erwachen ihr erster Gedanke darauf zurückkam, und nun war sie überzeugt, daß ihr Traum ihr nur das wirklich Geschehene vor die Seele gezaubert habe, daß der arme alte Mann bei der Frau Möbis in der That krank geworden sei und daß sie ihm vielleicht mit ihrem Rath und ihrer Hülfe nützen könne.

Sie stand schnell auf und kleidete sich wie gewöhnlich rasch an. Aber seltsam war es, je hastiger sie Alles ergreifen, vollenden wollte, um so langsamer ging es von Statuen, es schien eine hemmende Gewalt wie eine bleierne Last in ihren Füßen, ihren Händen, ihrem Kopfe zu liegen und ihr Handeln aufzuhalten und so war sie erstaunt, da sie plötzlich gewahrte, daß es schon gegen acht Uhr ging, als sie mit der Ordnung ihres kleinen Hauses zu Ende gekommen war.

Jetzt trat sie an ihren Arzneischrank und suchte den Thee hervor, den sie dem kranken Herrn versprochen hatte, und als sie ihn in ein sauberes Papier gethan, sandte sie die alte Dienerin nach dem Hause der Frau Möbis, um sich nach dem Befinden des leidenden Gastes erkundigen und ihm den heilsamen Thee einhändigen zu lassen. Erst als die Alte mit ihrem schleppenden Gange langsam der Brücke zuschritt, kam einige Ruhe über sie, aber dennoch fühlte sie zum ersten Male seit langer Zeit keine Lust, an die gewohnte Arbeit zu gehen, und so wandelte sie unthätig im Zimmer auf und nieder, bis sie glaubte, jetzt müsse die Botin zurückkehren und ihr den sehnlichst erwarteten Bescheid bringen.

Da sie nicht gleich kam, legte sich Emmy in's Fenster und schaute nach dem Prerower Strome hinüber, wo sie um diese Zeit sonst immer den Angler wahrgenommen hatte. Heute war auch dieser nicht da und das bestärkte sie in dem Glauben, sein Herr sei krank und er müsse zu Hause bleiben, um ihm irgend eine Hülfe zu leisten.

Schon wollte sie unter der Einwirkung dieses Gedankens wieder unruhiger werden, da kam die Alte mit heiterem Gesicht zurück, bestellte von Frau Möbis viele Grüße und fügte deren Worte hinzu: die beiden Fremden seien schon ausgegangen, es könne also keiner von ihnen krank sein, den Thee aber wolle sie gern abgeben und sie bedanke sich im Namen ihrer Herren.

Wie schwere Wolken oft durch einen leichten Wind vertrieben werden, so wurde auch Emmy's Bangen durch

diese Bestellung fast gänzlich verscheucht und sie stand sich nun lächelnd ein, daß all' ihr Sorgen und Trachten seit dem vorigen Abend wohl nichts als ein Phantasiegebilde gewesen sei, wie es ein aufgeregtes Gehirn und Herz wohl zu besuchen pflege, wenn die Nerven verstimmt sind und das harmonische Gleichgewicht zwischen Denken und Empfinden aufgehoben ist. So gelang es ihr denn, endlich zu ihrer Näharbeit zu schreiten, und sie war ämsig dabei wie sonst, in der frohen Erwartung, zu der gewöhnlichen Stunde werde der Prediger Gast kommen, ihr seinen Besuch machen und durch sein heiteres Gesicht und sein freundliches Gespräch den letzten Rest von Sorge von ihrem Herzen nehmen. Allein sie sollte diesmal etwas lange warten und doch den Geistlichen nicht kommen sehen, eben so wenig wie den Angler, der jetzt auch eine wichtige Person für sie geworden war.

Endlich war es elf Uhr und der Prediger war noch immer nicht sichtbar. Emmy war von Neuem in Unruhe gerathen und es wurde ihr im Zimmer zu eng, sie sehnte sich nach frischer Lust und Bewegung im Freien. So nahm sie rasch Hut und Tuch, und der Alten hinterlassend, daß sie am Strande zu finden sei, wenn der Herr Prediger kommen sollte, verließ sie das Haus und stieg rasch nach der ersten Düne empor, um einen freien Blick über das weite Meer zu werfen und sich daran wie auch sonst zu erquicken.

Es wehte an diesem Morgen eine frische Ostbrise, die ganze See ringsum war gekräuselt und in der Ferne zeigten sich die in der Sonne glitzernden silbernen Wogenkämme, die den Schiffern wie den Beschauern des gewaltigen Elementes immer eine Lust und eine Wonne sind. Dabei stürzten die durchsichtigen Wellen brausend über den Strand, rollten hoch nach den Dünen hinauf und flossen dann wieder in ihr Bett zurück, nichts als Schaum und Dunst von ihrem flüchtigen Besuche zurücklassend.

Emmy schaute mit lebhaftem Behagen über die endlose Fläche und lieh eine Weile ihr Ohr der in regelmäßigen Pausen wiederkehrenden Musik, die wie Orgelton erklang und an den hohen Dünen leise wiederhallte; als sie aber zum zweiten Male ihre Blicke über den weiten Horizont schweifen ließ, den wieder zahllose Schiffe belebten, und dann auf den vor ihr liegenden Strand zurückkehrte, sah sie auf dem nächsten Dünenhügel ihr zur Rechten einen Mann stehen, der durch ein Fernglas eifrig nach dem Meere spähte. Es bedurfte nur eines kurzen Hinblicks ihres guten Auges, um den Prediger Gast zu erkennen, und augenblicklich richtete sie ihre Schritte zu ihm hinüber, um ihn freudig zu begrüßen. In demselben Augenblick hatte sie auch der Prediger, der eben seine Rundschau beendigt zu haben schien, wahrgenommen, und sein Glas zusammenschiebend, kam er ihr eilig entgegen, schon von Weitem Grüße und Winke mit dem Hut und den Händen sendend.

»Bleiben Sie, bleiben Sie oben,« rief er herüber, als Emmy eben von ihrem hohen Sandhügel herabsteigen wollte, »ich komme zu Ihnen hinauf, denn es war meine Absicht, von dort oben noch einmal die See zu betrachten und dann Ihnen meinen Besuch zu machen.«

»Ich hatte Sie schon lange erwartet,« erwiderte Emmy mit herzlicher Freude, als sie das wohlwollende Gesicht des würdigen Mannes wieder sah und sogleich erkannte, daß alle ihre Befürchtungen in der That nur Phantasiegebilde gewesen waren. »Warum blieben Sie so lange aus, mein lieber Freund? Guten Morgen, guten Morgen!«

»Guten Morgen, meine liebe Frau Pastorin,« erwiderte Mr. Mildness und reichte ihr herzlich die Hand hin. »Schon so früh auf den Dünen? Schreckt Sie der Wind nicht zurück?«

»Das ist kein Wind, das ist kaum ein Lufthauch und wir Bewohner von Prerow sind an seinen Besuch nur zu sehr gewöhnt. Doch nun vor allen Dingen – was macht Ihr Freund? Ich habe mich recht um ihn geängstigt. Er schien gestern sehr zu leiden und die Besorgniß lag nahe, daß der späte Spaziergang in der feuchten Abendluft ihm schädlich werden würde.«

»Ganz und gar nicht, im Gegentheile, meine Liebe. Er ist schon seit sechs Uhr wieder im Walde drüben und bis zehn Uhr nicht zurückgekehrt. Das ist auch der Grund, warum ich nicht früher gekommen bin und Ihnen auch keine Blumen mitbringen kann.«

»Aber was thut er so früh schon im Walde wieder?« fragte Emmy, ohne auf die letzte Bemerkung einzugehen.

»Ja, das ist einmal so eine Liebhaberei von ihm. Er liebt das Erwachen der Natur, den Morgengesang der Vögel, und die Luft sei dann am gesundesten, sagt er.«

»Dann hat er Recht. Also es hat ihm gar nichts geschadet?«

»Durchaus nicht. Aber Sie sind ja so besorgt um ihn, warum das?«

»Weil er mich dauert, der alte Mann. O, Sie hätten gestern Abend nur seinen kurzen Athem hören sollen, das Gehen ward ihm so schwer!«

»Der alte Mann? Sie scherzen wohl. Für wie alt halten Sie ihn denn, doch gewiß nicht für älter als mich?«

»Als Sie? O gewiß!« versetzte Emmy, indem sie ernst in das lächelnde, überaus heitere Gesicht des Rector blickte.

»Nein, darin irren Sie sich – ich bin der Aeltere, gewiß!«

Emmy stand ganz erstaunt da. »Das hätte ich nicht geglaubt,« sagte sie. »Ich habe ihn wenigstens für sechszig Jahre alt gehalten.«

»O, er ist kaum über die fünfzig hinaus. Nur sein langes Haar und der Bart, etwas vor der Zeit gebleicht, lassen ihn so greisenhaft erscheinen. Freilich, Kummer und Mühen hat er auch genug gehabt und die mögen ihm das ältere Ansehen ausgedrückt haben. An Geist ist er noch sehr rüstig und frisch, und sein Herz – o sein Herz – schlägt voll und gesund wie das Ihre. Haben Sie gestern sein Auge vielleicht gesehen?«

»Ach nein, es war schon zu dunkel, als wir uns gestern Abend begegneten, und er blickte stets ernst und nachdenklich vor sich nieder. Auch hat er nur wenig gesprochen und ich wollte ihn nicht veranlassen, seine Lunge noch mehr anzustrengen.«

»O, seine Lunge ist auch ganz gesund, wie sein Herz.«

»Aber wo sitzt denn eigentlich sein Uebel?«

Mr. Mildness mußte unwillkürlich lächeln, da ihm Emmy's Sorge um seines Freundes Leiden ein ganz eigentümliches Behagen bereitete und ihn sogar zu einem Scherz anregte. Indem er sein Fernglas wieder hervorzog und langsam auseinander schraubte, sagte er: »Ich weiß es eigentlich selbst nicht, aber wissen Sie, was man einen Hypochonder nennt?«

Emmy machte große Augen. »Meinen Sie, daß Ihr Freund ein Hypochonder ist?«

»Das könnte wohl sein, unter uns gesagt!« erwiderte der Rector, freundlich nickend. »Er bildet sich manches Leiden ein, was er gar nicht hat, und wenn er nur zugreifen und nehmen wollte, was vor ihm liegt, so würde er die Gesundheit bald erfaßt haben, deren Mangel er so oft beklagt.«

»Sie scherzen, Herr Prediger!«

»Durchaus nicht, aber sagen Sie mir – haben Sie recht gute Augen.«

Diese Frage riß Emmy aus ihrer seltsamen Befangenheit, in die sie die Worte des Geistlichen versetzt hatten. »Gute Augen, warum?« fragte sie.

»O, so schauen Sie einmal nach der Gegend von Zingst hinüber. Können Sie durch das Glas wahrnehmen, ob man die Badezelte dort am Strande schon aufgeschlagen hat?«

»O, wenn Sie die suchten,« rief nun Emmy lächelnd, »dann haben Sie sich umsonst bemüht. Den Badeplatz von Zingst kann man von hier durch kein Glas sehen, er liegt in einer kleinen Bucht, die sich hinter jenen Dünen verbirgt. Aber warum schauen Sie nach den Badehütten von Zingst aus?«

»Mein Freund meinte,« erwiderte der Rector, indem er dennoch durch das Glas sah, »die Luft und das Wasser seien so warm, daß man füglich schon jetzt ein Seebad nehmen könne. So will er denn morgen oder übermorgen nach Zingst, sich eine Wohnung miethen und in Gottes Namen das Baden beginnen.«

Emmy schwieg und schaute mit nachdenklicher Miene auf die brausende See. Wie es kam, wer weiß es – ihr Traum von gestern Abend war mit einem Male, wie von dem Luftzug, der das Meer bewegte, ganz verweht und sie stand wieder einsamer denn je auf ihrer Sanddüne und blickte sehnsüchtig und verlangend nach Freunden in die weite Welt hinaus.

Mr. Mildness, der das Schweigen Emmy's nach seiner Weise deuten mochte, schlug ihr jetzt vor, einen kleinen Spaziergang am Strande entlang zu machen, und dieser dehnte sich so weit aus, daß es schon über zwölf Uhr war, als sie zurückkehrten und diesmal vor der Thür des Wittwenhauses Abschied von einander nahmen, ohne daß

der Rector das Innere desselben betreten hatte. Als dieser in seine Wohnung in Prerow trat, fand er Sir Charles mit freudigem Gesicht auf dem Sopha sitzen. Er war eben von Born zurückgekehrt und trank zur Stärkung ein Glas Wein, das er dem Freunde, als er ihn gewahrte, jubelnd entgegenhielt und rief: »Gut, daß Sie da sind, Mr. Mildness! Kommen Sie her und stoßen Sie an, wie die guten Deutschen es thun – Alles ist geglückt, wie es sollte, und sehen Sie, hier ist ein Brief und der Brief ist aus Damgarten, und diese Nacht wird das Werk vollbracht, von dem ich mir schon so lange, wie ich hier bin, eine großartige Wirkung versprochen habe.«

»Das ist ja prächtig,« erwiderte der Rector und ließ ein volles Glas mit dem seines Freundes zusammen klingen. »Aber wie steht es mit Born?« fragte er, nachdem er getrunken, »haben Sie auch da das geheimnißvolle Werk glücklich verrichtet?«

»Vollkommen, von Anfang bis zu Ende!«

»Und was hat man gesagt?«

»Das können Sie sich denken! Das Erstaunen war so groß wie die Freude, und ich habe diese beiden Menschen wegen ihrer Theilnahme an Emmy wirklich lieb gewonnen. Sie nahmen meine kurz vorgetragenen Bekenntnisse mit ungetheiltem Wohlwollen auf. Sie versprachen Alles zu thun, was uns förderlich sein könne, und wie der Mann für seine Frau bürgte, daß sie schweigen würde, so bürgte sie für ihren Mann, und so muß es sein, denke ich, wenn es die rechte Bürgschaft sein soll. Heute Nachmittag aber – wir dürfen uns bis morgen

nicht mehr in Prerow aufhalten, denn einer zweiten Begegnung mit Emmy darf ich mich nicht aussetzen, wenn ich nicht Alles verderben will – also heute Nachmittag habe ich dem Oberförster unsere Begleitung auf einem weiten Spaziergange zugesagt. Er will mir den neuen Leuchthurm auf dem Darsser-Ort zeigen, den ich noch nicht gesehen und der auf derselben Stelle steht, wo man vor vierundzwanzig Jahren in jener Mainacht ein Feuer anzündete, um unsern Schiffbruch zu verhüten; aber mein Freund,« schloß Sir Charles sehr ernst seine heitere Rede, »was Gott im Himmel nicht verhütet haben will, das geschieht trotz aller Millionen Menschen, die die Erde bewohnen, und ich bin endlich zu der Einsicht gekommen, daß er mich diesen Schiffbruch erleiden lassen wollte, um mich – von morgen an zum glücklichsten Menschen zu machen.«

»Von morgen an schon?« fragte Mr. Mildness mit nachdenklicher Miene.

»Gewiß, mein Freund, denn schon das Bewußtsein, daß meine Freunde auf der Schwelle ihres Glückes stehen und den ersten göttlichen Hauch der Freude empfinden, macht mich ja glücklich, und Sie wissen ja, meine Freunde und ich – das war nur stets *eine* Person, und wie der wilde Charley in Eton einst dachte, so denkt Sir Charles Goodrick noch heute, und vielleicht gerade darum hat ihn Gott durch Sie und alle Diejenigen gesegnet, die er in den nächsten Tagen die Seinen nennen wird.«

Der nächstfolgende Tag war ein Sonntag. Ein Tag, den nicht allein die Menschen durch ihre Andacht, sondern auch mit ihnen die Natur feierlich begehen zu wollen schien, denn allen Liebreiz, den sie in ihrem reichen Füllhorn besaß, hatte sie segnend über das kleine Stückchen Land ausgeschüttet, das in mancher Beziehung so stiefmütterlich von ihr bedacht ist. Vom unbewölkten, mattblauen Himmelsgewölbe sandte die Junisonne mild und warm ihre goldenen Strahlen nieder, ein leiser Ostwind kräuselte die langsam schwellenden Wogen der See und die kleineren Wellen der tanzenden Binnengewässer, und führte zugleich vom jenseitigen Ufer den süßen Duft des Frühlingsheues herüber, gleich einem Weihrauch, den die Mutter Erde zu dem allmächtigen Vater da oben, dem Segenspender der ganzen Welt, als Dankopfer emporsendete.

Schon eine Stunde vor Anfang des Gottesdienstes läuteten die Glocken in der kleinen abgelegenen Kirche zu Prerow; ihr weithinschallender Klang mischte sich mit dem Gebrause der Brandung des großen Meeres zu einer harmonisch lieblichen Musik, die jedes Ohr, das sie vernahm, jedes Herz, das sie verstand, mit Freude und Andacht füllte und es allmähig auf das heilige Wort vorbereitete, welches der Pfarrer des Ortes seiner Gemeinde von der Kanzel so gleich verkündigen wollte.

Emmy vorzüglich hörte dieses Gemisch von brausendem Wellenschlag und Glockengeläut so gern und darum hatte sie ihr Fenster geöffnet, um die Töne von draußen und mit ihnen die sonnige Luft in ihr Zimmer einströmen

zu lassen. Von Jugend auf daran gewöhnt, jeden Sonntag die Kirche zu besuchen, hatte sie den Gottesdienst bisher in ihrem Leben noch nie versäumt und auch heute war sie schon frühzeitig gerüstet, den kurzen Gang zu vollbringen, ihr volles Herz vor Gott auszuschütten und den Trost, den ein menschenfreundlicher Priester verkündete, auf ihren Geist und die Sorgen darin wohlthätig wirken zu lassen.

O, wie sah sie an diesem Morgen, wo sie in so erhabener Stimmung sich befand und den Glockentönen Ohr und Herz lieb, so lieblich und schön aus! Sie hatte heute ihr bestes Kleid angelegt, das einzige von seidnem Stoffe, das sie besaß, ein vielfaltiges schwarzes Taffetkleid, das ihren vollen Körper so knapp umschloß und durch seine dunkle Farbe das glänzende Blond ihres reichen Haares noch mehr hervortreten ließ. Wie jeden Tag, hatte sie auch heute diesem Haare ihre ganze Sorgfalt gewidmet, nicht um dadurch schöner zu erscheinen, denn an ihre körperliche Schönheit hatte sie von jeher am wenigsten gedacht, sie kannte ihren Umfang und ihre Bedeutsamkeit vielleicht nicht einmal, sondern aus alter Gewohnheit, aus Liebe zur Ordnung und Hang zur Sauberkeit in Allem, was sie umgab und an sich trug. In langen breiten Wellen floß es nun vom Scheitel nieder und schloß die rosig angehauchten, wohlgerundeten Wangen, das ganze von Milde und Sanftmuth strahlende Gesicht wie ein goldener Rahmen ein schönes Gemälde ein, und am Hinterkopf war es um einen dunklen Kamm

in starken Flechten geschlungen, die nichts von ihrer Fülle und der glänzenden Farbe eingebüßt, die schon in ihrem Kindesalter die Augen aller Leute auf sich gezogen hatten.

Auch dies ihr Festkleid zog sich über die edel geformte Büste bis hoch an den weißen runden Hals empor und nur an dem Ausschnitt des ersteren zeigte ein feiner Linnenstreif, einfach und sauber gefaltet, daß es wohl etwas Weißeres aber nichts Schöneres geben könne, als diesen Hals selber, der so anmuthig den herrlichen Kopf trug und in allen seinen Bewegungen und Wendungen eine unbeschreibliche Anmuth und zierliche Grazie blicken ließ. Auch um die feinen Handgelenke, bis zu denen der enge Aermel reichte und so die Umrisse des vollen Armes andeutete, zeigte sich ein ähnlicher Linnenstreif und daraus schauten die kleinen weißen Hände hervor, deren Pflege von jeher ihre besondere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte.

Auf dem Tisch lagen ihre Handschuhe, ihr feines Taschentuch, von ihren eigenen Händen gestickt, und ihr Gebetbuch, – das war Alles, was sie mit sich in die Kirche nahm, denn der Gang dahin war kurz und die Luft so mild und warm, daß sie keiner weiteren Umhüllung bedurfte.

Nicht unmittelbar am Fenster, doch so, daß sie den Weg nach Prerow überschauen konnte, saß sie jetzt und erwartete in andachtvoller Gemüthsstimmung die Stunde, wo sie auch diesmal ihren Kirchgang antreten wollte, um so recht von Herzen für das Wohl ihrer Lieben zu

beten, ihrer Lieben, deren Anzahl, ach! im Laufe der Jahre eine so geringe geworden war, obgleich sie ihre Neigung auch auf einen weiteren Kreis, auf alle Bewohner von Prerow und seiner Umgegend ausdehnte.

Als sie so saß, sah sie allmählig schon die Kirchgänger vom Dorfe über die Brücke daherkommen. Da schritten die Frauen mit ihren langen dunklen Kleidern, den schwarzen zierlichen Mützen mit den breiten weißen Flügeln heran, und auch heute trugen sie alle einen seidenen Regenschirm in der Hand, wie es die Mode in Prerow noch immer mit sich bringt. Nur die jungen Mädchen gingen in bloßen Köpfen einher, viele mit lang herab wogenden Locken, große Bernsteinkorallen um den verbrannten Hals geschlungen, und keine entbehrte der neuen Taffetschürze, in deren Taschen zwei Nastücher steckten, das eine für die Thränen bestimmt, die unzweifelhaft ihren Augen erpreßt werden würden, das andere mehr als Zierrath bei sich tragend und damit man sehe, daß die Besitzerin nicht arm und bedürftig sei. Nach den Mädchen kamen die alten Männer, wie jene jeder das Gebetbuch unter dem linken Arm, die Bauern in langen Rücken von blauem Tuch und mit runden seltsam geformten Hüten, die Schiffer in weiten blauen Jacken und Hosen, scharlachrothen, reich mit Silberknöpfen besetzten Westen und runden Hüten von Strohgeflecht, mit Bändern geschmückt, die ihnen irgend eine bevorzugte Schöne am letzten Festtage verehrt hatte.

Emmy sah sie Alle ruhig nach einander in die Kirche treten und als die Glocken zum dritten Mal zu läuten begannen, erhob auch sie sich von ihrem Sitze, zog ihre Handschuhe an, nahm Gebetbuch und Tuch und schickte sich eben an, das Fenster zu schließen, als plötzlich vom Prerower Strom her ein großer Mann im Sonntagsstaat an der Kirche vorüber rasch auf das kleine Wittwenhaus zueilte, als bemühe er sich, nicht zu spät zu kommen und die Bewohnerin desselben noch daheim anzutreffen.

Emmy, den einen Fensterflügel noch in der Hand haltend, warf nur einen Blick auf den Mann und auf der Stelle hatte sie ihn erkannt. Es war Rubarth, ja, Elias Rubarth, der, den bequem langsamen Seemannsschritt diesmal verläugnend, ganz wider seine Gewohnheit mit höchst aufgeregtem Wesen in ihr Haus sprang, dessen Thür er so heftig hinter sich zuschlug, daß das ganze kleine Gebäude in seinen Grundvesten erbebe.

»Was ist das?« rief eine Stimme in Emmy's Innern, indem sie vom offenen Fenster fort und in die Mitte der Stube zurücktrat. »Elias Rubarth, der stille Mann, in solcher Aufregung? Was ist geschehen – denn geschehen ist etwas – aber was?«

Sie konnte nicht weiter denken und sich fragen, denn in diesem Augenblick öffnete Rubarth, ohne anzuklopfen, ihre Zimmerthür und mit hochgeröthetem Gesicht, von dem der Schweiß perlte, stand er vor ihr, mit blitzenden Augen, Spannung in allen Mienen und fast außer Stande, seiner Erregung durch Worte Ausdruck zu geben, da er beinahe athemlos war.

»Elias!« rief Emmy, »was ist Dir? Wo kommst Du jetzt her? Ich wollte eben in die Kirche gehen –«

»Das können Sie nicht, das können Sie nicht, Frau Emming!« ächzte Elias und ließ seinen schweren Körper auf einen Stuhl fallen, der neben dem Tische am Sopha stand. »Gott sei Dank, daß Sie noch nicht darin waren, ich hätte Sie doch wieder herausgeholt, weil – weil –«

Emmy, heftig erschrocken, schloß sogleich das Fenster ganz, denn Elias sprach laut, viel lauter als gewöhnlich, und man sah ihm an, daß er sich nicht mäßigen konnte, denn seine Aufregung war zu stark.

»Ja, machen Sie zu, machen Sie zu,« rief er und winkte mit beiden Armen nach dem Fenster hin, »es braucht Keiner zu hören, was wir Beide zu verhandeln haben, nein, nein, es braucht Niemand zu hören!«

Emmy, jetzt ein Unglück befürchtend, gab sich Mühe ihre Fassung zu behaupten, und es gelang ihrem kräftigen Willen so ziemlich. »Sprich,« sagte sie leise, den alten Freund mit erstaunten Blicken betrachtend, »sprich, Elias, und erzähle rasch – was ist geschehen, daß Du mich in solchen Schrecken versetzest?« Und dabei blieb sie dicht vor ihm stehen, der sich wiederholt den Schweiß von der Stirn, trocknete und wirre Blicke im Zimmer umherschweifen ließ, aber immer wieder mit blitzenden Augen, die allmählig einen freudigen Ausdruck annahmen, auf das ganz bleich gewordene Antlitz Emmy's zurückkehrte.

»O nein, o nein,« sagte er, nun schon ruhiger athmend, »zu erschrecken brauchen Sie nicht, Frau Emming, gar

nicht – es ist *kein* Unglück geschehen, sondern etwas ganz Anderes – ja! etwas ganz Anderes, was mehr wie eine Freude aussieht, die vom Himmel gefallen ist, wie der Regen, wenn überall Dürre und Trockenheit herrscht – ja!«

»Freude?« rief Emmy, fast noch mehr in Schrecken gerathend und starr auf den alten Freund blickend. »Nun, so sprich, Du setzest mich von Neuem in Angst und mein Herz klopft, als ob es mir zerspringen wollte.«

»Ja, ja lassen Sie es nur klopfen, das meine klopft auch, aber zerspringen – nein, das darf es nicht, denn es ist ja gar nichts Schlimmes dabei.«

Emmy konnte nicht weiter reden, nur mit den Händen machte sie unwillkürliche Bewegungen, die Elias zum Sprechen auffordern sollten.

»Nun ja,« fing Elias Rubarth endlich seine Erzählung an, »denken Sie sich nur, Frau Emming. Ich stehe heute wie gewöhnlich um vier Uhr auf. Wir trinken unsern Kaffee. Ich ziehe meine Sonntagsjacke an und meine Alte kämmt mir das Haar, wie es einmal Brauch bei uns ist. Um fünf Uhr war ich fix und fertig, ja! Da gehe ich nun hinaus, um mir das Wetter und den lieben Sonntag zu betrachten, ja! Ich schleudere durch meinen Garten und rieche an meiner ersten Rose, ja! Da zieht es mich, ich weiß nicht warum, nach dem Ufer hin und ich gehe hinunter nach dem Wasser und blicke auf den Bodden hinaus, der ganz hübsche Wellen wirft und einen niedlichen Spectakel macht. Aber da, Frau Emming, da denke ich – ich sei geblendet vom Sonnenstrahl, der mir wie

Gold vor den Augen funkelt. Denn sehen Sie nur, als ich nach meinem großen Boot hinüberblicke, das zweihundert Schritte vom Ufer vor Anker liegt – da, da sehe ich etwas ganz Merkwürdiges – ja!«

»Was denn?« rief Emmy voller Staunen, da Rubarth eine Pause eintreten ließ.

»Ja, was denn? Denken Sie doch – auf meinem Boote sind mehr als zehn Flaggen von allen Größen und Nationen aufgezogen, und mehr als zwanzig Wimpel flattern am Mast, am Klüverbaum, an jedem Tau, und alle wehen mir so bunt und lustig entgegen, als wollten sie rufen: Komm nur herüber und sieh, was Dir der Sonntag bescheert hat – ja! Ich stehe still, und reiße die Augen auf – ich denke, es wird eine Täuschung sein, aber nein, es ist keine Täuschung und Alles, was ich vor mir habe, ist wahr, so wahr, wie ein Gott im Himmel lebt!«

»Aber wer hat denn das gethan?« fragte Emmy athemlos.

»Ja, weiß ich es? Aber hören Sie nur, Frau Emming. Als ich nun so viel merke, daß ich mich nicht irre, springe ich in meine Jolle und stoße hinüber. Aber da – da – da, was denken Sie wohl, was nun kommt?«

»Ich weiß es nicht, guter Rubarth – nur weiter!«

»Na ja, ich sehe wohl, was vor mir liegt, aber begreifen kann ich es noch lange nicht. Denn das Boot, was sich da vor mir auf den Wellen schaukelt, ist gar nicht mein Boot, sondern ein anderes, ein ganz neues und so schönes, wie noch nie eins auf dem Bodden geschwommen hat. Es ist

ganz schwarz am Rumpf, und hat nur zwei weiße Striche und dazwischen einen grünen unter Bord. Wie ich das sah, stand mir fast der Verstand still, ja! Ich springe hinein und drehe mich wie in einer ganz neuen Welt um. Denn denken Sie, das Boot ist noch einmal so groß, als mein früheres, was gar nicht mehr vorhanden ist, und hat eine Cajüte, daß ein kleiner Mensch bequem darin sitzen kann, und im Bug eine Back unter Deck, wo wenigstens viere liegen können. Und hinten über dem Helm flattert eine große weiße Flagge mit dem schwarzen Adler – oben auf dem Mast aber züngelt ein langer weißer Wimpel in den Lüften und darauf steht mit großen rothen Buchstaben – so roth wie meine Weste hier – ›Elias Rubarth‹. Doch damit noch nicht genug. An beiden Seiten am Bug lese ich die Worte – denken Sie sich: ›Gruß aus der Ferne‹, ja, so nennt sich also das Schiff, und was sagen Sie dazu?«

Bis hierher hatte Emmy vor Rubarth gestanden. Jetzt sank sie auf einen Stuhl und wie sie kein Wort hervorbringen konnte, so starrten ihre Augen unbeweglich, forschend und fragend, nach Rubarth's Gesicht, der mit seinem großen Kopfe immer nickte und einmal über das Andere ein ›Ja!‹ hören ließ.

Endlich bewegten sich Emmy's Lippen wieder. »*Gruß aus der Ferne!*« hauchte sie. »Was soll das bedeuten?«

Rubarth wollte antworten, aber er konnte nicht. Seine Glieder bebten, seine breite Brust wogte auf und nieder und seine Augen bohrten sich ebenfalls forschend und

fragend in Emmy's Augen. Endlich aber raffte er sich zusammen. »Was das bedeuten soll?« rief er. »Ja, so habe ich mich auch schon hundertmal gefragt. Aber – ich bin noch nicht fertig mit meinem Schiff, Frau Emming. Denn sehen Sie, als ich mir das Ding vom Schnabel bis zum Ruderende betrachte und jedes Tau befühle und betaste, muß ich mich immer mehr wundern. Alles ist neu, frisch, als wäre es eben erst fertig geworden. Und hinten in der Cajüte, die ich nun auch durchsuche, liegen doppelte Segel, Tauwerk in Hülle und Fülle, Anker und Alles, Alles, was zu einem solchen Boote gehört – ja! – was sagen Sie nun?«

»Was ich sage?« fragte Emmy mit einer wunderbaren Ruhe, die sie plötzlich überkam, »ich sage weiter nichts, als daß dies Boot nicht vom Himmel gefallen sein kann, sondern daß es das Geschenk eines großmüthigen Menschen ist –«

»Ja gewiß!« schrie Rubarth mit gewaltiger Stimme auf, »ein Geschenk ist es, das sagte ich und meine Alte auch, die ich zuletzt herüberholte. Aber von Wem, Frau Emming, he, was meinen Sie dazu?«

»Ich weiß es so wenig wie Du!« stammelte Emmy.

»Ha! Ja! Aber so viel ist doch gewiß, ein guter Freund kann es nur geschickt oder in der Nacht hierhergebracht haben – aber welcher Freund? O mein Gott! Ich habe ja nur *einen* im Leben gehabt, der dazu fähig gewesen wäre, und dieser *eine*, der auch Ihr Freund war, Frau Emming, der ist ja, wie wir denken, im Himmel!«

»Elias!« schrie Emmy laut auf. »Sprich nicht zu viel, Du zerreiest mir mein Herz!«

»Gott bewahre mich davor, Frau Emming! Zerreißen will ich Ihr Herz nicht, aber bitten will ich Sie, daß Sie die Kirche heute fahren lassen und mit mir kommen, um mein neues Boot in Augenschein zu nehmen – ja!«

Emmy schlug beide Hände vor's Gesicht, als wolle sie selbst vor Rubarth ihre innere Bewegung verbergen. Nach einer Weile aber schaute sie wieder auf und mit scheinbarer Fassung brachte sie die Worte hervor: »Wo liegt das Boot – ich kann allerdings heute nicht die Kirche besuchen!«

»So kommen Sie, Frau Emming, wir wollen Beide sachte um die Kirche herumgehen – da, sie singen schon darin, und wo es liegt? Im Prerower Strom, da unten liegt es, wir haben Ostwind und ich konnte eine Strecke hineinsegeln, bis ich es vor Unruhe nicht mehr aushalten konnte und an's Land sprang, meinem Jungen die Wache am Bord übergab und hierher lief, um es Ihnen zu sagen, denn Sie mußten doch die Erste sein, die davon Kunde erhielt, nicht wahr? Ja!«

Emmy schnellte wie eine Stahlfeder vom Stuhle empor. Das Gebetbuch ließ sie auf dem Tisch liegen. Rasch holte sie ihren Strohhut und ein Tuch herbei und in zwei Minuten war sie mit Rubarth auf der Straße, eilte mit ihm an der Kirche vorbei, aus deren noch offener Thür der monotone Gesang der Dorfbewohner tönte, und schlug

nun mit ihrem Führer den Weg am Prerower Strom entlang ein, immer das Ufer haltend, bis sie nach einer kleinen halben Stunde athemlos stehen blieb, denn bei einer Windung des Wassers hatte sie von ferne das reich beflaggte und bunt bewimpelte Fahrzeug, den geheimnißvollen ›Gruß aus der Ferne‹ an einer Landestelle liegen sehen.

Emmy stand eine Weile unbeweglich neben dem schönen, sich leise auf dem Strome wiegenden Schiffe und las die bedeutsamen Worte: ›Gruß aus der Ferne‹ wohl zwanzigmal hinter einander. Aber je öfter sie dieselben las und sich halblaut vorsprach, um so blasser wurde ihr Gesicht, bis es zuletzt fast die Farbe des weißen Marmors annahm. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte, und wenn sie es gewußt, sie hätte die rechten Worte dazu jetzt nicht finden können. Die Gedanken wirbelten ihr im Kopfe bunt durcheinander, so daß sie ihrer nicht Herr werden konnte, und Empfindungen verschiedenster Art rissen so stark an ihrem Herzen, daß sie fast die Besinnung verlor und wie ein Automat Rubarth in das Schiff folgte, mit dem sie nun jedes Einzelne betrachtete, was vor ihren nur halb sehenden Augen lag. Sie fand es ganz so, wie Rubarth es vorher beschrieben hatte, aber eben so wenig wie er vermochte sie die geringste Spur zu entdecken, die auf den unbekanntem Geber des kostbaren Geschenks hätten schließen lassen.

»Nun,« sagte Elias, der seine Aufregung so weit überwunden hatte, daß er wieder ein freundlich lächelndes

Gesicht zeigen konnte, »was meinen Sie denn, Frau Emming, he?«

Emmy schüttelte sanft den Kopf. »Ich meine nichts,« erwiderte sie leise, »und ich weiß auch nicht, was ich davon denken soll. Komm, Elias, der Wind ist günstig; laß uns ein Stück in den Bodden hinaus segeln, vielleicht kommt uns da ein Gedanke, der uns auf – auf eine Spur führt. Wir wollen ruhig mit einander überlegen – so ruhig, wie wir können – und vielleicht – vielleicht gelangen wir endlich zu einer festen Meinung.«

Rubarth schien die Aufforderung zum Segeln erwartet zu haben. Er gab seinem aufmerksamen Sohne sogleich die nöthigen Weisungen, überließ ihm das Stellen der leicht auf Rollen gehenden Segel und setzte sich mit Emmy auf die blank polirte, und mit Messing ausgelegte Steuerbank. Der Wind faßte das große Sprietsegel und den Klüver schnell und das Boot ging mit halbem Winde in den Bodden hinaus, wo es steifer in den Wind gebracht wurde und nun wie ein muthiger Schwan stolz und sicher unter seinem kleinen Segelwald über die blauen, artig tanzenden Wellen schoß.

»Ha, was meinen Sie, Frau Emming?« rief Rubarth frohlockend, »fliegt es nicht wie eine Schwalbe mit lustigen Schwingen über den Schaum hin? Ja, das muß man sagen, der Baumeister, der dies Schiff gemacht, hat sein Werk verstanden, und der, der es uns ausgesucht, hat auch gewußt, wie ein guter Segler beschaffen sein muß, nicht wahr?«

»Ja, ja, guter Elias,« erwiderte Emmy in leisem Flüsterton, »aber *wer – wer* grüßt *Dich* aus der Ferne, wie?«

Elias legte den rechten Zeigefinger an die Nase und schüttelte seinen Kopf bedenklich hin und her. »So viel ist gewiß,« sagte er ebenfalls leise, so daß sein Sohn vorn ihn nicht verstehen konnte, »ein solcher Gruß aus der Ferne kann nicht vom Himmel kommen, sondern ein Erdmensch, und noch dazu ein lebendiger, hat ihn gesendet, ja!«

Emmy nickte schweigend. Plötzlich kam ihr ein neuer Gedanke und sie sprach ihn sogleich aus. »Sage einmal, Elias, sprich aufrichtig zu mir – ich kann mich von diesem Gedanken nicht losmachen – mir fallen immer die beiden Fremden ein, die Du neulich herüber gebracht, und von denen der eine, ich habe es gehört, ein reicher und dabei freigebiger und großmüthiger Mann sein soll – hast Du vielleicht mit ihnen, als Du sie übersetzttest, von Deiner Lage im Allgemeinen und insbesondere von Deinem alten, gebrechlichen Boot gesprochen?«

Elias Rubarth fuhr wie aus einem Traume auf. »Dacht' ich's doch,« rief er lauter als vorher, »Sie treffen immer das Rechte, Frau Emming. Gewiß habe ich das, und ich habe ihnen sogar geklagt, daß ein neues Boot, wovon sie sprachen, so theuer ist, ja!«

Emmy's Gesicht hellte sich plötzlich auf, als wäre ein Sonnenstrahl darüber gefahren, und ihre Brust athmete um Vieles erleichtert. »Nun,« sagte sie, »dann muß ich Dir sagen, daß ich eine Ahnung habe, daß diese beiden

Männer, wenn sie nicht selbst die Geber sind, mit demselben doch in irgend einer Verbindung stehen. Wie? – das mag allein Gott wissen!«

»Ja, das mag er wissen, Frau Emming, wir Beide wissen es bis jetzt gewiß nicht. Aber wie kann man das erfahren, he?«

»Das dürfte nicht so ganz schwer sein, guter Elias. Der eine von ihnen, der Prediger, besucht mich alle Tage und wird wahrscheinlich auch heute zu mir kommen. Ich werde ihm den Vorfall mittheilen, seine Meinung darüber hören und seine Miene dabei beobachten. Dann wollen wir bald klar sehen, Du aber, Du mußt auch zu den beiden Herren gehen, und zwar heute noch. Erzähle auch Du ihnen, was Dir begegnet ist und wie Du darüber in Unruhe bist, und ob Du das Geschenk mit gutem Gewissen annehmen kannst. Bitte sie recht inständig, Dir die Wahrheit zu sagen, und gieb wohl Acht, was sie Dir antworten und wie sie sich dabei benehmen. Und wenn Dir irgend etwas an ihnen auffällig ist, so komm zu mir und berichte mir Wort für Wort wieder, was Du mit ihnen gesprochen hast. Willst Du das, Elias?«

»Ob ich das will! Gewiß will ich es. Und das ist ein guter Rath, haha! Aber nun sehen Sie doch 'mal, wie das Ding vor'm Winde dahin schießt – ist das nicht eine wahre Lust? Und dies Boot soll mir gehören? O, da bin ich ja mit einem Mal ein reicher Mann, ja!«

Emmy lächelte wehmüthig und freute sich mit ihm über die schöne Fahrt, die sie zusammen machten. Immer wieder aber fiel sie in ernstes Nachsinnen zurück, denn

klar sah sie für sich noch lange nicht, wenn auch der Gedanke, daß die beiden Fremden allein das Geschenk gespendet, ihr eine große Beruhigung gewährt hatte.

Wohl eine Stunde lang segelte nun Elias Rubarth mit seinem ›Gruß aus der Ferne‹ auf dem großen Wasser herum, dann legte er ihn um und ging in weiten Kreuzgängen nach dem Prerower Strom zurück, nachdem Emmy ihn darum gebeten hatte. Es mochte gegen zwölf Uhr Mittags sein, als sie an derselben Stelle Anker auswarfen, von wo sie ausgesegelt waren, und nachdem Rubarth seinem Sohne die Weisung gegeben, ihn hier zu erwarten, begleitete er Emmy nach deren Hause, um sich von da gleich nach Prerow zu begeben und bei den beiden Fremden vorzusprechen. Nach einer Viertelstunde jedoch kam er unverrichteter Sache zurück, mit der unerwarteten Meldung, daß der eine Herr schon früh am Morgen nach Zingst gefahren sei, um sich eine Wohnung am Strande zu miethen, der andere aber, der Prediger, habe einen Spaziergang nach dem Darss-Walde eingetreten und werde wahrscheinlich erst in einigen Stunden wiederkommen.

»Was wollen wir nun thun?« fragte er, da er sich in neuer Verlegenheit sah.

»Wir müssen es ruhig abwarten, Elias, ich werde nachher nach dem Hause Deiner Base senden und den Prediger bitten lassen, zu mir zu kommen. Du aber begieb Dich heute Abend, und wenn sie auch dann nicht zu Hause sind, morgen früh wieder zu ihnen; alles Uebrige bleibt bei unserer Verabredung.«

»Dabei bleibt es, ganz gewiß, Frau Emming! Ja. Und nun will ich einmal wieder hinüber zu meiner Alten, die gar nicht wissen wird, wo ich so lange geblieben bin.«

Emmy reichte dem alten Freunde die Hand und drückte die seine herzlich. »Lebe wohl, Elias,« sagte sie mit bebender Stimme, »und Gott gebe, daß wir bald klar in diesem Vorfall sehen, denn lange – lange halte ich die Spannung und Unruhe nicht aus, die mir das Herz zernagt.«

»O, Frau Emming, gedulden Sie sich doch, es ist ja kein Unglück, was uns begegnet ist.«

»Ein Unglück nicht, nein, Elias, aber auch ein Glück kann uns ins Unruhe versetzen, und das Glück, welches *Dir* heute begegnet, ist für mich ein solches.«

Rubarth stand noch einmal still und sah Emmy fragend und ungewiß an. »Wie meinen Sie das? Sie meinen doch nicht wirklich, daß –«

»Ich meine nichts, guter Rubarth, was ich Dir verständlicher machen könnte. Aber jetzt geh und laß mich allein, ich muß mit mir selber in aller Stille zu Rathe gehen.« –

In zwei Minuten hatte Rubarth das Haus der Wittve verlassen und ging langsameren Schrittes, als er gekommen war, der Stelle zu, wo er sein neues Boot vor Anker gelegt – ohne Ahnung, daß er in das stille Haus, welches er so eben verlassen, eine Nachricht gebracht, die mehr als jede andere geeignet war, das einsame Herz, welches darin wohnte, mit Gefühlen zu füllen, die noch lange nicht bis zu einer bestimmten Hoffnung sich verstiegen, aber dennoch eine so vollkommene Revolution

darin erzeugt hatten, daß alle in den letzten Tagen gemachten Erfahrungen dagegen ein Kinderspiel waren.

ZEHNTES KAPITEL. DER GRUSS AUS DER NÄHE.

Nachdem Elias Rubarth Emmy verlassen hatte, blieb diese mehrere Stunden lang in eine Art Starrheit versunken, die nur in kurzen Zwischenräumen mit einer fieberhaften Unruhe abwechselte, während welcher sie auf keinem Platze länger als einige Minuten ausdauern konnte. Alles in Allem betrachtet, wußte sie nicht, was sie von dem Vorfall mit dem so geheimnißvoll geschenkten Schiffe denken sollte, und so blieb ihr nichts Anderes übrig, als von dem Prediger, auf dessen Besuch sie bestimmt rechnete, irgend eine Aufklärung zu erwarten. Bis dahin gab sie sich immer von Neuem den seltsamsten Vermuthungen und Combinationen hin. Freude über das sinnige Geschenk, namentlich in Anbetracht, daß es gerade ihren alten Freund betroffen, empfand sie gewiß, aber da sich nicht mit Sicherheit auf den Urheber desselben schließen ließ, so war sie vor der Hand mehr mit Unruhe und Aufregung, als mit innerer Befriedigung gemischt. O, was hatten ihr all' diese Tage schon Neues und Unerwartetes gebracht! Welchen Genuß hatten sie ihr bereitet, aber auch welche Angst und Besorgniß in's Herz geflößt! Wie lieb hatte sie, ohne sich eigentlich des wahren Grundes bewußt zu sein, diese beiden fremden Männer gewonnen, die so schnell sich ihres Vertrauens bemächtigt und einen tieferen Blick in ihre Seele gethan, als es anderen Menschen in vielen Jahren gelungen war. Als sie

sich dies Geständniß jetzt selbst ablegte, gab sie auch die Sehnsucht zu, die sie nach dem Besuche des alten Predigers empfand, und doch wurde diese Sehnsucht gerade heute auf eine so harte Probe gestellt.

Ihre alte Dienerin hatte ihr, als sie mit Rubarth nach Hause gekommen war, gesagt, der Herr Prediger Gast sei am Morgen gleich nach dem Gottesdienst dagewesen – und habe sie besuchen wollen. Er habe sehr bedauert, sie nicht zu Hause zu treffen, und werde jedenfalls im Laufe des Tages noch einmal vorsprechen. »Die Blumen,« fügte die Alte hinzu, die er für Sie bei sich hatte, Frau Pastorin, hat er hier gelassen und ich habe ihm ein Glas mit Wasser bringen müssen, in das er sie selbst gestellt, um sie hübsch frisch zu erhalten, bis Sie wiederkämen.«

Emmy dankte der Alten für die genaue Bestellung und begrüßte nun die Blumen, wie sie den Prediger begrüßt haben würde, das heißt mit großer Herzlichkeit, und als sie in der Mitte des aus Feldblumen bestehenden Straußes eine schöne, eben aufblühende Rose bemerkte, betrachtete sie sie fast mit Wehmuth und labte sich lange an dem süßen Duft, denn es waren viele Jahre vergangen, seitdem ihr ein Mann eine solche Blume gesandt, oder gegeben hatte.

Rasch beendete sie nun ihr einfaches Mittagmahl, da sie jeden Augenblick der Wiederkehr des Predigers gewärtig sein konnte. Indessen eine Stunde nach der andern verging und er ließ sich noch immer nicht sehen. Endlich war es fünf Uhr geworden und nun hielt Emmy nicht länger die Unruhe der Erwartung aus, die ihr Herz

von Augenblick zu Augenblick mehr bedrängte. So sandte sie denn ihre Dienerin nach dem Hause der Frau Möbis und ließ dem Prediger Gast, wenn er anwesend sei, ihren Gruß und die Bitte bringen, sie recht bald zu besuchen, da sie Wichtiges mit ihm zu sprechen habe.

Nach einiger Zeit kehrte die Alte wieder zurück und bestellte: »Ich soll Sie recht freundlich wieder grüßen, Frau Pastorin. Der alte Herr war zu Hause und kramte gerade in einem Koffer mit kostbaren Sachen, als ich kam. Auch hätte er die Absicht gehabt, Sie zu besuchen, nur Sie vor Abend nicht zu finden befürchtet, sagte er. Jetzt aber werde er kommen, doch nicht vor sechs Uhr, denn bis dahin sei er im Hause beschäftigt.«

»Ich danke Ihnen,« versetzte Emmy freundlich und athmete erleichtert auf. »Haben Sie mir noch etwas zu sagen?« fügte sie hinzu, da die Alte vor ihr stehen blieb und noch etwas Anderes auf dem Herzen zu tragen schien.

»Ei ja, Frau Pastorin – wollen Sie denn nicht auch auf die Düne gehen – Sie haben ja bis sechs Uhr Zeit – und sich den schönen Dampfer betrachten, der dicht davor auf und ab kreuzt?«

»Was für einen Dampfer denn?« fragte Emmy, ohne gerade auf die Antwort sehr neugierig zu sein.

»Ei du meine Güte, Frau Pastorin, so ein schönes Ding haben Sie gewiß noch nicht gesehen – ich bin vorher auch schon dagewesen – er ist ganz seegrün und weiß und wie eine große Seemuschel geformt, und die Leute aus dem Dorfe, die alle nach dem Strande laufen, sagen,

es sei ein Kriegsschiff, weil er vier große Kanonen an Bord hat, die mit ihren offenen Mäulern aus den Verdeckluken starren.«

»Ein Kriegsdampfer? In Prerow?« sagte Emmy zu sich, als die Alte sie wieder verlassen hatte, »was sollte denn der hier zu suchen haben? Das kann nur ein Irrthum sein!«

Dennoch aber beschloß sie, nach der Düne hinauf zu steigen und sich ›die grüne Seemuschel‹ zu betrachten, wie sie die alte Steuermannswittwe getauft hatte.

Im Ganzen war es in Prerow nichts Neues und Besonderes, innerhalb der Sandbänke ein Schiff liegen zu sehen, da bei passendem Winde dergleichen häufig geschah, wenn Fracht für Schweden oder Dänemark eingenommen wurde, wohin man von der Insel aus bisweilen junges Vieh sandte. Allein ein Dampfer war, so weit Emmy's Erinnerung reichte, nicht in die Nähe ihres Heimatdorfes gekommen, und da sie solche bisher nur aus der Ferne gesehen hatte, so ging sie gern dem neuen Schauspiel entgegen, im Herzen froh, daß sie auf diese Weise bis um sechs Uhr eine äußere Zerstreung für ihr bewegtes Gemüth finde.

Sie fand die Dünen und den Strand ziemlich reich, mit den Bewohnern von Prerow besetzt und auch der Pfarrer mit seiner Familie stand auf einem der Hügel, zu der sie sich gleich gesellte und herzlich wie immer begrüßt wurde, da man sie schon wegen des verfehlten Gottesdienstes für verreist gehalten hatte.

Da gewährte sie denn allerdings ein reizendes Schiff, das in der That einer grünen, anmuthig geformten Seemuschel ähnlich sah und langsam vor den Sandbänken auf und abdampfte, als erwarte es Jemanden oder studiere die Küste, die für die Schifffahrt bekanntlich eine sehr gefährliche war. An diesem sonnigen Sommertage jedoch hatte das Schiff, das keineswegs klein erschien, nichts von den Sandbänken zu fürchten; der Ostwind hatte sich fast ganz gelegt und eine friedliche Stille war im Wellengange eingetreten, so daß nur von Zeit zu Zeit eine lange, langsam rollende Woge sich über den Strand wälzte. Der Prediger Schulz hatte ein Fernglas bei sich und ließ auch Emmy durch dasselbe blicken, und diese freute sich des schönen, graziös gebauten und ruhig dahin gleitenden Schiffes, dessen Triebkraft, da es ein Schraubendampfer war, man gar nicht sah, und das nur bisweilen von der Thätigkeit und dem Leben in seinem Innern dadurch Kunde gab, daß es aus seinem dicken Schornstein eine dünne Rauchsäule emporsandte, die sich langsam nach dem Strande zog und in der klaren Luft graue Streifen zurückließ, die einen matten Schwefelgeruch aushauchten.

»Was für ein Schiff mag das sein?« fragte Emmy den Prediger Schulz, nachdem sie lange durch das Glas gesehen und sich über die schönen Verhältnisse in der Bauart und der Takelung des Fahrzeugs gefreut hatte.

»Ein Kriegsschiff ist es gewiß, Frau Pastorin,« entgegnete der Prediger mit ziemlicher Sicherheit haben Sie nicht die blanken Kanonenmündungen wahrgenommen?

Es ist gar nicht klein und gewiß tüchtig bemannt, obgleich man nur wenig Leute an Bord sieht. Da es aber keine Flagge zeigt, läßt sich die Nation nicht bestimmen, der es angehört.«

»Aber warum mag es sich hier so lange aufhalten?« fragte Emmy, die das Glas wieder genommen hatte.

»Ich weiß es nicht und habe nur gehört, daß es von Nordosten, also von den dänischen Inseln oder von Schweden herübergekommen sein soll.« –

Die Zuschauer, die auf den Dünen versammelt waren, tauschten in ähnlicher Weise ihre Meinungen über das Schiff aus, dieses aber, als habe es ihnen genug Stoff zur Neugierde geboten, ließ jetzt stärkeren Dampf aus, machte eine graziöse Schwenkung nach Norden hin und steuerte wie ein Vogel zwischen den gefährlichen Sandbänken in die hohe See hinaus, die es so bald erreichte, daß es nach kurzer Zeit nur noch wie ein dunkler Punkt in der Ferne erschien, der immer kleiner und kleiner ward, wodurch es bedeutend an Anziehungskraft bei den Dorfbewohnern verlor. Diese hatten sich auch bald nach einander entfernt und waren ihrem Sonntagsvergügen nachgegangen, und da auch der Prediger nun mit seiner Familie die Düne verließ, schloß sich Emmy ihnen an, lehnte jedoch die freundliche Einladung der Pfarrerin, mit nach ihrem Hause zu kommen, ab, da sie selbst, wie sie sagte, Besuch erwarte.

So war sie denn bald wieder in ihrem stillen Zimmer und nun brauchte sie nicht lange mehr auf den sehnlich Erwarteten zu harren, wenn er Wort hielt, denn eben

schlug ihre kleine Uhr die sechste Stunde an, zu welcher Zeit der Rector seine Ankunft versprochen hatte.

Emmy, von innerer Unruhe fast verzehrt, hatte sich an's Fenster gesetzt und beobachtete fast unausgesetzt den Weg, der nach der Brücke von Prerow führte. Und siehe, da kam er endlich, der lange Erwartete; langsam und gemächlich, wie er immer ging, schritt er auch diesmal einher, und als habe er schon aus der Ferne beschwichtigend auf Emmy's Herz gewirkt, so fing dasselbe um so ruhiger zu schlagen an, je näher sie den würdigen Freund kommen sah. Nun aber verließ sie das Fenster, ging auf den Flur und trat sogar vor die Hausthür, wo sie auf der Schwelle stehen blieb und mit scharfem Blick schon von Weitem die Gesichtszüge des Nahenden musterte, ob es ihr nicht gelänge, irgend etwas in denselben zu entdecken, was mit ihren innersten Gedanken in einiger Verbindung stehe.

Allein da hatte sie sich wieder einmal geirrt, denn das milde Gesicht des Rectors war so gelassen, so freundlich wie immer und nicht die geringste Spur ließ sich daran wahrnehmen, daß irgend etwas geschehen sei, was seinen Geist mehr als zu anderer Zeit in Anspruch nehme.

Dieses friedliche und freundliche Gesicht wirkte auf Emmy fast mehr und schneller als ein gesprochenes Trostwort ein und sie sagte sich sogleich, daß sie keinen Grund habe, an den bisher gehegten Erwartungen festzuhalten, die nichts als Täuschungen seien, Täuschungen

ihres schon so oft getäuschten Herzens und ihrer lebhaften Phantasie, die durch den seltsamen Vorfall am Morgen mehr denn je angeregt worden war.

»Mein lieber Freund,« rief sie ihm entgegen, »Sie waren schon heute Morgen bei mir und ich bedaure sehr, nicht zu Hause gewesen zu sein. Ach, wie freue ich mich, daß ich Sie endlich sehe, und Sie verzeihen mir gewiß, daß ich Sie bitten ließ, zu mir zu kommen, wenn ich Ihnen sage, daß ich einen Tag voll der größten Unruhe und Aufregung verlebt habe.«

Mr. Mildness, der ihre Hand bereits in der seinen hielt, stand ruhig vor ihr, schaute ihr lächelnd in das noch immer bewegte Gesicht und sagte mit liebevollster Milde: »Einen Tag voll Unruhe und Aufregung? O, das thut mir ja leid. Was ist denn geschehen?«

»Kommen Sie nur hinein und lassen Sie uns sitzen, ich habe es recht nöthig, mich mit Ihnen auszusprechen und Ihnen meine kleinen Sorgen anzuvertrauen.«

»Sorgen? O nicht doch! Warum denn? Ich habe Sie ja gestern so beruhigt verlassen und was ist denn vorgefallen? So, da sitzen wir wieder ganz traulich beisammen, und nun will ich Ihnen zuerst sagen, daß Sie nach mir zu schicken gar nicht nöthig gehabt hätten, ich wäre ganz gewiß heute Abend aus eigenem Antriebe gekommen, um Sie zu einem Spaziergang abzuholen und wenn Sie nichts dagegen haben, den ganzen Abend bei Ihnen zu bleiben.«

»Den ganzen Abend? O wie freundlich ist das von Ihnen!« rief Emmy frohlockend und war schon durch diese Worte halb von aller Unruhe befreit. »Aber wo bleibt denn Ihr Freund so lange, können Sie ihn den ganzen Abend allein lassen?«

»Wenn er allein ist, so ist das seine eigene Schuld, meine Liebe, er hat sich von mir freiwillig getrennt und kehrt erst morgen früh oder heut' Abend spät zu mir zurück.«

»Getrennt hat er sich von Ihnen? Wie soll ich das verstehen?«

»Nun, er ist nach Zingst gefahren, um sich eine Wohnung zu suchen, wie ich Ihnen schon gestern angedeutet, und so hat der Treulose mich verlassen, in aller Gemüthsruhe, da er mich in Ihrer Gesellschaft weiß, die ich der seinen schon vorzuziehen anfangte, wie er mir heute Morgen im Scherz vorgeworfen hat. Doch nun erzählen Sie mir, was haben Sie heute erlebt, das Sie so unruhig machen konnte?«

Emmy schlug die Augen nieder, denn Mr. Mildness ehrliches Auge hielt das ihre fest und drang mit seinem milden Blick bis in ihre Seele hinein. »Ach!« sagte sie, nachdem sie sich rasch wieder gefaßt, »es ist heute etwas Seltsames vorgefallen, was mich – ja, ich muß offen gegen Sie sein – an frühere Zeiten und die Menschen erinnert hat, die damals hier lebten und – mir so nahe standen.« Und nun erzählte sie, was sie vom Kirchgang abgehalten hatte und was Elias Rubarth drüben in Bootstedt begegnet war.

Als sie fertig war, hob Mr. Mildness, der ihr ruhig und aufmerksam zugehört, sanft den Kopf in die Höhe, schaute mit einer fast ungläubigen Miene zu ihr empor und sagte in einem so gelassenen Tone, daß Emmy ihre Hoffnungen abermals sinken fühlte: »Das ist ja seltsam! Allerdings! Und Sie haben das Boot mit eigenen Augen gesehen? Aber wie mag das zusammenhängen? Gruß aus der Ferne? Aus welcher Ferne? Ach, die Ferne ist weit und groß, liebe Freundin!«

»Ach, mein Gott, ja! Das haben wir uns auch gesagt. Aber hier, bei uns Beiden, – ich meine bei Rubarth und mir, das ist doch ganz klar und Sie kennen ja unsere Verhältnisse genügend – liegt es nahe, daß wir Vermuthungen hegten, und diese Vermuthungen –«

»Sprechen Sie dreist – mir können Sie Alles sagen –«

Emmy seufzte tief auf. »Nein, Herr Prediger,« sagte sie mit einem Male fest, »auch Ihnen kann ich nicht Alles sagen, was in meinem Herzen lebt, denn ich sage es mir nicht einmal selbst mit einiger Bestimmtheit – wenigstens was das Eine betrifft. Das Andere freilich, das kann ich Ihnen dreist sagen, und so ging denn unsere Vermuthung dahin, daß Ihr großmüthiger Freund, Herr Wirth, dem Elias Rubarth, der zu ihm von seinen Verhältnissen gesprochen, den ›Gruß aus der Ferne‹ zum Geschenk gemacht habe.«

Ueber Mr. Mildness Gesicht flog ein leichter Schimmer einer rasch vorübergehenden Röthe. Allein er behielt sich in seiner Gewalt und sagte, sanft den Kopf schüttelnd, wiewohl mit innerem Widerstreben, wovon Emmy

jedoch nichts bemerkte: »Wenn das ist – und ähnlich sieht es ihm wohl – so hat er ganz im Stillen gehandelt, denn – ich weiß kein Wort von Allem, was Sie mir da sagen.«

Emmy, als sie so eine Hoffnung nach der andern vor ihrem inneren Auge schwinden sah, wagte nicht mehr, ihr verschämt erröthetes Gesicht zu erheben, und so schaute sie lange vor sich nieder, fast verlegen an der seidenen Schürze zupfend, die sie heute Nachmittag trug. Plötzlich aber erhob sie den Kopf wieder und mit festem Ausdruck sprach sie die Worte: »Dann lassen Sie uns davon abbrechen, Herr Prediger. Wenn Sie mir versichern, daß Sie nichts davon wissen, so glaube ich Ihnen, ach ja, und so müssen wir die Aufklärung des Geheimnisses Dem überlassen, der alle Geheimnisse einst aufklären wird, und ich – ich gedulde mich, denn die Geduld ist mir fast ein Beruf geworden und ihm ergebe ich mich willig mit ganzer Seele und von ganzem Herzen!«

Sie stand von ihrem Stuhl auf und trat an's Fenster. Mr. Mildness, tiefer gerührt, als er sich merken lassen wollte, trat zu ihr, ergriff ihre Hand und sagte: »Sie haben Recht, liebe Freundin. Was der Mensch nicht ergründen kann, soll er nicht ergründen *wollen*, denn der Wille des Menschen, so stark und mächtig sonst, ist dem Schicksal gegenüber ein schwaches Kind, mit dem es spielt und es erdrückt, wenn es nicht gutwillig gehorcht. – Doch nun, was meinen Sie, wollen wir unsern Spaziergang antreten? Es ist lange sieben Uhr vorbei und wir können am Meere dem Sonnenuntergang beiwohnen, das ist ja immer ein so herrliches Schauspiel.«

»Ich bin bereit!« erwiderte Emmy ruhig, nahm Tuch und Hut, und wenige Augenblicke darauf wandelte sie mit Mr. Mildness langsam am Prerower Strome entlang nach dem Meere zu, über welches, bald nachdem sie den Strand erreichten, die Sonne eben ihre letzten Strahlen ausgoß.

Es war einer jener köstlichen Abende, die selbst mitten im Sommer an den nördlichen Meeresküsten so selten sind und in deren Genuß sich ein zauberartiger Reiz einwebt, so daß man sich kaum von dem glänzenden Wasserspiegel, den der allmähig verschwindende Horizont wie ein silberner Reifen umfaßt, und dem unermesslichen blauen Himmelsgewölbe darüber trennen kann, als wäre man mit allen diesen Erscheinungen verwachsen und bildete ein unnennbares Ganze mit ihnen.

Die Luft war fast vollkommen windstill, dabei lieblich warm und erquickend, denn die feinen unsichtbaren Dünste, welche dem von der Tagessonne erwärmten Meere entstiegen, erweiterten die beklommene Brust des Menschen und erleichterten ihm das Athmen, um ihn auch leiblich sich in einem Zustande behaglichen Wohlseins befinden zu lassen. Dabei war der Himmel eigenthümlich stahlblau gefärbt, und während ihn an dem einen Ende die untergehende Sonne vergoldete, stieg an der anderen Seite allmähig, in dunklem Purpur glühend, die Scheibe des Vollmonds herauf, der sich mit gewaltiger Macht von dem weißlichen Wolkengefieder befreite, das sich um ihn gelagert hatte, als wolle es ihm seinen Eintritt in den blauen Himmelsbogen streitig machen.

Die beiden Spaziergänger wandelten, nachdem Mr. Mildness Emmy höflich den Arm geboten, langsam auf dem festen Strandsande hin, und kein Mensch war in der ganzen Runde zu sehen, der ihre friedfertige Unterhaltung gestört hätte. Nur von Zeit zu Zeit blieben sie stehen und ließen ihre Blicke über das Meer schweifen, das seine langen stillen Wogen in leisem Gemurmel bis zu ihren Füßen rollte und in der Ferne, wie ein wahrer Proteus, jeden Augenblick seine Farben veränderte. Gerade vor ihnen schimmerte es rein dunkelblau, mehr nach Westen hin spiegelte es die rosigen und goldenen Strahlen des Himmels wieder, den eben die Sonne verlassen, und nach Norden hin ging es aus dem BroncefARBigen in's Violette und Grüne über, bis es zuletzt in jenen Horizontstreifen sich verlor, der jetzt aber nicht mehr wie ein silberner, sondern wie ein tiefschwarzer Reif erschien, in den Himmel und Meer wie ein untheilbares Ganzes verschmolz. Allmähig aber erloschen alle diese goldenen, bronzenen und violetten Farben, sie wurden matter und bleicher, bis sie im Schooße der See, die jetzt ein klagendes Rauschen hören ließ, zu verschwinden und dafür dem siegreichen Monde, der sich von seinen Nebeln frei gekämpft, ihre Pracht und ihren Glanz geliehen zu haben schienen. So war die Herrschaft des Lichtes entschieden – der Tag war gesunken und die Nacht brach hehr und still, aber doch groß und gewaltig in ihrer Schönheit herein.

»Ja, es ist schön, das Meer,« sagte Mr. Mildness zu seiner Begleiterin, »Sie haben Recht und ich begreife es, warum Sie es so kindlich lieben und warum Sie nicht

mehr von ihm trennen mögen. Schon in der Wiege hörten Sie sein Rauschen, und als Ihr Auge Licht erhielt, labten Sie es an dem Anblick des Unendlichen, Allmächtigen, welches der Schöpfer der Welt an diese Wogenberge gebunden hat. O ja, es ist wunderbar schön, dies Meer, und so, wie es heute ist, friedlich und still und doch prachtvoll und majestätisch, habe ich es nie zuvor gesehen.«

Emmy nickte diesen Worten schweigend ihre Beistimmung zu und Beide starrten eine Weile sprachlos in die ferne Weite, die immer größer und glänzender, immer erhabener und gewaltiger zu werden schien.

»Wie ist der Mensch so winzig und klein,« fing Mr. Mildness endlich wieder zu reden an, »wenn er sich mit einer so großen Schöpfung vergleicht, nicht wahr, meine liebe Freundin?«

»Wohl wahr! Aber doch, Herr Prediger, lebt in der Brust des kleinen Menschen eine wunderbare Kraft und Macht, selbst das Größte, was Gott erschaffen hat, zu begreifen, zu lieben. Wahrlich, die Empfindungen und Gefühle – ich will hier nicht einmal von den weltbewegenden Gedanken seines Geistes reden – müssen von einem erhabenen Meister sehr künstlich unsern Herzen eingefügt sein, daß sie Raum haben in der engen Brust und doch Alles umfassen, was auf der großen Erde geschieht, und eben darum glaube ich, daß Gott sie nicht allein für diese Erde, sondern für alle Zeiten und Ewigkeiten in jener höhern Welt bestimmt hat. Auch meine Empfindungen und Gefühle reichen über diese uns sichtbare Welt in jene erhabeneren und unsichtbare da oben hinauf. Doch,

wir wollen uns heute lieber nicht so hoch versteigen und mit unsern Gedanken hier unten bleiben, und da fällt mir eben ein, haben Sie denn heute den Dampfer gesehen, der hier zwischen den Sandbänken spazieren gefahren ist?«

»Nein, doch davon gehört habe ich!« erwiderte der Pfarrer mit stillem innerlichen Lächeln, als freue er sich über diese Wandelung des Gesprächs. »Im Dorfe sagt man, es sei ein norwegischer Kriegsdampfer, doch kann ich für die Wahrheit nicht bürgen. Aber sehen Sie da, – er scheint gehört zu haben, daß Sie von ihm sprechen, und ist so gütig und kommt noch einmal heraus, als wolle er Ihre Sehnsucht nach ihm befriedigen.«

»O, ich habe keine Sehnsucht nach ihm empfunden,« erwiderte Emmy schnell. »Zwar war es ein schönes Schiff, doch ich gehöre nicht zu Denen, die sich nach jedem Schönen zurücksehnen, was sie einmal im Bereich ihres Auges gehabt. Ach nein, nach jedem nicht –«

»Aber nach Einzellnem doch?« unterbrach sie Mr. Mildness mit sanftem Lächeln.

Emmy nickte, und drückte leise seinen Arm, als bäte sie ihn damit, dieses Gespräch fallen zu lassen. Er verstand sie und befolgte ihren Wunsch sogleich. »Er kommt wirklich rasch heran,« fuhr er fort, »vielleicht besucht er auch ohne Ihren Wunsch diese Küste. O, lassen Sie uns diese Düne dort besteigen, da hat man einen weiteren Ueberblick, und ich bin neugierig, die Stelle zu sehen, wo dieser Dampfer sich schlafen legen wird.«

Beide stiegen nun den etwas mühsamen Weg nach der höchsten Düne empor, die Mr. Mildness absichtlich ausgewählt, und als er oben angekommen war, stand er einen Augenblick still, schaute sich rings um und sagte: »Es ist warm genug, denke ich, daß wir uns setzen können, nicht wahr?«

»O gewiß!« rief Emmy, die schon im weichen Sande saß. »Kommen Sie hierher, Herr Prediger, und fühlen Sie, wie warm der Sand noch von den Sonnenstrahlen ist.« –

So saßen Sie denn dicht neben einander und schwiegen einige Zeit. Rings um sie her herrschte eine namenlos friedliche Stille, kein Luftzug ließ sich spüren und nur bisweilen tönte es wie ein leises Geflüster vom Strande herauf, als ob das gewaltige Meer langsam athme und dabei seine ungeheure Oberfläche in sanfte Schwellung versetze. Jedes von ihnen schien in Betrachtung des vor ihm Liegenden versunken, jedes hing seinen Gedanken nach und nur dann und wann erhoben sich ihre Blicke nach dem schnell heraufsegelnden Monde, dessen Licht mit dem Rest des zurückgebliebenen Tagesschimmers so stark leuchtete, daß nur wenige größere Sterne am durchsichtigen Himmelsgewölbe zu bemerken waren.

Unterdeß aber war der Dampfer, der gerade von Norden herüberstrich, viel näher gekommen und die Richtung, die er endlich annahm, schien seine Absicht anzuzeigen, noch einmal die Durchfahrt der Sandbänke zu passiren und die Ankerstelle aufzusuchen, die er schon am Nachmittag recognoscirt hatte.

»Er kommt wirklich wieder heran!« sagte Mr. Mildness langsam, als ob er in tiefster Ruhe spräche, und doch klopfte ihm das Herz gewaltig dabei.

»Ja, es scheint so,« erwiderte Emmy, »aber wenn sie bei Nacht die Küste anlaufen wollen, müssen sie einen guten Lootsen an Bord haben.«

»O, wenn es wirklich ein Kriegsschiff ist, dann wird auch wohl dafür gesorgt sein.«

»Was sie nur für einen Grund haben mögen, gerade hier heute zu kreuzen?«

»Wer fragt bei starken und mächtigen Leuten nach Gründen für ihr Handeln, liebes Kind? Sie handeln, weil sie sich stark und mächtig genug dazu fühlen, und so bin ich überzeugt, daß der Mann, der jenes Schiff in Bewegung setzt und lenkt, gewiß sich auch stark genug fühlt, diese Sandbänke ohne Furcht zu passiren, für die er eine besondere Liebhaberei zu hegen scheint.«

Jetzt waren alle Lichtreflexe, die noch vom Untergang der Sonne herrührten, von der See verschwunden, nur der Himmel im Westen war noch matt gelblich gefärbt; der Mond allein schwamm vollkommen siegreich als Alleinherrscher im blauen Aether, stieg immer höher seinen steilen Pfad hinan und streute seine breite gelbe Feuergarbe meilenweit über die ruhig unter ihm rollende See aus. Im Ganzen jedoch war die Beleuchtung so hell, fast durchsichtig hell, daß man schon auf weite Entfernung hin die Gegenstände auf der See unterscheiden konnte, und so sah man den Dampfer mit seinem spitzen Bug die

Wellen durchbrechen und wie ein Gespenst der Nacht dahergleiten, im Wasser nur zwei glänzende auseinandergehende Streifen und hoch in der Luft eine Dampfwolke hinterlassend, die sich wie eine riesige Schlange in den windstillen Höhen ringelte.

Immer näher und näher kam er heran und endlich in der Entfernung von tausend Schritten vielleicht schien er anzuhalten, um seinen Cours zu ändern, wenigstens wirbelten die Wasser rings um ihn auf und in der Stille der Nacht hörte man sogar das Brodeln desselben, als erhoben sich die Nixen aus der Tiefe, um zu forschen, warum der fremde Eindringling ihre nächtliche Ruhe störe.

»Das ist doch seltsam,« nahm Mr. Mildness wieder das Wort. »Sehen Sie – jetzt wendet er uns seine Breitseite zu – ah, die Cajütenfenster sind erleuchtet – Welch ein hübscher, freundlicher Anblick ist das! Die Herren sitzen vielleicht da drinnen gemüthlich bei Tafel und sind lustig und guter Dinge – nun, dazu mögen sie auch wohl ein Recht haben.«

Emmy schaute unverwandt auf das schöne Schauspiel hin und nickte ihre Antwort nur schweigend ihrem Nachbar zu. Dieser fuhr alsbald wieder zu reden fort, als könne er jetzt am wenigsten das Schweigen vertragen oder als dränge ihn eine innere Unruhe zum Sprechen:

»Er hat auch jetzt keine Flagge aufgezogen, aber wie leicht und sicher streift er über das Wasser hin, nicht wahr? Doch was ist das? Ha, die Bootsmannspfeife macht sich bemerkbar – haben Sie es gehört? Da, noch einmal, es scheint ein Commando gegeben zu werden.«

Der Rector schwieg und horchte scharf hinüber. Ein schriller Pfeifenton drang durch die lautlosen Lüfte, gleich darauf rasselten eiserne Ketten, dann fiel ein Anker schwer in die Tiefe, erst vorn am Bug, dann noch einer am Spiegel, die Wasser spritzten mit klatschendem Geräusch hoch auf und dann war wieder Alles still, ringsum so still, daß man, trotzdem das Schiff noch in so bedeutender Entfernung lag, das geringste Geräusch von seinem Bord her vernehmen zu können glaubte.

»Es geht wirklich zur Ruhe!« sprach Mr. Mildness leise, als ob es ihm schwer werde, mehr und lauter zu reden.

»Nun, da hat es sich ein weiches Bett gewählt,« erwiderte Emmy voller Gemüthsruhe, denn der friedliche Abend um sie her und die ruhige Betrachtung des Vorgehenden hatte die Wallung ihres Blutes gesänftigt. »Wenn sich nur kein Wind in der Nacht erhebt, der es an die Küste treibt!«

»Oho! Sie werden schon aufpassen, und überdieß hat das bei einem Dampfer so viel nicht zu sagen, der geht trotz des Windes wieder in See – das ist der Sieg des Menschengestes über die Kraft und Tücke der Elemente. Er macht sich Alles unterthänig, was auf Erden lebt, wenn er nur Zeit und Gelegenheit zu seiner Entwicklung findet.«

In ähnlicher Weise plauderten sie eine Zeit lang fort, wobei Mr. Mildness sein Auge jedoch stets mit ungetheilte Aufmerksamkeit auf das Schiff gerichtet hielt. »Seltsam!« sagte er endlich, »wie sich das Auge an diese dämmernde Beleuchtung gewöhnt. Tritt das Schiff nicht immer klarer hervor? Mir wenigstens scheint es fast als

könnte ich einzelne Menschen an Bord sich hin- und herbewegen sehen – schade, daß ich kein Glas bei mir habe – was meinen Sie dazu? Sie haben doch noch schärfere Augen als ich. Irre ich mich darin?«

»Bewegung sehe ich allerdings, aber ob es Menschen sind, das weiß ich nicht.«

»Was kann es denn anders sein? Wir wollen es einmal einer Prüfung unterwerfen. Lassen Sie uns die guten Leute grüßen, und wenn sie antworten, so haben auch unsere Augen einen kleinen Sieg gefeiert.« Dabei zog er ein großes weißes Taschentuch hervor und wehte damit eine Weile lebhaft in der Luft herum.

»O, das sehen sie ja nicht!« sagte Emmy lächelnd.

»Ich glaube es kaum; aber wehen auch Sie einmal mit Ihrem Tuche, zwei Flaggen sieht man besser, als eine. So! Jetzt grüßen wir sie wenigstens in Gedanken und wünschen ihnen eine gesegnete Nachtruhe.«

»Ja, die wünsche ich allen Menschen und vorzüglich denen auf der See,« versetzte Emmy mit tiefer Empfindung und wehte dabei fortwährend mit dem Tuche.

»Halt!« rief Mr. Mildness und ließ sein Tuch sinken. »Was ist das?«

Emmy hielt ihren Athem an und lauschte mit allen Sinnen. Man mußte vom Schiff her wirklich ihr Winken wahrgenommen haben, denn plötzlich stieg eine Rakete schwirrend und zischend vom Hinterdeck in die Höhe, der eine zweite und gleich darauf eine dritte folgte.

»Ha!« rief der Rector, »habe ich es nicht gesagt? Ich will wetten, irgend ein scharfes Auge da an Bord hat durch

ein Glas unsern Gruß bemerkt und nun beantworten sie ihn freundlich – das ist hübsch. Aber halt – erschrecken Sie nicht!« rief er dann, als mit einem Male vom Bord des Schiffes her aus einer Kanonenluke sich ein Feuerstrom ergoß und gleich darauf ein dumpfer Donner über das Wasser krachte und sich im zehnfachen Echo an den hohen Dünen brach. »Sie schießen – wahrhaftig – das ist nicht allein ein sichtbarer, sondern auch ein hörbarer Gruß – nicht wahr?«

Emmy hatte sich bei dem ersten Donnerton näher an Mr. Mildness geschmiegt und ihre Hand auf seinen Arm gelegt, als suche sie Schutz bei ihm; als aber der zweite und dritte Kanonenschuß herüberschallte und sein Widerhall sich rasch in der Ferne verlor, richtete sie sich wieder auf und schaute verwundert bald ihren Nachbar, bald das Schiff an, das sein Dasein so laut zu erkennen gab.

»Sie fürchten sich doch nicht?« fragte Mr. Mildness, sich lächelnd und mit freudiger Miene zu Emmy wendend.

«Wovor, mein Freund? Solchen Kanonendonner habe ich schon unter schlimmeren Verhältnissen gehört, für den Augenblick kam er mir nur etwas unerwartet.»

»Ja freilich! Nun, wenn diese Stimmen *uns* galten und damit unser Gruß erwidert werden sollte, so ist der Mann, der da drüben befehligt, höflich, das muß man sagen. Doch nun – was ist das?«

Während er noch sprach, hatte sich hinter dem Spiegel des Schiffes hervor ein Boot in Bewegung gesetzt und

ruderte einige hundert Schritte nach den Dünen hin, so daß man die einzelnen regelmäßig abgemessenen Ruder schläge deutlich hören konnte. Damit aber hielt es an und in demselben Augenblick färbte sich das große Schiff roth und immer röther, bis es zuletzt wie in glühendem Feuer strahlte, so daß sein Schornstein, seine beiden kurzen Masten, das Tauwerk und die beschlagenen Segel daran, kurz jeder hervorspringende Gegenstand an Bord deutlich zu erkennen war.

»Das ist köstlich, das habe ich noch nie gesehen!« rief Emmy entzückt und lehnte sich wieder zutraulich an ihren Nachbar an.

»Ja, gewiß. Das ist das sogenannte bengalische Feuer – ab, sehen Sie wohl, die Leute sind in der That artig, sie veranstalten uns Beiden ein Feuerwerk, als ob sie wüßten, daß sie dankbare Zuschauer an uns haben.«

Da zuckte Emmy plötzlich an seiner Seite zusammen und stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus.

»Was haben Sie?« fragte Mr. Mildness theilnahmvoll und umfaßte Emmy mit seinem rechten Arm, wie ein liebevoller Vater, der sein Kind zugleich schützen und beruhigen will.

»Still!« flüsterte sie. »Hören Sie nichts?«

Mr. Mildness horchte gespannt aus. »Ja,« sagte er, »ich höre etwas. Klingt es nicht – als ob – eine Geige an Bord da drüben gespielt würde?«

Die bengalische Flamme war erloschen und das Schiff lag in der vorigen dämmerartigen Beleuchtung, die gleich nach dem Erlöschen des Feuers noch schwächer

als vorher geworden zu sein schien. In diesem Augenblick ließen sich die Klänge einer Geige vernehmen, die sanft und gleichsam klagend über das Wasser herübertönten. Zuerst hörte man eine fremdartige Melodie, die aus kurzen einleitenden Sätzen bestand, aber nur unsicher und gedämpft an das Ufer drang, da der weite Raum, welchen sie vom Schiffe her zu durchmessen hatte, trotz der Stille der Nacht, die leiseren Töne verschwimmen ließ.

Emmy horchte mit angehaltenem Athem. Plötzlich sprang sie auf, streckte den Kopf und den rechten Arm vor, während Mr. Mildness, der mit ihr zugleich aufgestanden war, ihren anderen Arm hielt. Die Melodie des fernen Geigenspielers hatte gewechselt, er war in eine andere Weise gefallen und hauchte jetzt nur noch so leise seine Töne hin, daß sie kaum zu den Ohren der am Strande Lauschenden dringen konnten. Dann aber brach sie wieder ab und die Geige blieb stumm, so lange die beiden Zuhörer auch ihr Ohr dahin wenden mochten.

»Was haben Sie nur? Weshalb zittern Sie so?« fragte Mr. Mildness scheinbar erstaunt, während doch seine Brust selbst sich heftig auf und ab bewegte.

»O mein Gott,« rief Emmy, den Blick zu dem Sternenhimmel emporrichtend, »sollte ich mich auch diesmal getäuscht haben?«

»Worin denn, mein liebes Kind?«

»Haben Sie die letzte Melodie nicht gehört, die so schnell wieder abbrach?«

»Ja wohl habe ich sie gehört, aber warum fragen Sie so ängstlich? Was hat die Melodie denn zu bedeuten?«

»O mein lieber, guter Freund,« schluchzte Emmy, indem sie ihren Kopf an die Schulter des edlen Mannes lehnte – »fragen Sie mich nicht – die Melodie, die ich eben zu hören glaubte – einen kurzen Augenblick nur – hat, wenn sie es war, in meiner Jugend eine große Rolle gespielt, denn es war – es war – meines verschollenen Carling's – Lieblingsmelodie, die er so schön auf der Geige spielte – seine Windsorklage.«

»Aber wie soll denn die hierher auf ein norwegisches Schiff kommen, mein liebes Kind?« fragte Mr. Mildness weich.

»Kann es denn nicht auch ein englisches Schiff sein – o mein Gott, mein Gott!«

»Ah – Sie denken? O nein, o nein, Sie irren sich gewiß!«

Emmy war wie gebrochen. Sie lehnte sich fest an den Geistlichen von Ross an, sie weinte einen Augenblick laut, dann aber bezwang sie sich und stieß nur in abgebrochenen Sätzen die Worte hervor: »O, wenn Sie wüßten was mir heute alles durch das Herz gezogen ist! Erst am Morgen jener Gruß aus der Ferne, dann am Abend dieser in der Nähe – o mein Gott, sollte darin am Ende nicht doch ein innerer Zusammenhang zu finden sein?«

»Gott weiß es, ja, meine liebe Emmy, aber ich – ich kann Ihnen darüber keine Auskunft geben. Sie haben sich aber möglicher Weise doch geirrt – das Schiff liegt so weit ab – und wenn der menschliche Geist einmal erst auf falscher Bahn ist, dann gleitet er leicht immer weiter darauf vor, denn die Bahn des Irrthums und namentlich

der Selbsttäuschung ist glatt und schlüpfrig – es giebt ja so viele Melodien, die große Aehnlichkeit mit einander haben.«

»Freilich, freilich – aber diese Töne, die kenne ich – die schlafen nicht allein in meinem Ohr, nein, nein, mein lieber Freund, sie schlafen auch – in meinem Herzen.«

»Ah, wenn Sie das sagen, dann glaube ich wirklich, daß Sie sich diesmal geirrt haben, denn nichts täuscht sich leichter, als das von Empfindungen aufgewühlte Herz –«

»Oder auch nicht – ich halte das Herz für untrüglicher als das Ohr –«

Sie wollte noch weiter sprechen, aber in demselben Augenblick wurden sie gestört. Es näherte sich ihnen vom Wittwenhause her ein ältlicher kleiner Mann, und als er dicht an sie herantrat, erkannte Emmy den Angler vom Prerower Strom und Mr. Mildness Harry, den treuen Diener Sir Charles Goodrick's.

»Was bringen Sie?« fragte der Rector ernst. »Suchen Sie mich?«

»Ja, Herr Prediger, Sie suche ich und ich bin schon in dem kleinen Hause da gewesen, wohin mich Herr Wirth geschickt hat. Er ist vor einer halben Stunde von Zingst zurückgekommen und wünscht Sie zu sprechen.«

Als Emmy diese Worte hörte, sah sie überrascht zu dem Geistlichen auf.

»Es ist gut,« erwiderte dieser, sich an Harry wendend, »gehen Sie nach Hause voran, ich komme sogleich.«

Dieses ›sogleich‹ aber trat nicht so bald ein, wie Emmy schon gefürchtet hatte, denn wunderbar genug, Mr. Mildness schien gar keine Eile zu haben, dem Rufe seines Freundes zu folgen. Er stieg so langsam, wie er auch vorher gegangen, von der Düne mit Emmy herab, die er, wie bisher, liebevoll und fest am Arme hielt, und sprach verständig tröstende Worte zu ihr. Sie weinte noch immer leise vor sich hin, aber die Art und Weise, wie Mr. Mildness sie tröstete, übte eine wohlthuende Wirkung auf sie aus, denn sie wurde allmählig wieder ruhiger und glaubte zuletzt selbst, daß sie sich auch diesmal getäuscht haben könne. So führte er sie denn langsam nach ihrer Wohnung und ging noch geraume Zeit in dem blendenden Mondschein mit ihr vor dem kleinen Hause auf und ab; bevor er sie aber verließ, versprach er ihr morgen gegen Mittag einen Besuch, da er den Vormittag nun wohl, wie er sagte, seinem Freunde werde widmen müssen, nachdem dieser einen ganzen Tag allein gewesen.

Emmy konnte sich gar nicht von ihm trennen, sie hielt ihn immer von Neuem fest, bis er endlich den Ausspruch that, daß sein Freund ihn gewiß sehnlich erwarte und daß er nun nicht länger mit seiner Rückkehr zögern dürfe.

Da ermannte sich Emmy und fügte sich standhaft in das Unvermeidliche. Sie drückte dem alten Mann herzlich die Hand, ließ ihn los und schlüpfte wie ein unhörbarer Schatten in die kleine Thür, die – ach! sie ahnte es wohl nicht – sich zum letzten Mal hinter – einer Unglücklichen schloß.

Mr. Mildness aber ging, ohne sich im Geringsten zu übereilen, sinnend über die Brücke nach Prerow hinein und unterwegs wünschte er sich selbst tausendmal Glück, daß auch dieser für ihn so schwere Abend glücklich überstanden sei. Als er aber nach Hause kam, fand er seinen Freund nicht vor, was ihn auch durchaus nicht zu verwundern schien, und erst lange nach Mitternacht klopfte eine Hand leise an sein Fenster, worauf er sich vom Sopha erhob, die Thür dem Kommenden öffnete und Sir Charles mit leuchtenden, glückverheißenden Blicken entgegentrat.

ELFTES KAPITEL. WER AUS DER FERNE UND DER NÄHE GEGRÜSST HAT.

Es war am nächsten Morgen etwa um acht Uhr, als Sir Charles und Mr. Mildness beim Frühstück saßen und dabei ein langes und ernstes Gespräch führten, das sich sowohl auf die jüngst abgelaufenen Stunden wie auf die zunächst folgenden bezog. Sir Charles hatte Alles erfahren, was am Abend zuvor im Predigerwittwenhause und auf der Düne vorgefallen war, und die lebhaften Schilderungen des wackeren Geistlichen hatten sein Herz tief bewegt, so daß er ernst sinnend dasaß und seinen Freund mit stiller Aufmerksamkeit betrachtete. Als dieser aber mit seinen Vorstellungen zu Ende gekommen, sagte er, ihn heiter anblickend:

»Mein lieber Mr. Mildness, nun lassen Sie es nur gut sein, wir sind ja überdieß an das Ende unsers kleinen Drama's gelangt, und ehe die Sonne diesen Abend der

See und dem Lande ihren letzten Schimmer entzogen hat, wird Friede und Freude in Aller Herzen wohnen, die bis jetzt so lange und standhaft ihr Leid ertragen haben. Halten Sie nur noch treulich bis dahin an diesem Unternehmen aus, dann sollen Sie sich überzeugen, daß die etwas langsame Entwicklung meines Planes Niemanden von uns geschadet hat, und nur freudige Augen sollen sich vor Ihnen zeigen und glückselige Lippen ihren herzlichsten Dank stammeln. Doch still – da geht eben eine Riesengestalt am Fenster vorüber – ha! es ist, es kann kein Anderer als Elias Rubarth sein. Er kommt, ja, Freund, er kommt, um uns von dem ›Gruß aus der Ferne‹ zu erzählen und das – das müssen wir auch noch anhören, aber dann – Sie wissen schon, was dann zunächst geschieht.«

»Darf ich im Zimmer bleiben bei der Scene, die nun vorgehen wird?« fragte Mr. Mildness mit freudestrahlendem Gesicht.

»Ja, bleiben Sie in Gottes Namen, Ihnen enthülle ich mein Herz gern und Sie müssen doch auch Ihren Theil von Freude für Ihre Anstrengungen haben – aber halten Sie sich etwas bei Seite und sprechen Sie nur dann, wenn ich Ihnen mein Gesicht zuwende, im Uebrigen lassen Sie mich die Unterredung mit dem braven Kerl allein führen.«

Die Thür ging auf, und Harry trat mit der Meldung herein, daß der Ueberfahrer Rubarth draußen sei und die beiden Herren zu sprechen wünsche.

»Laß ihn herein!« rief Sir Charles mit tönender und absichtlich so lauter Stimme, daß sie bis auf den Flur hinausdrang, auf dem Rubarth schon mit abgezogenem Hute stand.

Dieser trat alsbald mit etwas verdutztem Gesicht herein, denn die eben gehörte Stimme hatte eine Saite in seinem Innern berührt, die lange nicht angeschlagen war. Er wandte auch, sobald er im Zimmer stand, sein Auge von dem einen Herrn zum andern hin, ob nicht etwa noch ein Dritter bei ihnen sei; als er aber den Prediger auf einem Stuhle am Fenster, den kränklichen Herrn dagegen auf dem Sopha sitzen und sonst keinen Menschen im Zimmer sah, nahm er eine verwunderte Miene an, rief einschmetterndes: »Guten Morgen!« und verbeugte sich vor den beiden Herren, die ihn mit freundlichen Blicken willkommen hießen.

»Harry! Einen Stuhl für Herrn Rubarth!« gebot Sir Charles mit wieder verstellter Stimme, und dann sagte er zu letzterem, auf den Stuhl deutend: »Nehmen Sie Platz, Herr Rubarth, und sagen Sie uns, was Sie schon so früh nach Prerow führt. Vor allen Dingen aber erheben Sie Ihre Stimme nicht so laut, ich kann heute besser hören als neulich und befinde mich, Dank der guten Pflege Ihrer Base, überhaupt viel wohler als damals in Ihrem Hause.«

»Das freut mich,« erwiderte Rubarth verlegen und sah den Redenden zum ersten Mal mit so aufmerksamen Blicken an, daß, um dieselben von sich abzuleiten, Sir Charles seinem Freunde einen Wink gab, der nun sogleich vom Fenster her zu sprechen begann.

»Reden Sie, lieber Mann,« sagte Mr. Mildness, kaum im Stande, bei dem komisch erstaunten Gesicht Elias Rubarth's seinen Ernst zu bewahren, »reden Sie, was hat Sie so früh über das Wasser geführt?«

»Oho, das ist ja so gar früh nicht,« fing Rubarth an und wandte sich halb nach dem Fenster um; »ich stehe jeden Morgen um vier Uhr auf, ja. Ich hätte aber die Herren, die eben erst aufgestanden zu sein scheinen, heute nicht so früh gestört, wenn Sie gestern zu Hause gewesen wären, wo ich schon zweimal nach Ihnen gefragt habe.«

»So, Sie sind gestern schon hier gewesen?« warf Sir Charles hin, indem er eine bequeme Stellung auf seinem Sitze annahm und seinen langen breiten Bart, wie von innerer Hast bewegt, wiederholt durch die Hände gleiten ließ. »Erzählen Sie doch, was war denn der Grund Ihres Besuches?«

Rubarth setzte sich wie zu einem Kampfe auf dem Stuhl zurecht und fing seine Erzählung an. Im Allgemeinen trug er sie auf ähnliche Weise wie am vorigen Tage bei Emmy vor, allein da er hier nicht zu einer so vertrauten Freundin, sondern zu Fremden sprach, die ihn überdieß mit scharfen und sonderbaren Blicken muster-ten, so war er viel verlegener als gestern und sein Vortrag litt sogar bisweilen an Verworrenheit, die namentlich durch das eigenthümliche Wesen des früher fast tauben und jetzt ganz gut hörenden kranken Mannes verursacht ward. Auch gerieth er dann und wann ein wenig außer Athem, stockte mitunter und mußte durch Mr.

Mildness, der ihm sanft zusprach, zur ruhigeren Fortsetzung seiner langen Erzählung angehalten werden. Endlich aber, als er fertig war und nun bald auf Sir Charles, bald auf den Rector blickte, gleichsam um sie zu fragen, was sie denn zu diesem auf so seltsame Weise erfolgten kostbaren Geschenke sagten, gab Sir Charles seinem Freunde ein Zeichen, daß er nun allein die Unterhaltung fortführen wolle, und sprach, sich zu Rubarth wendend, mit einer Stimme, die immer noch der des Herrn Wirth glich, aber doch schon freier und kräftiger tönte, was Rubarth's gute Ohren, nachdem sie einmal geweckt, allmählig zu merken anfangen:

»Mein lieber Mann, das ist ja ein recht hübsches Geschenk für Sie und wird Ihnen hoffentlich Freude gemacht haben, nicht wahr?«

»Freude, Herr? Ach du lieber Gott, ich kann noch jetzt vor Glückseligkeit kaum zu Athem kommen, denn dadurch ist mein lebenslanger Wunsch erfüllt und so ein schönes Boot ist ja für Unsereins ein wahres Capital, das nichts gekostet hat und doch seine guten Zinsen einbringt, ja! Aber – sehen Sie nur – die Freude ist gar nicht die Hauptsache für's Erste – Gott bewahre! – die Hauptsache ist ja eine ganz andere für mich – ja!«

»Na, wie so denn? Sprechen Sie doch!« rief Sir Charles, mit Mühe sein natürliches, freundliches Lächeln zurückhaltend.

»Ja, sehen Sie – ich weiß ja noch gar nicht, ob ich das Boot für mein wirkliches Eigenthum halten kann und ob es mir der Geber nicht wieder abnehmen wird?«

»Ei, wie könnte er denn das? Er hat ja Ihren Namen, wie Sie sagen, auf den Wimpel schreiben lassen und das zeigt doch genügend auf, daß er das Boot für Ihr alleiniges Eigenthum gehalten wissen will.«

Rubarth's Gesicht nahm zwar den Ausdruck einer inneren Glückseligkeit bei diesen Worten an, aber er war doch noch immer nicht ganz dadurch befriedigt. »Das ist Alles recht schön, was Sie da sagen,« fuhr er fort, »aber die Hauptsache hat es doch noch nicht berührt.«

»Na, dann lassen Sie Ihre Hauptsache endlich hören – was meinen Sie denn, ehrlich und offen gesprochen?«

»Ja, sehen Sie, lieber Herr, wenn ich auch recht glücklich und dankbar für die prächtige Gabe bin, so weiß ich doch nicht, *von Wem* sie gekommen ist, denn vom Himmel kann sie doch nicht heruntergefallen sein, und der Mensch, der sie gesendet hat, muß absolut noch am Leben sein.«

»Das ist ein ganz richtiger Schluß. Freilich! Aber haben Sie denn gar keine Muthmaßung, keine Ahnung, wer Ihnen dies Geschenk gemacht haben könnte?«

Rubarth riß die Augen weit auf, denn der Sprechende, der ihm jetzt so nahe saß und ihn mit seinen großen blauen Augen so voll und fragend ansah, schien ihm von Augenblick zu Augenblick ein Anderer zu werden, was er gar nicht begreifen konnte. »Eine Muthmaßung oder Ahnung,« versetzte er, die Augen sinnend zu Boden schlagend, »die habe ich wohl, ach ja, aber, aber – auch wieder nicht, denn es wäre mir doch zu merkwürdig – wenn –«

»Nun was denn? Wenn – fahren Sie fort!«

»Wenn Frau Emming, die Frau Pastorin, die Wittwe meine ich, die meine beste Freundin auf der Welt ist, wenn die Recht haben sollte, ja!«

Sir Charles schaute hoch auf und über seine hohe Stirn ergoß sich eine fast strahlende Röthe, die offenbar der unwillkürliche Ausbruch seiner unsäglich innigen Freude war. »Was sagt denn die Frau Pastorin?« fragte er mit halb stockender Stimme.

Rubarth lachte still für sich, sah von dem einen zum andern Herrn und drehte heftig den Hut in den Händen herum. »Was sie sagt?« fragte er fast verschämt. »Nun, Sie müssen wissen, daß mein erster Gang gestern Morgen zu ihr war und daß ich ihr mein wundersames Glück erzählte. Darüber war sie nun so erschrocken und auch erfreut, daß sie gleich mit mir das Boot zu besehen ging, und da segelte ich mit ihr ein paar Stunden auf dem Boden herum und dabei überlegten wir, wer wohl das Boot geschenkt haben könnte. Und da kam sie endlich –«

»Nun, was sagte sie?« fragte Sir Charles mit vorgebeugtem Kopfe und höchst gespannter Miene, da Rubarth stockte.

»Ja, da sagte sie, daß es am Ende die beiden Herren oder einer von ihnen geschenkt hätten, die ich neulich nach Prerow gebracht, und das wären ja Sie, meine Herren.«

»Aber wie kommt denn die Pastorin auf diesen sonderbaren Gedanken?« fragte Sir Charles lauernd.

»Ja, das weiß ich so eigentlich nicht; aber sie meint, ich hätte mit Ihnen über mein altes Boot gesprochen und

meine Armuth geklagt, und da wären Sie aus reiner Menschenliebe und weil Sie – gerade Sie, sagte sie – ein so guter Herr sind, wie der Herr Prediger gesagt, so freundlich und gütig gewesen und hätten mir diese Ueberraschung zgedacht.«

Sir Charles erröthete wie vorher und schlug die Augen nieder. Plötzlich erhob er sie wieder und sagte fast mit seiner natürlichen, kräftigen und doch weichen Stimme: »Mein lieber Mann, nein, nein, darin irren Sie sich und irrt sich auch die Frau Pastorin. Fremde, wie wir Beide Ihnen sind, haben Ihnen dies Boot gewiß nicht geschenkt, das thut man so leicht nicht, also muß es wohl einen anderen und Ihnen näher stehenden Freund auf der Welt geben. Nun denken Sie einmal recht ernstlich nach und gehen Sie Ihr Leben durch – stoßen Sie denn da auf gar nichts, was Ihnen eine Erklärung dieses Geschenkes gewähren könnte?«

Elias Rubarth glitten die Arme schlaff am Körper herab, wobei ihm sein Hut entfiel. Er starrte Sir Charles mit einer völlig verdutzten Miene an und seine innere Bewegung war so groß, daß ihm die Zunge am Gaumen klebte und er kein Wort hervorbringen konnte.

»Nun denn,« fuhr Sir Charles fort, dem die Stimme leise zu beben begann, »Sie reden nicht, also Ihr Gedächtniß läßt Sie im Stich, nehme ich an. Wohlan denn, so will ich demselben zu Hülfe kommen. Schauen Sie auf, Mann, und besinnen Sie sich!«

Rubarth neigte seinen großen Kopf mit den adlerartig gespannten Zügen immer weiter vor, als könne er nicht

scharf und rasch genug den Ton dieser Stimme einsaugen, und seine von Erregung glänzenden Augen bohrten sich fest in die immer größer und sprechender werdenden Augen Sir Charles' ein.

»Sagen Sie mir,« fuhr dieser fort, »erinnern Sie sich einer Augustnacht vor zwanzig Jahren, wo Sie einen Mann – einen Freund –«

»Oho!« schrie Rubarth fast wild auf, »daran brauche ich mich nicht erst zu erinnern, das weiß ich nur zu genau, und das werde ich selbst in meiner Sterbestunde noch wissen – ja!«

»Nun denn, so hören Sie weiter, ich muß dennoch zu fragen fortfahren, wenn ich mich auch kürzer fassen kann. Was sagte Ihnen der Mann, der Freund, den Sie nach Ribnitz brachten, als er von Ihnen schied – o was sagte er, Rubarth?«

Rubarth's Athem stockte und er faßte sich unwillkürlich mit der großen rechten Hand nach dem Halse, als wollte er das Hinderniß von demselben entfernen, welches ihm die Kehle zuschnürte. Dabei dehnten sich seine Augen weit auf, allein er sah wirklich nur wenig, was vor demselben lag, denn seine Aufregung hatte einen Grad erreicht, daß sie ihm fast seine Sinne nahm.

Endlich schüttelte er den Kopf, als wolle oder könne er nicht sprechen.

»Ah, Sie wissen es also nicht mehr!« rief Sir Charles laut und mit einem Tone, den Rubarth nur zu gut kennen mußte. »Nun denn, der Freund sagte zu Ihnen – er hat es mir selbst gesagt –: auch Dir, Elias, werde ich, so bald

ich kann, ob früher ob später, einen *Gruß aus der Ferne* senden – he, sagte das nicht Ihr Freund?«

Rubarth wollte von seinem Stuhle aufstehen, aber er vermochte es nicht. Er nickte nur stumm mit dem Kopfe, während seine gigantische Brust wie ein Vulkan kochte und schnaubte.

»Also er sagte das, gut!« Bei diesen Worten stand Sir Charles von seinem Sitze auf und trat mitten in das Zimmer vor Rubarth hin, indem er sich zu seiner ganzen Höhe aufrichtete und seinen alten Freund mit blitzenden Augen fast verschlang, der sich nun auch erhob, aber mit zitternden Knien vor ihm stand, während er seine Hände gar nicht zu lassen wußte und bald in die eine, bald in die andere Tasche steckte. »Und nun, mein Freund,« fuhr Sir Charles mit erhobener Stimme fort, »hören Sie wohl zu und antworten Sie mir: kann denn nicht Ihr alter Freund, den Sie damals nach Ribnitz brachten, Ihnen dies Boot geschenkt haben, indem er sein Wort wahr machte und Ihnen damit wirklich seinen Gruß aus der Ferne sandte?«

Rubarth schwankte hin und her, aber plötzlich richtete er sich straff in die Höhe, sah den Redenden mit einem unbeschreiblichen Blick an und stammelte: »Das kann er, Herr, ja, das kann er!«

»Nun also – würden Sie es denn aus seinen Händen nicht am liebsten annehmen?«

Rubarth nickte mit schwimmendem Auge und stotterte mit einem krampfhaft bebenden Tone: »Ja, Herr, ja!«

»Und weiter! Würden Sie sich freuen, Ihren alten Freund lebendig und wirklich wiederzusehen?«

Rubarths Augen füllten sich immer mehr mit flüssigem Glanz und sein Mund öffnete sich, aber er konnte nur mit dem Kopfe nicken, denn die Sprache hatte er verloren.

»Also, Sie würden sich freuen – ich glaube es, ja – ich sehe es sogar, wenn Ihre Freude auch einen ganz eigentümlichen Ausdruck hat – aber Sie kennen ihn ja nicht, wenn er wieder vor Ihre Augen tritt!«

»Ich kenne ihn nicht?« schlüpfte es wie ein winselnder Laut über Rubarth's Lippen.

»Nun, wie hieß er denn, so nennen Sie doch wenigstens seinen Namen –«

»Carling hieß er!« sagte Rubarth rasch, und der Glanz in seinen Augen floß in Gestalt zweier großer Thränen über seine braunen Wangen.

»Carling – also Carling! Gut denn und nun, Elias Rubarth, ist der Zeitpunkt gekommen, wo Du Deinen alten Freund wiedersehen sollst – hebe die Augen auf, Mann, sieh *mich* an – wie – kennst Du denn wirklich Deinen Carling nicht mehr?«

Jetzt war es mit Rubarths Fassung vorbei. Sein wuchtiger Körper schwankte wie eine stämmige Eiche, die der Sturm bis in ihre Wurzeln erschüttert hat, und aus seinen treuen Augen rollte eine Thräne nach der andern, die er ungestört über seine Backen laufen ließ. Plötzlich aber kam Leben in diesen schwer beweglichen Körper – er sprang mit einem ungeheuren Satze auf Sir Charles zu, packte ihn mit beiden Händen an den Schultern und

bohrte seine Augen in die Augen seines alten treuen Freundes, den er nun nicht mehr verkennen konnte.

»Will es denn Gott,« rief er mit einer Stimme, die wie ein rollender Donner klang – »will es denn Gott, daß ich meinen Carling noch einmal in diesem Leben wiedersehe?«

»Da hast Du ihn, mein braver Elias!« rief Sir Charles und warf sich an seines Freundes Brust, und die Spannung seiner Seele, die bis dahin vorgehalten, ließ plötzlich nach und auch er brach in einen heißen Thränenstrom aus, indem er seinen Kopf an die breite Brust des Riesen preßte.

Mr. Mildness hatte sich von seinem Stuhle erhoben und war an die beiden Freunde herangetreten, die sich fest umschlungen hielten und seltsame Worte der Freude, des Staunens, des Glückes und der Rührung über ihre Lippen brachten, wie einzelne Windstöße, die über das Meer fahren und bald ächzend, bald klagend, bald wieder wunderbar ermuthigend klingen. Seine Seele feierte ein Fest, wie sie noch nie eins gefeiert, und auch seine Augen wurden feucht, indem er sie von dem einen auf den andern der beiden alten Freunde richtete.

Lange dauerte es, bis sich Rubarth, der am wenigsten Vorbereitete von Beiden, so weit gefunden hatte, daß er mit einiger Ruhe neben seinem Carling auf dem Sopha sitzen und aus dessen Munde die vor der Hand nöthigen Erklärungen anhören konnte. Er war aber noch immer so erschüttert, daß er nicht viele Worte zu machen vermochte, sondern sagte nur immer ›Ja!«, ließ seine Augen

unaufhörlich vom Kopf bis zu den Füßen seines Freundes schweifen, betastete sein graues Haar, seinen langen Bart und umschloß dann wieder mit seinen mächtigen Händen die zierlichen feinen Finger Sir Charles', der vor überfluthender Freude wieder jung geworden war und in den schönen Erinnerungen längst vergangener Tage schwelgte.

Aber da fuhr Elias Rubarth plötzlich in die Höhe und ließ seines Freundes Hände fahren. »Carling!« rief er und stand wieder auf seinen Füßen; »beinahe hätte mich mein eigenes Glück vergeßlich gemacht, und das, das darf ich doch nicht werden. O nein! Jetzt sind *wir* mit einander fertig für's Erste, ich sehe und glaube Alles, wie Du es sagst – wenn ich Dich denn doch jetzt wieder Du nennen soll, aber – verzeih mir, alter Junge, wir dürfen über uns selbst nicht eine Andere vergessen, die mit zu unserm Bunde gehört – hast Du wohl schon an unsere, an Deine Emming gedacht?«

Sir Charles umfaßte seinen Freund auf's Neue und drückte ihn liebevoll an sich. »Ach, an dieser Frage erkenne ich meinen Elias wieder,« rief er, »er ist der Alte geblieben, denn sein Herz schlägt nicht allein für ihn, sondern auch für seine Freunde. Ja, mein Freund, an Emmy habe ich schon lange gedacht und wie ich jetzt vor Dir stehe, werde ich heute auch noch vor ihr stehen und sie an mein fast übermäßig glückseliges Herz drücken.«

»Ja, willst Du das, Carling? Nun, dann komm' sogleich zu ihr, ich will dabei sein, wenn sie Dich wieder sieht,

denn das muß eine Freude und Wonne sein, wie es keine zweite auf Erden giebt, ja!«

Sir Charles nickte zustimmend in Bezug auf seine Worte, aber nicht auf seinen Vorschlag. Er faßte Elias bei der Hand, zog ihn wieder auf das Sopha nieder und sagte: »Nein, Elias, wir können jetzt noch nicht zu ihr gehen, ich will sie nicht in jenem erbärmlichen Hause, ich will sie an einer anderen, mir und ihr heiligen Stelle zuerst wieder begrüßen, und wie dies in's Werk gesetzt werden soll, das sollst Du jetzt hören.«

Und nun sprach er lange Zeit mit ihm und theilte ihm mit, was er an diesem Tage beginnen wolle; und als er damit fertig war, fragte er ihn: »Willst Du nun mich und uns – denn sieh, der Herr dort, Rector Mildness ist sein wirklicher Name, ist mein bester Freund – in diesem Vorhaben unterstützen, Deine Hand mit dazu leihen, daß Alles ganz glatt wie ein gutes Schiff vom Stapel läuft?«

»Das will ich,« rief Elias laut aus, »so wahr mir Gott helfe! Denn was Du mir da eben gesagt hast, das muß die köstlichste Freude von allen sein, ja!«

»Nun denn, so bleibe heute den ganzen Tag bei mir und fördere meinen Plan dadurch. Du sollst Alles genau hören, was Du zu thun, und wie Du Dich zu verhalten hast. Deiner Frau aber senden wir einen Boten nach Bootstedt, damit sie weiß, daß Du vor heute Nacht nicht nach Hause kommst, und sich über Dein Ausbleiben nicht ängstigt. Willst Du das?«

»Ja, Alles will ich, wie Du es sagst, und wenn ich über den Bodden schwimmen müßte, ich thät's, so wahr mir

Gott helfe, denn daß Du wieder gekommen bist, o Du, unser Aller geliebter Carling, das – das, o mein Gott, das ist ja fast ein zu großes Glück, und hat mich wieder zu einem ganz anderen Menschen gemacht! Ja!«

Ja, die Freude war überschwenglich groß in dem Hause der Frau Möbis und immer wieder loderte sie in neuen Flammen auf, denn was war da Alles zu erzählen, zu erklären, zu fragen und zu beantworten! Aber wir wollen die beiden alten Freunde jetzt in ihren Herzensergießungen sich allein überlassen und uns lieber nach dem kleinen Wittwenhause wenden, wo diese Freude noch nicht eingekehrt war, vielmehr noch die Unruhe, die Sorge herrschte, denn Alles, was in den letzten Tagen um Emmy her geschehen, war schwer und schmerzlich auf ihre Seele gefallen, und wenn auch ein matter Hoffnungsstrahl durch die trüben Nebel ihrer langen Einsamkeit und die düsteren Wolken ihrer Erinnerung fiel, gelichtet war ja weder die Vergangenheit noch die Zukunft vor ihr, und keine Lippe hatte ihr Worte geflüstert, die ihr Herz wieder jung und leicht machen konnten, wie es das ihres alten Freundes von Bootstedt so eben geworden war.

Emmy war am vergangenen Abend, nachdem Mr. Mildness sie verlassen, ziemlich ruhig in ihr Stübchen zurückgekehrt und noch lange wach geblieben, um sich Alles, was sie an diesem Tage gesehen und gehört, noch einmal in's Gedächtniß zurückzurufen und die Erklärung

desselben nach allen Seiten zu versuchen. Aber wie sie es auch anstellen mochte, sie sah nirgends klar, und zuletzt, da sie nicht den geringsten sicheren Anhalt für etwas Gehofftes, Ersehntes fand, kam ihr Alles wieder wie eine Täuschung ihrer Sinne vor und selbst das, was sie wirklich gesehen, glitt jetzt vor ihrem innern Auge wie eine Fata Morgana vorüber, die unserm Auge mit ihren Luftschlössern so erquickend erscheint und doch unserm Herzen, unserer Seele so wenig Labung bietet.

Als sie sich in dieser Gemüthsstimmung zur Ruhe begab und ihr Herz dumpf und beklommen schlagen fühlte, kam es wie eine schwere Gefühlswoge über sie, die sie fast mit ihrer Wucht erdrückte, und in ein leises Weinen ausbrechend, als hätte sie nie so wie jetzt ihre Einsamkeit empfunden, begrub sie ihren Kopf in die Kissen, bedeckte sich die Augen und wollte nichts, nichts von der sie umgebenden und sie ewig täuschenden Welt mehr sehen.

Aber ach, wer hat nicht schon an sich selbst erfahren, wie trostvoll solche aus innerster Seele sich ergießende Thränen sind? Die lange Schwüle, die wie Gewitterluft in unserer Brust wogt, sie überfüllt, überlastet, wird durch den Ausbruch des seelischen Gewitters gehoben und wir schauen wieder klar und frei in die uns umgebende Welt, wenn mit dem Thränenerguß der innere Sturm ausgeht, die innere Qual sich ausgeschüttet hat und der Himmel in uns wieder licht und heiter geworden ist.

Als Emmy am nächsten Morgen erwachte, fühlte sie sich wunderbar erfrischt und erleichtert, und da nun auch ihr Vögelchen sie freundlich begrüßte, die Sonne

lachend vom blauen Himmel niederschien, da ging es in ihr selbst wie eine neue Tagessonne auf und obgleich sie nicht wußte, warum, so gab sie sich doch der bestimmten Hoffnung hin, daß dieser Tag irgend etwas bringen werde, was entscheidend für ihre Beruhigung sein müsse. Die meiste Beruhigung nun erwartete sie von dem an diesem Tage sicher erfolgenden Besuche Rubarth's. Da er gestern nicht gekommen war, mußte er heute ganz gewiß kommen und ihr Alles mittheilen, was er von dem Einsiedler mit dem grauen Bart, wie derselbe schon von den Bewohnern Prerow's genannt wurde, erfahren hatte. Allein auch in dieser Erwartung sollte sie sich leider täuschen; eine Stunde nach der andern verging und Rubarth ließ sich nicht blicken. Auch der Dampfer lag nicht mehr an seiner Stelle, das hatte sie selbst gesehen, als sie gleich nach dem Frühstück die Düne erstiegen und dem Meere einen flüchtigen Besuch geschenkt hatte. Die Stelle zwischen den Sandbänken, wo er am Abend vorher geankert und sich in feurige Gluth gehüllt, war leer, er hatte das Weite gesucht und nur am äußersten Horizont noch sah man eine kleine Rauchwolke schweben, die vielleicht Kunde von seinem Verbleiben gab. So kehrte denn Emmy wieder in ihre kleine Stube zurück, rief die Geduld und Ergebung herbei, die schon so viele Jahre ihre Begleiter und Tröster gewesen waren, und erwartete nun mit gefaßter Seele den Besuch, der ihr am Abend vorher vom Prediger Gast verheißen war.

Darin sollte sie sich denn auch endlich nicht täuschen, obgleich der gute Mann erst lange nach elf Uhr bei ihr

eintrat. Er kam aber diesmal, das bemerkte sie schon von Weitem, als sie ihm vom Fenster aus entgegensah, nicht so langsam und bedächtig wie sonst, sondern fast eiligen Schrittes daher, und damit stimmte auch sein Aussehen überein, wie Emmy es fand, als sie ihn gleich darauf aus der Nähe betrachtete. Sein Gesicht war leicht geröthet und in seinen hellen freundlichen Augen lag ein eigenthümlicher Glanz. Alle seine Züge erschienen belebter, als strahlten sie eine innere frohe Bewegung aus, die auch in dem zweifelhaften Blick lag, womit er Emmy aus der Ferne maß.

Diese schaute verwundert auf, als er so in ihr Zimmer trat und eine Weile ihre Hand festhielt, ohne ein Wort zu sprechen. »Nun, guten Morgen, mein lieber Freund,« redete sie ihn an. »Ihr Mund ist stumm, aber Ihre Augen und Wangen reden eine Sprache, die ich von ihnen noch nicht vernommen habe.«

»Und was für eine Sprache reden meine Augen?«

»Eine sehr verständliche und angenehme – die einer lebhaften und herzinnigen Freude.«

»Ah, was Sie für scharfe Augen haben! Beinahe haben Sie es getroffen. Ja, ich oder vielmehr wir, denn mein Freund theilt diese meine Empfindung, wir haben in der That Freude gehabt. Es sind gute Nachrichten von Hause angelangt und das erweckt in der Fremde stets ein großes Behagen.«

Emmy senkte das Auge, sie hatte vielleicht etwas Anderes erwartet, und da ihr Herz voll von *einem* Gefühl war und ihr Kopf nur an *einem* Gedanken arbeitete, sprach sie denselben aus, indem sie ohne Uebergang fragte: »Ist Elias Rubarth heute nicht bei Ihnen gewesen?«

Mr. Mildness zog sein Taschentuch und fuhr sich damit wiederholt über das erhitzte Gesicht; so konnte er einen Augenblick dem spähenden Blicke der Fragenden ausweichen und seine zuckenden Mienen im Zaume halten. Ohne aber auf die ihm vorgelegte Frage direct einzugehen, sagte er dann: »Der gute Mann ist gestern zweimal bei uns gewesen und hat uns jedesmal verfehlt, leider! Vielleicht kommt er heute noch wieder, wenn er nicht jetzt schon bei meinem Freunde ist. Aber was mag er von uns wollen?«

Emmy betrachtete ihren Freund unverwandt und aufmerksam und mußte sich immer mehr über ihn verwundern. Es lag eine gewisse Leichtigkeit in seinem Wesen und Sprechen, die sie bisher nie an ihm bemerkt, außerdem vermied er dabei, was ihr noch auffallender war, ihr Auge, so viel es ging. – »Haben Sie denn den ›Gruß aus der Ferne‹ vergessen?« fragte sie mit einer Stimme, in deren fast bittendem Tone ein sanfter Vorwurf durchklang.

»Ach so!« rief er. »Also darum kommt er? Na, da wird er auch nicht viel mehr erfahren, als ich Ihnen gestern schon gesagt habe.«

Mr. Mildness schwieg wieder. Es wurde ihm schwer, mit Emmy länger zusammen zu sein und ihr keine Erleichterung bringen zu dürfen, und diese Unstätigkeit, wofür Emmy es hielt, nahm so zu, daß er es kaum noch in dem kleinen Stübchen aushalten konnte. »Wissen Sie,« fuhr er endlich fort, »daß ich eine kleine Bitte auf dem Herzen habe?«

»Eine Bitte? O so sprechen Sie sie aus. Es werden so wenig Bitten an mich gerichtet, daß ich gern 'mal eine erfüllen möchte.«

»Also Sie werden die meinige erfüllen?« fragte er mit einem herzlichen Blick.

Emmy wurde wieder aufmerksamer. »*Kann* ich sie denn erfüllen?«

»Unter jeder Bedingung. Doch was machen wir denn für Umstände mit einander, es ist ja fast gar keine Bitte und eigentlich nur ein Vorschlag. So hören Sie denn. Der Oberförster hat meinen Freund und mich heute Nachmittag nach Born eingeladen und wir haben ihm zugesagt. Wollen Sie uns nun nicht das Vergnügen machen, Ihre Schritte auch dahin zu lenken und den schönen Nachmittag im Walde mit uns gemeinschaftlich zu verleben?«

Emmy lächelte sanft, sie hatte eine viel schwerer zu erfüllende Bitte vermuthet. »Warum denn nicht?« fragte sie. »Ich bin zwar wenig aufgelegt, unter Menschen zu gehen, aber wenn Sie dabei sind und wir von unsern Lieblingsgegenständen reden können, warum sollte ich dann Ihren Wunsch nicht erfüllen, vorausgesetzt, daß die Frau Oberförsterin mich haben will?«

»O, das unterliegt ja keinem Zweifel, wenigstens ließ unser Freund aus Born sagen, *Sie* würden auch bei ihm sein!« Und als Mr. Mildness das herausgebracht, stand er rasch auf und griff nach seinem Hut.

»Wie,« rief Emmy erstaunt, »wollen Sie mich denn schon wieder verlassen?«

»Ja!« erwiderte Mr. Mildness bestimmt. »Ich habe zwei Gründe dazu. Einmal essen Sie um zwölf Uhr Ihr Mittagbrod, und es ist fast schon so spät. Dann aber,« fügte er lächelnd hinzu, »haben Sie heute einen zu scharfen Blick und ich – ich habe heute ein zu weiches Herz und das verträgt sich beides nicht gut zusammen. Also lassen Sie mich meines Weges gehen – bis Nachmittag denn!«

»Sie sind so sonderbar heute!« wagte Emmy zu sagen und sah den wackeren Mann mit einem ihrer *schärfsten* Blicke an, wie er es nannte.

»Bin ich das? Nun, dann können wir uns gegenseitig Complimente machen, denn ich finde Sie auch eigentümlich gestimmt.«

Emmy ergriff seine ihr dargebotene Hand und drückte sie warm. »Sie haben Recht,« sagte sie; »ich bin es, und nun darf und will ich Ihnen keinen Vorwurf mehr machen; jeder Mensch weiß, was er zu tragen hat und warum er so oder so gestimmt ist. So leben Sie wohl. Auf Wiedersehen! Werden Sie früh nach Born gehen?«

»Das hängt nicht von mir ab – Sie wissen ja, ich bin nur der *Gast* und mein Freund ist – der *Wirth!*«

Damit ging er und ließ Emmy in seltsamer Stimmung zurück, um so seltsamer, da ihr zum ersten Mal die beiden Namen, die ihre neuen Freunde führten, auffällig und von einer bisher unbeachteten Bedeutung erschienen.

Sie behielt indeß nicht viel Zeit übrig, ihren Gedanken über diesen merkwürdigen Zufall nachzuhängen, denn als sie fast unmittelbar nach des Predigers Weggehen rasch ihr Mittagbrod verzehrt, kam der kleine Jagdwagen des Oberförsters angefahren, in dem dieser selbst saß, und nachdem er ihn vor dem Hause hatte halten lassen, in dasselbe ziemlich hastig eintrat.

Emmy öffnete die Thür und ging ihm entgegen. Auch des Oberförsters Gesicht, als sie es nun dicht vor sich sah, schien ihr, wunderbar genug, in einem ganz eigenthümlichen Glanz zu strahlen, und in den Worten, womit er sie begrüßte, lag eine Wärme, die sie, so freundlich er stets war, sonst nie an ihm bemerkt hatte.

»Meine liebe Frau Pastorin,« sagte er und schüttelte ihr herzlich die Hand, »da stehe ich als getreuer Bote vor Ihnen, direct von meiner Frau geschickt, und doch bin ich auch wieder eine Art Gerichtsperson, die Sie keine Minute mehr aus den Augen lassen darf.«

»Warum denn das, Herr Oberförster?«

»Weil ich Sie verhaften und als Gefangene nach Born führen soll, wo Sie heute mit großer Sehnsucht von Gustava erwartet werden.«

»Diese Gefangenschaft lasse ich mir schon gefallen,« erwiderte Emmy, auf den Scherz eingehend. »Wenn Ihre

liebe Frau aber eine so große Sehnsucht nach mir hat, warum besucht sie mich nicht selber einmal?«

»Ach, die Wirthschaft, die liebe Wirthschaft fesselt sie – denken Sie doch an unsern großen Hausstand – und Ihnen ist eine Zerstreung auch ganz gut, denke ich. Aber halt, da fällt mir ein – wir waren eigentlich recht begierig, Sie zu sprechen. Sie haben doch gewiß schon von Rubarth's geheimnißvollem Geschenke gehört, nicht wahr? Nun, er hat es mir gestern selbst erzählt und der ganze Darss und Zingst ist voll davon. Was sagen Sie denn dazu?«

Emmy ward augenblicklich still und zurückhaltend. Sie zuckte die Achseln. »Was soll ich dazu sagen?« fragte sie endlich, das aufmerksam sie beobachtende Gesicht des Oberförsters möglichst vermeidend.

»Nun, es ist doch höchst seltsam, und wissen Sie, was *wir* denken?«

»Nun?« fragte Emmy gespannt.

»Daß der alte Wirth, jener eine Herr bei der Frau Möbis, doch den Freigebigen gespielt hat –«

»Wie? – Sie glauben es wirklich?«

»Ja, offenbar ist er dabei im Spiele. Na, heute müssen wir darüber klar werden, er kommt Nachmittag auch nach Born und da wollen wir ihn einmal zwischen zwei Feuer nehmen. Von der einen Seite examiniren Sie, von der andern ich, und ich wette, daß er sich endlich gefangen giebt.«

Emmy's Herz schlug hoch auf. »Aber warum nannte er das Boot ›Gruß aus der Ferne?‹« fragte sie mit steigender Beklommenheit.

»Das ist es eben, meine liebe Frau Pastorin, was auch wir nicht begreifen können, und das soll heute herausgebracht werden, ich habe mir schon meinen kleinen Plan dazu gemacht.«

Emmy frohlockte innerlich über diesen kleinen Plan und freute sich jetzt ordentlich auf den Besuch in Born.

»Nun machen Sie sich aber fertig,« fuhr der Oberförster fort, »meine Frau hält um drei Uhr den Kaffee bereit und wir haben einen weiten Weg.«

»Also jetzt schon soll ich mit Ihnen?«

»Meine Pferde warten ja draußen, wie Sie sehen, und da Sie einmal gefangen sind und ich Ihr Aufpasser bin, so müssen Sie sich diesmal schon fügen.«

»Gern!« versetzte Emmy, »dann gestatten Sie mir nur fünf Minuten und Sie werden mich bereit finden.« Dabei grüßte sie ihn und ging in ihr kleines Schlafzimmer, wo sie mit Hülfe ihrer alten Dienerin rasch das einfache Hauskleid mit dem schwarzseidenen vertauschte und nun im Hut, Tuch und Handschuhe in der Hand, vor den Oberförster trat und sich fertig meldete. Bald darauf saß sie neben ihm in dem kleinen Jagdwagen und die muthigen Füchse stoben von dannen, im starken Trabe durch das sandige Prerow laufend, wobei der Kutscher, seltsam genug, so laut mit der Peitsche knallte, daß das ganze Dorf zusammenlief und die neugierigen Leute sich wunderten, wozu der Oberförster mit der guten Pastorwittwe

es denn so eilig habe. Als sie bei dem Hause der Frau Möbis vorüberfuhren, schauten Beide in die Fenster, die ihnen zur rechten Seite lagen. Niemand war in dem Zimmer der Fremden zu sehen und der Oberförster, Emmy freundlich zunickend, sagte: »Sie speisen wahrscheinlich gerade im Hinterzimmer. Na, die alten Herren pflegen sich hier tüchtig, wie man sagt. Die gute Möbis wendet ihre ganze Kochkunst an. Aber das ist recht. – Der Tausend, was ist es heute heiß, meinen Sie nicht auch?«

»Wenn wir nur kein Gewitter bekommen, Herr Oberförster!«

Dieser sah sich nach allen Himmelsgegenden um. »O nein,« sagte er, »es ist Alles klar. Heute bei Tage giebt es nur Sonnenschein und am Abend herrlichen Mondschein, ich habe Beides von bester Qualität bestellt. Doch nun sind wir im Walde – fahr' langsamer, Wilhelm! – und jetzt erzählen Sie mir, was Sie von dem Dampfer wissen, der gestern ganz Prerow in Alarm gesetzt hat. Es soll ein hübsches Ding gewesen sein, und ich hätte ihn auch gern gesehen.«

Es war eine reizende Fahrt durch den grünen, sonnigen Wald, wie sie Emmy fast noch nie in ihrem Leben zurückgelegt hatte. Daher war ihre Freude über Alles, was sie sah, auch in der That groß und sie fühlte sich schon in der ersten Viertelstunde so erfrischt und erheitert, daß sie in eine ganz andere Stimmung gerieth, als

sie sie während der letzten Tage gehabt. Als der Oberförster dies bemerkte, wurde auch er von Augenblick zu Augenblick munterer und seine Miene strahlte von einer Herzlichkeit gegen Emmy, daß diese ihm schon jetzt für seine Einladung dankte und ihm die Versicherung gab, daß eine solche Fahrt ein ganz neues Vergnügen für sie sei.

»Nun,« rief der Oberförster lebhaft, »dann sollen Sie sie auch einmal ordentlich genießen! Meine Füchse laufen schnell, der Nachmittag ist lang und Gustava kann den Kaffee warm setzen, wenn wir ein wenig über die verabredete Zeit bleiben. Wilhelm – fahr' rechts ab – um den Heiden-See herum; wir wollen einmal in das Dickicht dringen, Frau Pastorin, und Sie sollen alle meine Hirsche sehen – ist Ihnen das recht?«

Emmy zollte diesem freundlichen Vorschlage ihren ganzen Beifall und nun ging es von den großen Wegen ab, durch die jungen Farrenwälder, auf Schleichpfaden zwischen den Bäumen hindurch, über Brüche und Wiesen fort, und überall hielt der Wagen an, wo große Hirschrudel auf grünen Matten unter weit herüberhängenden Buchenzweigen im Schatten ruhten oder äs'ten und die Fahrenden fast bis auf hundert Schritt herankommen ließen, bis einer von ihnen endlich die Flucht ergriff und sie nun alle in gestrecktem Laufe, mit hintenüber gelegten Geweihen, davonestoben, um sich auf einer entfernteren Stelle ein ungestörtes Ruheplätzchen zu suchen.

»Das ist köstlich!« rief Emmy mehrmals und feuerte dadurch den Oberförster an, daß er die Füchse immer weiter laufen ließ, bis man endlich an den westlichen Strand des Darsses kam, wo man das Meer wieder brausen hörte, da ein leiser Wind sich erhoben hatte und nun die schöne Scene belebte, die hier vor die Blicke der Fahrenden trat. Emmy war lange nicht auf dieser Seite des Waldes gewesen und so gab es hier viel Neues für sie zu sehen. Endlich aber erinnerte sie ihren Führer, daß seine Frau sie nun doch wohl erwarten könne und daß er also den nächsten Weg nach Born einschlagen lassen möge.

»Das soll geschehen,« erwiderte er und gebot dem Kutscher, sogleich wieder mitten durch den Wald nach Born umzulenken, »aber beunruhigen dürfen Sie sich heute nicht, liebe Frau Pastorin. Gustava freut sich gewiß auf Ihren Besuch, aber sie ist eine verständige Frau, und wenn wir etwas länger ausbleiben, sagt sie sich, daß Grund dazu vorliegt.«

Vom Weststrande her, wo man nun die Richtung unmittelbar nach Süden einschlug, kam man jetzt durch den schönsten Theil des Darss-Waldes und nach einer guten halben Stunde schnellen Fahrens langte man endlich auf der Oberförsterei an, wo Emmy von der Wirthin auf das Liebevollste begrüßt und in den kleinen Blumengarten geführt wurde, wo man in der schattigen Laube den Kaffee trinken und den Nachmittag verbringen wollte. Hier saßen nun die beiden Frauen eine Zeitlang allein, während der Oberförster seinen Geschäften im Hause nachging, unterhielten sich von den Vorfällen des Tages,

wo denn natürlich das Gespräch auch bald auf Rubarth's neues Boot und den fremden Dampfer kam, dessen Besuch vor Prerow das Gerücht schon über das ganze kleine Land verbreitet hatte. Emmy erzählte mit möglichster Gemüthsruhe Alles, was sie gesehen hatte, nur von dem unbekanntem Violinenspieler erzählte sie nichts, denn ach! die Melodie, die sie von ihm vernommen zu haben glaubte, war von Neuem in ihrem Innern erwacht und schon oft im Laufe des Tages hatte sie sie still vor sich hingehesummt und dabei auch wohl an Den gedacht, der sie ihr einst vom fernen England herüber an ihre einsame Küste gebracht hatte.

Durch dieses Gespräch war Emmy wieder etwas stiller und ernster geworden, und noch mehr wurde sie es, als der Oberförster plötzlich mit einem Briefe in der Hand zu den beiden Frauen trat und mit bedauernder Miene ihnen mittheilte, daß ihm so eben ein Bote von Prerow eine unangenehme Nachricht gebracht.

Seine Frau sowohl wie Emmy schaute verwundert auf und erstere fragte hastig, was das denn für eine Nachricht sei?

»Lies selbst!« erwiderte er und reichte ihr das feine Blatt hin.

Die Oberförsterin nahm es und las folgende Worte:

»Mein lieber Herr Oberförster! Entschuldigen Sie uns, wenn wir Ihrer freundlichen Einladung nach Born trotz unserer früheren Zusage für den Augenblick nicht nachkommen können. Mein Freund

hat so eben einen wichtigen Brief erhalten, der auf der Stelle reiflich bedacht und beantwortet werden muß. Jedenfalls aber sehen wir uns heute noch, wenn auch erst später. Sollte es nicht eher geschehen, so hoffen wir Ihnen, wenn Sie die Frau Pastorin nach Hause geleiten, auf dem Wege vom Waldhause nach Prerow zu begegnen. Jedoch hoffen wir Sie noch in ersterem zu finden und von dem schönen Rehbraten, den Sie uns daselbst verheißen, mitspeisen zu können. Viele Grüße von Herrn Wirth und mir an Ihre liebe Frau und meine sehr werthe Freundin, die Frau Pastorin.

Ihr ergebenener Gast.«

»O wie schade!« rief die Oberförsterin aus, einen Blick des Bedauerns auf ihren Mann werfend, der sein Auge voller Spannung auf Emmy gerichtet hielt. Diese sprach kein Wort, sondern war bleich geworden und beugte sich tief auf ihre Näharbeit nieder. Nicht sowohl der ablehnende Brief des Rectors, als vielmehr der Umstand, der aus dessen Mittheilung hervorging, daß man die Absicht habe, im Waldhäuschen zu Abend zu speisen, hatte sie so tief ergriffen, denn nun, das sah sie voraus, gab es für sie keine Möglichkeit mehr, dem bisher so sorglich vermiedenen Orte auszuweichen, wenn sie sich nicht geradezu weigern wollte, dahin zu gehen, und das durfte sie doch ihren liebenswürdigen Wirthen diesmal nicht zu Leide thun.

»Was meinen Sie, liebe Emmy,« fuhr die Oberförsterin fort, »ist es nicht recht unangenehm für eine Hausfrau, wenn solche ablehnende Meldungen kurz vor dem Augenblick ankommen, wo man sie nicht mehr erwarten zu dürfen glaubt?«

Emmy hatte sich halb und halb gefaßt und erhob ihren schönen Kopf wieder. »Gewiß ist es sehr unangenehm,« erwiderte sie, »aber warum machen Sie sich die Mühe, im Waldhause das Abendbrod zu bereiten? Können wir es denn nicht lieber hier einnehmen?«

Beide, der Oberförster wie seine Frau, nahmen den erwarteten Widerspruch gelassen hin und letztere erklärte, daß das nun nicht mehr ginge, ihre Köchin sei schon seit dem Mittag im Walde und bereite sich auf die Gäste vor. Ueberdieß hätten sich die fremden Herren gerade das Waldhäuschen zum Speisesaale ausgebeten, da sie Beide so gern darin weilten. »So müssen wir denn leider allein hingehen, Otto,« wandte sie sich zu ihrem Mann, »und Du hast am Ende Deine schöne Bowle umsonst gebraut.«

»Dies soll gewiß nicht geschehen sein,« versetzte der Oberförster, »und wenn ich sie ganz allein austrinken soll. Frau Emmy hilft mir auch ganz redlich dabei und am Ende kommen die beiden Herren auch noch, wenn wir sie recht lange erwarten.«

Mit diesen Worten entfernte er sich wieder, den Brief auf dem Tische seiner Frau zurücklassend, nach dem nun auch Emmy griff, um ihn ebenfalls zu lesen. Sie las sehr lange daran und als sie endlich fertig war, sagte sie: »Das

ist der erste deutsche Brief, den ich lese, der mit französischen Buchstaben geschrieben ist.«

»Die Engländer schreiben auch mit solchen Buchstaben!« erwiderte die Oberförsterin ruhig.

»Ach ja, da haben Sie Recht, daran dachte ich nicht,« versetzte Emmy, tief erröthend, und von nun an schwieg sie und selbst der heute so belebten Wirthin wurde es schwer, ihr dann und wann einige wenige Worte abzugewinnen.

Nach einer guten Stunde aber kam der Oberförster wieder und fragte an, ob die Damen denn nun nicht ihren Weg nach dem Waldhause antreten, und ob sie fahren oder gehen wollten, es sei hohe Zeit dazu.

»Was meinen Sie, Emmy?« fragte die Wirthin. »Wollen wir gehen oder fahren?«

Emmy seufzte leise auf – niemals in ihrem Leben war ihr eine Antwort so schwer geworden wie diese, es kostete ihr eine ordentliche Ueberwindung, sie herauszubringen. »Nein,« sagte sie endlich, »wenn das Waldhäuschen denn doch unser Ziel sein soll, so lassen Sie uns lieber gehen; der Weg ist nicht gar weit, ich habe heute noch gar keine Bewegung gehabt und im Walde ist es schattig und frisch, das wird – uns gut thun, denke ich.«

»So wollen wir uns fertig machen; kommen Sie, liebe Emmy!« In wenigen Minuten waren die Damen bereit. Der Oberförster nahm galant ihre Tücher über den Arm und nun schritten sie dem nahen Walde zu, der sie bald in seinen duftigen Schatten aufnahm, während die Sonne

sich schon allmählig dem Westen zuneigte und ein frischer Luftzug durch die dunklen Baumwipfel strich.

Langsam wandelten die drei Personen ihrem ziemlich fernen Ziele zu und unterwegs bemühten sich der Oberförster und seine Frau um die Wette, ihren lieben Gast durch heitere Reden und freundlichen Zuspruch, auf jede mögliche Weise zu unterhalten. Allein das war heute ein schwieriges Unternehmen und nur wenige Worte kamen über Emmy's Lippen, wie sie sogar selten ihre Augen von dem Boden erhob, denn mit jeder Minute, wo sie dem Waldhäuschen näher kam, wurde ihr Herz bedrückter und ein uraltes Weh, das sie sich selbst lange verheimlicht, brach sich mit neuer Kraft und Heftigkeit in ihr Bahn. So wurden denn ihre Begleiter, die sich in sie zu finden schienen, allmählig selbst schweigsamer und gegen das Ende ihrer Wanderung schritten die drei Personen völlig still neben einander hin, eine jede für sich von Herzklopfen geplagt, das sie einander zu verbergen trachteten, weil keine von ihnen wußte, wie das Ende dieses seltsamen Anfanges beschaffen sein würde.

Immer schattiger wurden unterdeß die Pfade und immer stiller der Wald um die Wandelnden her, und als sie endlich nahe am Jägerhäuschen waren, funkelte das Gold der untergehenden Sonne mit seinem purpurnen Feuerglanze durch die alten Buchenstämme und jener magische Dämmerduft breitete sich ringsum aus, der um

diese schöne Zeit in den grünen Hallen eines hehren Hochwaldes zu herrschen pflegt. Fast feierlich still ruhte die einschlummernde Natur, kein Vögelchen ließ mehr seine Stimme erschallen, und das einzige Geräusch, welches man vernehmen konnte, kam von den Wipfeln der dichtbelaubten Bäume her, in denen der Abendwind nur noch schwach säuselte und gleichsam ohnmächtig mit den losen Blättern spielte, von denen er für die Nacht Abschied nahm.

Da erhob Emmy ihre Augen und blieb wie gebannt mitten auf dem Wege stehen. Sie hatte von ferne die weite Lichtung erblickt, in welcher das Waldhäuschen so traulich lag, und der hohe Zaun, der es umgab, trat, von dem letzten goldenen Strahl der Sonne getroffen, ihrem Auge zum ersten Mal seit langer Zeit wieder entgegen.

»Warum bleiben Sie stehen, liebe Emmy?« fragte die Oberförsterin, während ihr Mann, als bemerke er den Aufenthalt nicht, ruhig seinen Weg fortsetzte.

Emmy hob ihren rechten Arm in die Höhe und mit der Hand in die Richtung des vor ihr liegenden Zieles deutend, sagte sie, beklommen athmend: »Da – da ist es – ich sehe es! O mein Gott, ja, es ist das alte Waldhäuschen, und ich – ich breche mein Gelübde, es – ohne *Ihn* – jemals wieder zu betreten!«

Die letzten Worte sprach sie so leise vor sich hin, daß ihre Begleiterin sie nicht verstand, aber ahnend, was in Emmy's Herzen vorging, faßte sie sie liebevoll unter den Arm und zog sie sanft weiter. »Kommen Sie, Emmy,« sagte sie, ebenfalls leise sprechend, »Sie werden nicht allein

darin sein; Freunde sind um Sie, gute Freunde, und was es auch Schmerzliches sei, was dieses Haus in Ihrer Erinnerung erweckt, ich gebe Ihnen mein Wort, Sie werden es fröhlicher denn je verlassen, wenn Sie heute Abend aus seiner Thür schreiten.«

»Wie meinen Sie das?« fragte Emmy verwunderungsvoll, während sie ihren Weg langsam fortsetzte. »O, bitte, bitte, reden Sie weiter!«

»Also ich soll es Ihnen sagen, durchaus?« fragte die Oberförsterin, deren beklommener Miene man deutlich ihre innere Spannung anmerkte. »Nun denn ja, ich will es: der gute Prediger hat mir im Vertrauen gesagt, daß er Ihnen heute endlich eine Eröffnung zu machen habe, die Sie vollständig beruhigen wird.«

»Ist das wahr?« rief Emmy aus, deren Seele sich bei diesen Worten zu beflügeln schien, wie auch ihre Schritte sogleich lebhafter wurden.

»Ja. Ich vertraue es Ihnen, um Sie schon jetzt zu beruhigen, meine liebe Emmy, obwohl er es mir verboten hat. Aber wir sind Beide Frauen, und wenn die Männer Geheimnisse für uns haben, warum sollen wir sie uns nicht aufzuklären versuchen? Weiter aber kann ich Ihnen nichts sagen, und nun kommen Sie.«

Emmy ging am Arme ihrer Führerin sinnend weiter vor. Sie achtete nicht mehr auf sie, denn in ihrem Innern wogte es wie ein gewaltiger Sturm auf, der ihre Brust zu zersprengen drohte. Was konnte ihr der Prediger zu sagen haben, was sie vollständig zu beruhigen vermöchte? Doch gewiß nur etwas, was mit den Ereignissen der

letzten Tage in genauster Verbindung stand. – Als sie aber nun dicht vor dem Gitter angekommen war, blieb sie wieder stehen, sah ihre Freundin mit einem innig bittenden Blick an und sagte mit beinahe klagender Stimme: »Und weiter wollen Sie mir wirklich nichts sagen? Wissen Sie in Wahrheit weiter nicht?«

»Fragen Sie nicht, liebe Emmy, ich bin jetzt stumm und wenn Sie an meiner Stelle wären, Sie würden gerade so handeln wie ich.«

Jetzt folgte Emmy wie ein geduldiges Opferlamm, denn solche Gründe verfehlten niemals ihren Eindruck auf sie. Aber mit leisen, zaghaften Schritten trat sie durch die geöffnete Zaunthür, die die Oberförsterin hinter ihr schloß, und als sie nun innerhalb des Zaunes stand, blickte sie sich scheu um, als ob sie hier irgend etwas zu befürchten hätte. Was sie aber sah, war ganz dazu angethan, sie zu befriedigen, und zu beruhigen. Das alte Waldhäuschen lag still und friedlich wie immer da; kein Mensch zeigte sich, kein Laut ließ sich vernehmen. Die Bäume, die sie als Bäumchen gekannt, waren hoch aufgeschossen und hatten sich mit reichen Kronen belaubt, und vor dem einen Fenster, welches nach Osten sah, stand noch wie ehemals der Tisch mit den Bänken, auf denen sie so manches Mal mit ihren guten Pflegeeltern – und *ihm* – in fröhlicher Stimmung so schöne Stunden verlebt.«

»So,« sagte die Oberförsterin, »nun wollen wir hingehen und unsere Hüte ablegen. Unsere Gäste werden gewiß bald kommen, ich vermuthete es. Kommen Sie, theure Emmy!«

Emmy, die nicht bemerkte, daß der Oberförster nirgends mehr sichtbar war, folgte ihrer Führerin, die sie noch immer am Arme hielt; als sie aber die Schwelle erreicht hatte, blieb sie wieder zögernd stehen und nur mit einem starken Entschluß und nach einer wiederholten Aufforderung Gustava's überschritt sie dieselbe und trat – kaum sehend, kaum hörend vor innerer Bewegung – wie eine Schlafwandelnde in das große Gemach ein.

Aber da faßte es sie wie mit einer übermächtigen Gewalt, die ihr plötzlich alle Sinne erschloß und sie gewahren ließ, was um sie her vorging und was vor ihren Augen lag. Sie fand Alles, wie sie es vor zwanzig Jahren verlassen, unverändert, wie es auch Sir Charles vor einigen Tagen gefunden, nur kam ihr die innere Einrichtung jetzt etwas geordneter, behaglicher vor, denn die fürsorgende Hand der jungen Oberförsterin hatte manche kleine Verzierung, zum Beispiel einen Spiegel und weiße Gardinen angebracht, die ehemals nicht vorhanden gewesen waren.

Emmy fiel es nicht auf, daß von den Vorbereitungen zum Abendessen, von dem ihre Wirthe am Nachmittag in Born gesprochen, nichts zu bemerken war. Ihre Gedanken waren mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Sobald sie sich wirklich inmitten der ihr so wohlbekanntem Umgebung wußte, sah sie sich scheu um, als befürchte sie

den Geist eines Entfernten, lange Abwesenden aus irgend einer Ecke hervortreten zu sehen. Als sich nichts um her bewegte, legte sie ruhig ihren Hut und ihre Handschuhe ab, plötzlich aber, als ihr Auge auf den alten Sitz fiel, auf dem sie einst in Carling's Armen gesessen, übermannte sie ihr Gefühl und mit einem leisen Aufschrei stürzte sie sich in Gustava's Arme und bat sie mit flehenden Worten, ihr nicht zu zürnen, wenn sie eine seltsame Bitte vor ihr ausspreche.

»Was wünschen Sie, meine liebe Emmy?« fragte die Freundin zärtlich.

»Gönnen Sie mir einen Augenblick Ruhe zur Ueberlegung,« bat sie, »lassen Sie mich auf kurze Zeit allein, ich komme bald wieder hinaus, und dann, denke ich, werden Sie mich – vernünftig und ruhig finden.«

»Gern, liebe Emmy, bleiben Sie allein, so lange Sie wollen, und kommen Sie nicht eher wieder zu uns, als bis Sie sich vollständig in Ihre Lage gefunden haben. Sollte es mir zu lange dauern, so werde ich Sie selbst abrufen, indessen übereilen Sie sich nicht.«

Der Freundin einen herzlichen Kuß auf die heißen Lippen drückend, entwand sie sich ihren Armen und gleich darauf war Emmy allein, wie sie es gewünscht hatte.

Sich jetzt selbst überlassen und ohne von eines Uneingeweihten Auge beobachtet zu werden, blieb sie mitten in dem geräumigen Zimmer stehen und schaute sich langsam, forschend ringsum. Eine tief greifende Rührung

bemächtigte sich ihrer, als sie nun jede einzelne Kleinigkeit wieder erkannte, die sie an frühere Stunden erinnerte. O, und doch, in der Erinnerung an diese Stunden durchschauerte es sie wie ein innerer Frost und, von ihren fast übermächtigen Gefühlen hingerissen, warf sie sich vor dem Platze, auf dem sie mit Carling in den letzten Augenblicken vor seinem Scheiden gesessen, auf die Kniee, drückte den Kopf gegen das Polster und erstickte so die angstvollen Jammerlaute, die sich schluchzend und stöhnend von ihrer Seele loslösten und allmählig in einen anhaltenden heißen Thränenstrom übergangen.

Um sie her war es in dem Raume still, fast feierlich still, zumal schon lange eine sanfte Dämmerung darin herrschte. Draußen vor den Fenstern fiel das Licht des vom Untergange der Sonne glühenden Himmels durch die Baumstämme und Gebüsche, doch auch hier war Alles still, denn keines Vogels Stimme ließ sich hören und auch der Wind war längst in der Ferne verrauscht.

Wie lange Emmy so in dieser Stille allein zubrachte, sie wußte es nicht, denn sie war der Gegenwart völlig entrückt und mit ihrer ganzen Seele, ihrem ganzen Herzen in die Vergangenheit zurückgekehrt. Da hob sie plötzlich den Kopf, denn es war ihr, als habe sie draußen auf dem Flur einen kräftigen Tritt gehört und, schnell von ihrem Platze aufspringend, trat sie auf die Thür zu, die sich in demselben Augenblick öffnete und einen Kopf und ein Antlitz sichtbar werden ließ, das sie jetzt am wenigsten hier erwartet hatte.

Es war Rubarth, Elias Rubarth, der mit ganz eigentümlicher, schlaffer Haltung und fast schlotternden Knien hereintrat und auf seinem ehrlichen Gesicht die deutlichen Spuren der höchsten Aufregung, der Freude und doch einer unbestimmten Angst blicken ließ.

»Elias!« rief Emmy und sprang ihm entgegen. »Mein Gott, wie kommst Du jetzt hierher, was führt Dich in das Waldhaus – sprich, sprich und ängstige mich durch Dein Schweigen nicht!«

Es war wohl nöthig, Elias zum Sprechen zu ermuntern, denn ihm schien die Zunge vertrocknet zu sein, wie sein Auge mit einer Art Starrheit um sich blickte, während seine Hände in fieberhafter Hast die ihm entgegengestreckten Hände Emmy's erfaßten. »Frau Emming,« sagte er endlich mit leisem, gebrochenem Stimmtone, der ihm nur schwer aus der hochathmenden Brust drang, »erschrecken Sie nur nicht, Sie dürfen nicht erschrecken, es ist – es ist ja gar kein Grund dazu vorhanden. Im Gegentheil – ja! ich komme ja nur, um Ihnen mein Wort zu halten, was ich Ihnen gestern Morgen gegeben, ja. Ich habe Sie überall heute Nachmittag gesucht, und da ich hörte, daß Sie nach Born gefahren, bin ich Ihnen nachgegangen, um Sie zu treffen und damit – damit Sie nicht allein nach Hause zu gehen brauchen.«

»Wie? Darum bist Du hierhergekommen?« fragte Emmy verwundert, der diese mit stotternder Sprache vorgebrachte Erklärung etwas räthselhaft klang.

»Ja wohl, darum nur allein,« fuhr Elias fort, dessen Stimme jetzt fester wurde, da er die Unterhaltung, vor

der er sich lange gefürchtet, glücklich begonnen sah. »Ich wollte Ihnen ja sagen – wissen Sie denn nicht? – was aus der Unterredung geworden ist, die ich mit den – mit den fremden Herren gehabt habe, ja!«

»Ah!« rief Emmy laut – »bist Du bei ihnen gewesen?«

»Ja, gestern zweimal, ohne Erfolg, aber heute Mittag habe ich sie endlich getroffen, ja!«

»Nun, und was hast Du erfahren?«

Elias nickte zutraulich, freudig, mit Glück strahlenden Augen und rief: »Was zu hören Sie erfreuen wird, Frau Emming. Der Geber des Bootes ist gefunden –«

»Wie? Wirklich? Wer war es?«

Elias schüttelte schelmisch lächelnd den Kopf. »Ich darf es Ihnen nicht sagen,« flüsterte er, als ob er irgendwo einen Lauscher befürchte, »aber freuen können wir uns –«

»Ich auch, ich auch? Aber mein Gott, so sprich!«

»Ach Gott, Frau Emming Sie müssen mir nicht böse sein, denn sehen Sie – nein, ich kann ja nicht. Schauen Sie sich doch um, wo wir hier sind, he? – Wissen Sie noch – wissen Sie noch, wie Sie vor – zwanzig Jahren – mit ihm hier saßen, hier auf dieser Stelle, als ich hereintrat und ihn abholen wollte nach dem Boote, das da unten bei Born lag? He, wissen Sie das noch?«

Emmy hatte seinen Arm ergriffen und ihren Kopf sanft an seine Schulter gelehnt. Sie nickte bejahend. »Ach,« flüsterte sie mit leise fließenden Thränen. »Du brauchst mich nicht daran zu erinnern, ich weiß, ich sehe, ich fühle Alles, wie es damals war –«

»Das war bitter? Nicht wahr?« fragte Elias, indem ihm selbst das Auge feucht wurde, da er Emmy so schmerzlich weinen sah.

»Ja, Elias, es *war* nicht allein bitter, es ist *noch* bitter, nur daran zu denken!«

Elias schüttelte den Kopf und lächelte dabei, wie ein Mensch, der sein geheimes Glück vor Niemand verbergen kann. Emmy sah es nicht, aber sie fühlte, daß der starke Mann zitterte, als würde sein riesiger Körper von einer unsichtbar ihn bestürmenden Gewalt erschüttert.

»Was ist Dir?« fragte Emmy, erhob den Kopf und blickte nach seinem Gesicht empor. »Du zitterst ja – ach! und warum machst Du ein so seltsames Gesicht?«

»Mache ich eins, mache ich eins?« stotterte Rubarth wie in halber Geistesabwesenheit und wandte den Kopf wieder nach der Thür, als befürchte er abermals eine Störung.

»Wie sprichst Du so sonderbar?« flüsterte Emmy. »Ich verstehe Dein Benehmen gar nicht.«

»Nicht? Nein, verstehen Sie mich gar nicht, Frau Emming? O!«

Da zuckte Emmy an seinem Arme zusammen, als hätte sie ein eiskalter Windstoß getroffen. Elias wußte den Grund davon und er hob rasch den Kopf in die Höhe – und lauschte aufmerksam nach der Thür hin.

»Was ist das?« rief Emmy und sprang wie ein aufgeschrechtes Reh in dieselbe Richtung.

»Bleiben Sie, bleiben Sie, Frau Emming!« rief nun Elias, ihr nachspringend, und hielt die an allen Gliedern bebende Frau mit seinen riesigen Armen fest, so daß sie sich kaum bewegen konnte. Emmy wand sich unter diesem festen Drucke, aber es gelang ihr nur, den Kopf zu rühren und mit gespannten Ohren nach der Thür hin zu horchen, wo sich eben ganz seltsame Töne vernehmen ließen.

Denn ganz leise zuerst, wie aus weiter Ferne her, erklang dieselbe Melodie, auf einer Geige gespielt, wie sie Emmy am Abend vorher auf der Düne gehört zu haben glaubte. Nur allmählig, ganz allmählig kam sie näher und wurde sie lauter, bis keine Täuschung mehr möglich war und die sanften Töne sich deutlich unterscheiden ließen.

»Was ist das?« rief Emmy, noch einmal in ein convulsives Jauchzen ausbrechend, das aber sogleich wieder verstummte. »Hörst Du es nicht, Elias?«

Rubarth verzog sein Gesicht zu einem glücklichen Lächeln und doch funkelten seine Augen von mühsam verhaltenen Thränen. »O ja,« stammelte er, »ich höre es und ich kenne es auch, denn es ist die alte Windsorklage, unsers – Ihres Carling's Lieblingslied!«

»Carling! Carling!« rief Emmy mit weittönendem Aufschrei, und als ob sie übermächtig in ihrer entfesselten Kraft gewesen und als ob der lange in ihr schlafende Sturm plötzlich in ihr erwacht wäre, entwand sie sich Elias' Armen und stürzte mit einem gewaltigen Sprunge auf die Thür zu.

Da aber blieb sie wie gelähmt, mit weitgeöffneten Augen und emporgehobenen Armen wieder stehen, und hätte sie Elias nicht gehalten, sie wäre halb ohnmächtig zu Boden gestürzt. Denn durch die sich leise öffnende Thür trat hoch aufgerichtet eine Gestalt herein, die Geige unter dem Arm, den Bogen in der Hand, und blieb an der Schwelle, nachdem sie die Thür geschlossen, Emmy gegenüber stehen. Es war Sir Charles Goodrick, aber nicht mehr in der Kleidung, in der gebrochenen Haltung, mit dem langen, über der Mitte der Stirn gescheitelten Haar und dem bis auf die Brust wallenden Bart, sondern in Kleidern, wie er sie zuletzt in England getragen, Bart und Haar kurz geschnitten und letzteres auf dieselbe Weise geordnet, wie man es früher und immer an ihm gesehen. Auf seinem edlen männlichen Gesicht lag eine unaussprechliche, gewaltige Rührung und in seinen dunkelblauen großen Augen glühte ein Licht, wie es nur aus der Seele eines überglücklichen Menschen strömen kann. So blieb er dicht vor Emmy stehen und mit wunderbar strahlendem Blick suchte er ihr Auge, das starr und fragend auf ihn gerichtet war.

»Emming!« sprach da eine Stimme, wie sie so rein und mild lange nicht an Emmy's Ohr geschlagen, »Emming, siehst Du mich – kennst auch Du Deinen Carling nicht mehr? Mein Haar ist freilich gebleicht vor Kummer und Schmerz, aber mein Herz ist in ewiger Liebe jung geblieben. Ich komme wieder zu Dir, wie ich es versprochen habe – eher, ach, eher konnte ich ja nicht – und nun –

glaubst Du noch an Treue und Anhänglichkeit und ein warmes Herz auf Erden?«

Während diese Worte rasch aber ruhig gesprochen wurden, hatte Emmy allmählig ihre ganze Kraft und Besinnung wiedergewonnen, und bemerkend, daß Elias wie ein Schatten aus der Thür verschwand, sprang sie auf Sir Charles zu, faßte mit beiden Händen seine Arme und zog ihn, während er Geige und Bogen fallen ließ, nach dem Fenster, ohne auch nur ein einziges Wort über ihre Lippen bringen zu können. Vor dem Fenster aber, durch das der letzte Tagesschimmer fiel, stehend und seine Züge prüfend, mit glühenden Blicken nach seinen Augen, seiner Stirn fahrend, als ob sie sie wiedererkennen wolle, schrie sie plötzlich laut auf: »Carling! Du bist es! Es ist Dein Auge, Deine Lippe, Deine Stirn – o mein allmächtiger Gott!«

Und so lag sie in seinen Armen, an seinem Herzen, hing sie an seinen Lippen – aber sprechen konnte sie weiter nichts. Nur bisweilen schluchzte sie krampfhaft auf, dann lachte sie, dann preßte sie ihn wieder an ihre Brust, bis er sie mit seinen starken Armen umfaßte und die nicht Widerstrebende auf denselben Platz zog, wo er in jener Nacht mit ihr gesessen, als ein unerbittliches Geschick sie Beide auf so lange Zeit aus einander riß.

Zwanzig Jahre! Welche lange Zeit, um zu vergessen, was uns einst lieb und werth gewesen, was uns Schmerz und Kummer bereitet hat! Kinder werden in dieser Zeit

geboren und reifen zu Jünglingen und Jungfrauen heran, alte Leute sterben und eine ganz neue Welt und Zeit bricht unterdessen im ewigen Morgen der Menschengeschichte an! O wie oft hat in dieser langen Zeit der Wind gewechselt, wie viel Regenschauer, Schneegestöber sind über das Meer gebraust, wie viele Seufzer sind aus Emmy's Herzen aufgestiegen, wie viele Thränen geflossen, aber doch, doch – in den Herzen dieser beiden Menschen, obgleich sie alle diese Wechsel mit angesehen, ist ein Gefühl unverändert dasselbe geblieben und die alte ewige Liebe ist keinen Augenblick in ihnen erstorben, wie sie sich einst gelobt im letzten Scheidegruß! –

Da saßen sie nun, wo sie vor zwanzig Jahren gesessen, damals thränenschwer, schmerzerfüllt, und jetzt, zwar die Augen auch voller Thränen, aber die Herzen so überquellend von Wonne und Glück, daß sie es kaum fassen und tragen konnten. Vergessen waren jetzt zwanzig Jahre mit ihren Sorgen und Kümernissen, mit ihren Stürmen und Regenschauern, und das alte Herz war wieder jung und frisch, als wäre die Liebe eben erst in ihm erstanden und legte jetzt erst den unvergänglichen Grund zu späteren glückseligen Tagen.

Und Emmy? O, sie fragte nicht, wo bist Du so lange gewesen, mein Carling, wo kommst Du endlich her, warum hast Du nie ein Wort von Dir hören lassen? Nein, sie war zufrieden, daß sie ihn wiedersah, ihn in ihren Armen hielt, an seinen Lippen hängen konnte, denn das ohne ihn verflossene Leben lag wie ein kurzer schwerer Traum hinter ihr, ohne ihn hatte sie gar nicht gelebt und

erst der gegenwärtige Augenblick war es, wo sie wieder zum neuen Leben erwachte.

Und war Sir Charles etwa weniger glücklich als sie? O, fraget nicht, ihr neugierigen Seelen, nach eines Mannes Empfindung in solchem Momente, wenn er der rechte Mann ist! Ihr wißt vielleicht nicht, daß es noch Herzen giebt, wie Sir Charles' Herz war, denn in der heutigen Welt fragt man leider nur selten nach eines Menschen Empfindung, nach seinen Gefühlen, nein, die betrachtet man oft sogar als einen überflüssigen Ballast der jetzigen modernen Lebensentwicklung, und wenn einmal ein Gefühlsausbruch bei Diesem oder Jenem zu Tage trat, so lächeln die klugen politischen Leute sich an, nicken sich gravitatisch zu, als hätten sie allein die Weisheit der Welt in sich aufgespeichert und als wäre die Liebe im Menschenleben nichts als eine kluge Speculation, der man höchstens eine kurze Stunde zu widmen brauche, um nachher so recht gemächlich und sorgenfrei von den schönen Zinsen des Capitals zu leben, das jene Liebe mit in's Haus gebracht hat.

Nein, Sir Charles, obwohl er sogar ein Engländer war, ihm hatte die Natur als gütige Mutter ein warmes Herz in die Brust gelegt, der kalt berechnende, gewinnsüchtige Egoismus hatte in ihm keinen Boden gefunden, die ganze große Welt war ihm kein bloßer Handelsort, um todtes trockenes Capital auf Capital zu häufen, und so erfreute er sich jetzt der Genüsse jener Liebe, die ihm allein die köstlich duftende Blume, die unvergleichliche

Blüthe seines ganzen Lebens war, ihr gab er sich mit ganzer Hingebung, mit voller Seele hin, und das einzige Gefühl, was außer ihr in ihm Platz fand, war eine namenlose Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die ihm nach so langer schmerzlicher Entbehrung doch noch das in der Jugend erstrebte Glück aufbewahrt und jetzt endlich voll und reif in die Hand gegeben hatte, wie eine köstliche Frucht, die erst durch lange Pflege und Sorgfalt gezeitigt werden konnte.

So, sich gegenseitig beglückend und nur ihrer selbst sich bewußt, sahen die beiden seligen Menschen nicht, daß Elias Rubarth wieder leise mit behutsamen Schritten in's Zimmer trat und zwei brennende Kerzen auf den Tisch stellte, um die Dunkelheit zu erhellen, die allmählig darin zu herrschen begann. Sie sahen auch nicht, daß er entfernt von ihnen stehen blieb und heimlich nach ihnen hinüberschaute, mit einem Gesicht, das nicht lachte, nicht weinte und doch dem Weinen wie dem Lachen nahe war, und mit einem Herzen, das sich freute, wie es sich noch nie im Leben gefreut, vor allen Dingen aber nicht müde wurde, seinen Carling von der Seite zu betrachten und seine Frau Emming im Stillen zu beglückwünschen, daß nun endlich ihr sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen sei.

Wo war aber unterdeß der Oberförster mit seiner jungen Frau geblieben? Standen sie etwa vor den Fenstern und lauschten in das Zimmer hinein, um das kostbare

Geheimniß zu ergründen, was sich da drinnen voraussichtlich abwickeln und lösen würde? O nein, sie waren freudig und wohlgemuth, ihrer eigenen Liebe gedenkend, Arm in Arm nach Hause gewandelt, den Geist voller Befriedigung und das Gemüth voller Lust, daß sie, was an ihnen war, mit dazu beigetragen hatten, die beiden so lange Getrennten endlich wieder zusammenzuführen, und noch dazu an einem Orte, der geeigneter war als jeder andere, das lange verhüllte Räthsel zu lösen und zweien Menschen das wohlverdiente Glück wiederzugeben, welches ihnen an jenem Orte einst abhanden gekommen war.

Wohl dachte Emmy, als sie sich endlich aus ihrem Glückstaumel aufrichtete und ihre Umgebung mit klargewordenem Auge betrachtete, einen Augenblick daran, wo die beiden wackeren Freunde sein möchten und daß es angemessen wäre, ihnen wenigstens mit einem warmen Danke schweigend die Hand zu drücken, dann aber, als sie sie nicht vor dem Hause fand, sagte sie sich, daß es sich bei ihnen von selbst erkläre, wenn sie sich still zurückgezogen und ihr und ihrem Freunde allein die Stätte überlassen hätten, die sie ihnen so bereitwillig eingeräumt.

So erhoben sich denn endlich die beiden Liebenden – denn das waren sie ja noch immer im vollsten Sinne des Worts – und rüsteten sich, den Weg nach Hause anzutreten. Als sie aus der Thür traten, hob Sir Charles sein Auge auf und sah Elias Rubarth in bescheidener Haltung davor

Wache stehen. »Elias,« sagte er herzlich, »ah, da bist Du, Du hast uns erwartet, nicht wahr?«

»Ja, Carling, ja, ich will die Lichter löschen, das Haus verschließen und dann den Schlüssel an den Nagel am Baum draußen hängen, wo ihn der Oberförster morgen wiederfinden wird, denn so ward es zwischen uns verabredet, als sie nach Hause gingen, ja!«

»So thu' Deine Pflicht und dann komm', wir wollen zusammen nach Hause gehen, denn Mr. Mildness hat schon lange das Weite gesucht und Du würdest ihn selbst mit Deinen Riesenschritten nicht mehr einholen.«

So stand er, den einen Arm um die an ihm lehrend Emmy geschlungen, draußen unter den Buchen, und als der ehrliche Seemann alle Thüren verschlossen und den Schlüssel verwahrt hatte, rief er ihn zu sich, legte seinen freien Arm in den seinen und nun wandelten die drei eng verbundenen Freunde durch den stillen Wald nach Prerow zurück. Unterwegs schwiegen sie mehr als sie redeten, denn die Lippen waren ihnen Allen wie gebunden und der Worte bedurften sie jetzt auch nicht; schon das Bewußtsein, sich wieder so nahe zu sein, beglückte und befriedigte sie, und eng an einander geschlossen, setzten sie ihren Weg fort, während es leise um sie her in den Wipfeln der Bäume rauschte und der Mond ihren stillen Pfad beleuchtete, von dem von jetzt an alle Wolken und Nebel verschwunden waren, welche die Vorsehung über das arme Menschenleben ausgebreitet hat.

Als sie vor Prerow anlangten, blieb Rubarth stehen und reichte Beiden die Hand. »Wie hierher,« sagte er, »kann

ich Euch nur begleiten und nun müßt Ihr Euern Weg allein finden, ja. Ich bin seit heute Morgen um sechs Uhr vom Hause fort und meine Alte wird nicht wissen, was sie von mir denken soll, obgleich wir ihr Botschaft gesandt, daß sie sich die Zeit nicht lang werden lassen dürfe, ja. So gehe ich denn, Carling, und auch Ihnen, Frau Emming, wünsche ich eine gute Nacht. Aber darf ich denn nun drüben in Bootstedt erzählen, was mich so lange hier aufgehalten hat.«

»Das darfst Du, ja!« erwiderte Sir Charles. »Und vor der Hand nimm meinen Dank mit hinüber und grüße Deine Familie von dem alten Freunde. Morgen aber komm' wieder und alle Tage, so lange ich noch hier bin, denn Du wirst mir noch Vieles zu erzählen haben, was ich am liebsten aus Deinem Munde erfahren möchte.«

Rubarth nickte zustimmend, und Beiden herzlich die Hände schüttelnd, trennte er sich rasch von ihnen und sie setzten nun ihren Weg allein fort, bis sie vor Emmy's kleines Haus gekommen waren, wo auch sie wieder von einander scheiden mußten.

Aber das ging diesmal so rasch nicht. Emmy hing immer fester und fester an Sir Charles' Halse, als fürchte sie, er könne ihr noch einmal ent schlüpfen. »Wirst Du auch morgen wiederkommen?« fragte sie endlich. »Und wird mir die neu aufgehende Sonne mein Glück so hell bestrahlen, wie es heute Abend der Mond gethan hat?«

»Ja, Emmy!« erwiderte Sir Charles fest. »Wenn Du es willst, will ich mit dem Aufgange der Sonne bei Dir sein, damit Du mit dem Beginne des neuen Tages erkennst,

daß Dir der Schluß des heutigen keine Täuschung bereitet hat. Doch sprich – wann darf ich zu Dir kommen?«

»Wann Du willst, Du wirst mich immer bereit finden, Dir meine Arme zu öffnen.«

»So werde ich um acht Uhr bei Dir den Kaffee trinken, meine Emmy, und nun schlaf wohl. Gott gebe Dir vor allen Dingen eine ruhige Nacht, denn in der Ruhe liegt allein das Glück auf Erden. Dir aber wünsche ich Beides von ganzem Herzen. Gute Nacht!«

»Gute Nacht!« flüsterte sie und ihre Lippen hafteten noch einmal fest auf den seinen; dann hatte sie sich seinen Armen entzogen und – diesmal fiel die kleine Thür hinter einer vollkommen Glücklichen zu.

ZWÖLFTES KAPITEL. NOCH EINMAL IM DÜNENNESTE.

Als Sir Charles in sein Zimmer trat, fand er den Geistlichen von Ross, voll gespannter Erwartung und mit Sehnsucht seiner Rückkehr entgegensehend, darin auf und nieder schreiten. »Da sind Sie!« rief der brave Freund und streckte beide Hände dem Eintretenden hin. »Ach, und wenn ich noch in eines Menschen Antlitz lesen kann, so kehren Sie mit einem Herzen voll Glück und Wonne heim. Nun, ist es so?«

Sir Charles' Hände fielen kräftig in die seinen und beide Männer tauschten einen innigen Blick aus, der verständlicher als Worte sprach. Aber da that Mr. Mildness, den während seiner langen Einsamkeit ein lustiger Schalk besucht zu haben schien, unerwartet eine seltsame Frage, wobei er des Freundes Hände mit den seinen

festhielt. »Ich sehe schon,« sagte er mit möglichst ernster Miene, »als Mann und Mensch sind Sie von Allem, was Sie fanden, befriedigt, nun aber verzeihen Sie mir, daß ich als Landsmann und Engländer auch die Frage an Sie richte, die mir schon lange schwer auf dem Herzen liegt: sind Sie es auch als *Sir Charles Goodrick*?«

Sir Charles verstand augenblicklich den Sinn dieser Frage; sie enthielt selbst in das Gewand des Scherzes gekleidet, eine Prüfung, die nicht dem Freunde, sondern dem Manne galt, der jetzt in einer bedeutenderen Lebensführung sich bewegte, als damals, wo er den ersten Liebesbund mit Emmy Norge geschlossen hatte. Aber sogleich lächelte er und erwiderte: »Still, still, erinnern Sie mich nicht gleich wieder an die Welt da draußen, wir sind ja glücklicher Weise noch in Prerow. Hier bin ich nur Carling und ich werde dies kleine Dorf nicht eher verlassen, als bis ich als solcher die Pflicht erfüllt habe, die mir allein hier zu erfüllen obliegt und die glücklicher Weise mit meinem innigsten Herzenswunsche vollkommen übereinstimmt. Wenn aber in Ihrer Frage eine Warnung oder gar eine Drohung liegen sollte, – was ich nicht hoffe,« fügte er mit noch herzlicherem Lächeln hinzu, »so mögen Sie allein nach England zurückkehren, ich baue mir dann hier ein Haus und werde ein Bürger Prerow's!«

»Also wirklich?« rief der Rector frohlockend. »So hat also die Geliebte des besitzlosen Jünglings auch das Herz des reichen Mannes und Baronets besiegt?«

Sir Charles senkte den Kopf, als wolle er die Empfindungen seines Herzens nicht in seinen Augen lesen lassen.

»Vollständig!« rief er, »was die Welt auch dazu sagen mag!«

»Sie wird nichts sagen, für uns wenigstens nicht, denn wir werden keine Ohren für ihr Geschwätz haben. So stimmen Sie mir also auch bei, wenn ich Emmy Dankwardt noch immer so schön fand, wie Sie mir Emmy Norge beschrieben haben?«

»Ja, mein Freund, und es ist seltsam genug. Lebe ich in einer Täuschung oder ist es Wahrheit – ich finde Emmy's Gesicht völlig unverändert, an Gestalt ist sie sogar noch schöner, reifer und vollkommener geworden, der Blick ihres Auges reißt mich noch heute zur Bewunderung hin und was das Merkwürdigste von Allem ist, sogar ihr Herz ist dasselbe geblieben –«

»Wie,« rief Mr. Mildness, »das finden Sie merkwürdig? Ich meine, das Herz der Menschen verändert sich am wenigsten?«

Sir Charles lächelte still vor sich hin. »Darin irren Sie; ich kenne die Menschen besser und weiß, daß ihre Herzen sich häufig durch Entbehrung und Leiden verhärten, selten aber weicher und duldsamer werden. Ach ja leider! Emmy aber ist eine Ausnahme von der Regel und eben darum habe ich sie mir von allen jetzt Lebenden ausgewählt.«

Mr. Mildness ging sinnend im Zimmer hin und her, während Sir Charles mit glücklicher Miene auf dem Sopha saß und sich die eben erlebte Scene im Waldhause zurückrief. Sein Freund störte ihn nicht; als dieses Sinnen aber kein Ende nahm, sagte er ihm gute Nacht und verließ ihn.

Sir Charles blieb noch lange wach, bis er sich endlich auch müde werden fühlte. Dann aber begab er sich schnell zu Bett und auch er hatte eine ruhige und glückliche Nacht.

Im Wittwenhäuschen dagegen ging es noch stiller als im Hause der Frau Möbis zu. Emmy war leise in ihr Zimmer getreten und hatte ihr Lämpchen angezündet, bevor sie den Hut ablegte. Dann aber, wie von einem unfaßbaren Glücke fast berauscht, ging sie, einer Schlafwandlerin ähnlich, im Zimmer hin und her, denn jetzt, wo sie sich wieder in ihren beschränkten Verhältnissen sah, konnte sie kaum glauben, daß Alles, was ihr heute begegnet war, Wahrheit sei. Und doch, wenn sie sich Alles vergegenwärtigte, was in den letzten Tagen vorgefallen und was, wenn sie für die Außenwelt aufmerksamer gewesen wäre, sie hätte vorbereiten müssen auf das, was heute erfolgt dann fand sie die Wahrheit allmählig klarer vor ihren Augen, in ihrem Herzen werden und als sie sich ihrer endlich vollständig bewußt ward, stieg unwiderstehlich eine heiße Gefühlswoge in ihrer Brust auf, ein erleichternder Thränenstrom entquoll zum letzten Mal ihren Augen und sie sank leise auf die Kniee und dankte ihrem Schöpfer inbrünstig für das höchste Glück, welches

für sie noch auf Erden zu finden war, das – Carling, ihren Carling noch einmal gesehen zu haben und die Ueberzeugung in sich zu tragen, ihn morgen noch einmal wieder zu sehen, denn weiter reichten für jetzt ihre Gedanken nicht und von süßeren Wünschen und Hoffnungen hatte sie sich lange entwöhnt. So ging denn auch sie endlich zur Ruhe und der Wunsch ihres Freundes mußte sie wohl wie ein schlafbringender Geist umschweben, denn trotzdem ihr Herz vor Freude und Glück unruhig klopfte, nie fast in ihrem Leben hatte sie einen so süßen und sanften Schlummer gehabt wie in dieser Nacht.

Am nächsten Morgen aber war sie schon früh wieder auf, denn nun gab es mehr denn sonst und Angenehmeres zu schaffen. Behutsam ordnete und säuberte sie alle ihre kleinen Besitzthümer, nahm aus dem Schranke, wo sie so lange unberührt gestanden, die Kannen und Tassen, die noch von ihren Pflegeeltern herrührten, die also Carling kennen mußte, und setzte sie auf den mit schneigem Linnen bedeckten Tisch vor dem Sopha, wo sie mit dem alten Freunde wieder einmal das Frühstück in traulichster Weise einnehmen wollte. Dann erst, nachdem sie der alten Frau drüben den Auftrag gegeben, einen recht guten Kaffee zu bereiten und frisches Weißbrod aus Prerow zu holen, ordnete sie ihr schönes Haar, aber nicht im Geringsten anders als sonst, und nur ihr bestes schwarzseidenes Kleid zog sie wieder an – ach, sie hatte ja nur das eine und die Wahl wurde ihr also nicht schwer – denn es war ja ein außergewöhnlicher Festtag, dem sie heute entgensah.

Als nun Alles in Ordnung war, ging sie an ihren Schreibtisch und öffnete das geheime Fach, in welchem bisher ihr kostbarstes Andenken an Sir Charles, sein Scheidegruß, gelegen. Auch ihn nahm sie hervor und legte ihn auf den Tisch an dem Platze nieder, wo der glücklich Zurückgekehrte sitzen sollte, und nun erst fing die Erwartung an, ihre Ungeduld zu wecken und sie alle fünf Minuten an das Fenster zu treiben, um zu sehen, ob der treue Freund noch nicht wieder sichtbar würde.

Sie sollte nicht länger warten als genau bis zu der festgesetzten Zeit, denn Sir Charles war pünktlich wie sie, und die alte Dorf fuhr hatte noch nicht die achte Stunde ausgeschlagen, da kam er über die Brücke gegangen und schritt mit der stolzen, festen Haltung, wie sie Emlny noch so gut aus früheren Zeiten her kannte, auf ihr kleines Haus zu.

Jetzt erst erfaßte Emmy wieder eine seltsame Beklommenheit – es war ja das erste Mal, daß er sie und sie ihn bei Tage sehen sollte – ach, und sie war ja zwanzig Jahre älter geworden. Doch als sie ihn erst dicht vor sich stehen sah, vergaß sie Alles wieder und, in seine Arme stürzend, hing sie an seinem Halse und begrüßte ihn, wie sie es so oft in Gedanken gethan, nun in Wirklichkeit.

Aber da zog sie ihn an's Fenster und ließ den jungen Morgensonnenstrahl auf sein Gesicht fallen. So studirte sie Zug für Zug in diesem edlen, männlichen Gesicht und als sie es ganz so fand, wie sie gehofft, da lachte sie fast kindlich auf, küßte ihm Stirn und Augen und rief: »Ja, ja, Du bist es und ich finde Dich fast unverändert. Nur die

Wangen sind brauner, die Züge fester und männlicher geworden, sonst ist Alles, wie es war und wie es nur an Dir sein kann. O, wenn Du mir bei Tage begegnet wärest und ich nur einen Blick in Dein Auge geworfen hatte, Deine künstliche gebrechliche Haltung würden Dich doch mir nicht unerkant gelassen haben!«

»Das dachte ich mir wohl,« versetzte Sir Charles glücklich lächelnd, »und darum habe ich mich auch wohl gehütet, Dir bei Tage zu begegnen. Aber wie, Emming, Du sprichst ja nicht von meinem Haar – findest Du auch das nicht verändert?«

»Es ist merkwürdig,« sagte sie, die Blicke prüfend darauf richtend und mit ihrer weichen Hand darüber hinstreichend, »wie es sich entfärbt und doch alle seine Fülle und sogar seine lockigen Wellen bewahrt hat. Doch Du hast mir ja früher gesagt, daß dies ein Familienerbtheil ist, und ich muß Dir gestehen, daß es Dich gut kleidet, da es Dir nur noch mehr Würde verleiht.«

»Schmeichle nicht,« rief er und umschloß sie abermals mit dem Arme; »Dir muß ich ja glauben, da Du mir immer die Wahrheit gesagt hast. Doch nun laß uns auch auf das Andere die Blicke richten!«

Dabei sah er sich in dem kleinen sauberen Zimmer um und betrachtete Alles und Jedes, was darin stand. Emmy zeigte ihm, wie sie Alles aufbewahrt, was von ihm herrührte, und machte ihn namentlich auf die Möbel aufmerksam, die er zuletzt aus Stralsund gesendet.

»Ja, ja,« sagte er ernst und fast traurig sinnend, »ich erkenne Alles wohl und schon darin, sehe ich, wie hoch

Du mein Andenken geschätzt hast, aber doch – doch, Emming, wenn ich bedenke, daß Du in diesem engen Raum so lange gelebt hast –«

»O, mein theurer Freund,« unterbrach sie ihn mit liebevollem Lächeln, »es ist mir nie eng vorgekommen und ich habe es stets groß und schön genug gefunden, um an Dich in jeder Minute ungestört und innig denken zu können, denn das mußt Du wissen, war meine urewige Arbeit oder wenigstens der schöne Gedanke, der mir jede Arbeit süß und lieb gemacht hat.«

Sir Charles nickte voll Rührung mit dem Kopfe und ließ seine Augen in dem kleinen Zimmer umherschweifen. Da fielen sie auf den Zettel auf dem Tische, und ihn rasch ergreifend und lesend, rief er: »Wie! Auch diesen Gruß hast Du treulich bewahrt?«

»O, Carling, er war mit mein kostbarstes Besitzthum, denn es sind ja die letzten und einzigen Zeilen, die ich von Dir nach unserer Trennung erhalten habe!«

»Ah, es ist ja wahr,« erwiderte Sir Charles ernst und setzte sich gedankenvoll neben Emmy auf das Sopha, ihre Hand in der seinen haltend und sie zärtlich liebkosend und drückend. »Aber da laß uns gleich das Bitterste abmachen, was zwischen uns zu erwähnen ist; nachher haben wir Ruhe davor. Du hast also nie einen Brief von ihr erhalten, wie ich gehört?«

»Nie einen anderen als diese Zeilen, die Elias als meinen Trost von Ribnitz mit zurückbrachte.«

»Und doch,« fuhr Sir Charles fort, »schrieb ich Dir so häufig. Von Hamburg aus erfuhrst Du, mit welchem

Schiffe, unter welchen Verhältnissen und wohin ich von Europa ging. Vom Cap der guten Hoffnung sandte ich Dir meinen ersten Reisebericht, von Singapore endlich den zweiten, und dann schrieb ich Dir alle Vierteljahre; und nach fünf Jahren, als ich bereits so viele Mittel erworben, Dich ernähren zu können, schrieb ich, da ich nie eine Erwiderung erhalten, einen flehenden Brief an Deinen Pflegevater, theilte ihm meine Lage mit, hielt um Deine Hand an und wartete nur seine Antwort ab, um nach Europa zurückzukehren und Dich als mein geliebtes Weib in meine neue Heimat einzuführen.«

Emmy athmete schwer und sah den ruhig Redenden mit schmerzlich zuckenden Lippen und thränenschweren Augen an. »Und diese Antwort?« fragte sie bebend.

»Hier hast Du sie!« sagte Sir Charles und zog den Brief aus der Tasche, den ihm damals – nicht der gute Pfarrer von Prerow, sondern – der verblendete Vater Berthold Dankwardt's geschrieben hatte.

Emmy las ihn mit hochaufathmender Brust, während Sir Charles seinen Arm um ihren Leib gelegt hatte und mit ihr zugleich in das für Beide so verhängnißvolle Blatt blickte. Als sie fertig war, faltete sie es langsam zusammen, legte es auf den Tisch und lehnte ihren Kopf leise weinend an Sir Charles' Brust. »O Du Armer!« schluchzte sie, »was mußt Du, als Du damals diese Zeilen lasest, gelitten haben!«

Sir Charles nickte mit dem Kopfe. »O ja,« sagte er, »es war ein harter Schlag, und er traf mich mitten in das Herz. Du siehst, Dir hat nicht allein die Seele geblutet.

Doch – laß mich jetzt nicht von mir reden, heute Nachmittag sollst Du meine Erlebnisse vernehmen; heute Morgen, jetzt erzähle Du mir die Deinigen, aber dabei, meine liebe Emmy, denke immer daran, daß alles Leid nun vorüber ist, und das wird Dir Muth und Kraft geben, selbst das Schwerste auszusprechen.«

Emmy erzählte jetzt ihre einfache und doch so rührende und mit so vielen Schmerzen durchwobene Geschichte, und Sir Charles hörte dieselbe ruhig und mit ganzer Ergebung an. Wie er es von Anderen bereits vernommen, wie er es sich gedacht, so vernahm er es jetzt aus Emmy's eigenem Munde und er ward dadurch so tief gerührt, daß er noch einmal, zum letzten Mal die traurigsten Jahre Emmy's mit ihr selbst zu durchleben glaubte und den ganzen Kampf durchkämpfte, den sie einst um ihn, für ihn bestanden und den endlich Gott selbst zu ihrer Beider Wohl so frühzeitig und unerwartet geendet hatte.

Diese Erzählung aber und die Gespräche, die sich daran knüpften, nahmen mehrere Stunden weg, ohne daß die beiden jetzt wieder so eng verbundenen Menschen ihren schnellrauschenden Flug bemerkten, und es ging schon gegen zwölf Uhr, als Emmy mit ihrem Berichte zu Ende war und nun still und schweigend neben dem nachsinnenden Sir Charles saß.

Da tauchte draußen vor dem Fenster plötzlich ein dunkler Schatten auf und Mr. Mildness freundliches Gesicht spähte lächelnd in das Stübchen herein. Beide

sprangen freudig und lebhaft überrascht von ihrem Sitze auf, denn Sir Charles war der edle Freund immer willkommen und Emmy hatte ihn noch nicht wieder gesehen, seitdem eine so große Veränderung in ihrem Geschick vorgegangen war. »Kommen Sie herein, geschwind!« rief Sir Charles, indem er das Fenster öffnete, »Sie stören uns nicht und es ist gut, daß Sie mich an meine nächste Pflicht erinnern.«

Mr. Mildness trat in das Zimmer und Sir Charles griff nach seinem Hut. »So,« sagte er, »nun lösen Sie mich bei Emmy ab und ich will jetzt endlich zum Prediger Schulz gehen und mich ihm in meiner wahren Gestalt zeigen, denn einem so wackeren Mann durfte ich nicht in einer Maske vor Augen treten. Lebe wohl, Emmy, um zwei Uhr siehst Du mich wieder bei Dir und dann schlage ich Dir einen Spaziergang vor, den wir oft in früheren Zeiten unternommen, und dann – dann will ich Dir *meine* Geschichte erzählen. Bis dahin lebe wohl!«

Er reichte ihr die Hand und begab sich nach dem Pfarrhause, das er bis dahin noch nicht betreten hatte; Mr. Mildness aber stand vor Emmy und sah sie freudig mit seinen milden herzlichen Blicken an, indem er ihr beide Hände hinreichte.

»Da bin ich, meine liebe Freundin,« sagte er mit weicher Stimme, »und mein erstes Wort soll eine Bitte um Verzeihung sein. Nicht wahr, Sie vergeben mir, daß ich Sie so lange getäuscht; aber ich konnte ja nicht anders,

wenn ich dem Worte, welches ich meinem Freunde gegeben, schon ehe ich Sie kannte, nicht untreu werden wollte. Schwer ist es mir oft genug geworden, wenn ich mich vor Ihnen verstellen mußte und Ihnen nicht die Wahrheit sagen durfte, die mir so oft auf den Lippen lag und die doch nur meine Augen sprechen konnten.«

Emmy, von den Worten des edlen Mannes tief gerührt, sank ihm sanft an die Brust und drückte einen leisen Kuß auf seine Wange. »O, mein theurer Freund,« rief sie, »wie gern vergebe ich Ihnen und wie dankbar bin ich Ihnen für die warme Neigung, die Sie mir gleich vom ersten Augenblick an bewiesen und die ich Ihnen dann redlich vergolten habe. Ja, in Ihren Augen lag die Wahrheit, wenn auch Ihre Lippe sie verhehlte, und darum schenkte ich Ihnen Vertrauen, schneller als je einem anderen Menschen. Sie haben also Alles gewußt, schon bevor Sie nach Prerow kamen?«

»Alles, Alles, mein liebes Kind, und es war ein schweres Stück Arbeit, dies Alles zu wissen und doch in Allem so unwissend zu erscheinen.«

»Ich glaube es Ihnen wohl und nun verstehe ich auch erst Ihre Trostesworte von neulich – denn diesen Trost zu sprechen, das konnte Ihnen nicht schwer werden, nicht wahr?«

»Gewiß nicht und es war sogar meine einzige Freude, die ich bei meiner Verstellung empfand. Doch, sind Sie denn nun auch wirklich getröstet – in Allem?«

Emmy besann sich einen Augenblick, dann schüttelte sie sanft den Kopf. »Noch nicht in Allem, denn – denn er

hat mir noch nicht gesagt, was er jetzt ist und treibt und wo er seine Heimat hat, und ich wage nicht, ihn danach zu fragen, da er mich für neugierig halten und mich daran erinnern könnte, daß er nicht immer hier auf Prerow bleiben kann.«

Der Rector lächelte heiter. »Also noch nicht?« erwiderte er. »Nun, dann fragen Sie auch nicht und haben Sie Geduld, ich darf Ihnen dies Geheimniß nicht verrathen und aus seinem Munde wird es Ihnen am besten klingen. Sie haben ja selbst gehört, daß er sich die Erzählung seiner Geschichte auf den Nachmittag verspart hat.«

»Und aus seinem Munde will ich auch nur Alles hören.« –

So plauderten sie noch geraume Zeit fort und erst als Sir Charles von seinem Besuche im Pfarrhause zurückkehrte, verließ Mr. Mildness in seiner Gesellschaft das Wittwenhaus und Emmy hatte nun Zeit, flüchtig ihr Mittagsmahl einzunehmen, das ihr die alte Dienerin, die von ganzem Herzen das Glück ihrer guten Herrin theilte, in gewöhnlicher Weise bereitet hatte.

Um ein Uhr traf auch Elias Rubarth wieder bei Emmy ein, nachdem er mit der Post von Bootstedt herübergekommen war, und erst als Sir Charles Punkt zwei Uhr wieder erschien, verließ er die Glücklichen, um später noch einmal vorzusprechen und den Abend mit den Freunden zusammen zuzubringen, wozu ihn Sir Charles durch seine Bitte veranlaßt hatte. Es war ein ziemlich windstillter und nicht zu heißer Tag, als Emmy mit ihrem

Freunde den am Morgen beschlossenen Spaziergang antrat. »Wohin gehen wir?« fragte sie, als sie draußen vor der Thür standen und Sir Charles den Weg zur Rechten des Hauses nach dem Prerower Strom einschlug.

»Laß Dich von mir führen,« versetzte er, »der Weg, den wir heute wandeln wollen, wird Dir zwar fremd sein, aber das Ziel ist Dir wohl bekannt und Du hast es früher gern erstrebt.«

»Ah,« rief Emmy, sich vertraulich an seinen Arm hängend, »ich errathe es, aber wie kommen wir über die Mündung des Prerower Stroms?«

»Aha, Du weißt es; ja, nach unserm alten Reste auf der nördlichen Düne will ich Dich führen, und damit wir nicht durch das Dorf zu gehen brauchen, wo uns viel Neugierde begegnen würde, wollen wir den äußeren Strandweg wählen, für unsern Uebergang wird hoffentlich ein guter Genius gesorgt haben.«

»Du scheinst mit vielen guten Genien im Bunde zu stehen, mein Lieber!«

»Weil ich der Freund des besten und schönsten auf der Welt bin, dem alle übrigen unterthänig sind.«

Emmy schmiegte sich fester an ihn an und schritt schweigend auf dem Sandwege zwischen dem Prerower Strom und den Dünen mit ihm dahin, der direct an den Strand führte, und als sie das Ende des mit Yachten und Schaluppen besetzten Stromes fast erreicht, sahen Sie einen Mann mit einem Boot an der Mündung stehen, der sie bereits zu erwarten schien.

»Ah!« rief Emmy, als sie ihn genauer in's Auge faßte, »da ist Dein Genius, und wenn ich nicht irre, ist es der geheimnißvolle Angler vom Prerower Strom!«

»Ja, er ist es, meine Schildwache, die ich vor Dein Haus gestellt hatte, um Dich zu bewachen und mir Deinen Ein- und Austritt zu verkünden, damit ich Dir nicht unverhofft begegnete.«

Harry kam den beiden Personen entgegen und zog, ehrerbietig seinen Hut.

»Tritt heran, Harry,« sagte sein Herr mit leutseliger Miene, »und stelle Dich dieser Dame vor. Sieh da, Emmy, das ist Harry, mein treuer Diener, der mich durch alle Meere der Welt begleitet und mir in allen Nöthen beigestanden hat – und Du, Harry, sieh Dir diese Dame an. Es ist dieselbe, um die ich so viel Kummer in Indien gehabt und um deren willen wir jetzt nach Deutschland gereist sind. Widme ihr von jetzt an Deine ganze Aufmerksamkeit, wie mir selber, und diene ihr eben so treu. So, nun steig' in Dein Boot und bringe uns hinüber, gegen Abend aber sei wieder zur Stelle und rudere uns zurück.«

Harry verbeugte sich noch einmal ehrfurchtsvoll und Emmy richtete einige freundliche Worte an ihn, dann stiegen sie in das Boot und in wenigen Minuten legte dasselbe am jenseitigen Ufer an, wo Sir Charles sogleich Emmy's Arm nahm und sie am Strande entlang führte, bis sie nach halbstündiger Wanderung, ruhig plaudernd, die Düne erreichten, auf der einst ihr »Nest« gelegen, das Beide seit zwanzig Jahren nicht wieder gesehen hatten.

»Ob es noch da sein mag?« fragte Sir Charles gespannt, während er Emmy den hohen Sandhügel besteigen half.

»Wer sollte es uns zerstört haben, mein Freund? Die Winde und Wellen trugen es uns einst zusammen und Menschenhände werden doch wohl unsern stillen vertraulichen Sitz geschont haben?«

»Ja!« rief Sir Charles frohlockend, auf der Spitze des Hügels stehend, »es ist noch da, der Wind hat zwar die Vertiefung etwas mit Sand gefüllt, aber wir finden doch noch Raum genug darin, wenn wir uns einzurichten verstehen.«

»Ich verstehe es, Carling; aber Du, Du bist jetzt an, größere Verhältnisse gewöhnt, wie es scheint.«

Sir Charles lächelte freudig bei diesen Worten und bald saßen sie im weichen Sande eng bei einander, wie damals, als sie sich ihre Liebe gestanden und die ganze Welt mit ihrer Zukunft wie ein offenes Buch vor ihnen lag, dessen Sprache sie in jenen Tagen freilich noch nicht entziffern konnten.

»Ach, wie reizend ist es doch hier!« rief Emmy entzückt aus. »Sieh, Carling, sieh das blaue, leise wogende Meer, die silbernen Schaumkronen da hinten auf den Wellen, den friedlichen Himmel darüber und die grünen Bäume dort in unserm Rücken! Ach und ich brauche nun nicht mehr die schweigsamen Schiffe da draußen zu fragen, ob sie Dich mir nicht wiederbringen, denn Du bist ja jetzt bei mir, ich halte Dich mit meinen Armen und ich sehe wieder wie damals in Dein treues, blaues Auge –«

»Und ich in Dein treues, reines Herz, meine Emmy!« Beide umschlangen sich fester und labten sich an ihrem gegenseitigen Anblick wie an dem des großen, unendlichen Meeres und des blauen Gewölbes darüber, welches der Mensch seinen Himmel nennt, weil er sich Gott und alle Seligkeiten seiner Schöpfung darin wohnend denkt.

Da richtete sich Emmy aus Sir Charles' Armen auf und ihr schönes Auge spiegelte die süßen Empfindungen wieder, die sich an die schönsten Stunden ihrer Jugend knüpften. In demselben Moment fiel ihr Blick auf eine große, sehr schön gearbeitete goldene Kapsel mit blitzenden Edelsteinen besetzt, die Sir Charles unter andern Zierrathen am Ende seiner Uhrkette trug. »Was hast Du da für eine kostbare Kapsel?« fragte sie, indem sie sie in die Hand nahm und von allen Seiten besichtigte.

Sir Charles Gesicht strahlte von einer namenlosen inneren Freude. »Hast Du sie bemerkt?« fragte er herzlich. »O, ich trug sie schon gestern im Waldhause, wie ich sie viele, viele Jahre getragen, denn Du hast Recht, es ist mit das Kostbarste, was ich besaß. Ja, glaube es nur, öffne sie und sieh, was sie enthält.«

Emmy versuchte es mit ihren kleinen Fingern, aber es gelang ihr nicht. Da nahm Sir Charles ihr das Medaillon aus der Hand und drückte den Stift nieder, der es fest verschloß. »Da hast Du es,« sagte er lächelnd. »Sieh, ob Du den Inhalt kennst, der edler und schöner ist, als das Metall es sein kann, das ihn umschließt.«

Emmy warf nur einen Blick darauf, dann fuhr sie zurück, stieß einen lauten Freudenruf aus und umschlang

ihren Freund mit beiden Armen. »Eine Locke von meinem Haar!« rief sie. »Und die hat Dich überall hin begleitet?«

»Ueberall hin, Geliebte, und sie ist der schönen Flechte entnommen, die Du mir in der Nacht unsers Abschiedes im Waldhause schenktest – weißt Du es noch?«

Emmy lächelte siegreich und nickte anmuthig mit dem Kopfe. »O ja,« flüsterte sie, »ich weiß es noch, aber sieh hier – auch mich begleitete seit jenem Augenblick Dein Haar auf allen meinen Wegen, obgleich ich nicht die Mittel besaß, es in ein so schönes Kleid zu hüllen.«

Dabei zog sie eine feine goldene Kette, ein Erbstück ihrer braven Pflegemutter, die sie unter dem Kleide am Halse verborgen getragen, hervor und an ihrem Ende zeigte sich ein kleines Beutelchen von dunkelgrünem Atlas, in welchem die Locke lag, die sie dem scheidenden Freunde einst im Waldhause abgeschnitten hatte.

Sir Charles griff rasch nach dem unscheinbaren Kleinod und fand es noch warm von der Ruhestätte, auf der es so lange gelegen. Dann führte er es an die Lippen und drückte einen innigen langen Kuß darauf.

»Wie,« rief Emmy verwundert, »Du küssest Dein eigenes Haar?«

Sir Charles lächelte selig und küßte das Beutelchen immer wieder. »O nein,« sagte er, »*mein* Haar küsse ich nicht, aber dies seidene Beutelchen hat ja damit zwanzig Jahre auf Deinem Busen geruht. Du hast es mit Deinem Herzblut erwärmt und so ist es mehr Dein Eigen geworden als meines; nur darum küsse ich es!«

Beide sahen sich überglücklich an und ihre Lippen begegneten sich noch einmal, die einzige Sprache redend, die sie nach den vorhergegangenen Worten austauschen konnten.

Nach einiger Zeit aber saßen sie wieder ruhiger bei einander und Sir Charles' Gedanken kehrten rasch zu der Absicht zurück, die ihn mit Emmy hierhergeführt hatte. »Nun, Emmy,« sagte er, »hast Du jetzt Lust, meine Geschichte zu hören?«

»O, mein Freund, ich verlange brennend danach, ich wollte Dich nur nicht treiben. Laß mich wissen, was ich wissen darf, Du wirst eine aufmerksame Zuhörerin an mir haben.«

Sir Charles begann seine Erzählung von dem Augenblick an, wo er sie im Waldhause verlassen, und berichtete nun, wie er nach Hamburg gekommen, was für ein unerwarteter Zufall ihn dort begünstigt und wie von dem ersten Tage daselbst an sein Schicksal eine so glückliche Wendung genommen. Er sprach lange, denn er hatte viel zu erzählen, und Emmy hörte mit größter Spannung zu, da ihr Alles neu und interessant war; je weiter Sir Charles aber in seinen Mittheilungen vorrückte, um so gespannter wurde sie, denn daß ihr einst so armer Freund ein so reicher Mann geworden, wie sich nun aus Allem ergab, ohne daß er es ausdrücklich hervorhob, das hatte sie bis diesen Augenblick nicht gewußt und wohl nie erwartet. So war er denn endlich bis an das Ende seines Aufenthalts in Singapore gelangt, was ihn aber von da abgerufen und nach England geführt, das sagte er noch nicht,

denn das wollte er ihr erst später enthüllen, nachdem er noch einen anderen, den letzten Stein von seiner Brust gewälzt.

»Nun, was sagst Du jetzt zu meinem Leben?« fragte er, als Emmy still an seiner Seite saß, seine Hände fest umschlossen hielt und mit sinnender Miene über das weite blaue Meer hinausblickte, ohne eigentlich irgend etwas zu sehen.

»Du reicher und doch Du armer Mensch!« erwiderte sie mit einem Seufzer. »Alle Deine erworbenen Schätze haben Dich nicht vor dem tiefen Herzenskummer bewahrt, den Du, wie Du mir eben gestanden, um mich empfunden hast. Aber nun werden doch hoffentlich Deine Irrfahrten beendet sein – Du hast einen ruhigen Hafen gefunden, in dem Dich die Stürme des Lebens nicht mehr erreichen können, nicht wahr?«

Sir Charles lächelte glücklich. »O ja,« erwiderte er, »den habe ich gefunden – man sollte es meinen – aber bist Du denn nicht neugierig, zu wissen, wo dieser Hafen liegt und wo ich mir meine jetzige Heimat aufgebaut?«

Emmy's ernst gewordenes Gesicht beschattete eine leichte Wolle innerer geheimnißvoller Sorge. Ihre bisher so rosige Wange entfärbte sich etwas und ihre Hand bebte in ihres Freundes Hand. Als dieser aber ihren abgewendeten Blick zu gewinnen suchte und ihn endlich mit einiger Mühe fand, sah er in ein unruhiges Auge, und dennoch frohlockte er innerlich darüber.

»Ich fürchte mich, noch mehr zu hören!« klang es endlich leise von ihren Lippen.

»Warum denn?«

»Wenn Du von Deiner Heimat sprichst, so muß ich gleich daran denken, Dich wieder dahin abreisen zu sehen, da Du doch eben erst gekommen bist, und wann Du dann zu mir zurückkehrst – o wer weiß es!«

Sir Charles ließ ein verwundertes Gesicht blicken, aber er lächelte seltsam dabei. »Wie denn,« fragte er, »mich abreisen zu *sehen*, sagst Du? – Doch halt, laß mich erst eine andere Frage thun, bevor ich auf diese Deine Furcht näher eingehe. Sage mir also zuerst, was hast Du denn bis jetzt von der Welt gesehen, die Du Dir einst nach so vielen Beschreibungen, die Dir zugekommen, so schön vorgestellt hast?«

Emmy lächelte schmerzlich. »Ich? Ach, Du lieber Gott, ich bin zweimal in meinem Leben in Barth gewesen, und von Stralsund und dem schönen Rügen habe ich bisher nur sprechen gehört.«

Sir Charles richtete sich stolz auf und seine Augen flammten von einem unaussprechlichen Glück. »So,« sagte er, »das ist noch ein Genuß mehr für mich, den ich nicht erwartet, an den ich gar nicht gedacht habe. So wird es denn also meine Aufgabe sein, Dir Gottes schöne große Welt zu zeigen, und Du wirst Dich wundern, wie schön und erhaben sie ist.«

Emmy lehnte ihren Kopf an seine Schulter und verbarg ihr Gesicht, das ihr mit einem Mal in der Ferne tagende Glück war zu groß, als daß sie es auf der Stelle hätte fassen und begreifen können, und so schwieg sie, unruhig und schwer athmend.

»So,« fuhr Sir Charles jetzt noch feuriger fort, »jetzt kehre ich zu der Furcht zurück, die Du vorher äußertest. Du dachtest Dir also, ich würde nach kurzem Aufenthalt ohne Weiteres wieder von Dir und Prerow fortreisen?«

Emmy sprach durch einen leisen Druck ihrer Hand ein zaghaftes »Ja« aus, aber ihre Lippen wagten kein Wort zu reden.

»Du sagst »Ja!« Ich verstehe Dich wohl,« fuhr er fort, sie wieder fester an sich drückend. »Du wolltest mich also allein reisen lassen, wie?«

Emmy erhob den Kopf von seiner Schulter und sah ihn groß, erstaunt, halb verworren an, als habe sie die Frage nicht recht verstanden.

»Willst Du denn nicht mit mir kommen,« fuhr er mit leisem, süßem Flüstertone fort, »Dir nicht wenigstens meine neue Heimat ansehen? Versuche es doch! Wenn sie Dir nicht gefällt, kannst Du ja immer wieder nach Prerow zurückkehren und ich – Du wirst mir das wohl erlauben – ich folge Dir dann hierher, baue ein Haus und lebe mit Dir darin, wenn Du mich nicht von meiner eigenen Schwelle treibst.«

Emmy's Augen wurden immer größer, nahmen aber dabei einen wunderbar strahlenden Ausdruck an. »Verstehe ich Dich recht, ich soll Dich begleiten?« fragte sie mit kaum hörbarer Stimme.

»Nun, ist denn das nicht natürlich? Wollen wir uns denn etwa freiwillig wieder trennen? Willst *Du* das? O nein, das kannst Du nicht wollen, meine Emmy. Haben

wir uns so viele Jahre seine unwandelbare Treue bewahrt, so wollen wir uns jetzt endlich gegenseitig dafür belohnen, indem wir uns beide glücklich machen. Ueberdieß hast Du es mir ja schon lange versprochen. Weißt Du es nicht mehr? Hast Du die kleine Insel vergessen, die ich für uns suchen wollte und auf der Du, mit mir, abgeschieden von aller Welt, leben wolltest? Sieh', ich habe das nicht vergessen, ich habe die Insel immer und ewig gesucht und endlich habe ich sie gefunden. Zwar ist sie nicht so einsam, so klein, so menschenleer, wie wir sie damals zu unserm Glück für nothwendig hielten, dafür aber hat sie andere unbestreitbare Vorzüge –«

»Die Insel?« fragte Emmy wie versteinert. »Wo liegt sie denn und wie nennst Du sie?«

»Ich nenne sie, wie Du und alle übrigen Menschen sie nennen – sie heißt *England!*«

Emmy zuckte erschrocken zusammen. »Wie,« flüsterte sie mit starrem Blick, »wäre es möglich? – Ich sollte mit Dir – in Deiner Begleitung – das schöne England sehen?«

»England und die ganze Welt, was Du von ihr zu sehen verlangst – ist denn das nicht ganz natürlich?«

»Ja – aber die Menschen, Carling – was werden sie denken und sagen?«

»Die Menschen? Denken? Sagen? Nun, was sollen sie denn denken und sagen? Können sich denn zwei Menschen, die sich seit mehr als zwanzig Jahre lieben, so innig lieben wie wir, nicht eben so gut in unserm Alter verheirathen, wie sie sich fünfzehn Jahre früher hätten

verheirathen können, wenn kein äußeres Hinderniß dazwischen getreten wäre?«

»Heirathen?« schrie Emmy fast ängstlich auf und doch klang schon ein Ton darin durch, der die unermessliche Seligkeit ihres auflebenden Herzens verrieth.

»Nun, hast Du denn einen Augenblick nur etwas Anderes gedacht, meine Emmy? War meine Rückkehr zu Dir – sobald Deine Hand frei war, wie sie es ist – nicht zugleich eine Werbung um diese Hand – und ist es so schwer, dem eine Hand zu geben, dem man schon das ganze Herz zum ewigen Besitz geschenkt?«

Emmy's Arme umschlangen seinen Hals, sie drückte sich fest an seine Brust und – weinte laut. »O, mein Gott!« rief sie dann, »das wolltest Du? Wirklich? Carling, Carling, bedenke – ich bitte Dich – giebt es denn gar kein Hinderniß für Dich?«

»Für mich? Welches denn? Ich verstehe Dich nicht!«

»O laß mich das lieber nicht sprechen!« flehte sie, sich noch inniger an ihn schmiegend, als wolle sie ihre Seele in die seinige übergehen lassen.

»Nein, nein,« sagte er sanft, der sie jetzt zu verstehen glaubte, »sprich es nicht aus, ich bitte Dich darum; denke auch nicht einmal daran, denn ich weiß – ich weiß, daß Du in Gedanken, im Herzen, in der Seele, mit Deinem ganzen Wesen nur *mein* Weib allein gewesen bist!«

»Ja, ja, ja!« rief sie laut, »o, das weiß Gott, Du hast so eben die Wahrheit gesprochen!«

Es folgte ein längeres Stillschweigen, denn Emmy's Küsse erstickten jedes Wort, was Sir Charles hätte sprechen können. Aber da wand er sich leise aus ihren Armen los und, sie unendlich liebevoll anblickend, sagte er: »Nun, das ist also zwischen uns abgethan. Du bist jetzt meine vor Gott verlobte Braut und morgen werde ich Dich auch den Menschen als solche vorstellen – nun aber sprich, willst Du denn nicht endlich wissen, wer und was Dein Bräutigam ist und wo seine Hütte auf jenem schönen Eiland steht, welches die Menschen England nennen?«

»Ich weiß nicht mehr was ich fragen, was ich reden soll,« erwiderte Emmy mit gepreßter Brust – »es giebt jetzt so viel Glück für mich auf Erden, guter Gott, daß ich davon sterben könnte – o, es ist fast zu viel!«

»Es ist noch lange nicht genug für Dich, meine Emmy; nun aber, willst Du nicht wenigstens hören, wie jetzt der Name Deines Bräutigams lautet?«

»O mein Gott, so sage es mir, wer und was. Du bist mir wirst Du ewig nur mein Carling sein – aber sprich, ich trage ein brennendes Verlangen danach und doch zittere ich –«

»Zittere nicht, es liegt kein Grund dazu vor. Mit einem Wort, ich bin der Erbe meiner Väter geworden – meine Brüder sind beide gestorben und die Todesnachricht meines jüngsten Bruders war es, die mich nach Europa zurückrief und mir den schönen reichen Besitz meiner Vorfahren noch zu meinem übrigen Vermögen gab.

So heiße ich denn jetzt *Sir Charles Goodrick* und wohne auf *Doward-Court* in *Herefordshire*, wo ich geboren bin; mein Schloß steht offen und bereit, Dich würdig zu empfangen, und was mir Gott und die Ordnung und das Gesetz der Welt gegeben, ist Dein, ich theile es mit Dir, wie ich schon lange in Gedanken Alles mit Dir getheilt, und Du sollst an meiner Seite sitzen und es genießen, wie Du hier in diesem kleinen sandigen Dünenneste neben mir sitztest, schon vor zwanzig Jahren neben mir gesessen und damals meine Armuth und meine Hoffnungslosigkeit mit mir getheilt hast.«

Da ging es wie ein großes strahlendes Licht in Emmy's Seele auf. Ihre von Thränen schimmernden Augen erhoben sich zu dem reinen blauen Himmel über ihr und sie sank neben ihrem Geliebten auf die Kniee und dankte Ihm, der da droben über den Wolken thront und die Geschicke der Menschen hier auf Erden so wunderbar zu ihren von ihm im Voraus bestimmten Zielen lenkt.

Als sie aber Beide endlich am dämmernden Abend Arm in Arm am Strande entlang nach *Prerow* zurückkehrten, da war, wie in dem Geschick, so auch in dem Herzen Emmy's eine große Wandelung vorgegangen, denn an die Stelle der Sorge, des Kammers und der Angst war eine himmlische Ruhe eingekehrt; ob sie aber glücklicher, wahrhaft glücklicher sein konnte, als an jenem Abend, da sie den Geliebten ihrer Seele zum ersten Mal wieder sah, danach wollen wir nicht fragen, es nicht zu ermessen suchen, aber wir glauben es kaum.

DREIZEHNTES KAPITEL. DIE LETZTEN TAGE IN PREROW.

Der nächste Tag war für alle unsere Freunde in Prerow und auf dem Darss ein Tag der Freude, und eben so für viele Bewohner derselben ein Tag der Aufregung und lebhaftesten Theilnahme, die sie dem so plötzlich hereingebrochenen glücklichen Ereigniß sollten, welches die verwittwete Pastorin, den allgemeinen Liebling der Gegend, betroffen hatte. Wie ein Lauffeuer hatte sich im Dorfe und viel weiter hinaus das Gerücht verbreitet, daß der ehemalige Schiffbrüchige vom Pfarrhause, der junge liebenswürdige Engländer, nachdem er so lange verschollen, in der Gestalt des einen Fremden im Hause der Frau Möbis, wieder aufgetaucht, daß er ein reicher Herr geworden sei und daß er keineswegs seine erste Liebe vergessen, vielmehr die Absicht kund gegeben habe, dieselbe zu einer vornehmen Frau zu machen, freilich aber auch sie von ihrem stillen Heimatlande fortzunehmen, wo sie seit ihrer Geburt in so eigenthümlichen Verhältnissen gelebt und sich die Liebe und Verehrung aller Menschen erworben hatte.

Ein großer Theil der Bewohner Prerow's freute sich aufrichtig über diese Wandelung der beschränkten Lage der guten Pastorenwittwe, ein kleinerer dagegen war egoistisch genug, sein Bedauern zu äußern, daß gerade die angesehenste und beliebteste Person einem Fremden zu Theil werden, noch dazu so weit fortgenommen werden solle, wie sich ebenfalls sehr bald ausgesprochen hatte. Indessen da daran einmal nichts zu ändern war, so

fand man sich rasch genug in den bevorstehenden Wechsel, und um sich wenigstens einigermaßen zu entschädigen, so gestattete man seiner Neugierde freien Lauf und betrachtete in zahlreichen Gruppen, die sich von Stunde zu Stunde erneuerten, zuerst das Witwenhaus, worin die so Beglückte wohnte, sodann das der Frau Möbis, die plötzlich durch die beiden Fremden einen ordentlichen Ruf erhalten hatte, und endlich am allerleidenschaftlichsten das schöne Schiff, den Dampfer, ›Penelope‹ genannt, auf welchem, wie es bald bekannt wurde, der Bräutigam, der natürlich ein Lord sein mußte, von England gekommen war.

Was die ›Penelope‹ betrifft, so war dieselbe allerdings schon der Neugierde der Dorfbewohner von Prerow werth, und namentlich in dem schönen Schmuck, den sie am nächsten Morgen angelegt, erregte sie allgemeines Wohlgefallen und Bewunderung und kein Mensch war in der ganzen Gegend, der an ihr das Geringste zu tadeln fand, es sei denn allein, daß sie bestimmt war, wie es hieß, die Perle von Prerow, die unvergleichliche Emming, von hier abzuholen und in die weite Welt fortzuführen.

Schon um acht Uhr Morgens hatte die ›Penelope‹ ihre Anker so nahe wie möglich an der Düne ausgeworfen und sich mit ihrem ganzen reichen Vorrath an Flaggen und Wimpeln geschmückt, unter denen die große englische Nationalflagge an der Gaffel des hinteren Mastes, und die Flagge Sir Charles Goodrick's mit seinem Familienwappen von einem Top am reichvergoldeten Spiegel herab am meisten in die Augen stachen. Nicht nur am Strande

und auf den nächstgelegenen Dünen hatten sich die Dorfbewohner aufgestellt und schauten nun mit weitaufgerissenen Augen nach dem majestätisch sich auf den Wellen schaukelnden Fahrzeug hin, sondern auch was an Booten und Jollen in der Nähe aufzutreiben gewesen, hatte sich in die See hinausbegeben und umfuhr nun dasselbe, es von allen Seiten genau betrachtend und mit der festlich gekleideten Mannschaft, die vergnügt auf das neugierige Völkchen blickte, Grüße und einzelne Zurufe wechselnd, obwohl die letzteren nicht sonderlich verstanden zu werden schienen.

Als man sich aber endlich satt gesehen und einige Stunden auf diese Weise seinen häuslichen Geschäften entzogen halte, auch weiter nichts an Bord des Dampfers vorfiel, was die Aufmerksamkeit der Schaulustigen gestachelt hätte, verließen die meisten ihren Posten und zogen von dannen, ihren Häusern und Pflichten zu, unterwegs noch lebhaft ihre Meinungen austauschend und das Ereigniß des Tages nach allen Seiten besprechend. Nur einige junge Leute, die nichts Besseres zu thun hatten, blieben noch gaffend am Strande stehen oder trieben sich auf Ruderbooten um das fremde Schiff herum, und diesen Zeitpunkt benutzten unsere Freunde, um so wenig wie möglich bemerkt ihren nächsten Vorsatz auszuführen und selbst nach der Yacht hinüberzufahren.

Schon bald nach zehn Uhr Morgens war in Folge einer herzlichen Einladung Sir Charles' die Oberförsterin bei Emmy eingetroffen, um sie an diesem Tage nicht mehr

zu verlassen und ihr Gesellschaft zu leisten im Genusse alles Dessen, was ihr von ihrem alten Freunde vor Augen gestellt werden sollte. Als nun die Dorfbewohner vom Strande und die meisten Boote sich von der See zurückgezogen, ruderte eine reich beflaggte und bewimpelte, mit Polstern und Teppichen ausgestattete Schaluppe pfeilschnell von der ›Penelope‹ her in den Prerower Strom hinein und legte unmittelbar vor dem Wittwenhause an, um die beiden Damen, Sir Charles und Harry an Bord zu nehmen und sie zuerst allein nach dem Dampfer zu führen. Da liefen denn freilich wieder rasch einige Menschen zusammen und begleiteten mit jauchzendem Zuruf das schmucke, hurtig bewegte Boot den Strom bis zur Mündung entlang, aber im Ganzen gelangten die vier Personen doch ziemlich unbelästigt an die herabgelassene Staatstreppe, an deren oberster Stufe Capitain Harrison, der Schiffsführer, im Festkleide stand und seinen Herrn und dessen Begleiterinnen ehrfurchtsvoll begrüßte, was von Seiten der Schiffsmannschaft, die auf ihren Posten aufgestellt war, mit schweigsamem Hüteschwenken, wie es verabredet, wiederholt wurde.

»Guten Morgen, Harrison!« rief Sir Charles dem freundlichen Capitain entgegen. »Ist Alles fertig und zum Empfange meiner Gesellschaft bereit, womit Sie Mr. Mildness gestern beauftragt hat.«

»Alles fertig, Sir Charles!« lautete die kurze aber mit höflicher Bestimmtheit gesprochene Antwort.

»Gut; so nehmen Sie diese Dame an den Arm und führen Sie sie umher, ich werde die andere fünf Minuten allein beschäftigen.«

Diesem in englischer Sprache geführten Gespräch folgte die Vorstellung der drei Personen und alsobald erfüllte Mr. Harrison seine Pflicht und führte die Oberförsterin auf das Verdeck, während Sir Charles die über Alles staunende Emmy nach dem Hinterdeck geleitete, wo eine große prachtvolle Cajüte ihre mit kostbarem Holze ausgelegten Thüren geöffnet hatte, durch die nun Sir Charles mit seiner Dame trat. War Emmy schon vor Verwunderung und Staunen sprachlos gewesen, als sie das schöne Schiff aus der Nähe betrachtete, so fühlte sie sich fast bedrückt, als sie jetzt in das Staatszimmer trat und Sir Charles ihr erklärte, daß dies die Wohnung sei, die er für sie zur Ueberfahrt nach England bestimmt habe. »Ach, meine Liebe,« sagte er, »Du wunderst Dich über den Dir so ungewohnten Glanz, der hier herrscht, aber den darfst Du mir nicht zur Last legen. Nicht ich habe diese Yacht gebaut oder gekauft, sondern ich habe sie von meinem prachtliebenden Bruder geerbt, der sich von ihrem Besitz große Genüsse versprach und doch starb, noch bevor sein Fuß ihre Planken betreten hatte. Als ich zum ersten Mal in meiner Heimat von ihrer Existenz hörte, wollte ich den Befehl geben, sie zum Verkauf zu stellen, weil ich sie nicht gebrauchen zu können glaubte, da aber tauchte der Wunsch in mir auf, noch einmal nach dem Zingst zu gehen, Dein gegenwärtiges Geschick aus der Nähe zu betrachten und wo möglich mein blutendes

Herz zum Schweigen zu bringen. Ich kam mit Mr. Mildness hierher, wie Du weißt, und fand, was ich nicht erwartet hatte. Du warst frei – ich durfte Dir wieder näher treten und nun hat dies Schiff einen ganz anderen Werth in meinen Augen erhalten. So biete ich es Dir denn jetzt als mein erstes Brautgeschenk dar, es soll Dich und mich nach unserer künftigen Heimat tragen und Du sollst es ferner benutzen können, ganz wie es Dir beliebt. Gefällt es Dir nicht mehr auf Doward-Court und willst Du einmal wieder Dein altes Prerow besuchen, so benachrichtige Mr. Harrison davon und er wird es augenblicklich zu Deiner Verfügung bereit halten. Willst Du dann mir gestatten, Dein Begleiter auf diesen Ausflügen zu sein, so wirst Du mich eben so glücklich wie dankbar sehen und

–«

»Carling!« fiel ihm Emmy mit überströmenden Augen in die Rede, »erdrücke mich nicht mit Deiner Großmuth und Güte, oder sprichst Du im Scherz? O, thu es nicht, weder das Eine noch das Andere, ich bin ja nur *Deine* Emming, und an mir allein ist es, glücklich und dankbar für Alles zu sein, was Deine Liebe mir in diesem Augenblick bietet und ferner bieten wird!«

Sir Charles umfing die bebende Geliebte und drückte sie herzlich an sich. »So will ich denn schweigen,« sagte er, um Dir nicht wehe zu thun, denn ich kenne ja Deine Bescheidenheit und Genügsamkeit. Doch nun sieh Dir Alles an, und wenn Du damit fertig bist, wollen wir Deine Freundin Gustava aufsuchen und in ihrer Gesellschaft

unsere andern Freunde erwarten, die um zwölf Uhr an Bord beschieden sind.«

Emmy wandelte nun, von Sir Charles geführt, durch die schönen Gemächer über und unter Deck, die der verschwenderische Sinn Sir Everard's mit einer Pracht hatte ausstatten lassen, wie sie nur ein reicher und prunkliebender Mann erdenken und ein geschmackvoller Geist ausführen kann. Als sie aber ihre Augen gesättigt, stieg sie wieder mit ihm auf das Deck und trat eben aus dem oberen Staatszimmer hervor, als ein lebhaftes Rauschen über ihrem Kopfe ihr Auge sofort aufwärts zog. Es war die Flagge der Goodricks, die, aus dichtem wollenen Stoffe gewebt, ihre schweren Falten im Winde auf und zu rollte, und als Sir Charles die Flaggenschnur anzog, das Tuch niedergleiten ließ und ihr sein Familienwappen zeigte und erklärte, las sie das Motto desselben, welches einst eine so bedeutungsvolle Rolle in ihrem Leben gespielt hatte.

»*Love me little, love me long!*«

las sie laut mit wogender Brust und indem sie ihren Geliebten mit quellenden Augen liebevoll ansah und ihm die Hand zum festen Drucke reichte, rief sie noch lauter und mit inniger Betonung: »*For ever!*«

Sir Charles nickte dankend und sagte: »Ich bin in diesem Augenblick mit Deiner Entgegnung eben so zufrieden wie damals, als ich von Dir ging, nur freue ich mich, daß Du noch mehr gethan, als Du versprachst, denn Du

hast mich nicht nur *lange* und *ein wenig*, sondern *herzinnig* und *heiß* geliebt und diese Zugabe darf sich der wilde Charley schon gefallen lassen.«

Die beiden Glücklichen suchten jetzt wieder die Freundin von Born auf und bald hatten sie sie gefunden und gaben sich nun noch einmal mit ruhigerer Stimmung der Betrachtung des schönen Schiffes hin, bis Punkt zwölf Uhr Mr. Mildness den Oberförster, den Prediger Schulz, mit seiner Familie und Elias Rubarth heranzuführte, der in Begleitung ›seiner Alten‹ erschien, die in ihrem ländlichen Sonntagsstaate ganz schmuck aussah, aber den ganzen Tag das Bild der Versteinerung bot, da sie zu träumen glaubte und es nicht begreifen konnte, daß ihr Elias der vertraute Freund eines so vornehmen und reichen Herrn war, für den sie jetzt Sir Charles hielt.

Elias selbst war von Allem, was er um sich her sah, so ergriffen und bewältigt, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, den blanken Seemannshut auf das ergraue Haare zu setzen; er sprach kein Wort und auf alle Fragen nickte er nur gravitatisch und sagte ›Ja!‹. Um ihn zu zerstreuen und in ruhigere Fassung zu bringen, bat Sir Charles Mr. Harrison, seinen Führer zu machen und ihm das Schiff vom Top bis zum Spiegel zu zeigen, worüber der Seemann des Binnenwassers, der noch nie ein solch' schmuckes Fahrzeug, am wenigsten einen Dampfer und den blank geputzten Maschinenraum betreten, überaus glücklich war.

Um ein Uhr aber ward Alles wieder auf Deck gerufen und nun ordnete man sich zu dem festlichen Mahle, welches unter dem Sonnenzelt auf dem Quarterdeck bereitet war. Als man sich eben niedersetzte, wurden auf ein Zeichen Sir Charles die Anker gehoben, der Schornstein wirbelte eine dichte Rauchsäule auf und das schöne Schiff setzte sich in langsame Bewegung, um in die ruhige See hinaus zu gehen und seine beschlossene Spazierfahrt um den ganzen Darss herum zu beginnen.

Unter allen Anwesenden, die wahrlich keine mißvergnügte Miene zeigten, war Sir Charles ohne Zweifel der heiterste und wenigstens so glücklich wie Emmy, und doch merkte man ihm eine gewisse Unruhe an, die nicht eher nachließ, als bis er nach dem ersten Gerichte sich von seinem Stuhle erhob, das gefüllte Glas ergriff und seine deutschen Freunde auf englischem Boden willkommen hieß, indem er sich glücklich schätzte, in der Lage zu sein, denselben Emmy Dankwardt als seine Braut vorzustellen, die er ihnen nun lange genug gelassen habe und endlich mit sich fort in seine Heimath führen wolle.

Alle Anwesenden, obwohl sie der Verkündigung dieser Nachricht als etwas Unvermeidlichem entgegengesehen, waren doch tief ergriffen von den Worten ihres Wirthes, und ziemlich lange dauerte es, bis der Prediger Schulz, als Wortführer der Gäste, ihren Gefühlen einen Ausdruck geben, dem Brautpaare seinen und der Seinigen Glückwunsch aussprechen und ihm eine lange Dauer seines gegenwärtigen Glückes von dem höchsten aller Wesen auf ihr Haupt herniederflehen konnte.

Erst gegen Abend begab sich die ›Penelope‹, die weit in die stille See hinausgegangen war, auf den Rückweg, und als die Gäste Sir Charles' unter weit hallendem Kanonendonner und lebhaft sprühenden Raketen von Seiten der Yacht, sich wieder an's Land begaben, wurden sie von den schaarenweise versammelten Dorfbewohnern herzlich begrüßt, da Frau Möbis das ihr vertraute Geheimniß, welches sich eben an Bord entwickelt, bald genug unter die Leute gebracht hatte.

Am nächsten Morgen um sieben Uhr fanden sich alle bereits genannten Gäste wieder an Bord der ›Penelope‹ ein, um einer Einladung des gastfreien Sir Charles zu folgen und mit ihm auf einige Tage einen kleinen Ausflug nach Stralsund, Putbus und Stubbenkammer zu unternehmen, welche Orte er als die merkwürdigsten der Umgegend seiner geliebten Emmy vor seiner Abreise von Prerow noch zeigen wollte. Wie glücklich diese an der Seite des theuren Mannes und in der Mitte ihrer besten Freunde war, bedarf kaum einer Erwähnung, zumal die angenehme Fahrt durch das herrlichste Sommerwetter begünstigt wurde. Ach, sie hatte ja bisher noch nichts von der schönen Welt gesehen, und so war ihr Entzücken doppelt groß, denn der reizende Park von Putbus, die großartigen Kreidefelsen und der prächtige Wald von Stubbenkammer und der auf der so berühmten historischen Nordspitze Deutschlands ragende Leuchtturm

von Arcona, dem man auch einen kurzen Besuch abstatete, machten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihre allen Einwirkungen der Außenwelt so offene Seele. Nur in Stralsund, wo man sich aus gewichtigen Gründen fast zwei Tage aufhielt, ward sie wieder etwas beklommen und unruhig, und es bedurfte des wiederholten Zuspruchs von Seiten des Rectors, um ihr Blut in stillere Strömung zu bringen. Es war aber nicht die ihr neue Stadt und das lebhafte Treiben darin, nicht der von Schiffen aller Art gefüllte Hafen und die schöne Wasserstraße zwischen dem Festlande und Rügen, was ihr diese Beklommenheit verursachte, sondern allein die Art und Weise, wie sich Sir Charles ihr hier in einer ganz neuen Thätigkeit offenbarte.

Derselbe schien nämlich mit ihrer Freundin Gustava ein kleines Complot geschmiedet und dieser verschiedene weit reichende Aufträge gegeben zu haben, die nun mit großer Umsicht und der pünktlichsten Gewissenhaftigkeit von der jungen Frau ausgeführt wurden. Die beiden Damen begaben sich, hier und da von Sir Charles selbst begleitet in verschiedene reich gefüllte Verkaufsläden, und was es hier nur an prachtvollen seidenen und anderen Stoffen, feinsten Leibwäsche und den nöthigen Putzgegenständen gab, wurde für Emmy angekauft und dem Ganzen noch viele andere und kostbare Dinge hinzugefügt, von denen sie in ihrem früheren Leben nie Gebrauch gemacht, ja kaum Kunde gehabt hatte.

Die Sendungen dieser Art häuften sich endlich auf der ›Penelope‹, wohin man sie laut Befehl schickte, dergestalt

an, daß Emmy in eine eigene Aengstlichkeit verfiel, und da sie Sir Charles selbst keine Vorstellung über seine Freigebigkeit zu machen wagte, so wandte sie sich an Mr. Mildness mit der inständigen Bitte, doch dem gefahrvollen Treiben ihres Freundes Einhalt zu thun, da sie unmöglich wünschen könne, daß er sich ihr zu Liebe zu Grunde richte oder wenigstens noch einmal wie in früheren Zeiten arm mache.

Mr. Mildness lächelte herzlich bei dieser Bitte und indem er Emmy's Hand ergriff, sagte er: »Mein liebes Kind, besorgen Sie gar nicht, daß Sir Charles sich arm mache oder gar zu Grunde richte, und lassen Sie ihn ruhig in seinem schönen Treiben gewähren. Das ist nur ein neues Glück für ihn; er hat sich lange genug darauf gefreut, seinem inneren hochherzigen Triebe zu genügen, und Sie kennen ihn ja zu gut, um nicht zu wissen, wie derselbe mit zu seiner Natur gehört. Auch ich, wenn ich an seiner Stelle wäre, würde, meinen schwächeren Mitteln gemäß, auf ähnliche Weise verfahren, denn Sie, liebe Emmy, treten ja jetzt aus der Dunkelheit Ihres bisherigen Verhältnisses an das helle Tageslicht der großen Welt und es würde ein verdienter Vorwurf gegen Sir Charles Goodrick erhoben werden können, wenn seine Gemahlin darin nicht mit dem ihrem Stande und ihren Verhältnissen entsprechenden äußeren Glanze aufträte. Ach, was, unser Freund hier in der kleinen Provinzialstadt thut, will noch gar nichts sagen, das ist nur der erste bescheidene Grund, den er legt, kommen Sie aber mit ihm nach Berlin, Hamburg, Paris und London, dann werde ich Sie ernstlicher

über einen für Sie verschwenderischen Gemahl zu trösten haben.«

»Um Gotteswillen, mein lieber Rector, das wünsche ich gewiß nicht!«

»Ihre Wünsche werden in dieser Beziehung wachsen, wenn Sie erst wissen, wie das Leben in der großen Welt, in die Sie jetzt treten, beschaffen ist. In Prerow konnten und durften Sie leben, *wie* Sie lebten, aber auf Doward-Court in Herefordshire und in London, wo Sie ein schönes Haus besitzen, geht das nicht. Nein, sehen Sie nicht so trübe und verwundert aus, Sie haben keine Ursache dazu. Im Gegentheile, freuen Sie sich, lachen Sie und vor allen Dingen zeigen Sie Ihrem Freunde ein heiteres, glückliches Gesicht, der selbst darüber glücklich ist, daß ihm die Vorsehung nun endlich gestattet hat, Ihnen zu beweisen, wie lieb er Sie hat.« –

Frau Gustava aber hatte in Stralsund, wo sie genau bekannt war, noch weiter für ihre liebe Emmy gesorgt und eine geschickte Schneiderin und mehrere Nähterinnen geworben, die die eingekauften Stoffe und Putzgegenstände für die Braut verarbeiten sollten, und zu diesem Zweck begaben sich diese Mädchen nach Prerow, wo Frau Möbis ihnen noch einige Zimmer einräumen mußte, in denen sie nun vom Morgen bis Abend mit Scheere und Nadel walteten und in kurzer Zeit höchst glänzende Proben von ihrem Talent und Geschmack ablegten. Eine dieser jungen Arbeiterinnen, ein bescheidenes und gebildetes Mädchen, die Tochter armer redlicher Eltern aus

Barth, die schon oft von Emmy Dankwardt und ihren früheren Schicksalen reden gehört, wandte dieser jetzt ihre ganze Neigung zu und bat sie nach einigen Tagen, sie als Jungfer mit nach England zu nehmen, wenn sie noch keine andere Wahl in dieser Beziehung getroffen habe.

Emmy, obgleich ihr dieser Antrag sehr angenehm war, erschrak doch eigentlich darüber, da sie ihn nicht selbstständig zu genehmigen sich getraute; als aber Sir Charles durch Mr. Mildness, der zufällig davon reden gehört, den Wunsch des Mädchens erfuhr, bat er Emmy herzlich, in allen ähnlichen Beziehungen nach ihrem persönlichen Gutdünken zu entscheiden, jetzt wie auch künftig, und so gehörte das junge Mädchen sehr bald zu Denen, die mit Emmy zugleich Deutschland verließen, wozu ihre Eltern in Barth herzlich gern ihre Zustimmung gegeben hatten.

Als nun die ›Penelope‹ ihre Gäste von dem kleinen Ausflug nach Prerow zurückgebracht hatte und während die Nähterinnen ihre Aufgabe bewältigten und nebenbei ganz insgeheim an einem Emmy selbst verhehlten kostbaren Brautgewande arbeiteten, begannen diese und Sir Charles allmählig ihren Abschied von Prerow vorzubereiten, indem sie die Dorfbewohner besuchten, die Emmy verlassen sollte, und den stillen Plätzen ihr Lebewohl sagten, an die sich so manche unvergeßliche und süße Erinnerung für sie knüpfte.

Emmy ging natürlich von Haus zu Haus und fast überall hin begleitete sie ihr Freund, wobei er es nicht unterließ, durch Emmy's Hand den Aermeren ein Andenken zu

verehren, das sie wenigstens für kurze Zeit glücklich machen konnte. Im Pfarrhause selbst und in Born auf des Oberförsterei waren sie häufig und auch in Barth stateten sie einen Besuch bei Doctor Brusky ab, der schon von den Vorgängen in Prerow gehört und an einem der nächsten Tage seine Aufwartung hatte machen wollen. Die Freude des braven Mannes war groß, als er seinen ehemaligen Patienten, den Schiffbrüchigen von der ›Eveline‹ vor sich sah; er erkannte ihn auf der Stelle wieder und hätte ihn auch gewiß, wie sich jetzt ergab, damals im Postwagen erkannt, wenn Sir Charles sich nicht so eilig aus seinem Gesichtskreise geflüchtet hätte.

Der gute Doctor wurde auch von Sir Charles zu seinem nächstens bevorstehenden Hochzeitsfeste eingeladen und erschien mit seiner Frau dabei; auf der ›Penelope‹ aber, als er von den Abreisenden schied, empfing er von dem dankbaren Patienten ein so kostbares Erinnerungszeichen an seine uneigennützigte Handlungsweise, daß er wie viele andere Personen, zu denen namentlich auch Frau Möbis gehörte, einen hohen Begriff, nicht allein von dem Reichthum, sondern auch von der Hochherzigkeit des ehemaligen Charles Gibson erhielt.

Viel Nachdenken hatte es Sir Charles und Emmy verursacht, wie sie sich Elias Rubarth und seiner Familie hülffreich und für die ihnen bewiesene Liebe dankbar erweisen könnten, da Beide wußten, wie schwer es halten würde, den einfachen, biederem und stets uneigennützigem Ueberfahrer zur Annahme eines ihn bereichernden Geschenks zu bewegen, wozu Sir Charles selbst die größte

Neigung verspürte. Da sie das Rechte nicht finden konnten, so beschlossen sie, ganz aufrichtig mit Elias selber darüber zu reden, und so begaben sie sich eines Tages nach Bootstedt, nachdem sie dem alten Freund ihren Besuch angekündigt hatten.

Elias Rubarth und seine Frau empfangen die lieben Gäste mit freudigen Gesichtern und doch erfüllte Ersteren im Stillen der Gedanke mit Kummer, daß es jetzt auf lange Zeit das letzte Mal sein würde, daß er Beide bei sich sähe. Darüber indessen tröstete ihn, sobald es zur Sprache kam, sein alter Freund, indem er ihm einen baldigen Besuch versprach und die Verheißung hinzufügte, daß er diesmal nicht so lange wie das erste Mal von Prerow entfernt bleiben werde.

»Nun aber,« begann Sir Charles seine hauptsächliche Mittheilung, »nun, mein alter Freund, habe ich noch ein ernstes Wort mit Dir zu reden, und bitte Dich, wohl Acht zu geben und mir Deine ganze Meinung unverkürzt auszusprechen.«

Elias reckte seine riesige Gestalt auf dem Stuhle, auf dem er vor seinen Gästen saß, zurecht und blickte bald Sir Charles, bald Emmy mit höchst gespannten Mienen an. »Mit kurzen Worten gesagt,« fuhr Sir Charles fort, »es handelt sich hier um Deine Zukunft, Elias, denn Du wirst mir nicht verdenken, daß ich vor meinem Weggehen dieselbe günstig gestaltet und Dich ein für alle Mal von allen ferneren Sorgen befreit wissen möchte.«

»Nein, nein, das verdenke ich Dir nicht, Carling,« erwiderte Elias Rubarth, »aber mir mußt Du auch nicht verdenken, wenn ich Dir von vornherein erkläre, daß ich ganz glücklich und, seitdem ich das schöne, für meine ganze Lebenszeit ausreichende, neue Boot besitze, vor allen künftigen Sorgen bewahrt bin und daß ich nun und nimmermehr, wie ich Dir schon früher gesagt, den Dank annehmen werde, den Du, ich merke es schon, mir doch dafür abtragen willst, daß ich Dich einst aus den Wellen da drüben gezogen habe, nicht wahr? Ja!«

Sir Charles' Miene wurde ernster, er sah die Schwierigkeit, die er sich schon vorgestellt hatte, in Rubarth's hartnäckiger Uneigennützigkeit vor Augen. »So,« sagte er, »also das ist Deine erste Antwort. Gut. Beinahe habe ich sie nicht anders erwartet. Du willst also, wenn ich und Emmy zugleich Dir den Vorschlag dazu mache, nicht mit Deiner ganzen Familie zu mir nach England kommen und bei mir wohnen, wozu ich Dir Haus und Hof nebst Allem biete, was ein Mensch sich nur wünschen kann, der auf dem Wasser zu leben gewohnt ist wie Du!«

Elias Rubarth besann sich nur einen Augenblick, dann nickte er seiner Frau freundlich zu, als befrage er sie um ihre Meinung, und da diese seine Kopfbewegung mit einer ähnlichen erwiderte, so sagte er mit einer Würde, die man einem Manne von seiner Bildung und Stellung kaum hätte zutrauen sollen: »Carling, – denn das bist Du mir ja immer noch, wenn Du auch ein reicher Herr und Gutsbesitzer geworden bist – ich erkenne Deinen Vorschlag als den eines wahren und wackeren Freundes an, ja, allein

ich *kann* und *will* ihn nicht annehmen. Ich bin ein ehrlicher Deutscher, passe nicht für England und denke nicht daran, mein Vaterland zu verlassen, wenn es auch sandig, dürftig in jeder Beziehung ist und weit entfernt von der ganzen Welt liegt, ja! Nein, ich, will Bootstedt und diese alte Hütte mit dem grünen Gärtchen davor nicht verlassen und auch den stürmischen Bodden da vor mir nicht, denn ich bin einmal hier geboren und darauf mit meinen menschlichen Kräften angewiesen. Hier habe ich gelebt, hier will ich sterben, auf dem Lande oder im Wasser, wie es nun einmal der liebe Gott über mich beschlossen hat, ja! Das Einzige, was mir hier fehlen wird, wenn Du mit der Frau Emming von hier fortgegangen bist, das – nun ja – es wird bitter sein – das könnt Ihr mir Beide nicht geben und wenn Ihr auch den besten Willen dazu hättet, ja! Und da hast Du meine Antwort und weiter weiß ich Dir nichts zu sagen, ja!«

Sir Charles lächelte Emmy zu, als wollte er sagen: »Habe ich es nicht vorher gewußt?«

»Gut,« erwiderte er nun, sich wieder an Elias wendend, »also für Dich nimmst Du nichts an und Ueberfahrer bei Regen und Sturm willst Du bleiben. Nun ja, mag es sein und jetzt bin ich mit Dir und Deiner Frau fertig. Wie steht es aber mit Deinen Kindern, wie? Darf ich auch nicht für deren Erziehung sorgen und willst Du mir auch diese Bitte abschlagen?«

Elias Rubarth blickte gerührt vor sich nieder, er begriff und fühlte, wie hartnäckig dieser alte Freund in seiner Liebe und seinem menschenfreundlichen Wohlwollen war. »Nun,« sagte er endlich, das bleich gewordene Gesicht gegen die Verlobten erhebend und sie freundlich anblickend, »mit den Jungen mag es etwas Anderes sein; aber was hast Du mit ihnen vor?«

»Deinen Carling, den Aeltesten, will ich mit mir nehmen,« versetzte Sir Charles. »Ueberlaß ihn mir, er soll ein tüchtiger Seemann für das große Wasser werden und in wenigen Jahren der Capitain meiner ›Penelope‹ sein, um sie überall hinzuführen, wohin Emmy und ich zu reisen gedenken. Willst Du das?«

Rubarth war schon von seinem Stuhle aufgesprungen, mit einem mächtigen Satze vor seinen Freund getreten und hatte ihn bei den Schultern gepackt. »Mensch,« rief er, »das wolltest Du thun, den Jungen, den Carling zum Capitain Deiner Yacht machen, ja?«

»Ja, ja,« rief Sir Charles, »das will ich, aber warum schüttelst Du mich so? Ich bin keine Eiche wie Du und wurzele nicht so fest am Boden, daß Du mich nicht zu Falle bringen könntest!«

»Junge!« rief Rubarth mit donnernder Stimme, »das thue ich vor Freude, denn bei Gott! Dein Vorschlag ist gut und ich nehme ihn an, ja!«

»Nun siehst Du,« versetzte Sir Charles lächelnd, »wir werden uns also doch noch verständigen. Das betraf aber nur erst Deinen Carling; Du hast noch drei andere Söhne

und ihre Erziehung wird manche Sorge und auch einige Mittel erheischen.«

Jetzt mischte sich Frau Rubarth in das Gespräch. Mit ihrer weißen Schürze die nassen Augen trocknend, trat sie an die Verlobten heran und bat: »O nein, Herr und Sie, liebe Frau Pastorin, meine drei kleinen Knaben lassen Sie mir, wenn Sie auch den ältesten mit sich nehmen und zu einem großen Seemann im Salzwasser machen mögen. Denn, denn – Sie müssen wissen, die Kinder sind ja der größte Schatz von armen Leuten und ich würde es keine Stunde in meinem eigenen Hause aushalten, wenn ich ihre rothbäckigen Gesichter nicht mehr neben mir am Tische sehen sollte.«

»Sie hat Recht,« schrie Elias Rubarth, »und hat eben wie ein wackeres Weib gesprochen – nein, die drei Jungen bleiben hier, ja!«

»Ich will sie Euch ja auch nicht nehmen,« entgegnete Sir Charles gerührt, »ich will Dir nur ihre Erziehung erleichtern und Dir dadurch eine Sorge abnehmen. Ich möchte, sie lernten etwas Tüchtiges und Du schicktest sie nach Barth in die Schule, wenn sie größer sind. Und damit Du es kannst, will ich Dir für jeden von ihnen jährlich hundert Thaler geben – wohlverstanden, Elias, das gebe ich den Kindern, nicht Dir!«

Rubarth wandte sich von seinem Freunde ab, denn die Augen waren ihm naß geworden und er wollte ihn das nicht merken lassen. Emmy war ihm aber nachgegangen, hatte ihn mit ihren Armen umfaßt und sagte bittend:

»O, Elias, nimm es an, es ist ja für Deine Kinder, nicht für Dich, und Du machst unsern Carling so glücklich damit!«

Elias konnte kein Wort sprechen, er reichte Sir Charles nur seine beiden Hände hin, nickte und sagte endlich: »Ja!« Als dieses »Ja« über seine Lippen gekommen war, wurde er wieder ruhiger, und auf der Stelle von dem ihm peinlichen Gespräch abbrechend, als wolle er sich nicht noch einmal von seinem großmüthigen Freund rühren lassen, fragte er:

»Wann geht Ihr von hier fort?«

»Das wird von Emmy allein abhängen, sie hat ihren Hochzeitstag noch nicht bestimmt; Du aber wirst es von Allen zuerst erfahren.«

»Gut. Darf ich eine Bitte aussprechen?«

»Sprich sie aus, alter Freund.«

»Ich möchte ihr Brautführer sein, wenn ich auch nur ein armer Ueberfahrer bin. Und Sie, Frau Emming, brauchen sich nicht zu fürchten, daß ich Sie mit meinen groben Tatzen unsanft anfassen werde, o nein, ich werde mir neue lederne Handschuhe mit Fingern anziehen und Sie sollen mit mir dabei zufrieden sein.«

»Zugestanden!« rief Sir Charles erfreut. »Nur Du bist ihr Brautführer und diese Ehre hast Du Dir redlich durch Deine Liebe verdient.«

»Na, dann sind wir ja quitt, und das ist ein großes Geschenk, was Du mir mit dieser Erlaubniß gegeben hast. Und wann werdet Ihr wieder nach Prerow kommen?«

»Wahrscheinlich schon im nächsten Jahr, denn länger wird Emmy ihre Sehnsucht nach Dir nicht überwinden können.«

»Oho! Na, so rasch braucht sie nicht wieder hierherzukommen, das wäre zu viel verlangt und sie hat da draußen ja wohl manches Bessere zu sehen, ja! Aber werdet Ihr denn einmal etwas von Euch hören lassen?«

Sir Charles lächelte fast schelmisch. »O ja,« versetzte er; »doch wenn wieder ein ›Gruß aus der Ferne‹ kommt, so erräthst Du ja doch nicht, wer ihn geschickt hat.«

Rubarth schaute beschämt zu Boden. »Du hast Recht, wenn Du mich verspottest, ja! Aber nein, nein, nein, das kann mir nur einmal im Leben passiren und ich werde nie wieder mit Blindheit geschlagen sein, wenn mir ein unerwarteter ›Gruß aus der Ferne‹ kommt. Aber ich, ich, Carling, war nicht allein der Blinde, es gab – ja, es gab – noch andere Leute, die auch den Wald vor lauter Bäumen nicht sahen, haha!« Und er blinzelte schalkhaft nach Emmy hinüber, die lieblich erröthete, jedoch schwieg, weil sie dem alten Freunde sein Vergnügen nicht stören wollte.

Zehn Minuten später segelte Rubarth mit seinem Besuch nach dem Zingst hinüber und als Sir Charles und Emmy nun vom Ufer allein nach Hause gingen, sagte er zu ihr, nachdem er eine Weile im stillen Nachdenken verbracht hatte. »Meine liebe, gute Emmy, dieser Abschied von einem uns theuren Orte wäre auch genommen und uns bleibt nur noch unser Nest und das Waldhaus übrig, dahin wollen wir morgen und übermorgen gehen. Aber

sieh, Dein Brautführer hat eine Frage in mir angeregt, welche nur Du allein beantworten kannst: welchen Tag also bestimmst Du zu – zu –«

Emmy schmiegte sich fest an ihn und verbarg ihr Gesicht an seiner Schulter. »Sprich es selbst aus!« flüsterte sie leise.

»Nein, Emmy, das ist Deine Sache.«

Emmy besann sich nicht lange. »Laß es heute über acht Tage sein!«

»Ich danke Dir. Darf ich mir nun noch einen Vorschlag erlauben?«

»Sprich ihn aus – ich habe ihn schon angenommen.«

»Um so besser. Sieh, mein Kind, ich möchte nicht in der Kirche von Prerow mit Dir getraut werden aus Gründen –«

»Sprich sie nicht aus, sprich sie nicht aus, ich kenne sie schon und sie haben auch mich schon geängstigt!« rief sie flehend.

Sir Charles nickte. »Nun denn, so mache ich Dir den Vorschlag, Dich, da Du doch einmal einen Engländer heirathest, auf englischem Boden mit ihm verbinden zu lassen.«

»Auf englischem Boden? Wie meinst Du das? Wollen wir denn schon *vor* – dem bestimmten Tage – in England sein?«

»Ja! Ich meine mein Schiff, denn da es ›Penelope‹ heißt, scheint es mir eine gute Vorbedeutung für alle Zeiten in sich zu schließen. Auch Du bist mir eine Penelope

gewesen und ich bin als treuer Odysseus wieder zu Dir nach Ithaka gekommen!«

Emmy lag schon an seinem Halse und küßte ihn herzlich. »Ich danke Dir, ich danke Dir!« rief sie vor Freude glühend aus. »Ja, auf Deinem Schiffe soll es geschehen und damit hast Du mir die letzte Sorge vom Herzen genommen, die noch darauf gelegen hat!«

Als den Freunden in Prerow und auf dem Darss die Nachricht verkündet war, daß die Hochzeit Emmy's auf der Yacht Sir Charles Goodrick's gefeiert werden sollte, wurden von den dabei Betheiligten flugs mit allem Eifer die Vorbereitungen dazu getroffen. Ueber das ganze Hinterdeck der ›Penelope‹ wurde ein neues weißes Sonnenzelt mit rothen Verzierungen gespannt und an dem einen Ende desselben der Altar aufgebaut. Der ganze innere Raum aber ward mit Blätterguirlanden und Blumen geschmückt, wozu der Oberförster vom Darss her Eichenlaub in Fülle und die Bewohner Prerow's aus ihren Gärten alle Arten Blumen lieferten. Es gab sich dabei ein seltsam liebevoller Wetteifer kund. Selbst die kleinsten Leute, als sie erst hörten, um was es sich handelte, brachten ihr Scherflein herbei und alte Mütterchen, die nur zwei oder drei Blumentöpfe am Fenster stehen hatten, beraubten sich ihrer häuslichen Freude und trugen sie an den Strand, wo sie auf Befehl Sir Charles von einem seiner Diener in Empfang genommen und an Bord

gebracht wurden, denn er wollte die Liebe, die alle Bewohner Prerow's für Emmy erfüllte, nicht zurückweisen, und so geschah es, daß fast das ganze Verdeck der Yacht in einen Blumengarten verwandelt war, der seine süßen Düfte weit über das stille Meer ausstreute. »Ach,« sagte er am Tage vorher, als er die Einrichtungen, die Mr. Harrison in Gemeinschaft mit Mr. Mildness getroffen, in Augenschein nahm, zu letzterem, »wenn Sir Everard gewußt hätte, als er dieses Schiff bauen ließ, daß er damit seinem verhaßten Bruder, dem wilden Charley, dem verlaufenen Musicus, dem Schmuggler und Wilddieb, die Stätte zu seinem Traualter und Brautbette gründete, was hätte er dazu gesagt? Aber so geht es in der Welt, mein Lieber, was der Mensch zu seinem eigenen Wohle zu schaffen glaubt, das trägt oft schon den Keim des Verderbens insgeheim in seinem Schooße, es wird zur Klippe seines Untergangs, noch ehe er einen Genuß davon gehabt, oder, wie es hier der Fall war, er baut oft, ohne es wirklich zu ahnen, seinem Todfeinde die Brücke, über welche derselbe in Glück und Frieden schreitet.«

»Wohl wahr, mein Freund,« erwiderte der Rector, »aber Gott hat es einmal in seinem ewigen Rathschluß so festgesetzt und der Mensch kann nichts an den seltsamen Widersprüchen ändern, die ihm alle Tage auf seinem Lebensgange begegnen; nur dankbar annehmen kann er, was ihm für den Augenblick Gutes und Segensreiches geboten wird, und wohl ihm, wenn er, wie Sie, sich eingestehen darf, daß er der oft so verschwenderischen Güte des gnadenreichen Schöpfers nicht unwerth ist.«

Der Himmel schien es mit der schönen Braut im kleinen Wittwenhause zu Prerow gut zu meinen, denn er sandte ihr zu dem Tage, den sie sich zu ihrem süßesten Feste auserwählt, den freundlichsten Gruß durch seine milde klare Luft und dadurch, daß er allen Winden Schweigen gebot, die so oft mit dämonischer Gewalt über diese Küsten fegten, sich weder an Sommer noch Winter kehren und das Meer in Unruhe, und die Menschen, die ihm nahe leben, in Angst und Sorge versetzen.

Da die Trauung auf die elfte Morgenstunde festgesetzt wurde, herrschte in dem kleinen Wittwenhause schon frühzeitig reges Leben und viele Hände waren geschäftig, das zu der Feier Erforderliche zurechtzulegen und nachher die Braut zu schmücken, die bis jetzt noch nicht wußte, in welchem Gewande sie vor den Altar treten würde. Zu diesem Behufe hatte ihr die Pfarrerin schon lange vorher ihre größere Wohnung angeboten, allein Emmy zog es aus verschiedenen Gründen vor, bis zum letzten Augenblick in ihrem engen Häuschen zu weilen und darin sich auf ihren Ehrentag vorzubereiten, da sie mit ihm auf immer von demselben scheiden sollte.

Ihre kleinen Besitzthümer, meist Erinnerungen an eine längst verschwundene Zeit, von denen sie sich nicht trennen mochte, waren schon lange an Bord des stattlichen Dampfers geschafft, die größeren Möbel aber standen noch darin, denn sie sollten erst am Tage nach ihrer Abreise dem jetzigen Eigenthümer zufallen, wozu sie

Elias Rubarth bestimmt hatte, damit er in ihnen ein doppeltes Andenken an sie und Denjenigen, von welchem sie herrührten, von jetzt an in seiner nächsten Nähe habe.

Gegen zehn Uhr endlich brachte man ihr das Brautkleid, ein duftiges, leichtes Gewebe vom feinsten weißen Stoff, mit ächten Spitzen überreich besetzt, nebst einem Schleier, wie ihn noch nie eine Braut in Prerow gesehen, geschweige denn getragen hatte. Emmy, die seit so vielen Jahren nur dunkle Kleider besessen, wurde bleich, als sie auch diese kostbare Gabe Carling's empfing, aber sie sprach kein Wort darüber, als er kam, nur deutete sie mit einem dankbar sanften Blick darauf hin und drückte ihn sanft an ihr Herz, ohne zu ahnen, daß gerade dies der schönste Dank war, den er von ihr erwarten konnte. Um elf Uhr war sie in vollem Staate und zur Abfahrt nach dem Schiffe gerüstet. Aber da kam der schwere Augenblick des Scheidens von ihrem Häuschen heran; indessen bestand sie ihn glücklich, und wenn auch Thränen dabei vergossen wurden, was wollten jetzt noch diese besagen, wo so viele Freudenthänen, die gleich darauf folgen sollten, die Wagschale des Glücks um so viel tiefer sinken machten.

Sir Charles war in Begleitung des Oberförsters zu Wagen gekommen, während die anderen Gäste sich bald darauf einfanden. Gustava dagegen stand der Braut schon seit dem frühen Morgen zur Seite, und eben so die Pfarrerin. Da erschallte draußen vor dem Hause, wo eine große Menge Menschen sich versammelt habe; lautes Freudengeschrei und Gejauchze, denn eben kam auf

dem Prerower Strom der ›Gruß aus der Ferne‹ daher, von zwölf aufrechtstehenden Männern gerudert, die alle in ihren besten Kleidern die langen Riemen führten. Elias Rubarth, in einer ganz neuen Schifferkleidung, weiße Handschuhe auf den ›groben Tatzen‹, wie er sich selbst ausgedrückt, trat aus dem festlich geflaggten und mit einer grünen Laube überdeckten Hinterraum des Bootes an Land und bewegte sich nun mit feierlichen Schritten auf das Wittwenhaus zu, das bereits seine mit Guirlanden verzierte Thür weit geöffnet hatte, da es die Menge der zuströmenden Gäste nicht fassen konnte. Auf der Schwelle trat ihm Emmy entgegen, um die sich jetzt die Dorfbewohnerschaft drängte, voll staunender Bewunderung, denn eine so schöne und herrlich geschmückte Braut, die nach englischer Sitte einen Kranz von Orangenblüthen im goldenen Haar trug, hatte noch Niemand auf diesem kleinen Eilande gesehen.

Herzlich und mit thränenschweren Wimpern nach allen Seiten grüßend, schritt sie an der Hand des riesigen Rubarth durch die Menge und hinter ihr folgte Sir Charles mit Gustava, denen sich die übrigen Gäste in bunter Reihe anschlossen. Als Emmy an den Prerower Strom getreten war und man ihr schon beim Einsteigen in das Boot behülflich sein wollte, drehte sie sich noch einmal nach dem Wittwenhause, der Pfarre und der großen Düne um, und allen dreien mit beiden Händen den letzten Gruß zuwinkend, nahm sie schweigend Abschied von ihnen und stieg dann schwer aufathmend in das Boot, wo ihr neben Elias Rubarth und Sir Charles

gegenüber ein bequemer Platz vor der hinteren Cajüte bereitet war.

Als der ›Gruß aus der Ferne‹ die Mehrzahl der Gäste, die noch nicht an Bord der ›Penelope‹ waren, aufgenommen hatte, tauchten die stämmigen Ruderer ihre Riemen in's Wasser und langsam bewegte er sich nun nach der Brücke hin, die er bald hinter sich ließ und, von unzähligen Booten gefolgt, der Mündung des Stromes und dem Dampfer zutrieb, der, mit allen seinen Flaggen und Wimpeln geschmückt, den Brautzug schweigend erwartete, wie es von Emmy selbst gewünscht worden war, um in ihrer schwer errungenen Ruhe und Sammlung nicht durch den lauten Kanonengruß gestört zu werden.

Der ganze Strand und die Dünen umher waren mit den herbeigelaufenen Menschenschaaren bedeckt, und es war wohl nie vorher das Dorf so von seinen Bewohnern verlassen gewesen, wie an diesem Allen unvergeßlichen Tage. Mit Tüchern, Hüten und Blumensträußen winkend, begleiteten sie die schöne Braut mit ihren Herzenswünschen auf ihrem kurzen Wege, denn nur einem Theile von ihnen war es vergönnt, den Bord der ›Penelope‹ selbst zu betreten, da nicht alle Schaulustige darauf Platz finden konnten. Neugierde, Freude, Theilnahme aber glänzte auf allen Gesichtern und in vielen Augen schwammen Thränen, denn es gab wohl keinen Einzigen unter den Anwesenden, der Emmy, die gute Emmy, nicht von ganzem Herzen liebte und ihr das reinste Glück auf ihrem ferneren Lebenspfade wünschte. So hatten sie sie

denn zum letzten Mal als Bewohnerin von Prerow gesehen, aber obgleich sie ihnen für jetzt entrückt war, sie blieben dennoch am Strande versammelt, bis die Trauung ihr Ende erreicht, was ihnen die von dem Dampfer zurückkehrenden Theilnehmer der Feierlichkeit endlich verkündeten.

Als Emmy aber an Rubarth's Hand auf das Verdeck trat, wo die schweigende Mannschaft sie mit freudigem Staunen begrüßte, zitterte sie heftig und blieb einen Augenblick auf der Schwelle des zu einer Capelle umgewandelten Zeltes stehen. Sie erkannte es nicht wieder. Ein wahrer Blumengarten lachte ihr ringsum entgegen und auf dem zierlich geschmückten Altar im Hintergrunde brannten die Kerzen auf großen silbernen Leuchtern, vor denen Mr. Mildness im heimatlichen Ornate seinen Platz genommen hatte, denn er sollte die Trauung vollziehen und die Hände der Liebenden in einander legen, wie es Keiner so wohl verdiente wie er. Kaum hatten sich nun die Theilnehmer des Festes geordnet, so begann die feierliche Handlung und Sir Charles nahm mit einem dankbaren Blick seine Braut aus der Hand des ganz bleich gewordenen Rubarth entgegen.

Die ganze Handlung selbst zerfiel in zwei kurze und rasch auf einander folgende Abschnitte. Nachdem Mr. Mildness nach englischem Ritus und in englischer Sprache das Paar verbunden, wobei er in seiner Rede die für dasselbe so bedeutungsvollen Worte »*Love me little, love me long*« zum Texte genommen hatte, trat der Prediger Schulz hervor und hielt für seine Landsleute eine

deutsche Rede, die kurz und bündig war und allen Versammelten die Bedeutung der eben geschlossenen Verbindung auf liebevoll eindringliche Weise klar machte, indem er die Worte der heiligen Schrift: ›Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden!‹ seinem Vortrag zu Grunde legte.

Bald nachdem dieser ernste Art vorüber war und Sir Charles seiner Emmy den ersten Kuß als Gatte auf die Lippen gedrückt, und während die Zuschauer von Prerow ihre Boote bestiegen und die ›Penelope‹ verließen, ordneten sich die Gäste zum Festmahle, was an zierlich vorbereiteten und schnell unter das Sonnenzelt gerollten Tafeln eingenommen wurde. Im Dorfe dagegen fand zu derselben Zeit auch eine große Festlichkeit für die ärmeren Bewohner desselben statt, wofür Sir Charles längst Sorge getragen, wie er denn nicht genug thun zu können glaubte, um sein Glück allen Menschen klar und begreiflich zu machen.

Das Hochzeitsmahl selbst ging stiller als gewöhnlich vorüber und nur wenige Reden wurden dabei gehalten, die zugleich auf das Fest und den unmittelbar darauf folgenden schmerzlichen Moment Bedacht nahmen. Um drei Uhr schon war es vorüber und nun begannen die Gäste den herzlichsten Abschied von den sogleich Abreisenden zu nehmen, und das war kein angenehmer Augenblick, weder für diese noch für die Zurückbleibenden.

Als Alle den letzten Gruß mit dem neuvermählten Paa-re ausgetauscht, trat Rubarth, der sich so lange mit sei-nem vergnügt scheidenden Sohne beschäftigt, an dassel-be heran, und jedem eine Hand reichend, sagte er, indem ihm heiÙe Thränen über die braunen Wangen rollten.

»So. Da sind wir nun an dem Punkt angekommen, mei-ne lieben Freunde, den wir schon vor zwanzig Jahren uns mit heißer Sehnsucht herbeigewünscht, nicht wahr? Ja, es hat etwas lange gedauert, bis Du Deine Frau aus mei-ner Hand empfindest, mein Junge, doch an mir lag die Schuld nicht, wie Du weißt. Jetzt aber habe ich gegen Euch meine Pflicht erfüllt, ja! Nun wollt Ihr gehen und ich bleibe, ja! Aber in Gedanken gehe ich mit Euch und in Gedanken bleibt Ihr bei mir, das weiß ich, o ja! So gehet denn und Gott sei mit Euch auf dem Lande und auf dem Wasser, denn überall herrschet seine Herrlichkeit und Macht und Vatergüte. Lebt wohl! Wenn nicht hier unten auf der Erde, dann gewiß da oben im Himmel sehen wir uns wieder, o ja! und dann soll der treue Freundschaftsbund, den wir Drei einst in unsrer Jugend schlossen, fortgesetzt werden bis in alle Ewigkeit. Amen!«

Nach diesen, mit oft stockender Stimme hervorge-brachten Worten schüttelte er Beiden unter stärker aus-brechenden Thränen die Hände und wandte sich dann schnell von ihnen ab, um in sein Boot zu springen, in dem die Andern schon seiner harrend saÙen.

Sir Charles und Emmy hatten sich auf die mit Teppich-en behängte Gallerie des Schiffes gelehnt und sahen

ihre Freunde mit wehmüthig zurückgewandten Gesichtern langsam nach dem Lande rudern. Tücher winkten und Zurufe grüßten vom Strande und den Dünen her auf denen sich die Dorfbewohner wieder versammelt hatten. In diesem Augenblick feuerte die ›Penelope‹ drei Kanonenschüsse ab, zugleich gab der Schornstein wirbelnd Dampf aus, das Steuerruder ward von einem Maat in Bewegung gesetzt und das Schiff ging, im großen, stolzen Bogen sich schwingend, von seinem Ankerplatze langsam in die offene See hinaus, von Zeit zu Zeit wieder feuernd und die ihm Nachschauenden zum letzten Male grüßend. Diese aber standen mit wehenden Tüchern und thränenden Augen so lange am Strande, bis die letzte Rauchschlange am reinen Himmel sich mit dem in der Ferne aufsteigenden dünnen Nebel vermischt hatte, und dann kehrten Alle schweigend nach Hause zurück, sich wohl bewußt, daß mit *Emmy Norge* ein guter Engel von Prerow geschieden war, wie er sobald daselbst wohl nicht wieder einkehren wird.

SCHLUSSKAPITEL. DER VERFASSER WÜNSCHT ALLEN
LESERN, WAS SIR CHARLES IHNEN WÜNSCHT.

Es war der Nachmittag eines warmen Septembertages, der sich allmählig zum Abend neigte. Noch stand aber die Sonne ziemlich hoch über den blauen Bergen in der Ferne und goß ihre goldenen Strahlen über die blühende Landschaft, die rings um das schöne Doward-Court ausgebreitet lag. Am Himmel zeigte sich nur im Westen ein leichtes, weißlich graues Gewölk, im Südosten nach dem

Meerbusen von Bristol hin, stiegen dünne Nebel vom Meere auf, die nächste Umgebung aber lag klar und ruhig da und zwischen den grünen, blumenreichen Wiesen und den dichtbelaubten Buchenhöhen schlängelte sich friedlich der blaue Wye hin, auf dessen leise murmelnden Fluthen zahlreiche Kohlenschiffe mit ihren braunen Segeln langsam stromabwärts zogen.

Auf der Zinne des höchsten Thurmes von Doward-Court wehte die Flagge der Goodrick's gemächlich im leichten Südwinde und zeigte von Zeit zu Zeit, wenn sie ihre schweren Falten aus einander rollte, das Wappen mit der Rose und dem Wahlspruch – der Hausherr war also im Schlosse anwesend. Aber wir wollen noch nicht gleich über seine gastliche Schwelle treten, sondern erst die malerische Ruine der alten Burg besuchen, die wir schon einmal am Anfang unsrer Erzählung aus der Nähe betrachteten. Damals lag sie in einsamer Ruhe vor uns und schaute mit ihren erloschenen Augen wie ein von langer Pilgerfahrt ermüdeten Wanderer in das blühende Leben vor und unter ihr hinab, heute aber war es lebendiger in ihren halb verfallenen Räumen, denn innerhalb des alten Mauerwerks loderte lustig sein Feuer empor und mehrere Diener Sir Charles Goodrick's, in ihren einfachen Livreen, schürten es an und beschäftigten sich damit, den Thee zu bereiten und die Toaste zu rösten, welche die in kurzer Zeit erwartete Herrschaft auf dem freien Platze vor dem Gemäuer einnehmen wollte, da die neue Lady ein großes Gefallen daran fand, hier zu rasten und ihre jetzige schöne Heimat in ungestörter Ruhe zu genießen.

Auf diesem Platze nun hatten sorgliche Hände einen großen warmen Teppich ausgebreitet. Auf demselben standen ein mit weißem Damast gedeckter Tisch und um ihn her drei Feldstühle; die Gesellschaft also, die Mr. Coldwell, der Haushofmeister von Doward-Court, erwartete, war nicht groß, obgleich er sich alle Mühe gab, die silbernen Geräthe auf dem Tische, die blumenreichen japanischen Tassen und die Körbe mit Backwerk und sonstigem Zubehör zierlich zu ordnen, worin er durch lange Uebung eine große Meisterschaft erreicht hatte.

Mr. Coldwell finden wir, seitdem wir ihn nicht gesehen, in nichts verändert. Seine kurze gedrungene Gestalt war noch eben so rührig und rüstig wie früher, seine runden Wangen zeigten an, daß ihn keine Sorge heimgesucht, und die Heiterkeit auf seinen behäbigen Zügen ließ eine innere Zufriedenheit wahrnehmen, wie sie lange nicht in seinem Innern geherrscht hatte. Wie damals war er in einen schwarzen breitschößigen Frack gekleidet und eben so trug er eine steife weiße Halsbinde mit aufrecht stehenden Vatermördern, schwarzseidene Kniehosen mit silbernen Schnallen und seidene Strümpfe von gleicher Farbe, auf deren umfangreichen Inhalt er noch immer so stolz wie früher hinabblickte.

Mr. Coldwell war mit seinen Anordnungen schon lange fertig und eben so versicherten ihn die in der Ruine beschäftigten Diener, daß die Herrschaft jeden Augenblick eintreffen könne, da auch sie mit ihren Zurüstungen völlig zu Ende gekommen seien. Der kurzathmige und fette Haushofmeister hatte sich warm gearbeitet, was ihm

allerdings selbst im ruhigsten Schläfe begegnete, und er stand jetzt auf der Höhe des mit kurzem Rasen bedeckten Hügels, trocknete sich mit einem seidenen Tuch die Stirn und schaute sehnsüchtig nach dem beflaggten Schlosse hinüber, von woher er seine Herrschaft erwarten zu können glaubte. Allein sie kam noch immer nicht und statt ihrer schritt endlich ein einzelner Mann zu Fuße auf einem der mit gelbem Kiessande bestreuten Parkwege herunter und schlug, gemächlich die Hände auf den Rücken gelegt, den Fußpfad nach der Höhe des Ruinenberges ein.

Mr. Coldwell brauchte nicht lange nach diesem einzelnen Mann hinzuschauen, um ihn zu erkennen. Es war wie damals Mr. Mildness, der Rector von Ross, der diesmal aber nicht von seinem heimatlichen Städtchen, sondern von Doward-Court her sein Ziel erstrebte. Als er ungefähr die Mitte des Hügels erstiegen hatte, ging ihm der Haushofmeister entgegen und begrüßte ihn mit heiterem Lächeln und derselben ergebenen Miene, die er stets gegen den vielvermögenden Freund seines Herrn anzunehmen pflegte.

»Ah, Mr. Coldwell, guten Abend!« rief Mr. Mildness ihm schon von Weitem zu, und alsbald trat er an ihn heran und reichte ihm mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit die Rechte hin. »Ihr seid also schon auf Eurem Posten, wie ich sehe – nun, ist die Herrschaft noch nicht da?«

»Einen schönen guten Abend wünsche ich Ihnen auch, Ehrwürden!« erwiderte der Haushofmeister und verbeugte sich ehrerbietig mit tief abgezogenem Hute vor

der ehrwürdigen Gestalt des Geistlichen von Ross. »Aber die Herrschaft ist noch nicht da und ich wundere mich, daß Sie allein kommen und Sir Charles und die Lady nicht mitbringen?«

»Wir haben uns verfehlt, alter Freund. Sie ritten mir entgegen, wie ich auf dem Schlosse hörte; da ich heute aber einen andern Weg als gewöhnlich nahm, so trafen sie mich nicht und werden nun wohl von Ross herkommen, wie ich denke.«

Er blieb stehen, beschattete sich die Augen mit der Hand und schaute nach dem Felsrücken hinüber, auf welchem die kleine Stadt, seine alte Heimat, malerisch und friedlich lag.

»Nein, ich sehe sie noch nicht,« sagte er dann. »So laßt uns denn nach der Ruine hinaufgehen, sie werden uns nicht gar lange warten lassen.«

Als die beiden Männer nun langsam der Höhe zuwanderten, nahm Mr. Mildness Gesicht allmählig einen heiteren Glanz an und er schaute wiederholt seitwärts auf seinen Begleiter hin, der mit etwas keuchendem Athem neben ihm herschritt und sich die heiße Stirn wiederholt mit dem Tuche trocknete. Plötzlich blieb der Rector stehen, sah Mr. Coldwell lächelnd an, und sagte:

»Mr. Coldwell, denkt Ihr wohl daran, daß es nun fast ein Jahr her ist, als wir uns eines Abends auf derselben Stelle trafen?«

»Ei ja, Ehrwürden, wie könnte ich das vergessen haben? Nein, nein, so schwach bin ich von Gedanken noch nicht, Gott sei Dank!«

»Es hat sich Vieles seit jenem Tage hier verändert, Mr. Coldwell, nicht wahr?«

»Ach Gott, ja, Herr Rector, sehr Vieles, und Gott hat Alles zum Guten, sogar zum Besten gewendet, mehr, als man es eigentlich erwarten konnte.«

»Freilich, Ihr habt das Beste damals nicht erwartet, Mr. Coldwell, ich erinnere mich. Ach ja! Wißt Ihr wohl, wie uns die böse Frau Elster begegnete und Euch eine so große Angst einjagte? He, wißt Ihr es noch?«

»Ach Gott, Ehrwürden, schweigen Sie von der Elster still – man darf den Teufel nie an die Wand malen – und ich, ich denke immer noch an den Schrecken, den sie mir einflößte, und er war auch gerechtfertigt, meine ich.«

»Nein, mein alter Freund, das war er nicht, denn von allen Euern Befürchtungen ist nicht die geringste eingetroffen und Sir Charles hat sich weder so einsiedlerisch und hypochondrisch, wie sein ältester, noch so grimmig und hochmüthig wie sein jüngerer Bruder erwiesen, wie?«

»Nein, nein, das hat er gewiß nicht – aber warten Sie einmal einen Augenblick – ich muß erst hinter jene Mauer schauen, ob –«

Sie waren während dieses Gesprächs unmittelbar vor der Ruine angekommen und hatten denselben Platz erreicht, auf welchem sie einst von dem ihnen unbekanntem Baronet behorcht worden waren. Mr. Coldwell war vorsichtiger geworden seit jener Zeit und so schaute er erst nach der Rasenbank hin, auf welcher damals Sir Charles

gesessen. Da er sie aber leer fand und die Diener im Innern der Ruine außer Gehörweite waren, kam er wieder zu Mr. Mildness zurück, der sich unterdeß auf einen Feldstuhl niedergelassen, und blieb ehrerbietig vor ihm stehen, seinen weiteren Worten entgegensehend.

Mr. Mildness lächelte wieder. »Ist heute kein Horcher hinter der Mauer verborgen?« fragte er.

»Nein,« erwiderte der Haushofmeister leise, »es ist Niemand da und heute habe ich kein Unheil von daher zu befürchten. Gott gebe, daß es nicht von anderer Seite kommt!«

»Habt Ihr etwa wieder eine Elster gesehen?«

»Nein, nein, Sir, seit jenem Tage ist mir keine wieder begegnet, und wenn sie auch käme, Ihre Belehrung und die Folgen jenes Abends haben sie bei mir etwas aus dem Credit gebracht. Haha!«

»Ihr seid also mit den Folgen jenes Abends zufrieden?«

»Ei, wie sollte ich nicht? Sir Charles ist der beste Herr, den Doward-Court jemals besessen, seine Pächter sind glücklich und wir übrigen Alle auch.«

»Ist er es nicht ebenfalls, Mr. Coldwell?«

»Sir Charles? Ei, das sollte man glauben und er sieht auch gewiß so aus.«

»Und Eure neue Lady – wie gefällt Euch die?«

»Gott segne sie ewig, Ehrwürden, mehr kann man nicht sagen! Eine herrlichere Lady hat nie auf Doward-Court gewaltet und es ist jetzt ein anderes Leben bei uns als früher, ach ja!«

»Nun, es freut mich, diese Ansicht der Dinge von Euch zu hören. Ja, Lady Emmy ist eine prächtige Frau und Sir Charles hätte keine bessere auf dem ganzen Erdenrund finden können.«

»Nein, das hätte er nicht, Sir, es ist eine, wahre Freude, sie zu sehen, und hier hat einmal der rechte Mann die rechte Frau gefunden, was selten ist. Doch still – hören Sie nichts?«

Er trat von dem Rector fort und auf einen Fleck, von wo er das Thal überschauen konnte, welches sich zwischen den grünen Hügeln ausbreitete, auf welchem das alte und das neue Schloß lag, denn in der Ferne hatte sich freudiges Hundegebell vernehmen lassen und bald schallte auch der Huftritt galoppirender Pferde herauf.

»Ha!« rief er, »da kommen sie – von Ross her, wie Sie sagten, Ehrwürden. Sehen Sie nur, wie sie Beide zu Pferde sitzen und wie sie munter durch das Thal sprengen!«

Er hatte Recht. Von Ross her, den breiteren Fahrweg wählend, kamen drei Reiter herangaloppirt, die ihre Ponies in langsameren Gang setzten, als sie sich der Höhe näherten, auf welcher die beiden sie erwartenden Männer standen. Einige Schritte voran ritt auf einem muthigen schneeweißen Pferdchen, von bellenden Hunden verschiedener Race umsprungen, die Gemahlin Sir Charles Goodrick's, in perlgrauem Seidenrock und grünem Sammetspencer, der ihre schöne Gestalt eng umschloß, auf dem Kopfe trug sie ein kleines Hütchen mit aufgeschlagenen Krämpfen, an dem eine weiße Feder und

ein blauer Schleier anmuthig bei jeder Bewegung der Reiterin schwankte und flatterte. Unmittelbar hinter ihr ritt Sir Charles im grünen bequemen Jagdrock und flachen grauen Filzhut, und hinter ihm ein Reitknecht, der sich in gemessener Entfernung hielt, aber doch zu jedem Dienste bereit war.

Mr. Mildness trat ihnen freudig entgegen, winkte schon von Weitem mit dem Hute und rief der voranreitenden Emmy einen herzlichen Gruß zu. Als sie ihm nun mit lebhaft geröthetem Gesicht und heiterer Miene näher kam, trafen ihre Augen auf einander und es bedurfte keiner Frage des Freundes, keiner Versicherung Emmy's, daß sie glücklich war, denn auf ihrem edlen, schönen Angesicht lag das Glück in jedem Zuge ausgeprägt.

Der weiße, mit losen Schaumflocken bedeckte Pony hielt vor Mr. Mildness still und Emmy reichte dem Freunde die mit einem Reithandschuh bekleidete Hand hin. Der Rector wollte sie schon vom Pferde heben, als Sir Charles rasch herantrabte und sich zwischen seinen Freund und Emmy drängte.

»Halt, alter Freund,« rief er fröhlich, »das ist *meine* süße Pflicht und ich lasse sie mir selbst von Ihnen nicht streitig machen!«

Und rasch aus dem Sattel springend, trat er an das kleine Pferd seiner Gattin heran, hob sie mit kräftigen Armen leicht herunter und setzte sie sanft auf den Boden hin. Da erst wandte er sich zu Mr. Mildness, reichte ihm die Hand und begrüßte ihn auf seine gewöhnliche herzliche Weise. »Wir sind auf falscher Fährte gewesen,« sagte er dann,

»Sie sind uns diesmal entschlüpft. Aber da Sie vor uns an Ort und Stelle sind, verlange ich keine Rechtfertigung von Ihnen. Guten Abend, Coldwell, so, nun lassen Sie uns den Thee bringen, wir haben außer uns noch einen treuen Freund: den besten Appetit, mitgebracht.«

Die drei Personen saßen nun bald auf den Feldstühlen, die Gesichter nach dem Flusse gewendet, dessen schön geschwungenen Lauf Emmy's glänzende Augen mit freudigem Blicke verfolgten, da er sie, wie sie schon oft gesagt, stets an den Prerower Strom erinnerte, der auch solche anmuthige Krümmungen, wengleich nicht in so reizvoller Umgebung beschrieb.

»Was haben Sie?« fragte endlich Sir Charles, der während des Theetrinkens Mr. Mildness' Gesicht studirt hatte, auf dessen biederem Zügen sich jede innere Regung zum Sprechen deutlich kundgab.

»Befriedigen Sie nur erst Ihren Appetit,« versetzte dieser, »dann soll mein Proviant an die Reihe kommen. Allerdings habe ich etwas und ich glaube sogar, etwas Angenehmes, obgleich ich es selbst noch nicht kenne.«

Emmy schaute lächelnd auf und ihre Blicke fragten, was es denn Angenehmes sei, was er noch außer seiner Gesellschaft ihnen bieten könne.

»Ich habe Sie zwar nicht in Doward-Court getroffen,« fuhr er fort, »aber dafür etwas Anderes, was so eben der Postjunge gebracht hatte. Sehen Sie da – einen dicken, dicken Brief« – er zog ihn bei diesen Worten langsam aus der Brusttasche und hielt ihn hoch in die Luft – »und nun rathen Sie, welchen Poststempel er trägt?«

Sowohl Emmy wie Sir Charles schauten freudig überrascht in die Höhe und auf ihren belebten Gesichtern malte sich sichtbar die Spannung ihres Innern ab. »Rathen Sie, rathen Sie!« rief Mr. Mildness noch einmal.

Emmy stand von ihrem Sitze auf und wollte nach dem Briefe greifen. »Nein, nein,« rief der Rector, ihrer Hand ausweichend – »Sie müssen rathen!«

»Aus Prerow!« rief Sir Charles. »Ich wette darauf.«

»Das hat Ihnen Ihr Herz gesagt,« rief Mr. Mildness. »Ja, Sie haben Recht und da – da haben Sie ihn, denn er ist an Sie adressirt.«

Sir Charles ergriff ihn, warf einen flüchtigen Blick darauf und reichte ihn dann mit einem zärtlichen Lächeln seiner Emmy hin. »Da hast *Du* ihn, Du hast die größten Ansprüche darauf, wenn er auch meinen Namen trägt, der, wenn ich nicht irre, von dem Oberförster geschrieben ist.«

»Nein,« rief Emmy, als sie die Adresse gelesen, »sie ist von der Hand des Predigers Schulz. Oeffne ihn, Carling!«

Sir Charles öffnete ihn und nahm fünf oder sechs einzelne Bogen von verschiedenem Papier heraus, die alle von verschiedenen Händen beschrieben waren. »Ah,« sagte er, »alle unsere Freunde haben mit einem Male, wie wir es wünschten, ihre Pflicht erfüllt, es ist ihre Antwort auf unsere Danksagung für alle Liebe, die sie uns erwiesen. Da: wir wollen uns darin theilen. Hier, Emmy, hast Du einen schön geschriebenen Bogen von Gustava – und Sie, Mr. Mildness, lesen Sie, was Ihr College, der Prediger, schreibt, ich nehme des Oberförsters Zeilen, und da – was

ist denn das für eine seltsame Hieroglyphenschrift? Bei Gott, er ist von Elias, von meinem guten Elias! Wahrhaftig, der alte Junge hat einmal das Steuerruder bei Seite gelegt und eine zarte Feder in seine ›grobe Tatze‹ genommen. Haha! Das ist ihm gewiß sauer genug geworden und darum soll er zuerst gelesen werden.«

Die drei Personen saßen jetzt schweigend neben einander, eine jede mit einem Briefe beschäftigt, den sie eifrig und mit beglückter Miene las. Allein das Schweigen dauerte nicht lange, bald rief der Eine, bald die Andere, was ihnen vor Augen trat, und so wurden bunt durch einander folgende Mittheilungen laut:

»Sie sind Alle gesund!« sagte zuerst Sir Charles, in seinem Briefe weiter lesend. »Gott sei Dank!«

»Und die Düne ist sehr einsam geworden, seitdem Frau Emming, der Engel von Prerow, aus dem Lande gegangen ist!« rief Mr. Mildness.

»O höre doch, höre doch!« fiel Emmy ein. »Oberförsters haben Beide bei Eröffnung der Jagd drei Tage im Waldhäuschen ganz allein gewohnt und da hat Gustava auch diesen Brief geschrieben. O, was muß das reizend, idyllisch und romantisch gewesen sein, denke Dir doch!«

Sir Charles nickte mit einem herzlichen Blick auf das süße Weib hin, dann sagte er: »Rubarth hat große Sehnsucht nach uns, schreibt er. Das ist der ganze Inhalt seines Briefes, und nun will ich den des Oberförsters lesen.«

»Der Prediger Schulz bittet sich unsere Photographien aus,« rief Mr. Mildness lächelnd.

»Die soll er haben!« erwiderte Sir Charles freudig. »Sogar von London aus!«

»Gustava will uns das ganze Waldhaus einräumen und einrichten, wenn wir wieder nach dem Darss kommen!« rief Emmy. »Das ist kein übler Vorschlag.«

Sir Charles lachte laut auf. »O, das ist hübsch,« sagte er, »so hört doch! Der Oberförster behauptet, nie einen so großen Bock geschossen zu haben als damit, daß er mich in seinem Revier hat jagen lassen; ich hätte ihm allen Reiz entzogen und die ganze Jagd verdorben –«

»O nein doch!« rief Emmy und eilte lebhaft auf ihren Mann zu, dem sie ihre feine Hand einen Augenblick fest auf den Mund drückte.

Sir Charles küßte die Hand, hielt sie fest und versetzte: »Wenn der Oberförster, eine glaubhafte amtliche Person, es selber sagt, muß es doch wahr sein, Liebe! Doch da – da hast Du ihn – lies ihn selber und nun gib mir Deiner Freundin Brief her.«

Sie tauschten die Bogen mit einander aus und als sie sie alle der Reihe nach gelesen, lenkte sich das Gespräch des Abends natürlich nach dem Zingst und dem Darss, und die kürzlich verlebte Vergangenheit, schon so oft unter ihnen besprochen, wurde noch einmal nach allen Seiten beleuchtet, in der That das schönste Gespräch, was diese glücklichen Menschen mit einander führen konnten.

So blieben sie beisammen auf der grünen Höhe sitzen, bis die Sonne lange hinter die blauen Berge von Wales gesunken war und ein frischer Wind von der Nordsee aus

Südost herüberwehte. Da stand Mr. Mildness zuerst auf und sagte: »Es wird kühl, meine Freunde, lassen Sie uns aufbrechen. Ich begleite Sie noch bis an das Parkthor drüben.«

»Wollen Sie denn nicht mit nach Doward-Court?« fragte Emmy.

»Nein, heute nicht, ich habe morgen zu predigen und muß meine Gedanken sammeln, die diese lieben Briefe etwas zerstreut haben.«

Sir Charles hatte die Pferde gleich nach seiner Ankunft nach Hause gesandt, so schickte man sich denn an, den Rückweg zu Fuße anzutreten. Emmy nahm ihres Gatten Arm, Mr. Mildness ging dicht hinter ihnen her und so kamen sie munter plaudernd am Parkthor an, von welchem ein Weg nach Doward-Court hinauf und ein anderer nach Ross hinüberführte.

»Sie kommen doch morgen zu Tische?« fragte Emmy mit herzlicher Miene, als Mr. Mildness ihr die Hand zum Abschied reichte.

»Warum sollte ich nicht? Ich komme ja alle Tage. Und jeden Tag lieber.«

»Und wann gehen wir nach Schottland?« fragte Sir Charles.

»Das wollen wir morgen verabreden, mein Freund.«

»Gut, also auf Wiedersehen!«

Die beiden Männer schüttelten sich noch einmal die Hand, dann trennten sie sich und bald war die würdevolle Gestalt des Geistlichen in dem leichten blauen Nebel verschwunden, der sich über Berg und Thal gesenkt

hatte, und wandelte langsam und mit freudigem Herzen seiner bescheidenen Heimat zu, die ihm jetzt noch einmal so theuer geworden war, da er in der Nähe so liebe Freunde besaß, die nicht mehr ohne ihn leben konnten, wie auch er nicht ohne sie.

Sir Charles aber schritt, Emmy am Arme führend, langsam nach seinem schönen Schlosse hinauf. Auf diesem Wege im Parke, mitten zwischen den hohen Laubbäumen, herrschte schon tiefe abendliche Dämmerung, die auf liebende und sich ganz hingebende Gemüther stets einen so wunderbar belebenden und fast berausenden Einfluß übt. Fester schlossen sie sich daher an einander und zuletzt gingen sie, innig Seite an Seite geschmiegt, langsam auf dem schattigen Pfade fort, wie sie einst in ihrem Neste auf der Düne und im Waldhäuschen gesessen hatten, die Welt um sich her fast vergessend und nur dem inneren Lichte folgend und vertrauend, welches die Vorsehung dem edlen Menschen so gütig und fürsorgend in die Seele gehaucht. Ihr Glück war auch jetzt so groß und füllte so ganz ihr Herz aus, daß sie keine Worte fanden, dasselbe zu erkennen zu geben, und so erreichten sie schweigsamer denn je die blumenduftende Rampe vor dem Schlosse, von der man unmittelbar in die uns schon bekannte und mit Waffen und Rüstungen geschmückte Halle trat. Hier wurden sie von einigen wachsamen Dienern empfangen, die brennende Kerzen bereit hielten und ihnen die Zimmer nach der Bibliothek öffneten, und erst jetzt, als sie in diesen behaglichen Raum eintraten, löste sich das süße Band, das ihre Lippen gefesselt, und

Emmy war die Erste, die ihren gepreßten Gefühlen hörbare Worte lieh.

Als sich die Thür hinter ihnen geschlossen, blieb sie stehen und schaute sich mit einem eigenthümlichen, zaghaften Blick in dem großen, glänzenden Gemache um, in dessen Kamin, vor dem einst die Reise nach Prerow beschlossen wurde, ein leichtes Kohlenfeuer brannte und damit dem von mildem Lampenlicht matt erhellten Raume einen höchst behaglichen Anstrich verlieh.

»O mein theurer Charley,« sagte da Emmy und ergriff von Neuem den Arm ihres Gatten, der leise mit ihr über den weichen Teppich durch die Bibliothek und die daran stoßenden, mit so vielen kostbaren Gegenständen verzierten Säle schritt, die ihr jetzt zur Wohnung angewiesen waren, »es ist doch seltsam, daß uns an gewissen Orten immer dieselben Gedanken und Gefühle heimsuchen, selbst wenn im Augenblick unser Geist auf ganz andere Dinge gerichtet war.«

Sir Charles lenkte sein Auge liebevoll fragend auf die also Redende, und ruhig mit ihr weiter schreitend, sagte er: »Was für Gefühle meinst Du, meine Emmy? Laß sie auch mich kennen lernen, denn was in Dir lebt, wird hoffentlich auch in mir zum Leben erwachen können.«

»O nein, diesmal nicht, Charley, nein, gewiß nicht. Sieh, als ich zum ersten Mal in Deine schöne Bibliothek trat, den Reichthum und die Anordnung der darin angesammelten Schätze sah, da überströmte es mich siedend heiß und es dauerte geraume Zeit, bis ich mich fassen

und wieder erholen konnte, denn es griff wie eine glühende Zange in mein flammendes Herz. Und nun, seltsam genug, so oft ich abermals meine Schritte hierhersetze, wiederholt sich stets dasselbe Gefühl und auch jetzt hat es mich wieder mit der versengenden Gluth gepackt.«

»O so nenne es doch, damit ich Dich ein für alle Mal davon befreie – ich weiß ja nicht, was Du meinst.«

»Mein Carling,« flüsterte Emmy leise, schlang ihren rechten Arm um seinen Leib und drückte sich dabei fest an seine Brust – »verzeih mir, ich kann es vielleicht nicht in die richtigen Worte fassen, da es eben nur ein Gefühl ist, aber wenn ich es in unsere Sprache übertragen soll, so lautet es ungefähr: Ach, all' diesen Glanz, diesen Reichthum, diese Fülle von Werth und Gehalt, verließ Sir Charles Goodrick, um noch einmal nach zwanzig Jahren das einsame, stille, arme Prerow zu betreten und –«

»Dich aufzusuchen, willst Du sagen – o, ich verstehe Dich jetzt. Aber nun sprich kein Wort weiter, Liebe, ich selbst will Dir die Antwort dictiren, die Du von jetzt an stets in Bereitschaft haben sollst, wenn dies für mich so schmeichelhafte und Dich so belästigende Gefühl wiederkehrt.«

»O nein, es belästigt mich nicht, Carling, es thut mir im Gegentheil unglaublich wohl!«

»Ah, siehst Du, nun ja, mir thut es auch wohl, Dir sagen zu können, daß ich, wenn ich noch viel schönere Schlösser geerbt hätte und ein viel reicherer Mann geworden wäre, dennoch immer wieder nach jener verlassenen Düne reisen würde, um Dich wiederzufinden, ja, daß ich

dies Alles, meiner Väter Besitz und Namen opfern würde und in Prerow, aller Welt unbekannt, als ein kleiner Landwirth leben wollte, wenn ich nur Dich daselbst so in meinen Armen und an meinem Herzen halten könnte, wie ich Dich in diesem Augenblick halte. Denn mein Glück an Deiner Seite übersteigt jedes andere Glück, welches mir sonst die Welt mit allen ihren Ehren und Schätzen bieten kann.«

Emmy schaute vor überfließendem Glück fast wehmüthig zu ihm auf, küßte ihn leidenschaftlich und schritt dann mit gesenktem Kopfe sinnend neben ihm her. »Ach,« fing sie nach einer Weile von Neuem an, »sollte man nicht fast, wenn man, wie ich jetzt in dieser Fülle von Glanz und Glück, gleichsam in Gottes Schooß sitzt, auf den Gedanken kommen, daß alles Unglück in der Welt blos auf Einbildung beruht, daß also auch wir nur so lange schwer und lange geträumt haben, als wir von einander getrennt waren?«

»Ach meine Liebe,« erwiderte Sir Charles mit lebhaftem Ausdruck, »da hast Du, vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, mit schlagenden Worten den schrecklichen Irrthum berührt, in dem sich so viele reiche und hochstehende Menschen befinden, die immer ›in Gottes Schooß‹ saßen, wie Du so schön sagst, oft von ihrer Geburt an, ohne Wechsel, ohne Aufhören, und die in der Ueberfülle ihres Genusses nicht begreifen können, daß das Unglück wirklich keine Einbildung, sondern eine Wahrheit und dabei eine unverschuldete Mitgift ist, die einer

bei Weitem größeren Menschenzahl auf der Welt zugefallen ist, als das Glück. O nein, meine theure, geliebte Emmy, wir Beide wollen, obgleich auch wir jetzt ›in Gottes Schooß‹ sitzen, nicht in diesen schrecklichen Irrthum verfallen, wir wollen nicht vergessen, daß das Unglück leider eine Wahrheit ist, wie wir an uns selber erfahren haben. Denn damals, als wir uns im Waldhäuschen trennten, glaubten wir freilich schon recht unglücklich zu sein, und doch, was war dieses unser erstes Unglück gegen das fast Verzweiflung erzeugende zweite Unheil, als jener verhängnißvolle Brief Deines Pflegevaters nach Indien kam und mir verkündete, daß alle meine Hoffnungen und Wünsche in Bezug auf Dich vernichtet seien und daß Du –«

»O mein Gott,« unterbrach ihn Emmy mit ängstlichem Gesichtsausdruck, als wollte sie sich in seinen Arm flüchten, »ja, ja, Du hast Recht, Charley, aber still, kein Wort mehr darüber, wir wollen uns jetzt unser kostbares Glück nicht durch diese trostlose Erinnerung trüben –«

»Und doch, meine Liebe, hat es sein Gutes, mitten im Glück an das Unglück zu denken.«

»Gewiß, und das wollte ich eben sagen; und ich sage es jetzt, indem ich ja nur als Deine Schülerin in allem Guten Deine eigenen Lehren befolge: wir wollen alle Tage daran denken, daß es neben dem Glück auf dieser Welt auch vieles Unglück giebt, und wollen, so viel an uns ist, jede Gelegenheit wahrnehmen, das letztere zu vermindern und das erste zu mehren; dann, nur dann, mein Freund, können wir uns am Ende unsers Lebens sagen,

daß wir unsre Schuldigkeit als Menschen erfüllt und uns das Glück, »in Gottes Schooß zu sitzen«, redlich erworben haben.«

»Ich stimme Dir vollkommen bei, Emmy, und das ist ja auch mein Streben von dem Augenblick an gewesen, wo ich erfuhr, daß ich der reiche Erbe meiner Väter geworden sei. So laß uns denn Beide zusammen nach diesem schönen Ziele streben und vielleicht ist das Glück und der Segen, den wir darüber empfinden, verlockend genug, daß Andere, noch Reichere und Höhergestellte uns nacheifern, Gutes zu thun nach ihren Kräften, denn wenn das Alle nach ihrem Vermögen thäten, so würde der Sieg endlich auf unserer Seite sein und das Elend der Welt würde, wenn nicht verschwinden, doch allmählig abnehmen, bis zuletzt ein anderes Zeitalter und ein erhabenerer Zeitgeist ersteht und aus der so schönen Welt auch eine begehrenswerthe Welt macht, was sie leider für Viele unsers Gleichen heut zu Tage nicht mehr ist.«

»Da hast Du meine Hand,« rief Emmy, strahlend von Wohlwollen und Menschenliebe, »dahin will ich mit Dir streben, so lange ich lebe, denn *Menschen glücklich zu machen, ist ein noch höheres Glück, als selber glücklich zu sein!*«

Sie standen in diesem Augenblick an einem Fenster, das Sir Charles öffnete, wobei er auf die schweigende, halb und halb in Nebel gehüllte Gegend deutete, über deren Begränzung im Osten sich eben die silberne Mondsichel erhob, die aus düsterem, zerrissenen Gewölk sich in den blauen Aether emporzuarbeiten strebte, was ihr

auch endlich gelang. »Sieh da,« sagte er, »da kämpft auch Einer und ringt sich frei von Nebel und Dunst, und auch er wird siegreich über seine feindliche Umgebung triumphiren. O, wie oft habe ich sehnsuchtsvoll in jenen tropischen Nächten zu ihm emporgeblickt und ihn gebeten, auch mir die Kräfte zu leihen und mich das Geheimniß zu lehren, wie man über Nebel und Gewölk im Leben triumphiren kann! Und siehe da, er, oder vielmehr Der, der auch seine Bahnen lenkt, hat meine Bitten erhört und so stehe ich jetzt mit Dir Brust an Brust und Herz an Herz, siegreich über meine Feinde triumphirend, und wenn ich auch zwanzig lange Jahre habe warten müssen, bis meine Nebel sanken und mein Gewölk sich lichtete, der Sieg ist um so süßer und meine Seele um so dankbarer dafür. Jetzt, silberner Mond, Du siegreiche Flamme da oben – lehre auch Andere Dein Geheimniß und gieb ihnen die Kraft, daß sie sich von ihren Feinden befreien, denn was für eine Welt müßte es sein, auf der alle Menschen einig, glücklich und zufrieden sind!«

»Das wäre der Himmel selber, mein theurer Mann!« flüsterte es süß und leise an seiner Brust.

»Wie *ich* ihn in diesem Augenblick empfinde, ja, Du hast Recht – und mag ein solcher Himmel *Vielen* beschieden sein! Ich wünsche ihn *Allen*!«